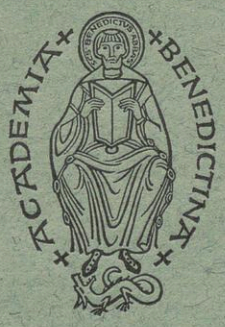
N12<522558144 021
ubTÜBINGEN

TR

STUDIEN
UND
MITTEILUNGEN
ZUR GESCHICHTE DES
BENEDIKTINER-ORDENS
UND SEINER ZWEIGE

HERAUSGEGEBEN VON DER BAYERISCHEN
BENEDIKTINERAKADEMIE

DER GANZEN REIHE BAND 90
JAHRGANG 1979
HEFT I—II





1979
EOS VERLAG ERZABTEI ST. OTTILIEN

425
M12
Z 19
UB TÜB
06. NOV. 1979
Gd 448

STUDIEN

UND

MITTEILUNGEN

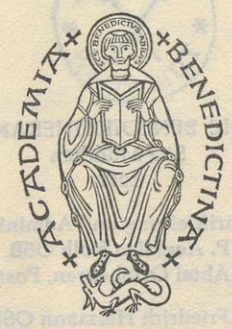
ZUR GESCHICHTE DES

BENEDIKTINER-ORDENS

UND SEINER ZWEIGE

HERAUSGEGEBEN VON DER BAYERISCHEN
BENEDIKTINERAKADEMIE

DER GANZEN REIHE BAND 90
JAHRGANG 1979
HEFT I–IV



1979

EOS VERLAG ERZABTEI ST. OTTILIEN

UNIV. BIBL. TÜBINGEN

BAYERISCHE BENEDIKTINERAKADEMIE e. V.
Sitz München
1979

Hauptschriftleitung und Administration
P. Aegidius Kolb OSB
D-8942 Abtei Ottobeuren, Postf. 1140

Redaktion Österreich: P. DDr. Friedrich Hermann OSB, Salzburg, Erzabtei St. Peter

Redaktion Schweiz: P. Kuno Bugmann OSB, Stift Einsiedeln

Herstellung: Buchdrucklehrwerkstätte Birkeneck

In Kommission:
E O S Verlag Erzabtei St. Ottilien D-8917

Gd 448

Inhalt des Jahrganges 1979 Band 90 Heft I-IV

JOSEF KARDINAL SCHRÖFFER, ROM
Geleitwort 11

1000 JAHRE WALBURGISLOB 15

ANDREAS BAUCH, EICHSTÄTT
Monheim, ein Wallfahrtszentrum der Karolingerzeit
Frühe Walpurgisverehrung 32

INGEBORG BUCHHOLZ-JOHANEK, WÜRZBURG
Die Gründung des Klosters St. Walburg 1035 und ihre Quellen 45

LEONIE VON WILKENS, NÜRNBERG
Die Teppiche mit der heiligen Walburga 81

ORTRUN FINA, EICHSTÄTT
Walburgisverehrung und Frömmigkeit in der Barockzeit 97

MARIA MENGS, EICHSTÄTT
Schrifttum zum Leben und zur Verehrung der heiligen Walburga 121

Inhalt des Jahrganges 1979 Band 90 Heft III-IV

KLAUS GANZER, WÜRZBURG
Benediktineräbte auf dem Konzil von Trient 151

CHRISTINE RESSMANN, WIEN
Das Benediktinerstift Göttweig und seine Voraussetzungen in der Klosterbaukunst des 17. und 18. Jahrhunderts 214

HERMANN FISCHER und THEODOR WOHNHAAS, ERLANGEN
Organa Benedictina Bavarico-Suevica 315

HUGO ROKYTA, PRAG/SALZBURG
P. Paulus Johann Baptist Rath OSB aus Seitenstetten (1807—1887) 356

URSMAR ENGELMANN OSB, BEURON
Zur Aufhebung der Abtei St. Peter i. Schw. im Jahre 1806 420

CORBINIAN GINDELE OSB, BEURON
Columban verzichtet auf seinen Meßpriester Gallus 438

Regelname — Regelstadien 446

HUBERT HOUBEN, FREIBURG/BR.
Zu den Mönchslisten des Klosters Mattsee aus der Karolingerzeit 449

BEDA MENZEL OSB, ROHR
Schicksale der Abtei Braunau in Rohr unter der Regierung des Abtes Dr. Dominik Prokop 1926—1969 und deren Auswirkungen 458

STEPHAN SCHALLER OSB, ETTAL
Ampferang — Studien zur Gründungsgeschichte Ettals 499

ZUR CHRONIK DES ORDENS

Stephan Schaller OSB, Ettal
Das Arbeitsjahr 1978/79 der Bayerischen Benediktinerakademie 507

Vestigia Patrum
Ein Bericht von Stephan Schaller OSB, Ettal 510

Gerhard Voss OSB, Niederaltaich
Der Einheit verpflichtet 517

Bonifaz Pfister OSB, Niederaltaich
Die Abtei Maria Frieden in Kirchschletten, Kreis Bamberg 518

Anselm Wimmer OSB, Metten
Doppeljubiläum in Metten 521

In memoriam
Hildebrand Dussler OSB, Ettal 523
Willibrord Neumüller OSB, Kremsmünster 525
Abt Wenzel Johannes Pokorny von Raigern (1894—1979) 527

LITERARISCHE UMSCHAU 530

ZS 55.-

STUDIEN

UND

MITTEILUNGEN

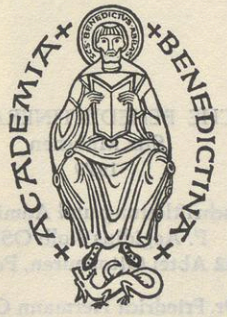
ZUR GESCHICHTE DES

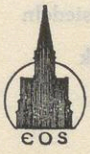
BENEDIKTINER-ORDENS

UND SEINER ZWEIGE

HERAUSGEGEBEN VON DER BAYERISCHEN
BENEDIKTINERAKADEMIE

DER GANZEN REIHE BAND 90
JAHRGANG 1979
HEFT I—II





1979
EOS VERLAG ERZABTEI ST. OTTILIEN

BAYERISCHE BENEDIKTINERAKADEMIE e. V.
Sitz München
1979

Hauptschriftleitung und Administration
P. Aegidius Kolb OSB
D-8942 Abtei Ottobeuren, Postf. 1140

Redaktion Österreich: P. DDr. Friedrich Hermann OSB, Salzburg, Erzabtei St. Peter

Redaktion Schweiz: P. Kuno Bugmann OSB, Stift Einsiedeln

Herstellung: Buchdrucklehrwerkstätte Birkeneck

In Kommission:
E O S Verlag Erzabtei St. Ottilien D-8917

SANCTAE VVALBVRGAE
VIRGINI ABBATISSAE,
CVIVS AQVA VITALIS
A SAECVLIS
FLVIT SALVBRIS,
HIC LIBELLVS
PIE DEDICATVR.

Chronogramm von Heinz Römer – Neustadt an der Weinstraße
Seite 5

Hl. Walburga.
Scherenschnitt von M. Dorothea Brockmann OSB – Abtei Eichstätt
Seite 7





INHALT

JOSEF KARDINAL SCHRÖFFER, ROM
Geleitwort 11

1000 JAHRE WALBURGISLOB 15

ANDREAS BAUCH, EICHSTÄTT
Monheim, ein Wallfahrtszentrum der Karolingerzeit
Frühe Walpurgisverehrung 32

INGEBORG BUCHHOLZ-JOHANEK, WÜRZBURG
Die Gründung des Klosters St. Walburg 1035 und ihre Quellen 45

LEONIE VON WILKENS, NÜRNBERG
Die Teppiche mit der heiligen Walburga 81

ORTRUN FINA, EICHSTÄTT
Walburgisverehrung und Frömmigkeit in der Barockzeit 97

MARIA MENGS, EICHSTÄTT
Schrifttum zum Leben und zur Verehrung der heiligen Walburga 121

Geleitwort

Am 25. Februar dieses Jahres jährte sich zum 1200. Mal der Tag, an dem eine edle, heilige Frau diese Erde verließ und zu Gott heimgegangen ist, Walburga, die Äbtissin des Benediktinerdoppelklosters von Heidenheim. Es ist angemessen, daß sowohl der Orden Benedikts, dem sie ihre Formung verdankte und dem sie zur Ehre gereicht, wie auch alle, die ihr verbunden sind, im besonderen die Diözese Eichstätt, in der sie gelebt und gewirkt und die sie als Patronin verehrt, dieses Tages und ihrer großen Heiligen gedenken.

Ihrem Andenken ist deshalb das vorliegende Heft der ‚Studien und Mitteilungen' gewidmet, und ein Geleitwort dazu zu schreiben, ist für einen ehemaligen Bischof von Eichstätt, einem Nachfolger ihres Bruders Willibald, eine Ehre und liebend übernommene Aufgabe.

Sich mit diesem Heiligenleben zu befassen, ist nicht nur ein dankenswertes Unternehmen der Geschichtsschreibung, sondern kann zugleich von existenzieller Gegenwartsbedeutung werden. Die Gestalt dieser heiligen Frau gehört ja nicht nur der Vergangenheit des frühen Mittelalters an, sondern ragt auch herein in unsere Gegenwart, der sie eine Botschaft zu verkünden hat und in der sie nach der Überzeugung des gläubigen Volkes durch die Vermittlung vieler Erweise der Huld Gottes wohltätig weiterwirkt.

Wir wissen nicht sehr viel von ihrem Leben; denn die geschichtlichen Quellen fließen spärlich. Aber was sie bieten, reicht doch aus, um ihre edle Gestalt in deutlichen Umrissen in das Licht der Geschichte treten zu lassen und ihre Bedeutung auch für unsere Zeit anzuzeigen.

In der Schule heiligen Lebens

Da ist zunächst auf ihren Werdegang hinzuweisen. Sie wurde um das Jahr 710 in Südengland geboren und wuchs im Schoß einer vornehmen, tiefgläubigen Familie heran. Vieles deutet darauf hin, daß der frühchristliche Elan eines neubekehrten Volkes in dieser Familie noch lebendig war; es waren ja erst knapp 100 Jahre vergangen, seit England für das Christentum gewonnen worden war. Aus dem Munde ihres Bruders Willibald wissen wir einiges über den Geist, der in der Familie herrschte. Auf dem elterlichen Herrenhof war ein hohes Kreuz aufgerichtet, vor dem sich die Familie zum täglichen Gebet versammelte. Vor dieses Kreuz wurden auch die Sorgen der Familie gebracht. So wurde der dreijährige Willibald, der schwer erkrankt war, vor diesem Kreuz niedergelegt und seine Wiedergenesung von Gott erfleht.

In dieser Familie war auch der Mut zum Leben und die Treue zu den Lebensgesetzen zu finden. Drei der Kinder kennen wir mit Namen, Willi-

bald, Wunibald und Walburga; es waren ihrer aber mehr, wie sich aus der Antwort des Vaters auf das Ansinnen seines Sohnes Willibald ergibt, zusammen mit ihm und Wunibald die Heimat zu verlassen und eine Pilgerfahrt nach Rom und in das Heilige Land zu unternehmen: es sei grausam, Gattin und unmündige Kinder zu verlassen und sie fremden Menschen zu überlassen. Zu diesen minderjährigen Kindern wird Walburga selbst gehört haben; aber wie der Plural andeutet, nicht sie allein.

In dieser aFmilie wurde für eine christliche Erziehung gesorgt. So wie Willibald schon in frühesten Jahren in klösterliche Erziehung gegeben wurde, so wird mit guten Gründen angenommen, daß es auch mit Walburga geschah. Ähnlich war es ja auch mit ihren Verwandten geschehen, Bonifatius und Lioba waren im 7. Lebensjahr zur Erziehung in ein Kloster gebracht worden.

In dieser Familie wurde für eine christliche Erziehung gesorgt. So wie auf Walburga, die etwa Zehnjährige, einen tiefen, das eigene Leben beeinflussenden Eindruck gemacht haben, als der Vater, der nach anfänglichem Zögern doch seine Bedenken überwunden hatte, und die zwei älteren Brüder Haus und Hof und die Familie verließen, um ein hohes Ideal zu verwirklichen, die Heimatlosigkeit um Christi willen auf sich zu nehmen und auf eine lange, ungewisse Pilgerfahrt sich zu begeben. Es war ein Abschied mit fraglicher Wiederkehr. Für den Vater sollte sie nicht mehr erfolgen. Er starb schon in Mittelitalien, Wunibald sollte erst nach Jahren und auch nur vorübergehend zurückkehren, von Willibald wissen wir es nicht. Hohe Glaubenskraft hat die Familie ausgezeichnet, tiefe Liebe zu Christus, zu seinem Kreuz, seinem Wort und zu den Stätten seines irdischen Wandels hat sie beseelt.

Aus all dem erhellt die Gegenwartsbedeutung solcher Familien in einer Zeit erlahmender Glaubenskraft, abnehmender Pflege des Familiengebetes, versiegenden Willens zur Weitergabe des Lebens, geschwächter Fähigkeit zu hohen Entschlüssen, die tiefen Glauben und echte Christusliebe zur Voraussetzung haben.

Im Dienste Gottes und der Menschen

Die Bindung an das Evangelium, zu der Walburga in der Schule christlicher Erziehung gelangt war, ließ in ihr den Entschluß reifen, ein Leben der Ganzhingabe an Gott und sein Reich zu ergreifen. Sie nahm den Schleier im Orden des heiligen Benedikt. Drei Geschwister dieser Familie gehörten so dieser Ordensfamilie an.

Es war aber nicht nur der Lobpreis Gottes und die persönliche Heiligung, die fortan den Inhalt ihres Lebens ausmachten. Wir finden sie mitbeteiligt an den großen Aufgaben der Kirche. Wie ihre beiden Brüder ging auch sie in die germanische Mission. Wunibald war 739 nach Thüringen gegangen, Willibald wurde durch Bonifatius für die bayerisch-fränkische Mission erbeten und vom Papst 740 dorthin gesandt. So wie mit Lioba, ihrer Verwandten, zum erstenmal eine angelsächsische Frau in die deutsche Mission gerufen worden war, so geschah es nun auch mit Walburga. Möglicherweise führte sie ihr Weg in unserem Land zunächst zu Lioba nach Tauberbischofs-

heim, was „auf Grund der verwandtschaftlichen Beziehungen zu ihr und im Einklang mit den sonstigen Gepflogenheiten des heiligen Bonifatius angenommen werden" darf (Andreas Bauch, Biographien der Gründungszeit, 1962, S. 250). Dann aber finden wir sie im Bistum ihres Bruders Willibald und zwar in Heidenheim, wo Wunibald ein Kloster errichtet hatte.

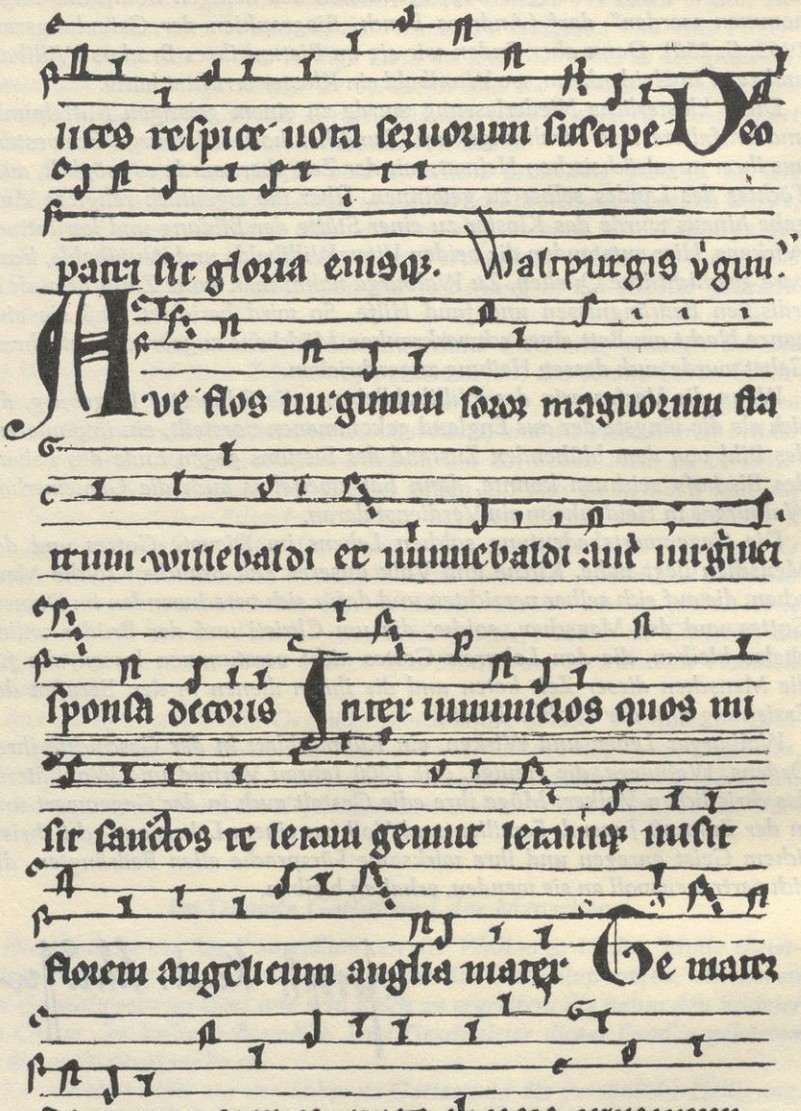
Diese klösterliche Niederlassung wurde zu einem geistigen Mittelpunkt und entfaltete ihre Strahlungskraft. Zunächst holte Walburga Schwestern aus ihrer angelsächsischen Heimat, mit der Zeit aber wurde es möglich, auch Töchter des Landes selbst zu gewinnen. Über die eigentlich religiöse Aufgabe hinaus wurde das Kloster zu einer Stätte der Bildung und karitativen Wirkens. Hier entstanden die beiden Viten Willibalds und Wunibalds, kostbare geschichtliche Quellen. Zu Walburga nahm man seine Zuflucht auch in irdischen Bedrängnissen und fand Hilfe. So wird berichtet, daß sie eine ganze Nacht am Bett eines schwerkranken Mädchens zugebracht hat. Ihrem Gebet wurde auch dessen Heilung zugeschrieben.

Wenn die Verfasserin des Willibaldlebens, die Schwester Hugeburg, die sich als die jüngste der aus England gekommenen vorstellt, ein imponierendes Bild von dem blühenden Zustand des Bistums gegen Ende des Lebens des Bischofs zeichnen konnte, dann hat zweifellos auch die Gemeinschaft Walburgas in Heidenheim ein Verdienst daran.

Die Gegenwartsbedeutung solchen Lebens im Dienste Gottes und der Menschen liegt nahe. Kirche und Volk unserer Zeit brauchen solche Menschen, die auf sich selber verzichten und dafür sich verschwenden im Dienste Gottes und der Menschen, solche, die um Christi und der Brüder willen ehelos bleiben, die den Lobpreis Gottes nicht verstummen lassen, die für die Menschen dieser Zeit beten und die ihnen dienen in den Berufen der Erziehung und der Wohltätigkeit.

Walburgas Leben und Wirken, ein Ruhmesblatt in der Geschichte ihres Ordens, Walburga, die Heilige, seit 1200 Jahren Vorbild und Wohltäterin des christlichen Volkes. Möge ihre edle Gestalt auch in der Gegenwart und in der Zukunft Jugend, Familien und Volk zu einem Leben aus echt christlichem Geist anregen und ihre wirksame Fürsprache allen Bedrängten, die sich vertrauensvoll an sie wenden, erhalten bleiben.

Joseph Karol. Schröffer



Hymnus: *Ave flos virginum* des Bischofs Heribert.
Hymnarium des Benediktinerinnenklosters St. Georg in Prag.
Staatliche Bibliothek der ČSSR, Prag. Codex XII E 15 c

1000 Jahre Walburgis-Lob

Vor mehr als 100 Jahren hat der Eichstätter Diözesanhistoriker Joseph Georg Suttner (1827–1888) im Pastoral-Blatt des Bistums Eichstätt (künftig PB) die „Laudes Sanctae Walburgae" veröffentlicht. Der vollständige Titel der ersten Sammlung lautet: „Laudes Sanctae Walburgae sive Cantica Latina in honorem ejusdem beatae Virginis ac Patronae Eystettensis a decem abhinc saeculis collecta." Sie erschien im Umfang von 24 Seiten als Beilage zum Pastoral-Blatt 7, 1860, mit einer Widmung an den Bamberger Erzbischof Michael von Deinlein, der am 6. Juli an Stelle des erkrankten Bischofs Johann Georg von Oettl in Eichstätt die Priesterweihe erteilte. In späteren Jahrgängen hat Suttner weitere Texte veröffentlicht: 10, 1863, 37 f.; 11, 1864, 32; 13, 1866, 93; 14, 1867, 30 f.; 15, 1868, 67. Leider hat er sie lediglich mit ein paar Anmerkungen versehen.

Professor Dr. Friedrich Dörr, Eichstätt, bekannt durch zahlreiche Kirchenlieder und Übersetzungen für das neue Stundenbuch, hat aus diesen Texten einige ausgewählt und sie erstmals ins Deutsche übertragen. Angestrebt hat er „eine möglichst getreue Übertragung; sinn- und wortgetreu, soweit stilistisch möglich, sonst sinngetreu mit etwas freierer Wortwahl". – Die Übertragung des Hymnus „Nuptias Agni" beruht auf einer in der Abtei St. Walburg befindlichen Übersetzung.

Die lateinischen Texte werden nach den ältesten erreichbaren Vorlagen bzw., soweit vorhanden, nach kritischen Ausgaben wiedergegeben. Die folgenden Vorbemerkungen beschränken sich im wesentlichen auf Angaben zur Text-Überlieferung und zur Verwendung in der Liturgie.

[1] Wolfhard von Herrieden, der mehr als 200 Jahre nach Walburgas Tod als erster ihr Leben und die bis 895 geschehenen Wunder aufzeichnete, hat später noch „historica carmina de sancta Walpurga" gedichtet. Der Anonymus von Herrieden berichtet in der 2. Hälfte des 11. Jahrhunderts im 10. Kapitel seiner Geschichte der Eichstätter Bischöfe, Wolfhard sei wegen schwerer Verfehlungen gegen Bischof Erchanbald (882/912) in Haft gekommen, habe sich aber mit diesen neuen Walburga-Gesängen nicht nur Vergebung, sondern Ansehen und Belohnung eingehandelt (MGH SS 7, 257 f.).

Suttner vermutet in einigen Verszeilen, die sich im alten Eichstätter Brevier finden, ein Bruchstück dieser Lieder (PB 7, 1860, Beilage 1). Die Verse bilden in der Matutin des Walburga-Fests am 25. Februar das 4. Responsorium (Breviarium Eystettense 1483, Exemplar des Diözesanarchivs (Inc. 22) Bl. 221 v. (der Band hat keine *gedruckte* Folierung!); Breviarii Eystetensis pars hyemalis 1589, 666). Nach der Einführung des römischen Ritus in Eichstätt (1619) wurden bis auf die Oration und die Lesungen der 2. Nokturn alle Eigentexte des Walburga-Offiziums aufgegeben. Vgl. auch Joseph Georg Suttner, Das alte Offizium der hl. Walburga. PB 30, 1883, 31–36.

Die Erzählung von den 2 Pilgern, die einen 3. im Schlaf erschlagen, dessen Leichnam dann am Körper des einen Mörders haften bleibt, schildert Wolf-

hard ausführlich im 6. Kapitel des 2. Buches der Miracula. — Hier ist das Geschehen in wenigen Zeilen zusammengefaßt. (Andreas Bauch, Ein bayerisches Mirakelbuch aus der Karolingerzeit. Die Monheimer Walpurgis-Wunder des Priesters Wolfhard. Quellen zur Geschichte der Diözese Eichstätt Band II. Eichstätter Studien NF 12. Regensburg 1979, 222–233); vgl. auch den Aufsatz von Andreas Bauch in diesem Heft.)

[2] Bischof Heribert von Eichstätt (1022/1042), unter dem das Kloster St. Walburg gestiftet wurde, hat, wie der Anonymus von Herrieden im 27. Kapitel berichtet, „6 sehr schöne Hymnen verfaßt" (MGH SS 7, 262). Da der Anonymus ihre Anfänge überliefert, konnten sie in den alten Brevierhandschriften und -drucken identifiziert werden.

Der Walburga-Hymnus findet sich u. a. in mehreren Manuskripten des 13. und 14. Jahrhunderts aus dem Benediktinerinnenkloster St. Georg auf der Prager Burg. Der Abdruck folgt der Ausgabe von Guido Maria Dreves, Lateinische Hymnendichter des Mittelalters. Zweite Folge. Analecta hymnica medii aevi 50. Leipzig 1907, 293.

Im Eichstätter Brevier stand der Hymnus bis zur Einführung des römischen Ritus (Brevier 1483, Bl. 35; Breviarius cathedralis Ecclesiae Eystetensis 1525, kk 6; Brevier 1589, 193). Von den Varianten sei nur eine bemerkenswerte erwähnt: In der letzten Strophe haben das Brevier von 1589 und danach die Drucke bei Jakob Gretser, Philippi Ecclesiae Eystettensis episcopi de eiusdem ecclesiae divis tutelaribus ... cum duobus observationum libris. Ingolstadt 1617, 381 und bei Suttner PB 7, 1860, Beilage 1 statt te oret pro nobis: tu ora pro nobis, virgo Walpurgis.

Anton Luidl, Eichstättisches Heiligtum. München und Stadtamhof 1750, 3. Teil, 30 bringt eine Übersetzung des 18. Jahrhunderts in „einfältigen teutschen Reimen".

Seit 1969 wird der Hymnus Heriberts wieder in den Laudes des Walburga-Festes gebetet. Officia propria Dioecesis Eystettensis. 1969, 13. — Daß Heribert ein Graf von Rothenburg war, ist eine unbegründete Erfindung des Johann Heinrich von Falckenstein. (Franz Heidingsfelder, Die Regesten der Bischöfe von Eichstätt. Erlangen 1938, Nr. 162; über die Hymnen: Nr. 175.)

[3] Ins 13. oder 14. Jahrhundert datiert Suttner die Fragmente eines unbekannten Autors (PB 7, 1860, Beilage 10). Die 1. Strophe wurde im 3. Responsorium in der Matutin, die 2 weiteren als Antiphon zum Magnifikat der 2. Vesper des Walburga-Fests am 25. Februar verwendet (Brevier 1483, Bl. 221 f.; Brevier 1589, 665 und 668).

[4] Das Carmen de tumba divae Valpurgis ist das 30. (und letzte) im 2. Buch der Oden des Konrad Celtis (1459–1508). Es ist nicht auszuschließen, daß der berühmte poeta laureatus einmal in Eichstätt geweilt hat, zumal er ja 1491/97, wenn auch mit längeren Unterbrechungen, Professor der Poetik und Rhetorik an der Universität Ingolstadt war. Erster Kanzler dieser Universität war der für Kunst und Literatur aufgeschlossene Wilhelm von Reichenau, 1464/96 Bischof von Eichstätt.

Der Text folgt der kritischen Ausgabe von Felicitas Pindter: Conradus Celtis Protucius, Libri Odarum quattuor. Liber Epodon. Carmen saeculare. Bibliotheca scriptorum medii recentisque aevorum. Saecula XV–XVI. Leipzig 1937, 62 f., Anmerkungen: 124 f. Diese Edition beruht auf der Handschrift N der Stadtbibliothek Nürnberg (Cod. Cent. V. Ms. App. 3), die einst dem Dichter selbst gehört hat.

Suttner hat das Gedicht wohl nach einem späteren Druck publiziert (PB 11, 1864, 32). Es weicht an mehreren Stellen von unserer Fassung, aber auch von der Erstausgabe der Oden, Straßburg 1513 (o) ab. Vor allem fehlen bei Suttner nach der 3. Strophe 2 ganze Strophen.

[5] Jakob Balde, S. J. (1604–1668) ist von Ingolstadt und später von Neuburg aus wahrscheinlich mehrmals nach Eichstätt gekommen. Das Walburga-Gedicht stammt aus seinen letzten Jahren. Es setzt nämlich den 1664 von Bischof Marquard Schenk von Castell (1636/85) errichteten Hochaltar von St. Walburg voraus, der vom Wappen des Fürstbischofs gekrönt wird.

In der achtbändigen Gesamtausgabe der Opera poetica omnia. München 1729, findet sich das Gedicht als 17. der Elegiae variae in Band 5, 297 f. Sutter hat es im PB 10, 1863, 37 f. nachgedruckt.

[6] Ohne Quellen- und Verfasserangabe druckt Suttner aus dem 18. Jahrhundert 4 Gesänge zu den 4 Walburga-Festen ab. (PB 7, 1860, Beilage 20–22). Der zum Fest der Translatio am 12. Oktober ist hier wiedergegeben (ebd. 22).

[7–8] Nach der Einführung des römischen Ritus wurde, wie erwähnt, das alte Walburga-Offizium durch die Texte des Commune Virginum ersetzt. 1745 erreichte die Äbtissin M. A. Adelgundis I. Pettenkofer (1730/56) von der Ritenkongregation die Genehmigung eines eigenen Offiziums für die 4 Walburga-Feste des Klosters St. Walburg. Der Hymnus Festi diei wird seitdem in Vesper und Laudes, der Hymnus Nuptias Agni in der Matutin gesungen. (Officium proprium Sanctae Walburgae. 1745, 3 f.; Officium proprium S. Wunibaldi, S. Richardi, S. Walburgae, S. Willibaldi. 1935, 8 f., 18 f., 40 f.).

Seit 1969 werden die beiden Hymnen, geringfügig verändert, in Vesper und Matutin des Walburga-Festes im ganzen Bistum Eichstätt gebetet. (Officia propria Dioecesis Eystettensis. 1969, 10 f.). – Unser Abdruck folgt, auch in der Schreibweise, der Fassung von 1745, der sich auch Suttner (PB 7, 1860, Beilage 24) angeschlossen hat.

Brun Appel *Eichstätt*

[1] Wolfhard

Junxit inaequales via, somnus et esca sodales;
pro causa gemina necat unum fraus inopina.
Quod fera mors laesit cum corpore: corpus adhaesit.
Virgo potest scribi res ea mira tibi.

[2] Heribert

Ave, flos virginum, soror magnorum
Fratrum Willibaldi et Wunibaldi,
Ave, virginei sponsa decoris.

Inter innumeros, quos misit sanctos,
Te lectam genuit lectamque misit
Florem angelicum Anglia mater.

Te mater Domini, mater et virgo,
Choreis virginum virginem iunxit
Filioque suo sponsam dicavit.

Ingressa thalamum regis caelorum
Audis angelicum carmen iucundum:
Intra, virgo, tui gaudium sponsi.

Laus tibi, trinitas, laus et potestas,
Te laudant virgines quinque prudentes,
Te oret pro nobis virgo Walburgis. Amen.

[1]

Ungleich waren die Pilger, die Weg und Unterkunft einte;
im gleichen Ziele geeint, meuchelt der eine den Freund.
Doch der durchstochene Leichnam
verwächst mit dem Leibe des Mörders:
Du hast dies Wunder vollbracht, Jungfrau, mit göttlicher Macht.

[2]

Gruß dir, Jungfrau des Herrn, heilge Walburga,
Willibalds und Wunibalds ruhmreiche Schwester,
die in freiem Entschluß Christus sich weihte.

In der mächtigen Schar heiliger Menschen
hat dich liebend genährt und uns gesendet,
engelgleich an Gestalt, England, die Mutter.

Und die Mutter des Herrn, Mutter und Jungfrau,
reiht dich ein in den Chor jubelnder Jungfraun,
weih als selige Braut dich ihrem Sohne.

Sieh, die englische Schar heißt dich willkommen
mit dem Ruf deines Herrn: „Jungfrau geliebte,
komm zu mir in das Reich ewiger Freude!"

Dir, dreifaltiger Gott, huldigt die Schöpfung,
Jungfraun, klug und bewährt, singen dir Hymnen,
dir empfehle auch uns deine Walburga. Amen.

[3] Autor des 13./14. Jahrhunderts

Walburgam stirpe regia,
Creavit mater Anglia
Cuius fratres Willibaldus
Refulget et Wunibaldus.

O Walburga speculum,
Flos virginitatis,
Quae jam figis oculum
In vultum Deitatis,

Quae illustras saeculum
Signis approbatis,
Tui cultus populum
Exime peccatis.

[3]

Englands adlige Gestalt
strahlt in dir sich wider,
Willibald und Wunibald
sind dir treue Brüder.

O Walburga, edles Bild,
keuschen Lebens Blüte,
deine Seele, lichterfüllt,
schaut nun Gottes Güte.

Hell erleuchten unsre Zeit
deine Wunderzeichen,
laß vom Volk, das dir sich weiht,
alles Unheil weichen.

[4] Konrad Celtis

Aureatensis decus omne terrae,
Virgo, qua pulchra rigat arva valle
Almonus cuncta exsuperans saporo
Flumina pisce,

Da tuas, virgo, celebrare laudes
Et tuam castam memorare tumbam,
Cui parem totum poterit videre
Nemo per orbem.

Nam tuo sancto scaturit sepulcro
Unda de duro generata saxo
Ex tuo sancto fluido liquore
Pectore manans.

Quale sub verno liquefacta sole
Montium sudant iugo, cum soluta
Nix dat humorem lacrimasque cogit
Fundere rupes,

Taliter sanctum laticis fluorem
Pectoris vena, sacra virgo, fundis,
Quae salutares tribuit medelas
Omnibus aegris.

Haec nisi castro remanet cubili
Semper et linguis inimica foedis,
Ore dum turpi scelerata iactant
Stupra profani.

Rege tu quondam generata magno
Angliae multis opibus beata,
Quas fugis, faisam iubricamque patris
Deseris aulam.

Rhenus antiquam rigat altus urbem,
Quae micat multis opibus vetustis,
Cui Menus Rheni sociatus undis
Nomina praestat.

Hanc petis sacro monitu deorum
Praesulem sanctis precibus fatigans,
Regulam purae seriemque vitae
Scribere poscens.

Ut tui voti fueras potita,
Convocas castas generosa turbas
Virginum sacras subitura cellas
Tempora velans.
Has iubes casta resonare voce
Caelitum laudes precibusque sanctis
Criminum sordes et iniqua pellens
Gaudia mundi.

Iamque in aeternos superos relata,
Poscimus, nostram tueare terram,
Virgo Germanis celebranda semper
Diva sub oris.

[4]

Gruß, Walburga, dir, hohe Zierde Eichstätts,
wo durchs sanfte Tal sich die Altmühl windet,
die in Fülle birgt, mehr als andre Flüsse,
köstliche Fische.

Jungfrau, laß dein Lob uns gebührend singen,
deines keuschen Schreins liebevoll gedenken,
dem auf dieser Welt kaum ein andrer gleichkommt:
Quell reicher Gnaden.

Heilig ist dein Grab, wo aus hartem Felsen
wunderbar entspringt eine zarte Quelle:
Lymphe, die entströmt deinem reinen Herzen,
das du Gott weihtest.

Wie zur Frühlingszeit durch die Kraft der Sonne
schimmern triefendnaß der Gebirge Flanken,
wie vom Schnee, der schmilzt, selbst die harten Felsen
Tränen vergießen,

Also strömst auch du, hochverehrte Jungfrau,
aus der heilgen Brust auf den Stein der Ruhstatt
wundersamen Tau, der durch Gottes Fügung
Heil bringt den Kranken.

Rein muß sein der Ort, der dies Kleinod hütet,
und er duldet nicht bissigböse Zungen,
wo doch ringsumher in der Welt oft Menschen
lästern und fluchen.

Adlig war dein Haus und berühmt in England,
überreich bedacht mit des Glückes Gaben;
all dies gabst du preis, auch des Vaters stolze,
lockende Halle.

Wer kennt nicht die Stadt an des Rheinstroms Ufern,
strahlend durch den Glanz ihrer alten Bauten?
Ihr verleiht der Main, sich dem Rhein vermählend,
Größe und Namen.

Dorthin eilt dein Fuß auf den Anruf Gottes,
dort bestürmt dein Mund jenen großen Bischof,
daß er dir gewährt gottgeweihten Lebens
Regel und Ordnung.

Kaum war dir erfüllt deines Herzens Sehnen,
scharst du froh um dich hochgemute Jungfraun
und führst sie, umhüllt mit dem heilgen Schleier,
in ihre Zellen.

Dort erklingt fortan aus befreiten Herzen
freudig Gottes Lob, steigen auf Gebete,
unbefleckt von Schuld und vom bittren Anflug
irdischer Freuden.

Selig lebst du nun in des Himmels Chören
und wir flehn zu dir: Schütze unsre Heimat,
Jungfrau, hochverehrt als Erwählte Gottes
in deutschen Landen.

[5] Jakob Balde S. J.

Conde tuos, Pallas posthac ingloria, ramos,
Inventrix olei glauca vocere licet.
Tu mihi nobilior, *Walburgis*, habebere Pallas,
Vecta per ignotum Nympha Britanna mare!
Progenies regum, *Richardi* filia, salve,
Angla Caledonii gloria magna freti!
Digna soror fratre es; dignus, *Wilibalde*, sorore,
Quos jungit sanguis, nunc quoque jungit honor.
Tu mihi sufficies medicantem vulnera succum,
Nutriat ex oleo se mea flamma tuo!
Nullis exprimitur baccis liquor ille, trapetis
Urgetur nullis, nullaque praela linit.
Virgineo sensim stillans de pectore manat,
Excipitur phiala gutta micante cadens.
Quis memoret vires et tot miracula rerum?
Tale nihil ficti numinis arbor habet.
Exhilarat spissos sensus, sua tympana reddit
Auribus, et vix non, ne moriare, facit.
Horret ad ampullam Genius Phlegetonticus istam,
Et nimium meminit Virginis esse sacrae.
Gaude Walburgis! tu prudentissma virgo
Inter quinque sapis primaque vota facis.
Nunquam oleum tibi deficiet, quia perpetuus fons
Te penes est et, quod semper abundat, habes.
O qualem et quantam coelesti lampada sponso
Obvia praetendes, quando vocabit Hymen!
Augebunt numerum *Catharina* et *Otilia* divae,
Montibus ac donis untraque nota suis.
Elisabetha feret pateram Thuringica plenam
Tertia, succedet quarta *Theresa* comes.
Tu tamen ante alias quid nescio largius offers,
Et fluis in plures, Virgo benigna, plagas.
Omnibus audiris, nullis non nosceris oris,
Est oleum effusum nomen ubique tuum.
Cornua cervorum tibi *Schenckius* inclyta Princeps
Stemmaque substernit Pontificisque pedum.
Marquardi dum fulget apex in fornice templi,
Vincit et emeritas Infula sacra comas,
Dum ferit Eystadium quercus, cancrosque bilibres
Gurgite pallenti turbidus Almo vehet,
Semper et inprimis nostrae celebraberis Urbi,
Stet modo praesidio fulta et injuncta tuo.

[5]

Einst hat dein findiger Geist, helläugige Pallas Athene,
Menschen das Öl geschenkt — nunmehr entschwindet dein Ruhm.
Größer als Pallas bist du, Walburgis, Jungfrau aus England,
die den Weg zu uns fand über die weglose Flut.
Sproß aus edlem Geschlecht, du Tochter Richards des Königs,
Gruß dir, ruhmvolle Frau vom kaledonischen Strand!
Würdig bist du deines Bruders, und du, Willibald, deiner Schwester:
euch, die ihr gleichen Geblüts, wird gleiche Ehre zuteil.
Du reichst uns einen Saft voll heilender Kraft für die Wunden,
und dein heiliges Öl nährt unser flackerndes Licht.
Dieses kostbare Naß wird nicht aus Beeren gewonnen,
nicht von menschlicher Hand durch eine Kelter gepreßt.
Wundersam träuft es hervor aus den heilgen Gebeinen der Jungfrau,
gleitet, zu Tropfen geformt, sanft in ein schimmernd Gefäß.
Welche Kraft liegt darin, wieviel Wunder kann es bewirken,
mehr als der Ölbaum der Frau, die man zur Göttin erhob.
Aufgehellt werden die Sinne, geheilt kranke Augen und Ohren,
und beinah wird bewirkt, daß man nicht sterben mehr muß.
Vor diesem Öl scheu'n zurück des Todes unheimliche Geister,
denn sie kennen die Macht, die Gott der Jungfrau verliehn.
Freu dich, Walburgis, im Herrn! Denn unter den fünf klugen Jungfraun
ragst du leuchtend heraus: du wirst am meisten verehrt.
Nie wird dir fehlen das Öl: seine nie versiegende Quelle
bricht aus dir selber hervor: Born, der im Spenden sich mehrt.
Welch ein gewaltiges Licht trägst dem Bräutigam du einst entgegen,
wenn die Stimme erschallt: Kommet zur Hochzeit des Lamms!
In der fünf Jungfrauen Schar stehn Odilia und Katharina,
beide auf Bergen verehrt, beide durch Wunder berühmt.
Als die dritte bringt dar Elisabeth Thüringens Gaben,
ihr gibt die vierte Geleit: sie wird Therese genannt.
Du jedoch gehst den andern voran durch die Fülle der Wunder,
weiter hinaus in die Welt dringt, gütge Jungfrau, dein Ruhm.
Überall wirst du genannt, kein Landstrich, der nicht von dir hörte;
wie überfließendes Öl breitet dein Name sich aus.
Schenck von Castell hat dir sein adliges Wappen gewidmet
mit des Hirschen Geweih und mit des Fürstbischofs Stab.
Hoch im Gewölbe der Kirche erstrahlt der Name „Marquardus"
und seines Amtes Gewalt kündet die Inful uns an.
Solange Eichstätt besteht mit den Wäldern urwüchsiger Eichen,
solang die Altmühl ernährt Krebse, zweipfündig und zart,
wird diese Stadt dich verehren als treue und mächtige Schutzfrau,
und wird, gesegnet durch dich, blühen in Frieden und Glück.

[6] Autor des 18. Jahrhunderts

Si quem tristitae nubila presserant,
Heidenhemiacam poscere Virginem,
Sperataque potiri
Suerat nil dubitans ope.

Te nunc, Eystadium, nobilis incola,
Te nunc Diva beat, te miseris jubet
Curis esse levamen,
Et fessis ratibus sinum.

Virgo, spes inopum, subsidium potens,
Non unquam vacuis quae precibus soles
Implorata vocari.
Genti o Sospita supplici.

Vivunt in tabulis vota clientium,
Cirumplexa tuum densa Sacrarium,
Et me tollere vocem
Plenum spe simili jubent.

Mortis Diva potens frangere arundinem,
Cassis luminibus restituis diem,
Palloremque febresque
Membris ejiciens agis.

Crimen letiferum, deterior lues,
Quo noster moritur Spiritus heu nocens,
Te, Patrona, tuente,
Mentis finibus exulat.

O quae tot recipis vota precantium,
Nostris perfugium mite laboribus.
Cui tot millia sese
Debent, terrigenum Salus!

Me num rejicies, optima Verginum?
Soli num mihi te ferrea substrahes?
In me deficis uno?
At non deficis, o pia!

O qui tergeminus cuncta moves Deus
Walburgae facili nos releva manu!
In te cuncta redundant
Laus et gloria coelitum.

[6]

Legt sich Kummer aufs Herz, düsterem Nebel gleich,
heb dein Auge empor, hoffend, daß Heil dir wird,
wenn du Hilfe erbittest
von der Jungfrau von Heidenheim.

Eichstätt nennt dich nun sein, hochedle Bürgerin,
singt voll Freude dein Lob, daß, einer Mutter gleich,
du der Pilger dich annimmst
und von Sorgen ihr Herz befreist.

Jungfrau, rettender Hort, mächtig an Liebeskraft,
du läßt unser Gebet niemals vergeblich sein:
sieh uns an voll Erbarmen,
hilfsbereit, wo uns Not bedrängt.

Rühmend künden es uns ringsum im Heiligtum
Bilder, farbig gemalt, wie du geholfen hast,
rufen auf zum Vertrauen,
daß auch uns deine Hilfe gilt.

Gott verlieh dir die Kraft, daß du dem Tode wehrst;
Blinde, durch dich geheilt, schauen das Tageslicht;
schwache Glieder erstarken,
Kranke werden vom Fieber frei.

Auch die tödliche Schuld, die uns ins Unheil stürzt
und die, wirksam wie Gift, unsere Seele lähmt,
dringt, wenn du uns beschützest,
nicht in unsere Herzen ein.

Scharen rufen dich an: du nimmst ihr Flehen auf
und sie finden bei dir Trost und Geborgenheit.
Erdenbürger vieltausend
danken dir, große Helferin.

Mich nur weisest du ab, beste der Jungfrauen?
Meinem Anruf allein willst du verschlossen sein?
Mich nur läßt du verzagen?
Nein, das kannst du nicht, Gütige.

Du, dreifaltiger Gott, der diese Welt regiert,
hör Walburgas Gebet, die uns dein Heil erfleht!
Dich, Gott, suchen wir alle,
Licht und Wonne der Seligen. Amen.

[7—8] Aus dem Offizium von 1745

Festi diei jubilis
Gaudet Parens Ecclesia
Laudes Britannae Virginis
Plaudente Coelo concinit.

Producta Regum sanguine
Terrena spernit gaudia
Walburga prudens splendidis
Vincit genus virtutibus.

Illapsa cui lux coelitus
Mentem replebat largius
Divinus ignis jugiter
Ardebat in praecordiis.

Te Christe celmens supplices
Hujus rogatu poscimus,
Noxas remittas criminum,
Paenas et illis debitas.

Tibi Redemptor gentium,
Walburga quem dilexerat,
Cum Patre cum Paraclito
Aeterna laus, et gloria. Amen.

[7–8]

Die Kirche bricht in Jubel aus,
des Himmels Chöre stimmen ein,
wenn freudig wir das Fest begehn
der Jungfrau, die aus England kam.

Ihr Herz, noch edler als ihr Blut,
entsagt den Freuden dieser Welt
und wählt mit klarem Blick den Weg,
der sie in Gottes Nähe führt.

Vom Himmel fällt ein Licht auf sie,
und macht ihr ganzes Wesen hell,
und Glut, vom Heilgen Geist entfacht,
entflammt ihr Herz und ihr Gemüt.

Dich, Herr voll Güte, bitten wir,
gewähre, was sie uns erfleht:
erlaß uns gnädig unsre Schuld
und wend uns deine Liebe zu.

Dir hat Walburga sich geweiht,
du Welterlöser Jesus Christ:
dich Herrn und Heiland preisen wir
mit Gott dem Vater und dem Geist. Amen.

Nuptias Agni petitura castas
Deseris Virgo Generosa pompas
Quas tibi regnum patrium parabat
Anglia dives.

Dispicis fortis, thalamos caducos
Lampade ardenti, penetrasque claustra
Clamat ut Sponsus, sequiturque pura
Te Duce turba.

Hanc doces summi resonare vocem
Numinis laudes, praeis et Magistra
Facta Virtutum, Specimenque Sanctae
Ordine Vitae.

Perge fragranti tumulo Liquorem
Fundere Aegrotis Olei Medelam
Ut soles Membris, Animae frequenter
redde Salutem.

Debitas Laudes referamus illi
Qui Regens terras, Mare, et Astra solus
Unus, et Trinus Deus omne felix
regnat in aevum. Amen.

Harrend der Hochzeit des göttlichen Lammes,
läßt du, o Jungfrau, den Glanz und den Schimmer,
den dir als Erbe der Väter vermachte
ruhmreich dein England.

Irdisches Brautgemach willst du verachten,
eilst mit der brennenden Lampe zum Kloster.
Du hörst den Bräutigam rufen — und freudig
folgen dir Scharen.

Jubeln und Singen, den Höchsten lobpreisen,
Armen und Kranken in Liebe zu dienen,
lehrst du die Deinen und führst sie die Pfade
heiligen Lebens.

Höre nicht auf, aus dem Grab zu verströmen
perlendes Öl zu der Kranken Genesung,
heile die Glieder und schenke den Seelen
rechtes Gesunden.

Lob und Verherrlichung sei dem Dreieinen,
ihm, der die Länder und Meere und Sterne
leitet und lenkt und in Ewigkeit thronet
selig im Lichte. Amen.

Monheim, ein Wallfahrtszentrum der Karolingerzeit
Frühe Walpurgisverehrung

Von Andreas Bauch – Eichstätt

Die Diözese Eichstätt begeht im Jahre 1979 ein Zwölf-Jahrhundert-Gedächtnis. An einem 25. Februar, wahrscheinlich des Jahres 779, starb in Heidenheim die heilige Walpurgis[1]. Sie war die erste und einzige Äbtissin des dortigen Benediktinerinnenklosters, die Schwester des Eichstätter Gründerbischofs Willibald und dessen Bruders Wynnebald, des ersten Abtes von Heidenheim. Ihr Weggang vom Schauplatz der Geschichte wurde damals kaum beachtet. Hundert Jahre später, jedenfalls zwischen 870 und 879, möglicherweise zum Jahrhundertgedächtnis ihres Todes 879, errichtete man in Heidenheim einen Kirchenneubau. Bischof Otgar von Eichstätt (847?–880?) ließ nach einer Traumvision, von welcher der Priester Wolfhard, zuvor Mönch der aufgehobenen Benediktinerabtei Herrieden, berichtet, Walpurgens Gebeine exhumieren, nach Eichstätt überführen und in der kleinen Kreuzeskirche am Nordhang des Tales beisetzen[2]. Damit wurde nach der damaligen Rechtsgepflogenheit der Akt ihrer Kanonisation durch den Diözesanbischof eingeleitet. Daß Walpurgis nunmehr als Heilige angerufen, ihr Todestag in Messe und Chorgebet begangen, ihr Patrozinium gewählt und ihre Reliquien verehrt werden durften, ergibt sich für die letztgenannten Übungen eindeutig aus dem Verhalten der Äbtissin Liubila im Jahre 893.

Dieses Jahr brachte die große Wende. Auf das unscheinbare Erdenleben Walpurgens folgte ein größeres Fortleben. Im Frühjahr 893 wurde die Bitte der Äbtissin Liubila des um 870 gegründeten Benediktinerinnenklosters Monheim – diese betrachtete sich als die geistige Erbin und Nachfolgerin der Heidenheimer Äbtissin – erfüllt, einen Anteil von den Gebeinen der Heiligen zu erhalten. Walpurgis-Reliquien wurden sehr wahrscheinlich am 1. Mai dieses Jahres nach Monheim in einer festlichen Prozession überführt. Vermutlich am Tage zuvor hatte Liubila ihr Kloster, dessen Errichtung von ihren Verwandten unter der Führung eines gewissen Waltheri heftig bekämpft wurde, an die Domkirche in Eichstätt übergeben. 99 Zeugen – es war

---

1) Heidingsfelder Fr., Die Regesten der Bischöfe von Eichstätt, Erlangen 1938, 26; im folgenden zitiert: H. Förstemann E., Altdeutsches Namenbuch I, Personennamen, München 1966, 1502, führt 20 verschiedene Schreibweisen an. „Walpurgis" entspricht am meisten der ursprünglichen Namengebung und wird in der Literatur zunehmend bevorzugt.

2) H 76.

ein gewaltiges Aufgebot – setzten ihre Namen unter das Schriftstück: der Bischof von Eichstätt, zwei seiner Erzpriester, 43 Mitglieder des Domklerus, 28 Vertreter des fränkischen und 25 Angehörige des bayerischen Adels[3].

Wichtiger war für Liubila die Schutzherrschaft der Heiligen durch einen Anteil an ihren Reliquien. Sie war überzeugt, daß das Wirken dieser stillen, aber großen Frau mit ihrem Tode nicht zu Ende war. Je bedrängender die eigene Bedrohung wurde, desto mehr wünschten die Äbtissin, ebenso die Menschen ihrer Zeit die Präsenz und die Fürsprache der Heiligen. Eine Kette von außergewöhnlichen Ereignissen setzte in Monheim ein. Der Priester Wolfhard, nach der 888 erfolgten Aufhebung des Benediktinerklosters Herrieden Mitglied des Domklerus in Eichstätt, erhielt von Bischof Erchanbald (882?–912) den Auftrag, die Miracula, d. h. die aus Monheim berichteten ungewöhnlichen Geschehnisse niederzuschreiben. So entstanden seine „Monheimer Walpurgis-Wunder", vier Bücher mit 55 Kapiteln. Sie sind das umfassendste und bedeutendste Mirakelbuch aus der Frühgeschichte Bayerns im Raum des heutigen Staatsgebietes, wenn wir den Begriff „Mirakelbuch" in seinem eigentlichen Sinn fassen, d. h. als eine in Buchform erstellte Sammlung „von Gnadenerweisen eines an einem bestimmten Ort verehrten Heiligen"[4]. Dieser Ort war Monheim.

Das Kloster wurde zu einem Wallfahrtszentrum der späten Karolingerzeit, das von einem Benediktinerinnenkonvent in vorbildlicher Weise betreut wurde. Im folgenden wird versucht, in vier Gedankenschritten aus dem umfangreichsten Mirakelbuch Bayerns aus der Karolingerzeit ein Bild über das Leben und Treiben an einem karolingischen Wallfahrtsort zu gewinnen, wie es uns über keinen anderen in solcher Ausführlichkeit und Anschaulichkeit vermittelt wird.

Der zeit- und religionsgeschichtliche Hintergrund

Es besteht die Gefahr, daß der Leser der Wunderberichte Wolfhards schon nach der Lektüre von nur wenigen Seiten diese für immer beiseite legt. Denn die Latinität der späten karolingischen Renaissance ist kompliziert, schwulstig und ermüdend. Eine lesbare deutsche Übersetzung wurde bisher nicht gefertigt. Eine weitere Schwierigkeit tritt hinzu: Der Zugang zur Mentalität und Gläubigkeit der Menschen dieser Epoche ist vielen aus der rationalen Grundhaltung der heutigen Zeit versperrt. Zu dieser mehrfachen Unzugänglichkeit tritt noch eine weitere. Der lateinische Text des Quellenwerkes konnte bisher nur in dem größten deutschen geschichtlichen Quellenwerk, den Monumenta Germaniae Historica, hier Band XV, 1887, 538–555, in

3) H 77. Der Wortlaut der Urkunde findet sich in den Monumenta Boica, Band 49 (N. F. III), München 1910, 3–6.

4) Vgl. Harmening D., Fränkische Mirakelbücher, in: Würzburger Diözesangeschichtsblätter, 28. Band (1966), 47. Unter Mirakel sind in allgemeinster Form „Gebetserhörungen zu verstehen, die den Gläubigen durch die Fürbitte eines Heiligen zuteil wurden". Vgl. Bach H., Mirakelbücher bayerischer Wallfahrtsorte, Nürnberg 1963, 9.

Auszügen veröffentlicht, eingesehen werden. Die Ausgabe in den Acta Sanctorum, Februar Band III, 2, Antwerpen 1658, 523–542 ist zwar vollständig, fußt aber auf unzureichenden Handschriften. Eine Neuausgabe mit dem vollständigen und zuverlässigen Originaltext sowie gegenüberstehender deutscher Übersetzung und 14 Kapiteln eines einführenden Kommentars ist eben erfolgt[5]. Sie will einen Brückenschlag zu Wolfhard und seiner Zeit versuchen und einen Zugang zum Leben und Treiben an einem karolingischen Wallfahrtsort eröffnen. Der Einstieg in das Zeitalter Wolfhards verlangt zunächst einen Blick auf den zeit- und religionsgeschichtlichen Hintergrund, um Monheim, das Altötting der Karolingerzeit, zu verstehen.

Die zeitgeschichtliche Situation

Das karolingische Reich, das in der deutschen Geschichte zum ersten Male alle germanischen Stämme zu einem Reich vereinigte, ging mit dem Ende des 9. Jahrhunderts einem langsamen, aber sicheren Zerfall entgegen. Es wird das sogenannte „dunkle Jahrhundert" in der Kirchen-, Reichs- und Adelsgeschichte genannt. Wolfhard bestätigt dies. Sein Pessimismus bricht im Prolog zum IV. Buch nicht ohne Hoffnung auf Rettung in dem Satz durch: „Darum glauben wir, daß Christus in den letzten und gefahrvollen Zeiten viele unerhörte Wunder durch seine liebenswerte Jungfrau wirken will."[6] Das allgemeine Leid griff auch in das Schicksal des einzelnen ein. Es war eine Epoche, in der die Menschen hilflos den Gewalttätigkeiten, Hungersnöten, Krankheiten, Epidemien, Infektionen und Bedrängnissen aller Art ohne wirksame medizinische Hilfen, ohne soziale Fürsorge oder rechtlichen Schutz in einem, uns heute kaum noch vorstellbaren Ausmaß ausgeliefert waren. Das spricht der Verfasser in Buch II, Kapitel 12 im Hinblick auf das Heer der Kranken und Leidenden seiner Zeit mit folgenden Worten noch besonders aus: „Die Natur des Menschen ist von den ersten Anfängen an unzähligen Leiden und dem Tode unterworfen. Mit Mühsal nahm sie ihren Anfang und in ihr findet sie das Ende. Es treten deshalb manche schon bei der Geburt blind ins Leben, andere beginnen jammervoll ihr Dasein, an allen Gliedern gekrümmt und zusammengezogen. Wieder andere hinken an beiden Füßen, andere sind durch eine schreckliche Schwäche entkräftet. Sehr viele sind gelähmt. Viele werden von den verschiedensten Beschwerden be-

---

5) Bauch A., Ein bayerisches Mirakelbuch aus der Karolingerzeit, Die Monheimer Walpurgis-Wunder des Priesters Wolfhard, in: Eichstätter Studien, Band XII (zugleich Band II der Quellen zur Geschichte der Diözese Eichstätt), Pustet-Regensburg 1979, Kommentar und Text, 372 Seiten. Das Werk wird im folgenden zitiert: Quellen II.
Band I der Quellen zur Geschichte der Diözese Eichstätt enthält die Biographien der Gründungszeit, nämlich der drei Benediktinermissionare der bonifatianischen Epoche, des hl. Bischofs Willibald, des hl. Abtes Wynnebald und des hl. Einsiedlers Sola sowie Sonderberichte zum Leben der hl. Walburga, Eichstätt 1962.

6) Quellen II, 307.

drückt. So tragen alle, die von Anfang bis jetzt geboren sind, das angekündigte Merkmal der Mühsal und der Sterblichkeit."[7] Wolfhard weiß sehr wohl, was auch heute noch trotz allem medizinischen Fortschritts gilt: Das größte, aber auch das risikoreichste Geschenk, das dem Menschen gegeben wird, ist und bleibt sein eigenes Leben.

Die religionsgeschichtliche Situation

In solchen Grenzsituationen, in denen irdische Hilfen versagen, weiß der Mensch sich besonders disponiert und gedrängt, nach überirdischen Instanzen Ausschau zu halten. Es werden die neutestamentlichen Wunderberichte ernstgenommen. Verheißungen wie bei Matthäus 10,1, wo die Zwölfe die Gewalt erhielten, „jede Krankheit und jedes Gebrechen zu heilen" oder die Zusage bei Johannes 14,12: „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Wer an mich glaubt, wird selber die Werke, die ich wirke, vollbringen, ja er wird noch größere tun als diese", werden beim Wort genommen. Man ist überzeugt, daß die „Virtus Christi", d. h. die Wundermacht Christi, in der Heilsgeschichte fortbesteht, besonders in den klassischen Christusnachfolgern, bei den Heiligen. Der Heilige, dessen Gegenwart durch seine Reliquien verbirgt wird, besitzt wundervermittelnde Funktion. Daß es auch christliche Gegenwartswunder gibt, ist für die Monheimpilger des 9. Jahrhunderts eine nicht antastbare Glaubensgewißheit: „Der Erlöser des Menschengeschlechtes, ‚der die Toten' auferweckte und noch ‚auferweckt' (2 Kor 1,9), der den ‚Blinden das Augenlicht gibt, die Zerschlagenen aufrichtet und die Gefesselten befreit' (Ps 145, 7–8), der die Schwachen, wenn er sie für würdig hält, stark macht, er ist so gütig, täglich seine Auserwählten inmitten der Ungläubigen zu verherrlichen und zu erhöhen."[8] Diese Erwartungen wurden durch die Nachrichten gestützt, die aus unserem Wallfahrtszentrum ab 893 über ganz Süddeutschland ihren Weg nahmen.

Legendenliteratur als Literaturgattung

Ehe wir den Schauplatz des Monheimer Pilgerzentrums betreten, wird nochmals eine Vorüberlegung fällig. Was uns berichtet wird, gehört zur Gattung der Legendenliteratur. Die Legende ist bis heute widersprüchlich beurteilt worden. Man hat sie lange Zeit „als verfälschte Wirklichkeit, als geliehene Kleider", die man stets für die einzelnen Heiligen abwechseln könne, abgetan[9], ihr jeden historischen Gehalt abgesprochen. Eine bedeutsame Wende brachten vor allem die grundlegenden Untersuchungen von Heinrich Günter[10] und František Graus[11]: Die Legende fußt, das ist die neue Sicht,

7) Ebd., 241–243.
8) Ebd., 243.
9) Ebd., 44.
10) Günter H., Die christliche Legende des Abendlandes, Heidelberg 1910; derselbe, Die Psychologie der Legende, Freiburg i. Br. 1949.
11) Graus Fr., Volk, Herrscher und Heiliger im Reich der Merowinger, Studien zur Hagiographie der Merowingerzeit, Prag 1965.

fast durchwegs auf geschichtlichen Wurzeln. Sie verdankt ihre Entstehung meist konkreten Anstößen. Adolf von Harnack hat in seiner Akademieabhandlung über „Legenden als Geschichtsquellen" schon 1904 die bedeutsame Feststellung getroffen[12]: Legende will Geschichte charakterisieren, Legende ist Deutung von Tatsachen, sie ist eine zweite, nicht minder bedeutsame Geschichte. Sie ist Wiederspiegelung von Tatsachen in den Köpfen der Menschen. Wenn es wirklich eine doppelte Geschichte gibt, eine Geschichte der Tatsachen und eine Geschichte der Gedanken über die Tatsachen, so ist es offenbar, daß wir alle an dieser Geschichte mitarbeiten.

Wir haben diese Sehweise bei den Aussagen Wolfhards anzuwenden.

Das Verhalten der Monheim-Pilger auf den Wallfahrtswegen Formen des damaligen Wallfahrtswesens

Wallfahrtsmotive

Die Monheim-Pilger der späten Karolingerzeit machten mit dem Glauben an die Communio Sanctorum, d. h. an die Gemeinschaft mit den Heiligen des Himmels, einer Grundaussage aller frühchristlichen Bekenntnisformeln, Ernst. In diesem Glauben trafen die Einzelpilger oder die organisierten Wallfahrtsverbände am Kultort ein. Ihr Grundvertrauen wurde durch die Nachrichten über die außergewöhnlichen Heilungen am Walpurgisheiligtum bestärkt. II 3 gibt Wolfhard folgende allgemeine Charakterisierung der Szenerie: „Solche und ähnliche Wunderzeichen" — im vorausgehenden Kapitel wird die Heilung eines Blinden namens Ratfrid geschildert —, „die sich an der berühmten Wallfahrtsstätte der Jungfrau ereigneten, erlebte das Volk, das gläubig zu Christus steht und das immer mehr über den Erdkreis sich ausbreitet. Deshalb setzte es sich in einem Strom frohen Wallfahrens zu diesem Ort in Bewegung. Es verging fast kein Tag, an dem nicht aus den vier Himmelsrichtungen der Erde in Gruppen ganze Scharen von Gläubigen zusammenkamen. Sie brachten dort dem Herrn und ihrer Mutter (Walpurgis) wohlgefällige Geschenke dar, erlangten den erflehten Segen und kehrten in Frieden nach Hause zurück"[13]. Wir erhalten Auskunft über die Motive zum Antritt der oft weiten Wege. Es handelte sich meist um Devotionswallfahrten zur Verehrung Walpurgens, „der vielgerühmten Heiligen". Es waren Bußwallfahrten zur Erlangung der Versöhnung mit Gott, Bittwallfahrten zur Erflehung der Heilung von körperlichen oder seelischen Leiden, wobei die ganze Bandbreite der Bedrängnisse von damals offengelegt wird. Es kamen nicht wenige, um Gelübde einzulösen, nachdem sie bereits Erhörung erlangt hatten. Auch das Negativbild fehlt nicht: In die Reihen der Pilger schlichen sich Diebe ein, die während der Nachtzeit die im Freien lagernden Zugtiere — es waren routinierte Pferde- und Ochsendiebe — entführten[14].

---

12) Harnack A. v., Legenden als Geschichtsquellen, in: Reden und Aufsätze I, Gießen 1904, 1—26, bes. 25.

13) Quellen II, 211.

14) Ebd., 56, 239—241, 289—293.

Formen der Pilgerverbände

Unter den Kategorien der Pilgergruppen[15] stehen Massenwallfahrten an der Spitze. Sie erreichten ihren Höhepunkt am 25. Februar, dem Todestag der Heiligen, ferner am 1. Mai, dem Gedenktag der Reliquienüberführung aus Eichstätt nach Monheim. Der Ort konnte dann die Scharen der Menschen nicht mehr fassen. Es gab allgemeine Gruppenwallfahrten aus nahezu allen süddeutschen Gauen, von Lothringen, Alemannien, Franken, Thüringen und Altbayern, aus Klöstern und vor allem aus einzelnen Dörfern. Sie wurden nicht selten von regelrecht ausgebildeten Pilgerführern geleitet, welche die Reisewege kannten, für den notwendigen Proviant sorgten, der meist aus Brot, Bier und Käse bestand, und welche nach den Zeiten des Betens auch reichlich Gelegenheit für lange Gespräche, besonders an wohl gewählten Rastplätzen, gaben. Einen glanzvollen Anblick boten die herrschaftlichen Wallfahrtszüge, deren Troß auf öffentlichen Wegen (viae publicae), den sogenannten Königsstraßen, durch die Landschaft zog, mit Berittenen an der Spitze, gefolgt von reich beladenen Lastwägen, mit dem herrschaftlichen Leibwagen, dem Frauenwagen, mit der Dienerschaft, mit Ochsen- und Futterknechten. Auch die Armen und die Hungrigen haben sich zusammengeschlossen, nicht jedoch die Kranken, wohl aus hygienischen Gründen, auch wegen ihrer gegenseitigen Hilflosigkeit. Diese wurden vielmehr innerhalb einzelner Verbände mitgenommen. Offizielle Wallfahrtsdeputationen trafen ein, so eine solche aus der bayerischen Haupt- und Herzogsstadt Regensburg. Der kriminelle Hintergrund wird nicht verschwiegen. Besonders bewegt hat Wolfhard die Ermordung eines ungemein gutmütigen Pilgers (II 6), der bei der großen Hungersnot 894/95 von zwei Strolchen getäuscht und meuchlings getötet wurde, um seine Vorräte zu erbeuten[16].

Menschliche Hilfsbereitschaft

Zum Besten und Eindrucksvollsten am Werke Wolfhards zählen seine Berichte über die Menschlichkeit und Hilfsbereitschaft der Monheimpilger. Es gab viele, die sich selber nicht mehr auf den Weg machen konnten. Da wird z. B. I 14 eine entkräftete „Frau namens Reginswindis" genannt, die in Monheim „nahe bei der Kirche wohnt. Sie war an allen Gliedern so geschwächt, daß sie nur auf einem Wägelchen — von zwei Personen begleitet, die ihr unter die Arme griffen und ihre Last auffingen — wie eben das möglich war, dorthin (d. h. in die Kirche) gefahren werden konnte. Nachdem sie vor dem Altar, der heute noch den Tragschrein der Jungfrau enthält, von ihren Angehörigen behutsam abgesetzt worden war, erlangte sie durch die Fürsprache Waldburgas vom Herrn sogleich die ersehnte Gesundheit. Und alle, die dabei waren, vernahmen, wie sie dem Urheber des Heiles ihren

15) Ebd., 53—56.

16) Ebd., 227. Die damit verbundene Geschichte von dem Anhaften der Leiche des Ermordeten an dem Körper des Mörders entsprang einer Wundersüchtigkeit, die auch Wolfhard beunruhigte.

Dank bekundete"[17]. Da nimmt II 7 „ein Mann aus dem Neckargau, der in deutscher Sprache Nechargowe von den Bewohnern genannt wird", aus Mitleid sich „eines kleinen blinden Mädchens" an und führt es den weiten Weg bis zum Heiligtum in Monheim, weil es „noch völlig unerfahren" war[18]. Da gestattet II 8 der berühmte Graf Adalpert von Bamberg einem armen blindgeborenen Hörigen namens Friderad, daß ihn dessen „eigene Schwester" innerhalb seiner Gefolgschaft begleiten darf[19]. Da hat II 12 „eine Schar solcher Menschen einen Knaben" aus dem Bliesgewe (Breisgau) mitgenommen, der „noch nicht auf den eigenen Füßen gehen konnte, sondern mit den Händen und dem Gesäß einherkroch". „An einem 5. Mai, wie das die Nonnen, die dort Dienst tun", bezeugen, erlangte er die Heilung. Er konnte den Heimweg ohne Beschwerden selber zurücklegen[20]. Da wird III 7 eine lahme Frau aus Cheskinga (Kösching im Kelsgau) „mit Hilfe ihrer Nachbarn und auch ihrer Verwandten zur Kirche der Jungfrau gebracht". Ihr wird jedoch nach vorübergehender Besserung die Heilung versagt. Sie gibt die Hoffnung nicht auf und kehrt an den Wallfahrtsort zurück. „Sie ließ sich, mit derselben Krankheit behaftet, zum Kloster zurückbringen. Dort lebt sie noch mit der ihr von Gott verhängten Prüfung. Bis heute wurde ihr volle Gesundheit nicht wiedergeschenkt"[21]. Noch ein letztes Beispiel sei aus vielen genannt: III 10 nehmen zwei fromme Vasallen des Grafen Burchard aus Thüringen namens Diethar und Heio, „eine stumme Frau" mit, da diese „den Wohlklang der menschlichen Stimme entbehren mußte, damit sie durch das Erbarmen des Herrn die Gnade der Heilung (dort) empfange". Die Heilung trat auf dem Rückweg ein: „Da löste sich das Band ihrer schwerfälligen Zunge. Sie begann Laute mit gefügiger Zunge auszusprechen"[22].

Dieser Zug zum Erbarmen gehört zur Grundhaltung der Walpurgispilger des 9. Jahrhunderts.

Das Geschehen am Wallfahrtsort

Ein Alltag in Monheim

Zwischen dem Alltag und großen Tagen[23] ist zu unterscheiden. Die Pilger, ob einzeln oder in Gruppen, überkam nach den beschwerlichen Reisewegen, wie uns versichert wird, beim Anblick des erreichten Wallfahrtszieles, d. h. der Basilika von Monheim, eine große Freude und Erregung. Da „sprang" z. B. II 4 eine vornehme adelige Frau aus Franken, deren viertes und letztes Kind beim Ausbruch einer Epidemie auf die Fürsprache der Heiligen verschont blieb, beim Betreten „der ersehnten Gemarkung" von Monheim „hastig und begierig vom Pferde, auf dem sie bisher gesessen hatte, um auf einem

17) Ebd., 173.
18) Ebd., 223—235.
19) Ebd., 235.
20) Ebd., 243.
21) Ebd., 281.
22) Ebd., 287—289.
23) Ebd., 61—67.

Pfad in Andacht das Heiligtum der Jungfrau zu erreichen". Weil aber „heftige und starke Windstöße und Regengüsse einsetzten, so daß fast keiner, der sich der Fahrzeuge bediente, vorankommen konnte", versuchte sie erneut ihr Leibroß zu besteigen, um trotzdem als Erste das Heiligtum zu erreichen und „sich mit dem überlebenden und als Erben bestimmten Knaben ganz dem Herrn und der Jungfrau zu weihen"[24].

Der Heiligen machten die Pilger stets die erste Aufwartung, um ihr in einer ersten Begegnung ihre Anliegen und ihren Dank vorzutragen. Dann erst kümmerte man sich um Unterkunft und Verpflegung. I 14 wird uns ausdrücklich berichtet, daß es eine Pilgerherberge in Monheim gab[25]. Andere fanden Aufnahme bei der offensichtlich gastfreundlichen Bevölkerung des Ortes. Vornehme Pilger wurden im Gästetrakt des Klosters untergebracht. Die Dauer des Aufenthaltes war verschieden[26]. Die Nahwallfahrer kehrten noch am gleichen Tag zurück. Die Adelsangehörigen hatten es meistens eilig. Am längsten blieben die Kranken, die Armen und die Bettler. Sie erhofften Unterkunft und Verpflegung vom Kloster. Manche blieben Wochen, Monate, ja in Einzelfällen sogar Jahre hindurch, um auf die Heilung zu warten. Schon in der Didache, der sogenannten Apostellehre aus der Zeit um 120/30 n. Chr., wird der heute noch beachtenswerte Rat gegeben: „Der Gast soll bei euch nicht länger als zwei bis drei Tage bleiben, wenn dies nötig ist"[27]. Vier namentlich genannte Geheilte verpflichteten sich zum Dienst auf Lebenszeit im Kloster. Zwei Unfreie wurden nach ihrer Gesundung von ihrer Grundherrschaft dem Kloster in einer Totalübereignung aus Dankbarkeit übergeben[28].

In 68 Fällen erfahren wir von den Gebeten der Wallfahrer, 34 mal erstrebten sie die Erlangung der Heilung, 18mal erstatteten sie Dank für die bereits gewährte Hilfe, 16 mal baten sie um Vergebung der Sünden oder aus anderen Motiven. An 7 Stellen übermittelt uns Wolfhard in freier Nacherzählung den Wortlaut der Gebete[29]. Da „wiederholt" z. B. II 5 ein kranker, offensichtlich sehr geschwächter vornehmer Mann „eines Tages" in der Kirche „dieselben vertrauten Worte, die er schon oftmals gemurmelt hatte, mit schluchzender Stimme, nämlich: ‚Herrin aller, die Dich mit Vertrauen anrufen, gütigste Mutter! Erbarmende, hilf einem Erbarmungswürdigen, der an allen Gliedern dahinsiecht und verlassen ist! Eile nun zu einem, der in Sünden verstrickt ist. Bringe großmütig Hilfe einem Schuldbeladenen und gewähre einem Unwürdigen Gesundheit in gewohnter Fürbitte!'"[30] Auch hier erweist

---

24) Ebd., 219.
25) Ebd., 169, ferner 61, 116, 169, 195 Anm. 6.
26) Ebd., 61.
27) Bibliothek der Kirchenväter, Bd. 25, Kempten und München 1918, 14; vgl. Kachel J., Herberge und Gastwirtschaft in Deutschland bis zum 17. Jahrhundert, Berlin - Stuttgart - Leipzig 1924, 21.
28) Quellen II, 88.
29) Ebd., 62.
30) Ebd., 221.

sich Wolfhard als ein Meister der Beobachtung. Die Pilger warfen sich auf den Boden nieder, Kranke setzte man vor dem Reliquienschrein Walpurgens ab. Viele betrachteten lange „die an der Mauer hängenden Krücken der Gelähmten, die sich schon seit langer Zeit ihrer Wiederherstellung erfreuen". Da begann auch „der gelähmte Helmger aus Franken" ... „seine Heilung anzustreben und mit bleichem zur Erde gesenkten Antlitz Christus inständig anzuflehen"[31].

Das Beten wurde durch Opfergaben unterstrichen. Da schleppte sich z. B. I 18 eine aus Franken vertriebene und gelähmte Frau in die Kirche. „Während sie nun unter Aufbietung aller ihrer Kräfte das Kopftuch, das sie als Geschenk mitgebracht hatte, auf den heilbringenden Altar zitternd niederlegte, erlangte sie sogleich die volle Gesundung wieder"[32]. Immer sind es Zeichen der Verehrung und Dankbarkeit, einer oft rührenden Kindlichkeit, so z.B. III 2, wenn eine arme Mutter nach der glücklichen Geburt ihres Knäbleins dieses nach Monheim trägt und, weil sie nichts anderes besitzt, das Kind zum Dank mit Brot und Bier aufwiegen läßt und es so gleichsam für sich wieder freikaufen möchte[33].

Eifrig beteiligten sich die Pilger am Morgengottesdienst der Nonnen. Es war stets eine feierlich gesungene Konventmesse. Sie besuchten das Chorgebet zu den einzelnen Tageszeiten und besonders die abendliche Vesper[34]. Auch für die persönliche Betreuung der Pilger war Vorsorge getroffen. Stets standen in der Kirche zwei Nonnen dienstbereit den Ankommenden zur Verfügung. Die Leitung dieser Pilgerbetreuung hatte Diethild, die Küsterin und Verwalterin der Kirche, mit ihrer Mitschwester Ruathild. An diese konnten die Hilfesuchenden in oft weitausholenden Gesprächen sich wenden und ihre Leidensgeschichte erzählen. An nicht weniger als 29 Stellen wird uns diese psychologische und pastorale Grundform der Pilgerbetreuung bezeugt[35]. Zum Wallfahrtszeremoniell gehörte auch die Berührung mit „dem Stab der Jungfrau", das Schütteln einer Votivlampe mit Öl, die Darreichung eines Kelches mit Wein, eines Walpurgisweines, die Überreichung von gesegneten Broten. Vor der Abreise wurde der Wallfahrtssegen, eine priesterliche Segensspendung, erteilt, zuweilen in besonders feierlicher Form. Es war zugleich ein Reisesegen. Auch von der Versorgung mit Reiseproviant wird uns berichtet[36].

Große Tage in Monheim

Unvergeßliche Tage erlebten die Pilger am Wallfahrtsort, wenn sich die Kunde von geschehenen wunderbaren Heilungen oder von außergewöhnlichen Ereignissen unter den Massen der Hilfesuchenden verbreitete. Dieses

31) Ebd., 63.
32) Ebd., 181.
33) Ebd., 261–263.
34) Ebd., 64.
35) Ebd., 65.
36) Ebd., 64–66.

Geschehen war stets unberechenbar. Die Heilungsstatistik der Mirakelbücher umfaßt 60 Krankheitsgeschichten bei 46 Personen, die zum Teil an verschiedenen Krankheiten litten. In 48 Fällen trat sofortige, in 6 weiteren schrittweise Gesundung ein, während 6 mal die Heilung versagt blieb[37]. Die Heilung war einfach da. Sie erfolgte plötzlich. Sie wird von den Gesundeten als ein unfaßbares Geschehen erfahren, zuweilen nach heftigen körperlichen Konvulsionen oder vorausgehenden seelischen Erschütterungen. Heilungen geschahen nicht selten während des Gottesdienstes. Die Kundgabe der Gesundung erfolgte gewöhnlich sofort durch lautes Ausrufen der Heilung, durch das sogenannte „Mirakelschreien", das uns auch noch für die Barockzeit bezeugt wird. Die Anwesenden stimmten in den Lobpreis auf die Liebe Gottes und die Fürsprache der hl. Walpurgis ein[38]. Zuweilen gab es auch eine Multiplizität, eine Häufung der Heilungen in der gleichen Stunde, so z. B. als in Gegenwart der Prinzessin Hildegard, der Tochter des westfränkischen Königs Ludwig des Jüngeren, ein Stummer aus deren Gefolgschaft, bald darauf ein Lahmer aus der Begleitung des bayerischen Markgrafen Liutpold und schließlich ein von seiner Mutter in Erregung herbeigetragenes gelähmtes Knäblein geheilt wurden (IV 6). Wolfhard bemerkt: „Die zuerst ein Wunder ersehnt hatten, durften drei Wunder erleben. Sie kehrten nach Hause zurück und erzählten diese Vorgänge vielen anderen"[39]. Die Nonnen stimmten bei solchen Gelegenheiten den Psalm 145 mit dem Vers 7 an und priesen Gott, der den „Gefesselten Befreiung" verleiht und „die zu Bodengeworfenen aufrichtet"[40]. Die Bilanz der von Wolfhard überlieferten Heilungen umfaßt 25 Lähmungen, 16 Erblindungen, 3 Stummheiten und 10 sonstige Krankheiten[41].

Einen besonderen Platz nimmt die Krankheitsgeschichte der hörigen Magd Friderada des Grundherrn Ederamm aus Treuchtlingen ein. Die Parallele mit einem Phänomen unseres Jahrhunderts, Therese Neumann von Konnersreuth — von den Stigmata abgesehen, die erstmals bei Franz von Assisi bezeugt werden —, ist frappierend, besonders die Gleichartigkeit der aufeinanderfolgenden Krankheiten. Zuerst ist es eine zweijährige schwere körperliche Schwäche, dann ein Heißhunger, es folgt Gehunfähigkeit, eine vorübergehende Erblindung, dann Ekel an Speisen und Trank und schließlich eine dauernde Nahrungslosigkeit[42], über die eine zweimalige Untersuchung, zuletzt von Bischof Erchanbald, angeordnet wird. Wolfhard schließt dieses Kapitel mit den Worten: „So lebt diese (Magd) schließlich bis heute ohne Nahrung im Verlaufe des dritten Jahres, seit dem Feste des Bekenners Christi Martin". Sie genießt nur„ das himmlische Geschenk der Eucharistie"[43].

---

37) Ebd., 75—78.
38) Ebd., 84—87.
39) Ebd., 319.
40) Ebd., 86.
41) Ebd., 77.
42) Ebd., 100—102 (medizin-historische Anmerkungen von Dr. med. Enzinger H.).
43) Ebd., 337.

Wahrheitsgehalt und Ertrag

Eine letzte und zweifellos die wichtigste Frage erhebt sich angesichts dieser Berichte, aus denen repräsentativ nur eine Auswahl getroffen werden konnte: Die Frage nach dem Wahrheitsgehalt und dem Ertrag dieser wichtigen Quelle über den frühen Kult Walpurgens in dem ältesten Zentrum ihrer Verehrung, dessen Träger ein Benediktinerinnenkloster bildete.

Zum Wahrheitsgehalt

Die Frage nach der Zuverlässigkeit unserer Quelle hängt engstens mit der nach der Persönlichkeit des Autors zusammen. Wolfhard von Herrieden ist ein Vertreter der hagiographischen Literatur des frühen Mittelalters und als solcher bestrebt, uns ein Bild von dem wunderbaren Wirken der heiligen Äbtissin Walpurgis in ihrem Monheimer Heiligtum zu vermitteln. In regelmäßigen Abständen reist er von Eichstätt nach Monheim, um dort Erkundigungen über die jeweils eingetretenen Ereignisse einzuziehen. Dort stand ihm die amtliche Berichterstattung des Benediktinerinnenklosters zur Verfügung. Vor allem waren es die Aufzeichnungen und Berichte der Nonnen Diethild und Ruathild, zuweilen die Aussagen des gesamten Konventes, in besonderen Fällen die der Äbtissin. Er unterhielt sich in Einzelfällen mit den Geheilten selber, besonders mit denen, die aus Dankbarkeit in den Dienst des Klosters traten. Er sah auch die materiellen Beweisstücke für die Gesundung, nämlich die zurückgelassenen und an den Wänden aufgehängten Votivgaben, die vielen Krücken, die dreifüßigen Schemel, Bilder oder z. B. den versilberten Knochensplitter, der nach einer geglückten Operation der wiederhergestellten Ingelswindis aus Markt Bergel angebracht wurde. Er versteht sich stets als Berichterstatter und läßt uns wissen, daß er „kein Erfinder von Wunderzeichen" ist, sondern „ein zuverlässiger Empfänger von Berichten" (IV Einl.)[44].

Nicht wenige Züge in den Wunderberichten sind aus der Wunderfreudigkeit und der Wundersüchtigkeit von damals offensichtlich eingefügt worden. Manche Berichte (z. B. II 6) weckten auch bei Wolfhard Zweifel: „Ich berichte nun, so glaube ich, eine unerhörte Geschichte"[45]. Mit diesen Worten entschuldigt er sich selber, wenn er von dem rätselhaften Anhaften der Leiche eines Ermordeten an dessen Mörder uns einen Bericht übermittelt. Aber er bringt das Gehörte in einer urkundenlosen Zeit, in der das überlieferte Wort fast alles bedeutet, uns zur Kenntnis. Die ein Jahrzehnt umfassende Beschäftigung mit den Monheimer Vorgängen hat ihn zur persönlichen Überzeugung geführt, daß Gottes Güte Zeichen und Wundertaten durch die nunmehr in der ganzen Welt berühmten Jungfrau Christi Walpurga in jüngster Zeit gewirkt hat"[46]. Er legt Gewicht darauf, den Namen, die Heimat

44) Ebd., 307–309.
45) Ebd., 229.
46) Ebd., 143.

der Geheilten, oft auch den Verlauf ihrer Krankheit und den Fortbestand ihrer Heilung uns bekanntzugeben, um so eine Überprüfbarkeit zu gewährleisten.

Nicht bloß für Wolfhard, sondern auch für die Menschen von heute stellt sich angesichts solcher Literatur die Frage nach dem Wunder. Das Wunder bleibt stets im Spannungsfeld der menschlichen Beurteilung und Kritik. Tiefes Mißtrauen wird ihm von einer rein und ausschließlich rationalen Denkweise entgegengebracht. Es gibt auch andere Aspekte. Die Antwort der Theologie, hier der katholischen, lautet nach dem Vatikanum I (1869/70) im Kanon 3, Abs. 4: Es gibt die Möglichkeit, Tatsächlichkeit, die Erkennbarkeit und den Beweischarakter von Wundern. Sie sind Erweise der göttlichen Allmacht, welche die uns bekannten Möglichkeiten der Natur überschreiten[47]. Diese Stellungnahme bleibt auch nach dem Vatikanum II in Geltung. Die Antwort der Naturwissenschaften lautet, daß sie zur Beurteilung solcher Befunde nicht zuständig ist, weil keinesfalls exakt festgestellt werden kann, was in der Welt, besonders im Bereich der menschlichen Entscheidungsfelder, absolut determiniert, d. h. vorherbestimmt ist. Die historisch-kritische Forschung gibt zu bedenken, daß bei Wunderberichten eine verschärfte Kritik anzulegen ist. Dies trifft zweifelsohne auch für die Wunderberichte Wolfhards zu. Denn die 18 sonstigen Wundererzählungen Wolfhards, die vor allem von Auffindungsgeschichten, Anklebegeschichten und parapsychologischen Vorgängen erzählen, müssen ausgeschieden werden. Hier bricht eine ebenso wunderfreudige wie wundersüchtige Grundhaltung durch. Alltägliches, Parapsychologisches wird als Wunder gefeiert. Die Verschiedenheit von den Heilungsberichten ist unverkennbar[48].

Trotzdem überschreitet die historisch-kritische Denkweise ihre Kompetenzen, soweit sie Wunder von vorneherein und in jedem Falle ausschließt; denn sie bestimmt damit im voraus, was sein und nicht sein darf, und ist damit nicht mehr frei von Vorurteilen. Das Wunder bleibt auch angesichts der Mirakelberichte Wolfhards von Herrieden letztlich auf den Bereich der persönlichen Entscheidung verwiesen, auf die religiöse Grundhaltung des einzelnen Menschen. Die Wunderbejahung oder die Wunderablehnung hängt entscheidend von der weltanschaulichen Position des einzelnen ab.

Zum Ertrag

Der Ertrag der Monheimer Mirakelbücher ist nicht bloß religionsgeschichtlich und frömmigkeitsgeschichtlich von großer Bedeutung. Die Geschehnisse in Monheim leiteten den Aufstieg Walpurgens zur Volksheiligen, darnach zur Kloster-, zur Adels- und gleichzeitig zur Reichsheiligen der deutschen Nation ein. Das Mirakelwerk des ehemaligen Benediktinermönches von Herrieden gibt uns eine Fülle von Aufschlüssen über die Lebensgewohnheiten

---

47) Denzinger-Schönmetzer, Enchiridion Symbolorum, Freiburg i. Br. 1967, Nr. 3034, S. 594.

48) Quellen II, 108—111.

der Menschen in der späten Karolingerzeit, über ihre soziale Stellung, über ihre Denkweise, über ihren Glauben, über ihre Nöte und Bedrängnisse. Es werden bei weitem nicht alle Lücken geschlossen. Aber ohne Wolfhard wären wir an Wissen um vieles ärmer, würde vieles im Dunkeln bleiben. Es wird vor allem in einer einmaligenWeise ein Benediktinerkonvent aus der späten Karolingerzeit als Träger und Treuhänder eines Wallfahrtszentrums von überregionaler Bedeutung, von einer Reichweite, die ganz Süddeutschland erfaßte, für uns faßbar gemacht. Die Gründerin, Liubila, wohl selber Angehörige der Reichsaristokratie, ihre Kontakte mit dem Königshaus, dem Reichsadel, den Reichsbischöfen und den Reichsklöstern, ihr klösterlicher Konvent, der klösterliche Alltag, die Feier der Liturgie, die Sorge um die Scharen der Pilger, die karitative Tätigkeit gegenüber den Armen, das Klosterpersonal und dessen Zusammensetzung, die Klostergebäude und die Wallfahrtskirche, die Priesterschaft und die Bewohner des Ortes, vieles wird hier für eine frühe Epoche der deutschen Geschichte in großer Anschaulichkeit wie selten anderswo dargestellt[49].

Es wurde in Monheim, das berichtet uns die Geschichte der Folgezeit, die Entwicklung eines geistlichen Kleinstaates, nämlich einer eigenen Klostervogtei, eingeleitet. Diese umfaßte einen kleinen geistlichen Herrschaftsbezirk mit acht Dörfern (Itzing, Kölburg, Ried, Warching, Liederberg, Wittesheim, Rögling und Ensfeld) und wurde durch eine inzwischen aufgehellte Rodungstätigkeit seit dem 12. Jahrhundert noch ausgeweitet[50]. Als im Jahre 1035 die Benediktinerabtei St. Walburg in Eichstätt durch den edlen Liudiger von Lechsgemünd ins Leben gerufen wurde, ging die große Zeit von Monheim zu Ende. Eichstätt mit der Grabstätte der Heiligen wurde zum endgültigen Mittelpunkt des Walpurgiskultes. Wieder waren es Benediktinerinnen, die den Auftrag übernahmen, die Verehrung der ersten Benediktineräbtissin des Bistums durch die Jahrhunderte zu tragen. Für Monheim wurde schon 1530 von dem Neuburgischen Pfalzgrafen Ottheinrich, noch vor seinem Übertritt zur Reformation, die Aufhebung des Klosters beantragt. 1533 starb die letzte Äbtissin. 1555 wurden nach der Einführung der lutherischen Lehre die Walpurgisreliquien entfernt. 1617 erfolgte die Wiedereinführung des katholischen Bekenntnisses.

Wolfhard von Herrieden hat uns die Anfänge geschildert, aus denen die Dynamik des Kultes unserer Heiligen sich entwickelte. Das zwölfhundertjährige Gedächtnis ihres Heimganges 1979 in der Diözese Eichstätt lenkt unsere Blicke erneut auf das Monheimer Benediktinerinnenkloster der ausgehenden Karolingerzeit. Bei der liturgischen Neuordnung des Jahres 1972 ist die Benediktinerinnenheilige Walpurgis wieder in den Festkalender aller deutschsprechenden Diözesen aufgenommen worden.

---

49) Ebd., 112—135.

50) Vgl. Eigler Fr., Die spätmittelalterlichen Rodungssiedlungen des Klosters Monheim, in der Festschrift: Vom Kloster Monheim zum Jugendheim Haus St. Walburg, Monheim 1977, 19—31.

Die Gründung des Klosters St. Walburg 1035 und ihre Quellen

Von Ingeborg Buchholz-Johanek – Würzburg

Die Abtei St. Walburg in Eichstätt ist in der glücklichen und zugleich verwirrenden Lage in ihrem Archiv nicht nur eine sondern vier Urkunden (A 1–4)[1] mit weitgehend übereinstimmendem Inhalt über Gründung und Ausstattung des Klosters im Jahr 1035 zu besitzen. Unter diesen vier Stükken den zeitgenössischen „Stiftungsbrief"[2] zu identifizieren ist der Eichstätter Geschichtsforschung relativ früh gelungen. Während Lefflad 1871 in seinen Regesten[3] noch A 4 als das Original ansieht und von zwei Ausfertigungen und einem Konzept ausgeht und Sax[4], wohl ihm folgend 1884 von einem „unausgefertigten" (=A 1) und einem „ausgefertigten" (=A 4) Stiftungsbrief spricht, so hat Schlecht in seiner Edition des Stiftungsbriefes[5] 1886 bereits alle vier Exemplare herangezogen und seinem Text A 1 zugrunde gelegt und A 2, 3 und 4 in die Varianten verwiesen. Zu diesem Ergebnis ist er über die Textentwicklung der vier Stücke und die richtige Beurteilung der Siegel von A 1 und A 4 gekommen. Heidingsfelder, der das gesamte Eichstätter Urkundenmaterial überblickte, hat 1938 in den Regesten der Bischöfe von Eichstätt[6] an den Ergebnissen Schlechts festgehalten und darüberhinaus auf Grund des paläographischen Befundes die Stücke A 2, 3 und 4 der Mitte des 12. Jhs. zugewiesen.

Als Grundlage für weitere Überlegungen müssen die 4 Stücke hier kurz vorgestellt werden. Auffälligstes äußeres Merkmal von A 1[7] ist ein Wechsel von einer fast schwarzen zu einer sehr blassen bräunlichen Tinte nach dem dritten Wort der dritten Zeile und eine ebenfalls in einer fast schwarzen Tinte, aber eindeutig von einer anderen und späteren Hand eingefügte, fast eine ganze Zeile lange Interlinearinterpolation im letzten Drittel der Urkunde. Das äußere Erscheinungsbild des Stückes ist an der Herrscher-

1) Beschreibung der Stücke s. Vorbemerkung zur Edition S. 62 f., zur Wahl der Siglen und Siglenkonkordanz S. 63 f.
2) An dem traditionellen, schon mittelalterlich belegten Terminus Stiftungsbrief wird festgehalten, da es sich nicht, wie das Folgende erweisen wird, um eine „Gründungsurkunde" im technischen Sinne handelt.
3) M. Lefflad, Regesten der Bischöfe von Eichstätt, 1. Abt. 741–1229 (zugl. Jahresbericht d. bisch. Lyceums zu Eichstätt 1870/71), Eichstätt 1871, S. 12 no. 104.
4) J. Sax, Die Bischöfe und Reichsfürsten von Eichstätt I, 745–1535, Landshut 1884, S. 37.
5) J. Schlecht, Stiftungsbrief des Klosters St. Walburg, mit Angabe der Varianten, in: Sammelblatt d. hist. Vereins Eichstätt 1 (1886), S. 29 ff.
6) F. Heidingsfelder, Die Regesten der Bischöfe von Eichstätt (=Veröff. d. Ges. f. fränk. Geschichte, VI. Reihe), Erlangen 1938, S. 60 f. no. 166 (zit. Hdf. Reg.).
7) Vgl. Vorbemerkung zur Edition S. 62 und S. 76, Abb. 1.

urkunde ausgerichtet[8]. Bei sehr weitem Zeilenabstand sind die Oberlängen von b, d, f, l und langem s deutlich ausgeprägt und in der Höhe gleichmäßiger als die Unterlängen von f, p, q, r und langem s. Die unverzierten Ober- und Unterlängen laufen spitz mit leichtem Schwung nach oben rechts bzw. unten links aus. Die Oberlängen von f und langem s sind häufig durch eine Doppelschleife rechts und links des Schaftes verziert, die bei zwei nebeneinanderstehenden Oberlängen durch beide Schäfte geführt wird. Bei st-Ligatur sind die beiden Buchstaben leicht auseinander gezogen. Die Doppelschleife wird auch als diplomatisches Kürzungszeichen verwendet. Die häufige Verwendung des offenen a, das Fehlen des runden s und die wenig ausgeprägte Worttrennung verleihen dem Stück einen für die Zeit altertümlichen Charakter. Sowohl die Länge der Ober- und Unterlängen wie die Häufigkeit der Verwendung des offenen a nimmt in der zweiten Hälfte der Urkunde deutlich ab. Bestimmte Namen, der des Stifters Liudger, Bischof Heriberts, des Hochstiftsvogtes Gotebold, der Klosterpatronin Walburg, der ersten Äbtissin Imma und die Personen-, Orts- und Heiligennamen der Notiz über die Herkunft der Imma sind in kleinen Kapitälchen geschrieben. Auffällig sind die sehr schmalen Großbuchstaben der Orts- und Personennamen, wobei v. a. bei B, D, P und R die obere Rundung eine deutlich ausgeprägte Spitze hat, eine Tendenz, die sich mehr oder weniger stark ausgeprägt auch in A 2, 3 und 4 findet. Die Identifizierung einer Vorlage für die Schrift in einem Kaiserdiplom für Eichstätt war nicht möglich, da keines der in Frage kommenden Stücke im Original überliefert ist[9]. A 1 trägt ein eingehängtes Siegel Bischof Heriberts[10], das ihn ohne Kopfbedeckung im Meßgewand mit Stab und segnend erhobener Hand zeigt. Es ist das älteste überlieferte Eichstätter Bischofssiegel.

A 2[11] ist eine Abschrift von A 1, A 3[12] wiederum eine Abschrift von A 2. Beide Stücke sind wahrscheinlich von der gleichen Hand geschrieben. Heidingsfelder konnte zwei Notitiae der 40er Jahre des 12. Jhs. für St. Wal-

8) Vgl. z. B. F. Steffens, Paléographie latine, Trier/Paris 1910, Tafel 72: MG DH III 309 (Stumpf 2442) von 1053 VIII 5; Kaiserurkunden in Abbildungen, Lief. 2 Tafel 19: DH IV 81 (Stumpf 2601) von 1062 II 24; ähnlichen Charakter zeigt auch in W. Arndt/M. Tangl, Schrifttafeln zur Erlernung der lateinischen Paläographie, Berlin 1904—07, Ndr. 1976, Tafel 82, eine Schenkung an Hersfeld von 1047/50 VIII 1, vor allem in der Verzierung der Oberlängen und in der Form der Großbuchstaben.

9) Zwischen einem im Original erhaltenen Diplom Otto III. von 1002 I 11 (MG DD II no. 424, Stumpf 1280), Hdf. Reg. no. 146 und einem im Original erhaltenen Diplom Heinrich III. von 1053 VI 6 (MG DH III 306, Stumpf 2439), Hdf. Reg. no. 197, verzeichnet Hdf. nur zwei weitere für Ei. ausgestellte Herrscherurkunden, die beide nicht im Original erhalten sind Konrad II. von 1033 VII 21 (MG DD IV no. 197), Hdf. Reg. no. 165, und Heinrich III. von 1053 V 17 (MG DH III 303, Stumpf 2436), Hdf. Reg. no. 196. Vermutlich sind Verluste nicht auszuschließen.

10) Vgl. S. 80, Abb. 5. Es ist die erste Abb. dieses Siegels.

11) Vgl. Vorbemerkung zur Edition S. 62 und S. 77, Abb. 2.

12) Vgl. Vorbemerkung zur Edition S. 62 und S. 78, Abb. 3.

burg nachweisen, die ebenfalls von dieser Hand stammen[13], so daß eine Datierung in das 2. Viertel des 12. Jhs. möglich ist. Von dieser Hand stammt höchstwahrscheinlich auch die Interpolation in A 1. A 2 steht vor allem was Schreibung der Worte und Verwendung der Kürzungszeichen anbetrifft, A 1 deutlich näher als A 3. In beiden Stücken ist das offene a vollständig verschwunden, langes und rundes s werden nebeneinander verwendet. Auch die us-Kürzung durch Semikolon und die tironische Note für et in A 1 sind in A 2 und 3 durch ɔ und Ligatur-et ersetzt. Die Kapitälchen für bestimmte Eigennamen sind nach der Vorlage beibehalten. Die Oberlängen von langem s und f sind durch eine Doppelschleife verziert, die allerdings nicht wie in A 1 quer durch den Schaft ausgezogen wird, so daß in A 2 und 3 die untere Schleife links des Schaftes offen endet. Als allgemeines Kürzungszeichen wird überwiegend — verwendet, nicht mehr das schleifenverzierte diplomatische Kürzungszeichen. Wichtigste textliche Veränderung[14] von A 2 gegenüber A 1 ist die vollständige Interpolation des Nachtrages, der eine Weinbergschenkung Bischof Heriberts betrifft[15], in den Text. Obwohl der Nachtrag in A 1 und A 2 von derselben Hand stammen, weichen sie bezüglich der Weinbergschenkung voneinander ab. In A 2 findet sich die Angabe, Bischof Heribert habe den Weinberg von Bischof Eberhard von Bamberg eingetauscht, was in A 1 fehlt. Dafür hat A 1 als Namen des mitgeschenkten Weingärtners Meginzo und seiner Frau Piliza, während A 2 und ihm folgend A 3 Meginzo und Meginza haben. Als lectio difficilior ist Piliza in A 1 der Vorzug gegenüber Meginza in A 2 und 3 zu geben. Auf diesen Befund wird zurückzukommen sein. Weiter ist in A 2 und dem folgend A 3 das Ende von A 1 nach der Datierung, die Nachricht über die erste Äbtissin Imma und ihre Herkunft aus dem Nonnberg in Salzburg, fallengelassen worden. Darüberhinaus weist A 3 zwei wesentliche textliche Varianten[16] gegenüber A 2 auf. Jeweils im Anschluß an die Aufzählung der von Liudger und Bischof Heribert übergebenen Güter ist eine ausführliche Pertinenzformel angefügt. Wichtiger noch erscheint in A 3 eine Änderung des Jahresdatums in 1034[17], während die übrigen Bestandteile des Datums unverändert übernommen wurden, so daß zunächst ein Schreibfehler anzunehmen ist. Während A 3 bis hart an den unteren Rand des Pergaments beschrieben ist, weist A 2 nach der letzten Zeile einigen freien Raum auf, in dem unten rechts insgesamt vier kleine Einschnitte im Pergament angebracht sind, die auf eine geplante Besiegelung hindeuten könnten. Auch darauf ist zurückzukommen.

---

13) Hdf. Reg. no. 382, 383 (Verweis in Hdf. Reg. no. 166 durch Druckfehler no. 332 und no. 382).
14) Vgl. Edition S. 68 Z. 8 ff. und Z. 21 ff.
15) Hdf. Reg. no. 167; E. v. Guttenberg, Die Regesten der Bischöfe und des Domkapitels von Bamberg (= Veröff. d. Ges. f. fränk. Geschichte, VI. Reihe), Würzburg 1963, S. 96 no. 211.
16) Vgl. Edition S. 67, Z. 5 ff. und S. 69, Z. 5 ff.
17) Vgl. Edition S. 70, Z. 8.

A 4 ist von einer deutlich von A 2/3 abweichenden Hand[18] vermutlich nur wenig später Mitte des 12. Jhs. geschrieben. Es ist wie A 1 besiegelt, allerdings mit einer eindeutigen Fälschung[19] auf Bischof Heribert, die ihn ganz dem Siegeltyp des 12. Jhs. entsprechend auf einem Faldistorium thronend zeigt. In der Siegelumschrift erscheint der Buchstabe s jeweils spiegelverkehrt. Während A 2 und 3 der Verbalinvokation von A 1 ein Kreuz als symbolische Invokation hinzugefügt haben, bringt A 4 neben dem Kreuz als weitere äußere Angleichung an das Herrscherdiplom die ganze erste Zeile in verlängerter Schrift. Die Oberlängen von A 4 sind weniger häufig verziert, es findet sich vor allem eine einfache Schleife rechts des Schaftes, die nach links oben ausgezogen wird. Daneben enden die Unterlängen von f, r und langem s häufig in einer sehr zarten Zickzacklinie. Im Gegensatz zu A 2/3 wird wieder ein diplomatisches Kürzungszeichen verwandt, in Form eines liegenden s mit einem zusätzlichen Bogen. Die Eingriffe in den Text, die der Schreiber von A 4 vorgenommen hat, gehen weiter als die des Schreibers von A 2/3. Zum einen wird an mehreren Stellen stilistisch in den Text eingegriffen[20] und relativ einfache, unbeholfene Satzkonstruktionen durch elegantere ersetzt, ohne daß der Inhalt verändert wird. Hierher ist auch zu rechnen, daß die Wiederholung der langen in A 3 zweimal erscheinenden Pertinenzformel durch einen Verweis auf die erste Aufzählung[21] vermieden wird. Daneben stehen zwei massive Eingriffe in den Aufbau und in den materiellen Inhalt der Urkunde. Die in A 1, 2 und 3 nach der ersten Gütertraditio stehende Zeugenreihe, auf die nach der zweiten Traditio verwiesen wird, ist in A 4 an den Schluß der Urkunde unmittelbar vor das Datum gerückt[22], wobei zusätzlich der Unterschied zwischen den fränkischen und bayerischen Zeugen aufgegeben und die Formel *per aures tracti*[23] eingefügt wurde. Die zweite Änderung jedoch be-

---

18) Nach Hdf. Reg. no. 166 S. 61 identisch mit dem Schreiber der Urkunde Bisch. Gebhards II. v. Eichstätt von 1037, Hdf. Reg. no. 348, Hofmann, Regesten Kaisheim (vgl. Anm. 46) no. 2. Da unbekannt ist, ob es sich um eine Ausfertigung der bisch. Kanzlei oder eine Empfängerausfertigung handelt, können daraus keine weiteren Schlüsse gezogen werden. Vgl. auch Vorbemerkung zur Edition S. 62 und S. 79, Abb. 4.

19) Vgl. S. 80, Abb. 6. Zur Identifizierung als Fälschung Hdf. Reg. no. 166 S. 61.

20) Vgl. Edition S. 67, Z. 13 ff., S. 68, Z. 15 ff. u. a.

21) Vgl. Edition S. 69, Z. 5 ff.

22) Vgl. Edition S. 69, Z. 28 ff.

23) Die Unterscheidung zwischen fränkischen und bayerischen Zeugen ist in Eichstätt urkundlich nach 1035 nicht mehr belegt. Vielleicht zeigt sich darin 1035 eine Trennung der Zeugen von Liudgers Seite (bayerische Z.) und von Bisch. Heriberts Seite (fränkische Z.). Rechtsbrauch und Formel *per aurem tracti* kommt aus dem bayer. Rechtskreis (Lex Baiuvariorum 17,3) und erscheint in Ei. Urkunden regelmäßig bis weit ins 12. Jh. hinein. Vgl. ferner O. Redlich, Die Privaturkunden des Mittelalters, Berlin/München 1911, Ndr. 1967, S. 70; H. Bresslau, Handbuch der Urkundenlehre II, Berlin ^{4}1968, S. 205, 217.

rührt den Rechtsinhalt der Urkunde. In A 1, 2 und 3 gehört zu den Rechten des Bischofs über das neugegründete Kloster *abbatissam ponendo*[24], in A 4 aber fehlt *ponendo* und ist nicht sehr sinnvoll durch *videlicet* ersetzt. Da das *ponendo* in A 1 und 2 nachträglich ausradiert wurde, muß man auch diese Manipulation wohl mit der Herstellung von A 4 in Verbindung bringen. Auch hierauf muß noch einmal eingegangen werden. In der Datierung folgt A 4 dem falschen Jahresdatum von A 3. Aus alledem geht hervor, daß A 4 nicht eine selbständige, bearbeitende Abschrift von A 1 ist, sondern eine solche von A 3.

Im Jahr 1315 erbittet die St. Walburger Äbtissin Offemia von Bischof Philipp von Rathsamhausen ein Transsumpt von A 4[25]. Bischof Philipp, ein besonderer Verehrer der Hl. Walburg, zu deren Ehren er eine Vita mit Miracula[26] verfaßt hat, bestätigt bei dieser Gelegenheit dem Kloster ausdrücklich auch alle übrigen St. Walburg gewährten Privilegien. Mehr als 100 Jahre später wendet sich die Äbtissin Anna von Rechberg an das Eichstätter Chorgericht und läßt dort unter dem Gerichtssiegel eine Übersetzung[27] des *stiffterß lateinischen haubtbrieff* anfertigen. Wieder wird A 4, nicht A 1 vorgelegt. Das falsche Datum von A 4 führt offensichtlich auch dazu, daß jetzt die Gründung des Klosters allegmein in das Jahr 1034 statt 1035 gesetzt wird, wie eine entsprechende Bauinschrift am Turm der Klosterkirche von 1417 zeigt[28].

Doch zurück zu den Urkunden. Auf ihrer Rückseite befinden sich zwei unterschiedliche Reihen von Archivsignaturen[29]. Eine ältere Signatur benutzt fortlaufende Zahlen und steht in der oberen rechten Ecke der (zusammengefalteten) Urkunde. Sie stammt wohl aus der Zeit zwischen 1315, da das Transsumpt bereits eingeschlossen ist, und 1440, da die Übersetzung nicht berücksichtigt wurde. Eine Urkunde mit der Nummer 1 konnte nicht nachgewiesen werden. A 4 trägt die Nummer 2, das Transsumpt Nummer 3, A 1 Nummer 4, A 3 Nummer 5, A 2 Nummer 6. Nach einem unbekannten Stück steht also A 4 an der Spitze der Klosterurkunden, unmittelbar gefolgt von seinem Transsumpt, dann kommt, vermutlich wegen des Siegels, A 1, vor den unbesiegelten Stücken A 3 und A 2. In der zweiten Hälfte des 15. Jhs., frühestens aber 1440, werden die Urkunden neu ge-

---

24) Vgl. Edition S. 65, Z. 17.

25) Vgl. Vorbemerkung S. 63 und Edition S. 71.

26) Zur hs. Überlieferung und den Drucken vgl. die Zusammenstellung bei Hdf. Reg. no. 1354, S. 431; neuestens A. Bauch, Philipp von Rathsamhausen, Bischof von Eichstätt, Fränk. Lebensbilder 7, Neustadt/Aisch 1977, S. 1 ff.

27) Vgl. Vorbemerkung S. 63 und Edition S. 72 f.

28) Inschrift: *Leodegarius Graf von Graisbach fundator huius ecclesiae. gestiftet Ao 1034. Heinrich Graf von Lechsmünd. Renovirt 1417*, bei J. A. von Reisach, Geschichte der Grafen von Lechsmund und Graisbach, Hist. Abh. d. kgl. bayer. Akad. d. Wiss. 2, München 1813, S. 360, Anm. **. Die Inschrift ist bei F. Mader, Stadt Eichstätt (= Kunstdenkmäler von Bayern, Reihe Mittelfranken I), München 1924, nicht erfaßt, evtl. ist sie zwischenzeitlich untergegangen.

29) Vgl. die Vorbemerkungen zur Edition und die Siglenkonkordanz S. 63 f.

ordnet. Diesmal werden Buchstaben als Signaturen benutzt, vermutlich wurden auch gleichzeitig und von derselben Hand die Rückvermerke über die Ortsbetreffe angebracht. Jetzt steht A 4 endgültig an der Spitze der Urkunden, man wird sagen dürfen an der Spitze des Klosterarchivs, mit A. A 3 folgt mit B, A 2 mit C, A 1 mit D, das Transsumpt mit E, die Übersetzung mit H nach zwei unbekannten Urkunden. Die Buchstabensignaturen werden, mindestens was diesen Urkundenkomplex anbetrifft, in das im 16. Jh. angelegte Kopialbuch[30] übernommen. Die Rückvermerke zeigen ein weniger deutliches Bild. Auf A 1 und 2 steht *ein stifft brief* mit Aufzählung der Ortsnamen, auf A 3 und 4 allein eine Aufzählung der Ortsnamen. Auf dem Transsumpt heißt es *ein vidimus . . . über den stift brieff* und auf der Übersetzung noch am deutlichsten *des rechten stifts brief ein abgeschrift*. Ein weiterer, nicht näher identifizierter Schreiber hat vermutlich gegen Ende des 16. Jhs., sicher aber nach der Festlegung der Buchstabensignaturen, auf A 1 die Notiz angebracht *der recht stift brief*. Als der Klosterfrauenbeichtvater Pater Wolfgang Reichmayer im Jahr 1800 für J. A. von Reisach und dessen „Geschichte der Grafen von Lechsmund und Graisbach[31] eine Abschrift der Stiftungsurkunde von St. Walburg anfertigt, kopiert er A 1, vielleicht geleitet von dem angeführten Rückvermerk. Die Eichstätter Historiker der zweiten Hälfte des 19. Jhs. dagegen, Lefflad und Sax bevorzugen noch einmal A 4[32] und folgen damit einer sehr langen Tradition.

Zusammenfassend muß festgehalten werden: das Kloster St. Walburg besitzt eine zeitgenössische, besiegelte Urkunde über seine Gründung. In der Mitte des 12. Jhs. werden drei, wohl knapp aufeinander folgende Versuche unternommen, dieses Stück neu zu fassen, wobei, wie die Kollation der Texte zweifelsfrei ergeben hat, A 2 als Vorlage A 1, A 3 als Vorlage A 2, A 4 als Vorlage A 3 benutzt, nicht wie auch vorstellbar A 2, 3 und 4 unabhängig voneinander direkt auf A 1 fußen. Mit A 4 liegt dann ein Dokument vor, das offenbar den Ansprüchen genügt und das in den folgenden Jahrhunderten an die Stelle des zeitgenössischen Stückes tritt. Dabei ist bemerkenswert, daß nicht nur A 1, von dem man immerhin noch annehmen könnte, daß sich eine interne Tradition über seinen wahren Wert gehalten hat, sondern auch die unbesiegelten Stücke A 2 und 3 im Klosterarchiv sorgfältig aufbewahrt wurden. Letzteres kann nur als Faktum festgehalten werden. Erörtert werden muß aber, warum in der Mitte des 12. Jhs. drei Versuche unternommen wurden, um zu einer neuen, materiell von der ursprünglichen nur in zwei Punkten abweichenden Urkunde über die Gründung des Klosters zu kommen.

Zunächst ist es notwendig, Inhalt und Aufbau von A 1 näher zu charaktierisieren. Auf eine Trinitätsinvokation folgt die sehr knappe Publikatio

---

30) Vgl. S. 63 f. zur kopialen Überlieferung.

31) J. A. v. Reisach, Geschichte der Grafen von Lechmund und Graisbach S. 360 Anm. *.

32) Vgl. Anm. 3 und 4.

cognoscant omnes fideles christi, während weder ein Urkundenaussteller noch ein Adressat genannt werden. Die Publikatio leitet direkt über zu einer, wie der gesamte Inhalt von A 1, objektiv gefaßten Narratio, in der als handelnde Personen der Adelige Liudger und Bischof Heribert von Eichstätt erscheinen. Erzählt wird die Vorgeschichte der Klostergründung von dem guten Vorsatz Liudgers bis zur Verwirklichung. Er wird nämlich zunächst durch weltliche Geschäfte davon abgehalten, bis ihn eine schwere Krankheit heimsucht und er fast schon auf dem Sterbebette liegend zusammen mit Bischof Heribert die nötigen Schritte zur Klostergründung unternimmt. Danach wird er durch die Gnade Gottes wieder gesund. Mit einem Bibelzitat und sehr starken Anklängen an die Heimsuchungen des Hiob ist dieser Teil der Urkunde erbaulich und zugleich literarisch ausgestaltet. Das direkte Eingreifen Gottes in den Gründungsvorgang findet sich nur selten in Urkundennarrationen, es ist vielmehr typisch für chronikalische Gründungsgeschichten, wie sie Otto Meyer am Beispiel der bayerischen Klostergründung des Hochmittelalters herausgearbeitet hat[33]. Die vorliegende Narratio enthält daneben nach Meyer auch die für Urkundennarrationen wesentlichen Bestandteile[34]: den Namen des Stifters, den der Patronin, der Hl. Walburga, wodurch in diesem Falle zugleich die Wahl des Ortes begründet wird, an der das zukünftige Kloster errichtet werden soll, nämlich an der Kirche in der ihre Reliquien ruhen. Dazu kommt in höchstem Maße rechtserheblich die Intention des Stifters, das Kloster dem Eichstätter Bischof zu übergeben, mit allen Rechten, die daraus folgen, z. B. dem der Einsetzung der Äbtissin. Damit ist die Rechtsstellung des neuen Klosters[35] als bischöfliches Eigenkloster festgelegt.

Auf die Narratio folgen mit *Ad hunc locum tradidit* . . . und *Hoc ita gesto* . . . zwei Traditionsnotizen, in denen zunächst der Stifter Liudger, dann Bischof Heribert, beide durch die Hand des Hochstiftsvogtes, dem Kloster die Gründungsausstattung übergeben. In beiden Fällen wird der Tradent genannt, der Empfänger und die übergebenen Güter werden aufgezählt. In einem Schlußsatz wird jeweils die Intention der Schenkung, nämlich zum Unterhalt der Nonnen zu dienen, betont und allen Eichstätter Bischöfen untersagt, dieses Gut jemals dem Stiftungszweck zu entfremden. In der Traditio Bischof Heriberts wird der endgültige und dauerhafte Charakter der Übergabe noch dadurch betont, daß gesagt wird, diese Güter hätten bereits den an der Kirche der Hl. Walburga sitzenden Kanonissen gehört, seien ihnen aber noch nicht *firmiter* übergeben worden. Die erste Traditio endet mit der Aufzählung der Handlungszeugen, am Ende der zweiten Traditio wird auf die oben genannten Zeugen verwiesen. Es folgen der Ort, die Kirche der Hl. Walburga, und das Datum der Handlung. Beide Notizen enthalten damit die für eine Traditionsnotiz notwendigen und üb-

33) O. Meyer, Die Klostergründung in Bayern und ihre Quellen vornehmlich im Hochmittelalter, in: ZRG kan. Abt. 20 (1931), S. 123 ff., hier v. a. S. 178 f.
34) Ebd. S. 172 ff.
35) Ebd. S. 194 f.

lichen Angaben[36]. So wie am Anfang der Urkunde im Protokoll Aussteller und Empfänger nicht genannt werden, so fehlen hier die regulären Bestandteile eines Eschatokolls, Strafandrohung und Siegelankündigung. Es muß aber von Anfang an beabsichtigt worden sein, das Stück zu besiegeln, denn im Schriftspiegel ist dafür, wenn auch nicht genug, Platz freigelassen. Nach dem Datum folgt eine weitere Notiz mit *Tunc temporis consecrata est . . .*, in der der Name der ersten Äbtissin Imma genannt wird, dazu wird ihre Verwandschaft mit Liudger genau dargelegt, sie ist seine Nichte, die Tochter einer Tante. Schließlich wird über ihre Herkunft aus dem Kloster der Hl. Maria und Ehrentrudis in Salzburg, dem Nonnberg, berichtet. Ob sich der letzte, nur mit den Anfangsworten erhaltene Satz *Verum idem episcopus . .* auf das Vorstehende bezieht oder zu einer weiteren verlorenen Notiz überleitete, läßt sich nicht entscheiden.

Der vorliegende Gesamtbefund ist folgendermaßen zu charakterisieren. Bei A 1 handelt es sich nicht um ein klassisches „Gründungsprivileg" sondern um eine besiegelte Notiz über verschiedene mit der Gründung des Klosters zusammenhängende Ereignisse: die Vorgeschichte der Gründung, die Übergabe der Gründungsausstattung und die Weihe der ersten Äbtissin. Sie verbindet damit deutlich narrativ-chronikalische und urkundlich-rechtssichernde Elemente. Die Gründungsnarratio beansprucht genauso viel Raum, wie die beiden Traditionen und die Notiz über die erste Äbtissin zusammen, beide Aspekte stehen damit auch äußerlich gleichberechtigt nebeneinander. Wenn der Narratio auch die Ausführlichkeit echter chronikalischer Nachrichten zu Gründungsvorgängen fehlt, so hebt sie doch den St. Walburger Stiftungsbrief über die reine Beurkundung eines Rechtsgeschäftes hinaus und stellt ihn in einen größeren historiographischen Zusammenhang, der auch anderswo gerade bei Überlieferungen verschiedenster Art zu Klostergründungsvorgängen zu beobachten ist[37]. Dieser Befund erregt keinerlei Bedenken, ja er ist in seiner Unsicherheit und Vermischung der Formen typisch für die Epoche nach dem Erlöschen der karolingischen Schriftlichkeit und vor dem allgemeinen Durchbruch der neuen Siegelurkunde[38], der in der Diözese Eichstätt erst in der zweiten Hälfte des

---

36) Vgl. O. Redlich, Privaturkunden S. 73 ff., auch O. Meyer, Klostergründung S. 159 f.

37) Neben O. Meyer, Klostergründung neuestens die Arbeiten von H. Patze, Adel und Stifterchronik. Frühformen territorialer Geschichtsschreibung im hochmittelalterlichen Reich, in: Blätter f. dt. Landesgeschichte 100 (1964), S. 8 ff., 101 (1965), S. 67 ff.; Ders.: Klostergründung und Klosterchronik, in: ebd. 113 (1977), S. 89 ff; ferner J. Kastner, Historiae fundationum monasteriorum. Frühformen monastischer Institutionengeschichtsschreibung im Mittelalter (= Münchener Beiträge zur Mediävistik und Renaissance-Forschung 18), München 1974.

38) Vgl. dazu allg. P. Johanek, Zur rechtlichen Funktion von Traditionsnotiz, Traditionsbuch und früher Siegelurkunde, in: Recht und Schrift im Mittelalter (= Vorträge und Forschungen 23), Sigmaringen 1977 S. 131 ff.

12. Jhs. erfolgt[39]. Für die Jahre von 1022, dem Beginn des Pontifikates Heriberts, bis 1057 sind keine anderen besiegelten Urkunden eines Eichstätter Bischofs bekannt. Für 1060 und 1068 ist je eine besiegelte Urkunde überliefert, in die von 1068 sind allein 6 Traditionsnotizen aufgenommen[40]. Erst unter Bischof Gebhard II. (1125–49) ist in Eichstätt ein, wenn auch schwacher, Neubeginn der Schriftlichkeit bei Rechtsgeschäften festzustellen, wobei aber immer noch besiegelte Notitia und Siegelurkunde nebeneinander stehen[41]. St. Walburg erlangt in den 25 Jahren von Gebhards Pontifikat drei besiegelte Notitiae[42].

Vor diesem Hintergrund soll jetzt versucht werden, die Frage nach den Gründen für die Anfertigung der Stücke A 2, 3 und 4 zu beantworten. Angeknüpft werden muß dazu an die Weinbergschenkung Bischof Heriberts, die der Schreiber von A 2/3 in A 1 nachgetragen hat. Über diese Güterschenkung besaß man keine besiegelte sondern allenfalls eine unbesiegelte Notiz. Jetzt, als im zweiten Viertel des 12. Jhs. auch in Eichstätt häufiger besiegelte Notitiae, wenn nicht schon echte Siegelurkunden zur Sicherung von Rechtstiteln ausgestellt werden, wollte man wohl auch die Weinbergschenkung Heriberts unter den Rechtsschutz seines Siegels stellen. Der Nachtrag in A 1 aber ist so auffällig, daß damit der Nachtrag, im ungünstigsten Falle die gesamte Urkunde ihre Glaubwürdigkeit im rechtlichen Sinne verliert[43]. Das mag der Anlaß für die Abschrift A 2 gewesen sein, die die Weinbergschenkung in den Text der Urkunde integriert. Da der Text dabei um eine Information reicher ist, muß man von einer Vorlage ausgehen, die dem Schreiber zur Verfügung stand. In A 1 konnte er wegen des beschränkten Platzes zwischen den Zeilen weniger ausführlich sein als in A 2, nur unterlief ihm hier der Fehler mit dem Namen der Piliza, den

---

39) K. Honselmann, Von der Carta zur Siegelurkunde, Hildesheim/N. York 1970, kann den „Durchbruch der Siegelurkunde", so die Überschrift seines 5. Kapitels, in Paderborn bereits für 30er Jahre des 12. Jhs. feststellen, vgl. S. 104 ff.

40) Hdf. Reg. no. 225, Monumenta Boica 49 NF 3, no. 3; Hdf. Reg. no. 237, Monumenta Boica 49 NF 3, no. 4, dazu auch F. Zaisberger, Die Frühzeit der geistlichen Siegelurkunde in Deutschland, in: MIÖG 74 (1966), S. 283 f.

41) Vgl. Hdf. Reg. no. 324–388. Da eine diplomatische Untersuchung für Eichstätt noch aussteht, kann dies nur mit aller Vorsicht auf Grund von Monumenta Boica 49 NF 3 und Hdf. Reg. gesagt werden. Bes. zahlreich scheinen die Notitiae für Kl. Plankstetten zu sein, die aber alle nur kopial überliefert sind. Ausschließlich echte Siegelurkunden erhält offensichtlich Heilsbronn mit Hdf. Reg. no. 359, 480, 494, 497, s. dazu P. Johanek, Die Frühzeit der Siegelurkunde im Bistum Würzburg (= Quellen und Forschungen zur Geschichte des Bistums u. Hochstifts Würzburg 20), Würzburg 1969, S. 189 ff. Johanek bereitet eine entsprechende Untersuchung für Eichstätt vor.

42) Hdf. Reg. no. 343 von 1134 III 24 und no. 382, 383, beide 1040/49.

43) Die Fragen der gerichtlichen Anerkennung und Beweiskraft von Siegelurkunde und Notariatsinstrument untersucht W. Trusen, Zur Urkundenlehre der mittelalterlichen Jurisprudenz, in: Recht und Schrift im Mittelalter (= Vorträge und Forschungen 23), Sigmaringen 1977, S. 197 ff, deren Anfänge aus der Kanonistik des 12. Jhs. kommen.

er in Analogie zu Meginzo in Meginza verschrieb. Als A 2 fertig ist, werden unten rechts in dem verbliebenen unbeschriebenen Raum 4 kleine Einschnitte angebracht, die als Vorbereitung für die Aufnahme eines eingehängten Siegels gedeutet werden können. Sie wurden aber nie entsprechend genutzt. Es bleibt ungeklärt, warum sich der gleiche Schreiber ein zweites mal ans Werk macht und jetzt A 2 abschreibt. Diesmal erweitert er den Text um zwei ausführliche Pertinenzformeln, die jeweils nach der Aufzählung der tradierten Güter eingefügt sind. A 3 aber ist bis hart an den unteren Rand des Pergaments beschrieben, für ein Siegel ist kaum Platz. Ob deshalb die Angelegenheit erst von einem zweiten Schreiber in einer weiteren Abschrift A 4 zu Ende gebracht wurde, muß offenbleiben. Dessen stilistische und formelle Eingriffe reichen nicht aus, diesen neuerlichen Versuch zu erklären. Wichtiger ist dagegen der Passus über den Rechtscharakter als bischöfliches Eigenkloster, zu dem die Wendung *abbatissam ponendo* gehört. Ihn vollständig fallen zu lassen wäre wohl zu auffällig und zu wenig glaubwürdig gewesen, aber mit der Unterdrückung des *ponendo* allein konnte man vielleicht die Voraussetzung schaffen um einmal zu einer freien Wahl der Äbtissin zu gelangen, die der Klosterreform des 12. Jhs. so viel bedeutete. So wird das *ponendo* in A 4 durch *videlicet* ersetzt. In A 1 und 2 radiert man das *ponendo* aus, in A 3 bleibt es, zum Glück, stehen. Es ist anzunehmen, daß die Radierungen in A 1 und 2 nicht von dem Schreiber von A 4 vorgenommen wurden. Wenn dieser in A 1 und A 2 das korrekte Datum 1035 gesehen hätte, sollte man annehmen, daß das seit A 3 in 1034 verschriebene Datum, das auch A 4 übernommen hat, verbessert worden wäre. Vielleicht stammt von dieser zweiten Person, die das *ponendo* in A 1 und 2 tilgt, auch die Anregung oder die Anweisung an den Schreiber von A 4 dieses Wort zu unterdrücken. Ob zunächst geplant war, das Siegel von A 1 auf A 2 und dann auf A 4 zu transferieren, oder ob gleich an eine Neuanfertigung von Heriberts Siegel gedacht war, ist nicht zu entscheiden. Hier wie auch sonst häufig bei Siegelfälschungen wurde nicht der geringste Versuch gemacht, das neue Siegel nach der Vorlage des Originals zu arbeiten. Mit A 4 und seinen im ganzen immer noch geringen Veränderungen gegenüber A 1 besaß man zwar keine formelle Siegelurkunde, aber doch immerhin eine besiegelte Notitia, die sich von dem in Eichstätt Mitte des 12. Jhs. gängigen Typ nicht sonderlich unterschied. Im 13. Jh., als sich die Siegelurkunde eines ganz bestimmten Typus durchgesetzt hatte, tauchte offenbar die Notwendigkeit einer neuerlichen „Modernisierung" nicht auf. Nach dem Transsumpt von 1315 stellt sich das Problem nicht mehr.

Nun gilt es zu den beiden Hauptakteuren der Klostergründung, Liudger und Bischof Heribert zurückzukehren. Die Aussagen des Stiftungsbriefes lassen sich aus einer zweiten Quelle ergänzen, dem nach 1075 entstandenen Werk *De Episcopis Eistetensibus* des sog. Anonymus Haserensis[44]. Er be-

44) Druck: MGH SS VII S. 262,22—263,8. Zum Anonymus neuestens E. Werner, Anonymus Haserensis von Eichstätt. Studien zur Biographie im Hochmittelalter, Diss. München 1966.

richtet nicht nur über die Klostergründung sondern besonders ausführlich auch über Liudger. Während es von diesem im Stiftungsbrief heißt, er sei *nobili natus genere*, so schreibt der Anonymus: *genere et moribus divitiisque praepotens comes*. Seitdem wird von ihm immer als Graf Liudger gesprochen und er wird der Familie der Grafen von Lechsgemünd und Graisbach, die sich später allein von Graisbach nennen, zugerechnet[45]. Ein Schwerpunkt ihrer Besitzungen liegt am Unterlauf des Lech und beiderseits der Lechmündung in die Donau, in diesem Gebiet liegen auch vornehmlich die von Liudger an St. Walburg übertragenen Güter. 1135 wird von ihnen die Zisterze Kaisheim als Familienkloster gegründet[46], in dem sie ihre Grablege haben. Eine solche enge Bindung St. Walburgs, das von Anfang an dem Eichstätter Bischof unterstellt ist, zu den Graisbacher läßt sich nicht nachweisen, immerhin aber sind Graisbacher als Vögte von St. Walburger Besitz im 13. Jh. bezeugt[47] und Graisbacher Grafen tauchen im Laufe der Geschichte St. Walburgs immer wieder auf[48].

Zurück zur Vita des Liudger. Die Narratio des Stiftungsbriefes berichtet, wie er fast schon auf dem Sterbebette, nachdem er die Gründung von St. Walburg endgültig eingeleitet hatte, von Bischof Heribert die Tonsur und später, nachdem er wieder gesund ist, die Weihen bis zum Diakonat empfängt. Der Anonymus Haserensis ist hier ausführlicher[49]. Er erzählt, daß Liudger nach seiner *conversio* die einzelnen Weihen nicht auf einmal empfing, sondern daß er in jedem Weihegrad eine gewisse Zeit diente und daß er schließlich noch fast 40 Jahre als Priester lebte. Fünf Jahre vor sei-

---

45) Vgl. W. Störmer, Früher Adel. Studien zur politischen Führungsschicht im fränkisch-deutschen Reich vom 8. bis 11. Jahrhundert (= Monographien zur Geschichte des Mittelalters 6) Stuttgart 1973, S. 297 ff, dort auch die ältere Lit.

46) Edition der Gründungsurkunde von J. Lauchs, Die Stiftungsurkunde des Zisterzienserklosters Kaisheim, in: Grundwissenschaften und Geschichte. Festschrift für Peter Acht, hg. von W. Schlögl und P. Herde (= Münchner hist. Studien, Abt. geschichtliche Hilfswiss. 15), Kallmünz 1976, S. 78 ff. Regesten von H. Hoffmann, Die Urkunden des Reichsstiftes Kaisheim 1135–1287 (= Schwäb. Forschungsgem. b. d. Komm. f. bayer. Landesgesch. Reihe 2a, Bd. 11), Augsburg 1972. Im übrigen L. Reindl, Geschichte des Klosters Kaisheim, 1926.

47) Vgl. Störmer, Früher Adel, S. 298.

48) Vgl. zahlreiche Urkunden bei A. Hirschmann, Regesten des Klosters St. Walburg in Eichstätt, in: Sammelblatt d. hist. Vereins Eichstätt 4 (1889) S. 16 ff., 5 (1890), S. 1 ff., 7 (1892) S. 38 ff.; vgl. auch Inschrift in Anm. 28.

49) *In hoc autem Dei electo specialiter hoc notandum, immo venerandum est, quod cum esset tempore conversionis satis provectae aetatis, in accipiendis tamen ordinibus tantae discretionis extitit, ut nonnisi unum una vice accipere et in eo aliquamdiu obedienter vellet ministrare. Eo promotionis tenore ad presbyterii dignitatem pervenit, et quadraginta prope annis in eodem ordine Deo devotissime serviens, quinquennio ante obitum instar veteris Tobiae oculis captus est. Sed et beati Job exemplo caro eius partim computruit.* MGH SS VII S. 262.

nem Tode erblindete er. Hier vergleicht ihn der Anonymus direkt mit Hiob, eine Parallele, die schon in der Narratio des Stiftungsbriefes in Zusammenhang mit Liudgers Krankheit und Genesung durchschien. Als Priester an der Spitze des Eichstätter Domklerus unmittelbar nach den Dignitären ist Liudger auch urkundlich 1060 und 1068[50] bezeugt. Er ist erst nach 1072, aber vor der Niederschrift des Werkes des Anonymus verstorben[51]. Eine durchaus bemerkenswerte Vita für einen adeligen Stifter, der statt ein Männerkloster zu gründen und dort selbst Abt zu werden ein Frauenkloster reich dotiert, in dem eine Nichte 2. Grades Äbtissin wird, während er selbst in fast 40 Jahren als Priester im Eichstätter Domkapitel weder das Bischofsamt noch eine Kapitelsdignität erlangt. Einige Schwierigkeiten bereitet der Bericht des Anonymus über den Tod des Liudger[52]. Als dieser sein Ende nahen fühlte, soll er sich auf den Weg nach Füssen gemacht haben, um beim Hl. Magnuns bestattet zu werden. Auf dem Wege dorthin ist er in Gempfing, wo er auch ein Kloster gegründet hatte, verstorben und von dort nach einem häßlichen Streit nach Eichstätt überführt und in St. Walburg bestattet worden. Über ein Kloster in Gempfing, südlich der Donau, mitten im Gebiet der Lechsgemünder liegend, existiert sonst keine weitere Nachricht. Der Ort aber gehört 1035 zu der Gründungsausstattung von St. Walburg. Unabhängig von Überlegungen, was es mit einem Kloster in Gempfing auf sich hat[53], scheinen dem Bericht des Anonymus, der ja nur wenige Jahre nach diesen Ereignissen schrieb, gewisse Querelen zu Grunde zu liegen, die der Bestattung des Liudger vorangingen. Ob er nun wirklich selbst den Wunsch hegte, nicht in Eichstätt begraben zu werden und vor allem warum, oder ob einfach seine Familie, als er in Gempfing starb, andere Vorstellungen über seine Bestattung hatte, jedenfalls mußte

---

50) Hdf. Reg. no. 225, Monumenta Boica 49 NF 3 no. 3; Hdf. Reg. no. 237, Monumenta Boica 49 NF 3 no. 4, Liudger steht jeweils an der Spitze der *presbyteri*, unmittelbar nach Dompropst und Domdekan.

51) 1072 Übergabe des Gundekarianum, in dem er noch nicht unter den Verstorbenen verzeichnet ist, vgl. Hdf. Reg. no. 243 und 166 S. 61. Nach Sax, Bischöfe und Reichsfürsten I, S. 38 ist er am 25. II. 1074 gestorben. Sax folgt hier der älteren Lit.

52) *Cum autem tempus remunerationis suae appropinquaret, ipseque ad Sanctum Magnum inter Alpes sepulturam suam preordinatam haberet, et in ipso itinere apud monasterium suum Gemphingen, quod ipse instituit, defunctus esset, corpus eius, ab ipsis inhiantium faucibus ereptum et Eichstat honorifice deportatum, in medio sanctae Walpurgae quod ipse construxit monasterio, in ipso depositionis eiusdem sacratissimae virginis die officiosissime sepultum est.* MGH SS VII S. 262.

53) A. Hauck, Kirchengeschichte Deutschlands III, Berlin ⁸1954, S. 1015 hält Gempfing für eine Filiale St. Walburgs. Denkbar wäre auch eine erste, erfolglose Klostergründung Liudgers in Gempfing, bevor er zusammen mit Bischof Heribert zu der Gründung an der Eichstätter St. Walburg Kirche schreitet, der Gempfing mit übertragen wird.

das Kloster St. Walburg um seinen Leichnam kämpfen, bevor er dort endgültig beigesetzt werden konnte.

Neben ausführlichen Nachrichten zur Vita des Liudger liefert der Anonymus aber auch noch eine weitere wichtige Nachricht zu den Anfängen St. Walburgs. Danach wurde das Kloster am 14. Oktober 1042[54] von dem Bruder und Nachfolger Heriberts, Bischof Gezmann von Eichstätt, zusammen mit Bischof Bruno von Würzburg geweiht. Zunächst sei auf den Tag der Weihe eingegangen. Im Kloster St. Walburg wird ein Fest der Translatio der Hl. Walburga am 12. Oktober gefeiert[55], das sich aber nicht auf eine Translation 2 Tage vor der Klosterweihe beziehen kann, da dieses Fest in flämisch-niederländischen Kirchen bereits im 10. Jh. bezeugt ist. Wenn es sich also um eine frühere, bisher mit keinem bestimmten Ereignis der Walburga-Verehrung und ihrer Reliquien in Zusammenhang gebrachte Translation handelt, besteht immerhin die Möglichkeit, daß das Datum der Klosterweihe bewußt auf den 14. Oktober gelegt wurde um den endgültigen Abschluß der Klostergründung mit dreitägigen kirchlichen Feiern zu begehen, beginnend mit einem Fest der Klosterpatronin und endend mit der Weihe ihres Klosters. Daß der 14. Oktober zugleich das Fest des Hl. Burchard ist, dessen neue Kirche in Würzburg erst vor wenigen Monaten geweiht wurde, kommt auch dem anwesenden Würzburger Bischof entgegen[56].

Die Weihe findet sieben Jahre nach der Übergabe der Gründungsausstattung und der Weihe der ersten Äbtissin statt, und zwei Monate nach dem Tode Bischof Heriberts. Obwohl der Anonymus nur allgemein von der Weihe des Klosters spricht, geht aus einem Eintrag des Gundekarianum eindeutig hervor, daß am 14. Oktober auch die Kirche des Hl. Walburg geweiht wurde[57]. In der Gründungsnarratio heißt es von dieser Kirche, sie sei von Bischof Heribert *in melius instauratam*. Dieser Kirchenneubau kann 1035 bei der Übergabe der Gründungsausstattung genauso wenig abgeschlossen gewesen sein, wie Liudger alle Weihen bis zum Diakonat in

---

54) *Verumtamen licet brevi tempore prefuerit, nonnihil memorabile in diebus suis fecit. Adiuncto namque Brunone Wirzeburgensi episcopo, supradictum sanctae Walpurgae monasterium in festo sancti Buchardi, ut et ipsum hic celebrem faceret, dedicavit.* MGH SS VII S. 263; zu Bischof Gezmann vgl. auch Hdf. Reg. no. 179, zur Weihe von St. Walburg no. 180. Zur Anwesenheit Bischof Brunos v. Würzburg s. A. Wendehorst, Das Bistum Würzburg 1 (=Germania Sacra NF 1), Berlin 1962, S. 95.

55) Vgl. Hdf. Reg. no. 63 S. 28, ferner neuestens H. Holzbauer, Mittelalterliche Heiligenverehrung. Heilige Walpurgis (= Eichstätter Studien NF 5) Kevelaer 1972, S. 147.

56) Vgl. Wendehorst, Bistum Würzburg, S. 95; E. Werner, Anonymus betont allein den Aspekt der Einführung des Festes des Hl. Burchard in der Diözese Eichstätt, s. S. 88.

57) Im Gundekarianum, Edition MGH SS VII S. 249,2: *2. Id. Oct.* = 14. X.) *dedicatio aecclesie sanctae Waltpurgae virginis.*

der vom Anonymus beschriebenen Weise empfangen haben kann[58]. Beides deutet darauf hin, daß der Stiftungsbrief nicht 1035 nach der Übergabe der Gründungsausstattung sondern erst später ausgefertigt wurde. Zudem wird in ihm von Heribert als *venerabilis episcopus, qui tunc Eihstetensi prefuit sedi* und *H. ut erat uerus Dei dilector* gesprochen, während Liudger kein einziges derartiges Epitheton beigelegt wird. Beides aber ist erklärlich, wenn Heribert gerade verstorben war, Liudger aber noch nicht. Als Termin für die Ausfertigung des Stiftungsbriefes bietet sich die Weihe von Kirche und Kloster als der endgültige Abschluß des Gründungsvorganges an. Weil Heribert schon verstorben ist, hält sein Bruder und Nachfolger Gezmann in der ausführlichen Narratio die Rolle fest, die Heribert bei der Gründung dieses Klosters gespielt hat, die ihn neben Liudger zum zweiten Stifter macht. Deshalb benutzt Gezmann auch das Siegel Heriberts, nicht ein eigenes. Als Erbe Heriberts im doppelten Sinne verfügt er über dessen Siegel und beim Tode Heriberts wußte man ja sicher über die bevorstehende Weihe. Ein solches Vorgehen bedeutet zwar nicht den Regelfall, doch lassen sich Parallelen beibringen[59]. So wird in Fulda das Siegel eines 1039 verstorbenen Abtes 1166 an eine Urkunde gehängt, die Güter einer von ihm gestifteten Propstei betreffen[60]. Die Siegelung mit dem Siegel Heriberts unterstreicht den Charakter des Stiftungsbriefes als einer Memoria[61] für Heribert, den gerade verstorbenen Stifter. Eine Ausfertigung aus Anlaß der Weihe von Kirche und Kloster durch Gezmann liegt nahe, denn er vollendet damit das Werk seines Bruders, dessen Rolle soll der Nachwelt überliefert werden.

Das Kloster St. Walburg sollte sich als die dauerhafteste Gründung Heriberts[62] erweisen. Wenn er an das Krankenlager Liudgers gerufen wurde,

---

58) Zum Zeitpunkt der Abfassung des Stiftungsbriefes ist Liudger Diakon. Nimmt man dafür 1042 an, so hätten mehr als sieben Jahre zwischen 1. Tonsur und dem Diakonat gelegen, was mit den Aussagen des Anonymus vereinbar wäre. Die Priesterweihe kann er frühestens Ende 1042 empfangen haben, nach 1072 ist er dann länger als 30 Jahre Priester was *quadraginta prope annis* des Anonymus nicht wiederspricht.

59) W. Ewald, Siegelkunde S. 112 f. behandelt ausführlich „vererbte" Siegel.

60) Beispiel bei Ewald, Siegelkunde S. 112 Anm. 3. Es handelt sich dabei um die Fuldaer Propstei Neuenburg (oder Andreasberg), ca. 1020 von Abt Richard von Fulda gegründet. In der Siegelankündigung heißt es: *hec traditio . . . sigillo domni Richardi abbatis fundatoris huius loci placuit eam insigniri et confirmari*, Druck in Codex diplomaticus Fuldensis, hg. v. E. Dronke, Cassel 1860, no. 830, S. 409. Vgl. ferner W. Dersch, Hessisches Klosterbuch, Marburg ^{2}1940, S. 123.

61) Zum Gesichtspunkt der Memoria, vor allem des Gedenkens des Klostergründers vgl. P. Johanek, Zur rechtlichen Funktion, S. 149 ff.

62) J. Sax, Bischöfe und Reichsfürsten I, S. 34—38; R. Bauerreiss, Kirchengeschichte Bayerns II, St. Ottilien (1950), S. 49 ff., 69 f.; E. Werner, Anonymus, S. 86 f.; Drs. in NDB 8, Berlin 1969, S. 814; Störmer, Früher Adel S. 352 f. Ferner Hdf. Reg. no. 162—178.

um diesen bei der Verwirklichung seiner Gründungsabsichten für ein Kloster zu beraten, so wird man wohl nicht fehl gehen es Heriberts Rat und Einfluß zuzuschreiben, daß Liudger schließlich die St. Walburg-Kirche in Eichstätt wählte, an der ein kleines, offenbar wirtschaftlich wenig gesichertes Kanonissenstift bestand. Dank der großzügigen Ausstattung, die der reiche und fromme adelige Stifter zur Verfügung stellt und zu der die Güter kommen, die vorher von den Kanonissen genutzt wurden, steht das neue Kloster von Anfang an auf einer wirtschaftlich gesunden Basis. Geistig wird die neue Gründung von der Klosterreform des frühen 11. Jhs. getragen, der Bischof Heribert nahe steht und die er in St. Walburg als bischöflichem Eigenkloster auch durchsetzen kann. Auch die Herkunft der ersten Äbtissin aus dem Nonnberg in Salzburg, wo die Klosterreform bereits mit der Reformierung St. Peters im Jahr 987[63] fest verankert war, spricht für eine Zuordnung St. Walburgs zum Kreis der Reformklöster. Zu der erfolgreichen Gründung dürfte auch beigetragen haben, daß man in dem neuen Kloster das Grab und die Reliquien einer der populärsten Heiligen, nicht nur der Gründungszeit[64], besaß. Aber St. Walburg ist nicht die einzige Klostergründung Heriberts. Sie ist nur der erfolgreiche Teil eines umfassenderen Planes. Dazu gehörte auch die Errichtung eines Männerklosters, vermutlich St. Peter, auf dem Willibaldsberg bei Eichstätt, das aber bereits zu den Zeiten des Anonymus offenbar nicht mehr bestand: *nunc proh dolor defecit*[65]. All das erweist Heribert als Förderer der Klosterreform des frühen 11. Jhs.[66], der Lothringischen Reform, die zu einem wesentlichen Teil von Bischöfen mitgetragen wird, die Kanonikerstifte in Klöster umwandeln, bestehende Klöster reformieren oder neue Gründungen im Geiste der Klosterreform machen. Zu Heriberts Verwandtschaft gehört sowohl Erzbischof Heribert von Köln (999–1021), der 1002 das Reform-

---

63) K. Hallinger, Gorze-Kluny. Studien zu den monastischen Lebensformen und Gegensätzen im Hochmittelalter I (= Studia Anselmiana 22/23), Rom 1950, S. 137 f. Allgem. bleibt für Salzburg abzuwarten H. Dopsch, Geschichte Salzburgs.

64) Zur Verehrung der Hl. Walburga umfassend im Material Holzbauer (Anm. 55); ferner A. Bauch, Die heilige Äbtissin Walburga, in: Bavaria Sancta I, hg. von G. Schwaiger, Regensburg 1970, S. 168 ff.; spez. für die Diözese Ei. s. auch K. Puchner, Patrozinienforschung und Eigenkirchenwesen mit bes. Berücksichtigung Eichstätts, Diss. München 1932, zu St. Walburg S. 32 ff.; neuestens: A. Bauch. Ein bayerisches Mirakelbuch aus der Karolingerzeit. Die Monheimer Walpurgis-Wunder des Priesters Wolfhard (= Eichstätter Studien NF 12) Regensburg 1979.

65) *Monasterium in monte veteris urbis, ut est hodie, primus aedificavit, et monachicam vitam, quae nunc proh dolor! defecit, laudabiliter ibi instituit.* MGH SS VII, S. 262; vgl. auch Hdf. Reg. no. 174,5 S. 63.

66) Vgl. Anm. 62. Zur Klosterreform bes. in Bayern H. Glaser, in: Spindler, Handbuch d. bayer. Geschichte I, München 1968, S. 442 ff.

kloster St. Maria bei Deutz gründet[67], als auch Williram, 1048—83 Abt des als Reformkloster gegründeten Ebersberg[68], der auch die Grabinschrift für Heribert verfaßte[69].

Heriberts Klostergründungen entspringen aber nicht allein seiner Neigung zu monastischen Reformideen. Durch sie soll die Stellung des Bistums Eichstätt wieder gestärkt werden nach den Verlusten, die man durch die Gründung Bambergs erlitten hat. Dem dient auch der Versuch vom Kaiser die reiche Abtei Neuburg a. d. Donau als Kompensation zu erhalten. Der Anonymus unterstellt Heribert dazu, er habe auch gleich den Bischofssitz nach Neuburg verlegen wollen[70]. Bereits Heidingsfelder bezweifelte den letzten Teil der Angabe des Anonymus. Hier sollen die Neuburger Projekte unberücksichtigt bleiben, die Überlegungen allein auf Heriberts Bemühungen um Eichstätt gerichtet werden. Umfangreiche Bauarbeiten am Dom, an den Kapitelsgebäuden und an der Bischöflichen Residenz, der Neubau der Kirche St. Walburg mit dem dazugehörigen Kloster, die Gründung eines weiteren Benediktinerklosters auf dem Willibaldsberg, der Neubau der Marienkirche, in der der Hl. Bonifatius Willibald zum Priester geweiht hatte, dazu der Bau mehrerer Kapellen in der Stadt Eichstätt und ihrer unmittelbaren Umgebung[71] — das alles zeigt einen planmäßigen Ausbau der bischöflichen Residenz. Heribert eifert damit dem Vorbild anderer Bischöfe nach, die ebenfalls in der 1. Hälfte des 11. Jhs. Bischofsstadt und Domkirche mit einem Kranz weiterer Kirchen umgeben, entweder durch Reform und Ausbau von bestehenden oder durch Gründung von neuen Stiften und Klöstern[72]. In Eichstätt gab es ja bis 1035 weder in der Stadt noch in ihrer unmittelbaren Umgebung außer dem Dom ein zweites geistliches Zentrum. Der Ausbau Eichstätts beschränkt sich dabei nicht auf neue Bauten und Institutionen, dahinter steht auch ein geistliches Programm, eine bewußte Rückbesinnung auf die Anfänge des Bistums und

---

67) Vgl. Hallinger, Gorze-Kuny, S. 120 f.

68) K. Hallinger, Gorze-Kluny, S. 279 f.; ferner R. Bauerreiss, Kirchengeschichte Bayerns II, S. 67 f.

69) Anonymus Haserensis, s. MGH SS VII S. 263, 30—33.

70) Anonymus Haserensis, S. MGH SS VII S. 263, 11—25, dazu sehr skeptisch Hdf. Reg. no. 177; referierend E. Werner, Anonymus S. 68 f.

71) Anonymus Haserensis, s. MGH SS VII S. 261, 40—262, 34; vgl. auch Hdf. Reg. no. 174 und E. Werner, Anonymus, S. 86.

72) W. Schich, Würzburg im Mittelalter, Studien zum Verhältnis von Topographie und Bevölkerungsstruktur (= Städteforschung A 3), Köln/Wien 1977, S. 118 ff. stellt den Ausbau Würzburgs in der 1. H. d. 11. Jhs. dar: 1002 Gründung Stift Haug, 1014 Stift / 1057 Kloster St. Stephan, 1042 völliger Neubau d. reformierten Benediktinerklosters St. Burchard, 1057 Gründung Stift Neumünster. Die Verhältnisse in anderen Bischofsstädten liegen ähnlich, vgl. allg. dazu E. Herzog, Die ottonische Stadt. Die Anfänge der mittelalterlichen Stadtbaukunst in Deutschland (= Frankfurter Forschungen z. Architekturgeschichte 2), Berlin 1964, zu Eichstätt ausführlich S. 167 ff.

die Heiligen der Gründungszeit. Als Hymnendichter[73] verfaßt Heribert je einen Hymnus auf den Hl. Willibald, der ja als Bistumsgründer nie aus dem Bewußtsein geschwunden ist, und einen auf die Hl. Walburga, die bisher in Eichstätt weniger im Vordergrund stand. An ihrem raschen Aufstieg zur Reichsheiligen im 9. Jh. hatte man in Eichstätt so gut wie keinen Anteil. Der große Pilgerstrom ergoß sich nach Monheim, an das man 893 einen Teil ihrer Reliquien abgegeben hatte[74]. In Eichstätt gab es über ihrem Grab nur die sehr alte Kirche mit dem wirtschaftlich ungesicherten Kanonissenstift. Sie wurde sogar der Schauplatz eines Reliquienraubes. Auch an der Stelle, wo die Reliquien der Hl. Walburga wunderbarerweise wieder aufgefunden wurden, ließ Heribert eine Kapelle errichten[75]. Das alles entspricht wenig ihrer Stellung als Schwester des Bistumsgründers und als Diözesanpatronin, als die sie 1072 im Gundekarianum erscheint[76]. Die Gründung des reich ausgestatteten Benediktinerinnerklosters am Grabe der Hl. Walburg, unmittelbar unter den Mauern der Stadt Eichstätt, soll diese lange Vernachlässigung beenden. Dahinter steht nicht allein der Wunsch, einen Teil oder vielleicht den ganzen Pilgerstrom von Monheim nach Eichstätt zu lenken. Mit der verstärkten Verehrung der Gründungsheiligen verpflichtet man sie auch von neuem, diese ihre Gründung unter ihren speziellen Schutz zu nehmen, eines Schutzes, dessen man nach dem Schock der Gründung Bambergs dringend bedurfte. So lassen sich Heriberts Bautätigkeit, seine Klostergründungen, seine Hymnen einem gemeinsamen Ziel zuordnen: ein gezielter Ausbau Eichstätts und eine bewußte Hinwendung zu den Heiligen der Gründungszeit, deren Schutz und deren Hilfe die weitere Existenz des Bistums Eichstätt sichern soll.

Edition und Übersetzung

Der Edle Liutiger übergibt dem an der Kirche St. Walburg bei Eichstätt neu errichteten Nonnenkloster, das unter der Leitung des Eichstätter Bischofs stehen soll, verschiedene genannte Güter. Ebenso überträgt Bischof Heribert von Eichstätt genannte Güter, die bereits die vorher dort sitzenden Kanonissen innehatten, die aber noch nicht fest übergeben waren. Gleichzeitig wird Imma, eine Nichte des Liutiger, erzogen von der Äbtissin Ita des Klosters St. Maria und St. Ehrentrudis zu Salzburg, zur ersten Äbtissin geweiht. *Eichstätt, 1035 Juli 24*

---

73) Druck: Analecta Hymnica 50, S. 292—293; ferner J. Szövérfy, Die Annalen der lateinischen Hymnendichtung I, Berlin 1964, S. 369 f.; Hss und ältere Drucke s. Hdf. Reg. no. 175. Neuestens W. Dörr in diesem Band.

74) Vgl. Hdf. Reg. no. 77; ferner Holzbauer, Heilige Walpurgis, S. 502 ff.; jetzt A. Bauch in diesem Band.

75) Anonymus Haserensis, s. MGH SS VII S. 262, 10—17; Hdf. Reg. no. 174,6 S. 63.

76) MGH SS VII S. 243, 23—24.

A 1 (= Schlecht, Stiftungsbrief A = Hdf., Reg. no. 166 A 1) Original Pergament, Klosterarchiv St. Walburg Eichstätt Urk. 1 A. 46,5 x 42 cm, ohne Umbug. Unten rechts auf Aussparung im Textspiegel eingehängtes gelbes Wachssiegel auf Pergamentstreifen. Durchmesser: 6 cm. Siegelbild: Brustbild eines Bischofs im Meßgewand ohne Kopfbedeckung, in der Rechten Stab, die Linke (mit 6 Fingern) zum Segen erhoben. Umschrift: † HERIBERTVS EPS . Das älteste bekannte Siegel eines Eichstätter Bischofs. Der für das Siegel ausgesparte Platz im Schriftspiegel ist zu klein. Die 5. letzte Zeile ist bis zum rechten Rand ausgeschrieben, ihre letzten Worte stehen unter dem oberen Siegelrand. In der 4. und 3. letzten Zeile Aussparung für das Siegel, wobei das letzte Wort der 4. letzten Zeile unter dem linken Siegelrand steht. Die beiden letzten Zeilen wieder bis zum äußersten rechten Rand ausgeschrieben. Die letzten Worte der untersten Zeile zerstört (abgeschnitten?), rechte untere Ecke des Pergaments restauriert.
Rückvermerke. Archivsignaturen: a) 4, b) D . Text. 1. Hand (Anf. 16. Jh.): Ein stifft brief. Gempfing, Altheim, Sulzdorf, Rohling, Pappenheim, Tetenheim, Piettenfeld und Pemfeld. 2. Hand (Ende 16. Jh.): Der recht stift brief. Die erst abbatissa ima ein fraintin des stifters. Abbildung s. S. 76, Abb. 1, S. 80, Abb. 5 (Siegel) · (Für Aufnahme und Erstellung der Druckvorlagen für die Tafeln habe ich meinen Kollegen RRef. Walter Eibicht und RRef. Roland Weißbrod zu danken).

A 2 (= Schlecht, Stiftungsbrief B = Hdf. Reg. no. 166 A 3). (Mitte 12. Jh.) Original Pergament, Klosterarchiv St. Walburg Eichstätt Urk. 1 B. 48 x 41 cm, ohne Umbug. Unten rechts zwei mal zwei kleine Einschnitte, evtl. zur Befestigung eines eingehängten Siegels auf Pergamentstreifen; sicher nie benutzt (Hdf. Reg. no. 166 irrig für A 3 = Hdf. A 2 vermerkt).
Rückvermerke. Archivsignaturen: a) 6, b) C · Text (Hand Anf. 16. Jh.): Ein stifft prief umb Gempfing, Pappenheim, Tettenheim, Sulzdorf, Dietfurt, Altheim, Putenfeld und Pemfeld. Abbildung s. S. 77, Abb. 2.

A 3 (= Schlecht, Stiftungsbrief C = Hdf. Reg. no. 166 A 2) (Mitte 12. Jh.). Original Pergament, Klosterarchiv St. Walburg Eichstätt Urk. 1 C. 40,5 x 49 cm, ohne Umbug, ohne Spuren einer Besiegelung. Auf der Rückseite oben von einer Hand Anf. 13. Jh. Notiz in sorgfältiger Urkundenschrift, daß sich die Klosterhintersassen gegenseitigen, genossenschaftlichen Sprüchen friedlich unterwerfen sollen.
Rückvermerke. Archivsignaturen: a) 5, b) B. Text (Hand Anf. 16. Jh.): Gemphingen, Altheim, Sulzdorf, Rohling, Dietfurt, Pappenheim, Tetenhaim. Abbildung s. S. 78, Abb. 3.

A 4 (= Schlecht, Stiftungsbrief D = Hdf. Reg. no. 166 A 4) (Mitte 12. Jh.). Original Pergament, Klosterarchiv St. Walburg Eichstätt Urk. 1 D. 40 x 59 cm, ohne Umbug. Unten links auf der Rückseite eingehängtes braunes (mit weißem Einschuß) Wachssiegel auf Pergamentstreifen. Durchmesser: 7 cm. Siegelbild: Thronender Bischof im Meßgewand und mit Mitra auf Faldistorium mit seitlichen Greifenköpfen, in den Händen Stab und Buch. Umschrift: † HERIBERTVS . DI . GRA . EISTATENSIS . EP . Fälschung, vgl. dazu bereits Hdf. Reg. no. 166 S. 61.
Rückvermerke. Archivsignaturen: a) 2, b) A . Text (Hand Anf. 16. Jh.): Gempfingen, Altheim, Sulzdorf, Papenheim, Dietfurt, Rehling, Tetenheim. Abbildung s. S. 79, Abb. 4, S. 80, Abb. 6 (Siegel).

T Transsumpt Bischof Philipp von 1315 März 30 nach A 4. Original Pergament, Klosterarchiv St. Walburg Eichstätt. 34,5 x 31 cm, Umbug 6 cm mit hängendem spitzovalem Wachssiegel des Ausstellers an Pergamentstreifen. Rückvermerke. Archivsignaturen: a) 3, b) E . Text (Hand Anf. 16. Jh.): Ein vidimus von bischoff Philippe über den stift brieff von Leodehard eins grave. Gemphingin, Dietfurt, Rohling, Pappenheim etc. Tettenheim, Putenfeld und Pemfeld.

Ü Übersetzung durch Johannes Vogler, Statthalter des Chorgerichts Eichstätt 1440 Mai 24 (Hdf. Reg. no. 166 ohne Tagesdatum) nach A 4 (nicht nach Transsumpt von 1315 wie Hdf. Reg. no. 166). Original Pergament, Klosterarchiv St. Walburg Eichstätt . 34,5 x 31 cm, Umbug 6 cm. Stark beschädigtes, hängendes Siegel 1 des Eichstätter Chorgerichts an Pergamentstreifen. Rückvermerke. Archivsignatur: H . Text (Hand Anf. 16. Jh.): Des rechten stifts brief ein abgeschrift. Vidimus.

Siglenkonkordanz. Die Kollation der vier überlieferten Urkunden ergab eine kontinuierliche und von Ausfertigung zu Ausfertigung fortschreitende Textentwicklung. Da alle vier Urkunden als „Originale" anzusprechen sind, wurde die Sigle A gewählt und entsprechend der Textentwicklung von 1 bis 4 durchnummeriert. Das entspricht auch der Ordnung bei Schlecht, Stiftungsbrief, der entsprechend die Siglen A, B, C, D verwendet, von denen auch die Kennzeichnung im Klosterarchiv St. Walburg Eichstätt mit 1 A, 1 B, 1 C, 1 D abhängt. Heidingsfelder, Reg. no. 166 benutzt ebenfalls A 1, 2, 3, 4, wobei aber Hdf. A 2 = Schlecht, Stiftungsbrief C und Hdf. A 3 = Schlecht, Stiftungsbrief B entspricht. Mit den Siglen Heidingsfelders gekennzeichnet würde die Textentwicklung A 1 ⟶ A 3 ⟶ A 2 ⟶ A 4 verlaufen.
Die Siglenkonkordanz umfaßt zur Verdeutlichung auch das Transsumpt von 1315 (= T) und die Übersetzung von 1440 (= Ü), desgleichen die beiden, voneinander unabhängigen Archivsignaturen auf der Rückseite der Urkunden.

		A 1	A 2	A 3	A 4	T	Ü
Hdf. Reg. no. 166		A 1	A 3	A 2	A 4		
Schlecht, Stift.br.		A	B	C	D		
Kl. Archiv St. Walb.		1 A	1 B	1 C	1 D	Transs. 1315	Übers. 1440
Archivsign.	a)	4	6	5	2	3	
	b)	D	C	B	A	E	H

Kopiale Überlieferung. Kopialbuch III. Klosterarchiv St. Walburg Eichstätt, 16. Jh. Unter der Überschrift „Abschriften des Stifftbrief" fol. 49 b — 51 b : A 3 mit Textzusatz von der Rückseite von A 3, daß sich die Klosterhintersassen gegenseitigen, genossenschaftlichen Sprüchen friedlich unterwerfen sollen.

Über der Abschrift „B", wie die Archivsignatur auf A 3. fol. 51 b — 53 a: A 4 mit „A" über der Abschrift, wie die Archivsignatur von A 4. Unter dem Text : über den yetz geschriben brief liegen 2 coppeÿ eins vidimus in den stift schattl. fol. 53 a — 54 b: A 2 mit „C" über die Abschrift, wie die Archivsignatur von A 2. Sigle: Kop. A 2, 3, 4. Jüngere kopiale Überlieferung wurde nicht berücksichtigt.

Drucke: A. Luidl, Eichstättisches Heiligtum... Hl. Walburgae, München 1750, 3. Theil S. 9—14 (A 4, Ü 1440, T 1315). — J. A. von Reisach, Geschichte der Grafen von Lechsmund und Graisbach, Hist. Abhandlung d. kgl. baier. Akademie d. Wissenschaften 2, München 1813, Beilage II (!) S. 431—33 (A 1), Beilage II (!) S. 431 (Transsumpt von 1315), auch Sep. Druck o. O. o. J. mit abweichender Seitenzählung. — J. Schlecht, Der Stiftungsbrief des Klosters St. Walburg, in: Sammelblatt d. hist. Vereins i. Eichstätt 1 (1886), S. 32 — 37 (A 1 mit Varianten A 2, 3, 4).

Regesten. M. Lefflad, Regesten der Bischöfe von Eichstätt, 1. Abt. 741 — 1229 (zugl. Jahresbericht d. bisch. Lyceums zu Eichstätt 1870/71), Eichstätt 1871, S. 12 no. 104 (nach A 4, aber Datum korrigiert zu 1035, 2 Ausfertigungen u. Konzept). — A. Hirschmann, Regesten des Klosters St. Walburg in Eichstätt, in: Sammelblatt d. hist. Ver. i. Eichstätt 4 (1889), S. 18 no. 1. — F. Heidingsfelder, Die Regesten der Bischöfe von Eichstätt (Veröff. d. Ges. f. fränk. Geschichte, VI. Reihe) Erlangen 1938, S. 60—61 no. 166 (mit Abdruck des Zusatzes von A 3), no. 1570 (Transsumpt von 1315). — Teilregest. E. Frh. v. Guttenberg, Die Regesten der Bischöfe und des Domkapitels von Bamberg (Veröff. d. Ges. f. fränk. Geschichte, VI. Reihe) Würzburg 1963, S. 96 no. 211 (zu der Weinbergschenkung Bisch. Heriberts nach einem Tausch mit Bisch. Eberhard v. Bamberg), dsgl. Hdf. Reg. no. 167.

Der Edition liegen die Texte A 1 — 4 zugrunde, der Haupttext gibt A 1 wieder, die Varianten von A 2, 3, 4 sind in den Apparat verwiesen. Bei zwei- und dreispaltigem Text gibt die linke Spalte A 1, die rechte A 4 wieder, A 2 und 3 entweder als mittlere Spalte oder im Apparat. Die Varianten der Orts- und Personennamen des Transsumpts von 1315 (= T) und der kopialen Überlieferung von A 2, 3, 4 (= kop. A 2, 3, 4) wurden ebenfalls in den Apparat aufgenommen. Ein Teil der Varianten der kopialen Überlieferung geht eher auf Lesefehler als auf sprachliche oder graphische Entwicklung zurück.

Zur Interpunktion benutzen A 1 — 4 allein Punkte, T / und Punkte, die Edition wurde sparsam modern interpungiert. Satzanfang, Sakral-, Orts- und Personennamen werden grundsätzlich groß geschrieben. Hervorhebung bestimmter Namen durch Kapitälchen wurde nach den Originalen beibehalten, bzw. Varianten in den Apparat verwiesen. Worttrennung ist in A 1 am geringsten, in A 4 am stärksten ausgeprägt, die Edition folgt modernen Grundsätzen. Die Orthographie folgt A 1. Beibehalten wurde die unterschiedliche Wiedergabe des Vokals u und des Halbvokals w durch u, v, vv, Varianten der einzelnen Ausfertigungen erscheinen im Apparat. Langes und rundes s wurde s normalisiert, dagegen die Graphien z und ß beibehalten. E caudata und p̄ werden grundsätzlich mit e bzw. pre wiedergegeben.

Ortsnamen und Zitate sind in einem eigenen Apparat ausgewiesen. Auf die moderne Form des Ortsnamens folgen Kreis und Reg.-Bezirk nach dem amtlichen bayer. Ortsverzeichnis 1964, dem Stand vor der Gebietsreform. Die Ortsangaben der älteren Urkunden- und Regestenwerke sind darüber zu erschließen, der historische Atlas von Bayern basiert auf dieser Verwaltungsgliederung. In Klammern

stehen Kreis und Reg.-Bezirk nach der Gebietsreform von 1972. Auf weitergehende Angaben mußte verzichtet werden, da eine endgültige gemeindliche Verwaltungsgliederung im Moment nicht abzusehen ist.

A 1, 2, 3, 4
In[1])[2]) nomine sancte et indiuidue trinitatis. Cognoscant omnes fideles Christi[3]) qualiter quidam nobili natus genere LIVTIGERUS[2])[4]) nomine, statim ab annis adolescentie celestia incipiens anhelare, Deum bonorum suorum heredem uoluit constituere,

A 1, 2, 3
constructo sanctimonialium monasterio in aliquo suorum prediorum loco,

A 4
scilicet ut in aliquo prediorum suorum loco monasterium sanctimonialium constitueret,

A 1, 2, 3, 4
qui sibi ad hoc ceteris aptior uideretur et[5]) sic ad Eihstatense[6]) episcopium tradere, ubi sanctus Vuillibaldus[7]) Christi confessor in corpore quiescit, ut episcopus qui hanc[8]) cathedram possideret[8]) ipsum[9]) monasterium regeret, scilicet[10]) abbatissam (ponendo)[11]) et cetera que episcopalis officii[12] sunt procurando[12]). Hanc[13]) piam et felicem uoluntatem cum interuenientibus quibusdam occupationibus paulo tardius perduceret ad effectum, contigit illum languorem incidere, quia Deus sepe inmittit[13a] electis infirmitatem, ut camino tribulationis excocti, quisquiliis peccatorum sine quibus haut facile presens uita ducitur, reddantur[14]) purius[15]). Ingrauescente igitur languore cum iam ad desperationem peruenirent[16]) uite[16], inuitauit ad se HERIBER-

---

1) Vor Beginn des Textes Kreuz, s. S. 77 ff., Abb. 2, 3, 4.
2) ... 2) verlängerte Schrift A 4.
3) Cristi T.
4) Liutgerus A 4, T Lutigerus kop. A 2, 3.
5) Tintenwechsel A 1.
6) Eistatense A 4, Eystatense kop. A 2, Eÿstatense T, kop. A 3, 4.
7) Willibaldus A 2, 3, 4, T, kop. A 2, 3, 4.
8) ... 8) eandem possideret cathedram A 4.
9) ipsum etiam A 4
10) deest A 4
11) nach abbatissam Rasur A 1, 2, abbatissam ponendo A 3, abbatissam uidelicet A 4
12) ... 12) sunt officii in ibi procurando A 4.
13) Hanc vero A 4
13a) electis inmittit A 4.
14) reddant A 4
15) gekürzt puri; A 1, puri A 2, 3, 4
16) ... 16) uite peruenisset A 4.

TVM[17]) venerabilem[18]) episcopum qui tunc Eihstatensi[19]) prefuit sedi, qui eum[20]) peractis his propter que inuitatus aduenerat, in ipsa infirmitate clericali presignauit[21]) tonsura, postea[22] per sacros ordines usque ad diaconatus officium prouehens[23]). Uerum Deus qui mortificat et uiuificat[a]) ipsum iam pene mortificatum pulso languore reparauit[24]) uite et sanitati restituit pristine.
Tunc ille hoc[25] dono sibi diuinitus[25] collato, gauisus Deo gratias agendo, uotum suum nulla amplius dilatione protrahens[26], cum consensu et uoluntate prenominati[27]) episcopi HERIBERTI[28]), aliis reprobatis locis, elegit[29]) sibi[29]) ecclesiam sancte VVALBVRGE[30] virginis [31]), sitam in quodam monticulo prope muros Eihstatensis[32]) urbis, antiquitus ibi constructam sed in melius a supradicto pontifice H.[33]) instauratam, ad hoc inquam elegit ut sui desiderium promissi[34]) adimplens,

A 1, 2, 3
monachicam constitueret uitam sanctimonialium congregatione in ibi collecta.
Ad hunc locum tradidit cum manu GOTEBALDI qui tunc aduocatus erat Eihstatensis[35])

A 4
sanctimonialium congregatione collecta monachicam in ibi constitueret uitam.
Ad hunc igitur locum per manum Gotebaldi tunc Eistatensis[36]) aduocati, tradidit

---

a) 1. Reg. 2, 6

17) Heribertum A 4, T, kop. A 2, 3, 4
18) uenerabilem A 2, 4
19) Eistetensi A 4, T, kop. A 4, Eÿstatensi kop. A 2, 3.
20) deest A 4.
21) eum presignauit A 4
22) et postea A 4
23) prouexit A 4
24) repparauit A 4
25) ... 25) hoc tanto dono diuinitus sibi A 4
26) protrahere uoluit, sed A 4
27) iamdicti A 4
28) HERIPERTI A 2, 3, Heriberti A 4, T, kop. A 2, 3, 4.
29) ... 29) deest A 4
30) Wat(!)lburge A 2, Waltburge A 3, Waldburge A 4, T, Walpurge kop. A 2, 3, 4
31) uirginis A 4
32) Eistetensis A 4, Eystetensis T, kop. A 4, Eystatensis kop. A 2, Eÿstatensis kop. A 3
33) HERIPERTO A 3, Heriberto T, kop. A 3
34) propositi A 4
35) Eÿstattensis kop. A 2, Eÿstatensis kop. A 3
36) Eystetensis T, Eystatensis kop. A 4

A 1, 2, 3, 4
quedam predia sua ita[37]) nominata[37]) Gemphingin[b])[38]), Altheim[c]), Sulzdorf[d]), Dietfurt[e]), Rohilingin[f])[39]), Pabinheim[g])[40]), Tetinheim[h])[41])

A 3, 4
cum omnibus appendiciis[42]), id est ecclesiis, decimis, mancipiis, edificiis, agris, pratis, pascuis, siluis, uiis, inuiis, cultis et incultis, quesitis et inquirendis, aquis aquarumque decursibus, molendinis, piscationibus

A 1, 2, 3
et duo curtilia Radisbone in mercato iacentia, ea lege ut nullus episcoporum eandem Eihstatensem[43]) cathedram possidentium potestatem habeat aliquid ex his prediis auferendi de eodem monasterio et in suum[44]) usurpandi usum, sed perpetualiter ad seruicium ancillarum Dei illic commorantium pertineant.
Huius traditionis testes sunt Francigene: Ödalscalch[45]), Albuni, Dietpreht, Gozpreht[46]), Lůttiuuin[47])

A 4
et duo curtilia Ratispone in mercato iacentia, ea lege ut nullus episcoporum

ex hinc potestatem habeat aliquid ex his auferendi,

sed perpetualiter ad usum ancillarum Dei illic seruientium pertineant.

---

b) Gempfing, Neuburg a. d. Donau, Schw. (Donau-Ries, Schw.)
c) Langenaltheim, Weißenburg i. B., Mfr. (Weißenburg—Gunzenhausen, Mfr.)
d) Sulzdorf, Donauwörth, Schw. (Donau-Ries, Schw.)
e) Dietfurt, Weißenburg i. B., Mfr. (Weißenburg—Gunzenhausen, Mfr.)
f) Rohlingen, Weißenburg i. B., Mfr. (Weißenburg—Gunzenhausen, Mfr.)
g) Pappenheim, Weißenburg i. B., Mfr. (Weißenburg—Gunzenhausen, Mfr.)
h) Dettenheim, Weißenburg i. B., Mfr. (Weißenburg—Gunzenhausen, Mfr.)

37) ... 37) scilicet A 4
38) Gemphingen A 4, T, kop. A 4
39) Rohlingin A 3, 4, kop. A 3, 4, Rohlingen T
40) Papenheim A 4, T, kop. A 4
41) Tetenheim A 4, T, Thetinheim kop. A 2, Thetenhaim kop. A 4
42) appendiciis ad ea pertinentibus A 3
43) Eÿstatensen (!) kop. A 2, Eÿstatense kop. A 3
44) in / insuum A 3
45) Odalscalch kop. A 2, Vdalscalch kop. A 3
46) Gol(!)preht kop. A 2, Gol(!)precht kop. A 3
47) Lŏttiwin A 2, Lŏttivvin A 3, in Lditwin verbessert kop. A. 2, in Lŏttivvin auf Rasur verbessert kop. A 3.

Hecil, Marolt, Chadalhoc; Bauuarici[48]): Vuichart[48a], Regil, Gerolt, Vuolfdrigil[49]).
Hoc ita gesto sepe iam dictus presul H.[50]) ut erat uerus Dei dilector

Preterea iam sepe dictus presul H.[50]) quia uerus Dei cultor erat

A 1
⟨dedit[51]) quandam uineam in angulo Askah[i]) sitam cum omni apparatu suo et cum uinitore Meginzo et cum uxore sua Piliza et filiis eorum sanctimonialibus ibidem Deo et sancte W. famulantibus.⟩

A 1, 2, 3
ut diuinum seruicium firmius et stabilius in eodem loco perstitisset et Deo illic seruientes necessariis uictus et uestitus stipendiis iuuari potuissent.

A 4
ut diuinum seruicium stabilius in eodem loco firmaret et Deo illic seruientibus uictus et uestitus necessaria amplius prouideret,

A 1

A 2, 3
quandam uineam ab Eberhardo Babenbergensi episcopo mutua uicissitudine sibi datam et sicut uulgariter dicitur in angulo Askah[i])[52]) sitam cum omni apparatu suo et cum uinitore Meginzone et cum uxore sua Meginza,

A 4
uineam quandam ab Eberhardo Babenbergensi episcopo mutuo acceptatam in Askahwinchil[i])[53]) cum omni apparatu, cum uinitore Meginzone et uxore sua Meginza,

---

i) Winkl, Traunstein, Obb. (Traunstein, Obb.), zur Bestimmung dieses Ortes vgl. v. Guttenberg, Reg. Bamberg no. 211

48) Bawarici A 3
48a) Viuchart kop. A 2
49) Wolfdrigil kop. A 2
50) HERIPERTVS A 2, 3, Heribertus T, kop. A 2, 3
51) von Hand Mitte 12. Jh. über der Zeile nachgetragen, evtl. gleiche Hand wie A 2, 3
52) Askach kop. A 2
53) Askahmimchil kop. A 4

A 1, 2, 3
et duas curtes sui episcopatus Buotinuelt[j])[54]) et Bemmimuuelt[k])[55])

A 4
et insuper duas curtes Pemmenuelt[k]) uidelicet et Bŏtenuelt[j])[56])

A, 1, 2

A 3
cum omnibus appendiciis iure ad ea pertinentibus, scilicet ecclesiis, decimatis, edificiis, agris, pascuis, siluis, cultis et incultis, quesitis et inquirendis, utriusque sexus mancipiis, exitibus et reditibus, aquis, piscationibus, molendinis

A 4
cum omnibus ut iam supra dicimus appendiciis

A 1, 2, 3
ad idem monasterium cum manu aduocati sui G.[57]) tradidit, ea lege ut nullus successorum suorum potestatem habeat ea inde auferendi, sed semper ibidem seruientibus Dei ancillis deseruiant.
Que etiam predia prius dum canonice illic fuerunt ad ipsum monasterium pertinuerunt, sed[59]) necdum firmiter traditia erant[59]).
Huius traditionis testes sunt qui supra notati sunt.

A 4
per manum iam dicti aduocati sui G.[57]) eidem contradidit ecclesie,

nam et antea eadem predia dum adhuc essent canonice ad ipsum monasterium pertinuerunt.

Harum uero traditionum testes sunt per aurem tracti Ödelscalc[60]), Albuni, Dettpreht[61]), Gozpreht[62]), Leutwin, Hecil, Marolt, Chadalhoh[63]), Wichart[64]), Regil, Gerolt, Wolftrigil.

---

j) Pietenfeld, Eichstätt, Mfr. (Eichstätt, Obb.)
k) Böhmfeld, Eichstätt, Mfr. (Eichstätt, Obb.)

54) Bůtinuelt A 2, 3, Butenvelt kop. A 2, Butinuelt kop. A 3
55) Bemminuelt A 2, 3, Bemimuelt kop. A 2, 3
56) Butenvelt T, Butennuelt kop. A 4
57) Goteboldi A 2, 3, kop. A 3, Gotebaldi T, kop. A 2
58) unter dem Siegel A 1
59) ... 59) deest A 3
60) Vdelscalc T, Odelscalc kop. A 4
61) Dettprecht kop. A 4
62) Gol(!)precht kop. A 4
63) kop. A 4 zweimal gestrichen, schließlich richtig am Rand
64) Wicharc kop. A 4 verbessert aus Wichart

A 1, 2
Acta est autem hec traditio

A 1, 2, 3
in ecclesia sancte Vvalburge[66]) in Eihsteti[67])

A 1, 2
anno ab incarnatione Domini M.[69]) XXX. V.

A 1, 2, 3
indictione III, VIIII kalendas AVGVSTI, imperante Ch.[70]) ⟨Chuonrado⟩[71]) imperatore XI anno regni eius,

A 1, 2
XIIII[mo73]) anno episcopatus H.[74]) episcopi.

A 1
Tunc temporis consecrata est prima abbatissa eidem loco IMMA neptis LIVTIGERI ⟨scilicet filia amite illius[75]⟩ uite venerabilis domina et in omnibus actibus suis idonea, nutrita docente abbatissa ITA in monasterio sancte MARIE et sancte ERENDRVDIS quod in SALZBVRC est. Verum idem episcopus H. hoc priuilegio idem monasterium condonauit ut[76]) . . .

A 3, 4
Acte sunt autem he traditiones

A 4
Eistate[67]) in ecclesia sancte Waltburge[68])

A 3, 4
anno ab incarnatione domini M.[69]) XXX. IIII.

A 4
indictione III, VIIII kalendas Augusti, imperante Chŏnrado[72]) XI regni eius anno,

A 3
anno episcopatus Heriperti prefati episcopi XIIII.

A 4
prefati H.[74]) XIIII episcopatus anno.

A 2, 3, 4

66) Waltburge A 2, 3, Walpurge kop. A 2, 3
67) Eihstete A 2, 3, Eÿstete kop. A 2, 3, Eÿstat T, Eystate kop. A 4
68) Waltburgis T, Walpurge kop. A 4
68a) Waltburgis T, Walpurge kop. A 4
69) millesimo A 2, 3
70) Chŏnrado A 2, 3, Chonrado kop. A. 2, 3
71) von der gleichen Hand übergeschrieben A 1
72) Chvnrado T, Chonrado kop. A 4
73) XIIII A 2
74) Heriperti A 2, Heriberti kop. A 2, T
75) von der gleichen Hand über die Zeile geschrieben
76) heute durch Restaurierung der rechten unteren Ecke von A 1 nur bis condonauit zu lesen, bei Hdf. Reg. no. 166 condonauit ut. Bis zum Rand Platz für ca. 3—7 Worte.

A 3 (Rückseite)

Predictis annectendum est, quod homines ad predictum monasterium pertinentes vel predia eorum incolentes, cuiuscumque sint condicionis, sententiam siue de personis siue de rebus latem, inter se omnes equanimiter teneant nec aliquis ausu temerario audeat refutare alterius iudicium, ut sicut uniuntur in cultura prediorum sic unanimes inueniantur in sententia iudiciorum, ut hij de Rohlingin coueniant cum illis de Altheim et hij de Sůlzdorf cum illis de Owe et sic de predictis reliquis omnibus.

Transsumpt Bischof Philipps über A 4

1315 März 30

In nomine Domini amen. Nos frater Phylippus, Dei gratia Eystetensis ecclesie episcopus. Tenore presentium profitemur, recognoscimus et constare volumus vniuersis presentibus et futuris, quod nos infrascripti tenoris litteras non abolitas, non cancellatas, non rasas, nec in aliqua sui parte viciatas vidimus, legimus et perspeximus formam et seriem uerborum huiusmodi per omnia continentes: In nomine sancte . . .

Nos igitur attendentes sollicite ac debita consideracione pensantes, quam grata Deo et accepta per dilectas in Cristo filias Offemiam, nunc abbatissam et conuentum sanctimonialium premissarum, cottidie impendantur obsequia ac quam diligenter diuine laudis preconia continuis ibidem exerciciorum studiis accolantur, non solum premissum priuilegium et omnia contenta in ipso, verum eciam omnia alia priuilegia, gratas, libertates et jura necnon concessiones[77]), consuetudines, donaciones et indulgencias tam a nobis quam quibuscumque nostris predecessoribus Eystetensis episcopis supradicto monasterio concessas, auctoritate ordinaria ratificamus, approbamus, confirmamus et ex certa sciencia presentibus litteris innouamus. Quas in euidens huius testimonium et debitam firmitatem eidem monasterio dedimus nostri sigilli robore fideliter communitas. Actum et datum anno Domini millesimo tr(e)centesimo quintodecimo, in octauis pasche.

---

77) aus concecessi verbessert.

Übersetzung des Johannes Vogler, Statthalter des Chorgerichtes Eichstätt (nach A 4) 1440 Mai 24

Der Druck gibt den Text in Lautung und Graphie des Originals. Zusätzlich zu den oben angeführten Editionsprinzipien ist festzustellen, daß Buchstabenverdoppelung, unterschiedliche Schreibung des gleichen Wortes und die willkürliche Verwendung von diakritischen Zeichen in der Edition beibehalten werden. Zur Interpunktion verwendet das Original beliebig / und Punkt, die Edition bietet sich nach modernen Grundsätzen.

Wir Johanns Vogler chorherr zu sand Wilbold in dem thum zu Eystet, an der zeit stathalter des chorgerichts doselbst, bekennen offenlichen an disem brieff vor allermäniclichen, das wir einen des frawen closters sand Walpurgen zu Eystet stiffterß lateinischen haubtbrieff, an geschrifft insigel vnd bermüt gantzen, gerechten vnd vnuerseerten gesehen vnd gelesen haben, der von wort zu wort von latein in teutsch verwandelt lauttet und haysset also: IN DEM namen der heiligen vnd vngetailten driualtikait bekennen alle Cristen gelewbigen, wie das ainer von edelem geslecht geporen, Lewtiger mit namen, zehant von jaren seiner jügent dij hymelischen an hub zebegerenn, der wolt Got seiner gut erben schicken, also das er an einer stat seiner aygen ain kloster heiliger frawen stiftet, dij im dortn vor andern fuglich deuht vnd also zu Eysteter bistum geben, da der heilig sand Wilbold, Cristi lober leiplichen mer, das ein bischoff, der den selben stul besezz, auch dasselb closter besorget, ain abtessin und anderen dij bischofflichs amptz sind do selbst zeschicken. Aber do er den guten vnd säligen willen von anders gescheftz wegen, das dor vnder küm, etwaz treglich ze wesen praht, geschach das der in kranckheit viel, wann Got offt seinen erwelten sendet kranckheit, das sij von dem fewr der trübsal beraitt vnd von mailung der sunde, on die nicht leicht dy gegenwertig zeit verschlissen wirt, gelewtert werden. Da nu der sichtag sich an im begund beswären vnd ÿetz auff den zweiuel des lebens kümen was, bat ęr zu im den erwirdigen Heribertum bischoff, der dem stul zu Eystet vor was. Do der volpracht het, dor umb er dar kumen waß, in der selben kranckheit bezaichet er in zu pfeflicher ordnung vnd dornach bekum er zu den heiligen selben weyhen pis an das ewangelier ampt. Aber Got, der do tötet vnd lebendigt, den selben der yetzund vil nahend von kranckheit ertötet was, bracht in wider zu dem leben vnd gab im wider die erernn gesunthait. Da ward derselb von der so grossen gnad, dij im gotlichen verlihen ward, erfrewet vnd zedancken Got seiner gnaden wolt er furbaß sein gelüb mit kainerlay vertziehen auff schieben, sünder mit gunst vnd willen des yetzund genanten pischoffs Heriberti, hin dan gesetzt ander stet, hat er dij kirchen der heiligen junckfrawen sand Walpurg, gelegen an ainem perglein ze nechst beÿ der mawr der stat zu Eystet, dij von alter doselbst gepawt waß vnd von dem obgenanten bischoff Heribert gepessert, dartzu erwelt, das er seins fursätz begirlichait erfullet, ain samnung gaistlicher frawen gesamend vnd da selben ain ainigs behütz leben schicket.

Dorumb hat er an dij selben stat mit der hant Gotewaldi, ze den zeiten vogt zu Eystet, gegeben etliche seine aygne gut mit namen Gempfingen, Alt-

heim, Sultzdorf, Dietfurt, Röhlingen, Bappenheim, Tettenheim mit allen zugehorenden, das ist mit kirchen, zehenden, aygen lewten, gepawren, äckernn, wisen, waiden, wälden, wegen vnd vnwegen, gepawet vnd vngepawet, besucht vnd vnbesucht, wassernn und wasserlewffen, mülen, vischsätzen vnd zwii hoffstat ze Regenspurg an dem marckt gelegen, mit dem rechten, das kain pischoff furbas kainn gewalt hab, kainerleÿ do von zu nemen vnd sullen ewiclich an den nutz der dirne gotz, die da selbst diened, gehören.

Darüber hat der offtgenant bischoff, wann er ain rechter diener gotz waß, das er gotz dinst vestiklicher an der selben stat bestettet vnd das er den, die da selbst dienend, narung vnd heß volkumentlicher fursehe, hat er ainen weingarten, den er von Eberharten, pischoff zu Bamberg, in wechsels weiß genumen hat zu Aschawickel mit allem gerätt, mit dem weingartner Meingozz vnd seiner hausfrawen Meginza, vnd dortzu zwo hoffmarck Pemuelt und Pütenfelt mit allen zugehorenden, als wir yetzo oben gesprochen haben, mit der hant des yetzund gnanten seins vogtz Gotewals der selben kirchen gegeben, wann auch vormals die selben gut, die weil vnd dannoch korfrawen daselbst waren, zu dem selben clöster gehört haben.

Und der gebung sind zewgen, die es gehört haben: Odelschalk, Albuni, Dietprecht, Gosprecht, Lewtwein, Hetzil, Marolt, Chadalhöh, Wichart, Rigel, Gerolt, Wolfstrigel.

Dij gebung sind beschehen zu Eystet in sand Walpurg kirchen in dem jar von vnsers Herren gepurt tausend vnd vier vnd dreizzig, zu der dritten indicion, zu der newnde kalend des auguste monads, in dem reich Conrads, in dem ainleftem iar vnd des vorgenanten Heribertz pistums, in dem viertzehenden jar. DES ZU VRCKUND haben wir von fleyssiger bett wegen frawen Annen von Rechenberg, Abtessin und ires conuents des vorgenanten closters, des vorgenanten chorgerichts insigel an ditz vidimus tun hencken, doch vns vnd dem chorgericht on schäden. Geben zu Eystet an erchtag von sand Vrbanß tag, noch Cristi gepurd, als mann zalt tausent vierhundert vnd in dem viertzigstem jare.

Übersetzung (nach A 1)

Im Namen der heiligen und ungeteilten Dreifaltigkeit. Alle Christgläubigen sollen erfahren, daß jemand von edler Geburt mit Namen Liutigerus, der seit den Jahren seiner Jugend dem Himmlischen zuneigte, Gott zum Erben seiner Güter einsetzen wollte, indem er ein Nonnenkloster an einem Ort seiner Güter zu errichten beabsichtigte, der ihm dafür besonders geeignet erschien und dieses (Kloster) dem Eichstätter Bistum zu übergeben, wo der Leib des Heiligen Willibald, des Bekenners Christi, ruht, in der weise, daß der Bischof, der diesen Stuhl innehat, das Kloster leite, d. h. die Äbtissin einsetze und die anderen bischöflichen Aufgaben wahrnehme.

Durch verschiedene andere Beschäftigungen verzögerte er (Liutigerus) die Verwirklichung dieses frommen und glücklichen Wunsches. Da befiel ihn unvermutet eine Krankheit, weil Gott häufig die von ihm Erwählten durch Krankheit heimsuchen läßt, auf daß sie durch den Schmelzofen des Leidens

geläutert und reiner von den Sünden, ohne die dieses Leben nicht leicht geführt werden kann, daraus zurückkehren mögen. Da sich aber die Krankheit verschlimmerte und fortschritt bis keine Hoffnung auf Leben mehr bestand, lud er (Liutigerus) Heribert, den ehrwürdigen Bischof zu sich, der damals dem Eichstätter Bischofssitz vorstand. Nachdem verhandelt worden war, weswegen (der Bischof) auf seinen Wunsch gekommen war, zeichnete ihn dieser in seiner Krankheit mit der geistlichen Tonsur aus. Später wurde er durch die heiligen Weihegrade bis zum Diakonat befördert. Gott aber, der tötet und lebendig macht, gab jenem, der durch die Macht der Krankheit schon fast gestorben war, das Leben zurück und stellte seine frühere Gesundheit wieder her. Nachdem er diese göttliche Gabe empfangen hatte, trieb er erfreut und um Gott seinen Dank zu erweisen, die Erfüllung seines Gelübdes ohne weitere Verzögerung voran.

Mit Zustimmung und Unterstützung des vorgenannten Bischofs Heribert erwählte er sich, nachdem er andere Orte verworfen hatte, die Kirche der heiligen Jungfrau Walburga, auf einem Hügel vor den Mauern der Stadt Eichstätt gelegen. In alter Zeit dort erbaut, war sie von obengenanntem Bischof Heribert ansehnlicher erneuert worden. Nachdem dieser Ort ausgewählt war und um seinen eigenen Wunsch und sein Versprechen zu erfüllen klösterliches Leben zu begründen, sammelte er dort eine Gemeinschaft von Nonnen.

Diesem Ort übergab er durch die Hand Gotebalds, der damals Vogt der Eichstätter (Kirche) war, bestimmte seiner Güter, die hier genannt sind: Gempfingen, Langenaltheim, Sulzdorf, Dietfurt, Rehlingen, Pappenheim, Dettenheim und zwei Höfe zu Regensburg am Markt gelegen. Alles mit der Bestimmung, daß kein Bischof, der den Eichstätter Stuhl innehat, die Macht habe eines dieser Güter dem Kloster zu entfremden und zum eigenen Nutzen sich anzueignen, sondern daß sie zum ewigen Nutzen den Dienerinnen Gottes, die sich dort aufhalten, zugehörten. Zeugen dieser Übergabe sind die Franken Oudalscalch, Albuni, Dietprecht, Gozprecht, Luottwin, Hecil, Marolt, Chadalhoc und die Baiern Wichart, Regil, Gerolt, Wolfdrigil.

Nachdem dies alles geschehen war, übergab auch der schon häufig genannte Bischof Heribert, der Gott wahrhaft verehrte, damit die Verehrung Gottes an diesem Orte umso dauerhafter bestehen bleibe und jene, die Gott so dienen, mit Gaben der notwendigen Nahrung und Kleidung unterstützt werden könnten, deshalb übergab er durch die Hand seines Vogtes Gotebald diesem Kloster zwei Höfe seines Bistums zu Pietenfeld und Böhmfeld. (Interpolation: er übergab auch einen Weinberg, im Winkl Askah gelegen, mit allem Zubehör, mit dem Weingärtner Meginzo, seiner Frau Piliza und mit ihren Kindern den Nonnen, die dort Gott und der heiligen Walburga dienen.) Auch sie unter der Bestimmung, daß keiner seiner Nachfolger die Macht habe sie zurück zu nehmen, sondern daß sie auf ewig denen, die dort Gott dienten, zugute kommen sollten. Diese Güter gehörten früher den Kanonissen, die an diesem Kloster saßen, aber sie waren noch nicht fest übergeben. Zeugen dieser Übergabe sind die bereits oben genannten. Stattgefunden hat die

Übergabe in der Kirche der heiligen Walburga in Eichstätt, im Jahr der Fleischwerdung des Herrn 1035, in der dritten Indiktion, am 9. Tag vor den Kalenden des August (= 24. VII.), unter der Herrschaft Kaiser Konrads im 11. Jahr seines Königtums und im 13. Jahr des Episkopates Bischof Heriberts.

Zu dieser Zeit wurde die erste Äbtissin dieses Ortes Imma, eine Nichte des Liutiger, die Tochter einer Tante geweiht, eine Frau von heiligmäßigem Lebenswandel und in allen ihren Handlungen dafür geeignet. Aufgezogen und unterrichtet wurde sie von der Äbtissin Ita im Kloster der heiligen Maria und der heiligen Ehrentrudis, das in Salzburg liegt. Derselbe Bischof Heribert hat dieses Privileg dem Kloster verliehen . . .

Zusatz des frühen 13. Jh. auf der Rückseite von A 3: Dem vorhergesagten ist hinzuzufügen, daß die Leute, die zu dem vorgenannten Kloster gehören und denen es erlaubt ist dessen Güter zu bebauen, zu welchen Bedingungen auch immer, untereinander gefällte Entscheidungen über Personen oder über Sachen einmütig halten sollen und niemand soll sich unbesonnen erdreisten das Urteil eines anderen zurückzuweisen. Denn so wie sie gemeinsam ihre Güter bebauen so sollen sie gemeinsam richterliche Sprüche fällen, damit die von Rehlingen sich mit denen von Langenaltheim einigen und die von Sulzdorf mit denen von Aue und ebenso alle anderen.

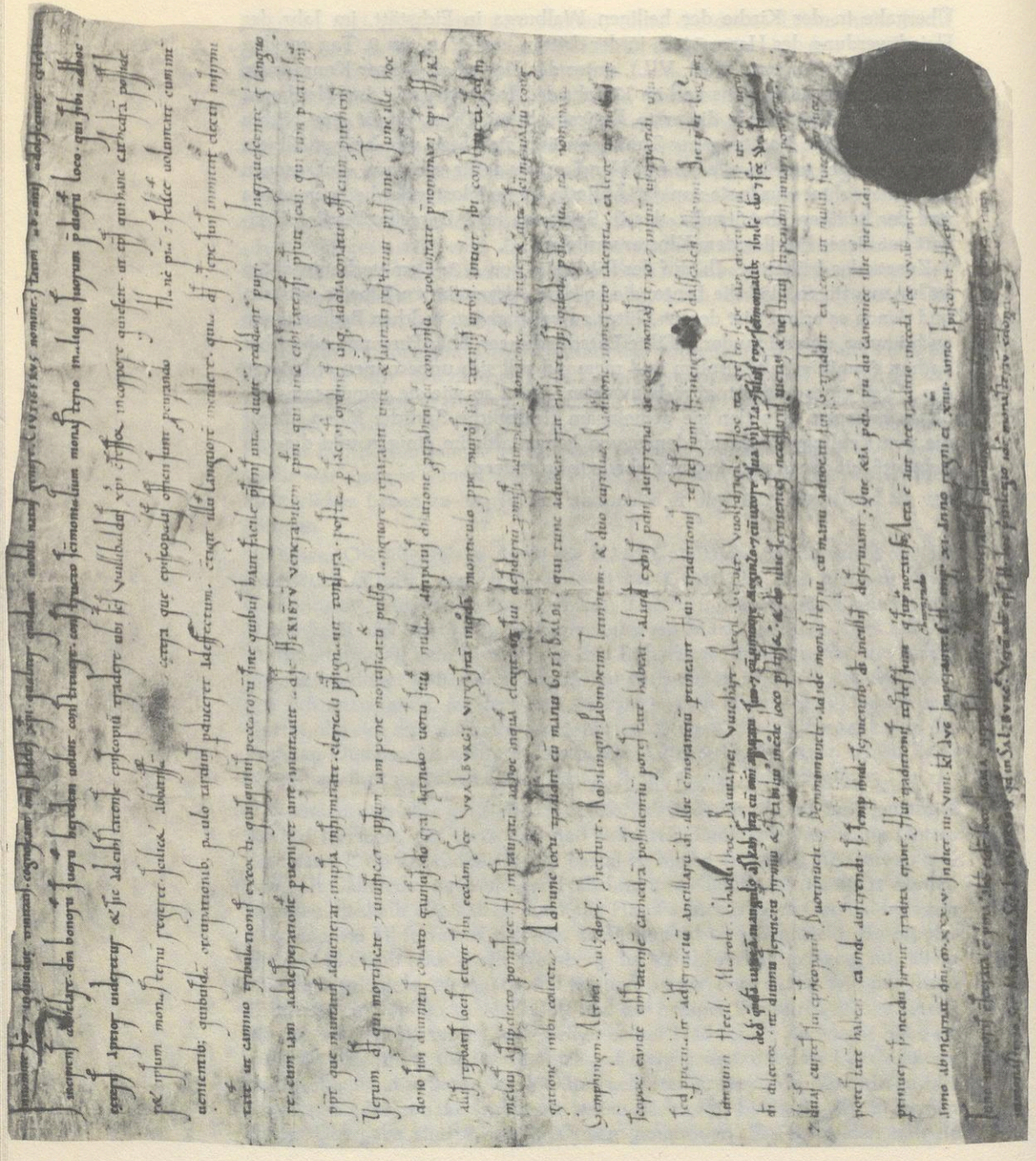


Abb. 1 1035 Juli 24 (= A 1), Original Klosterarchiv St. Walburg, Eichstätt

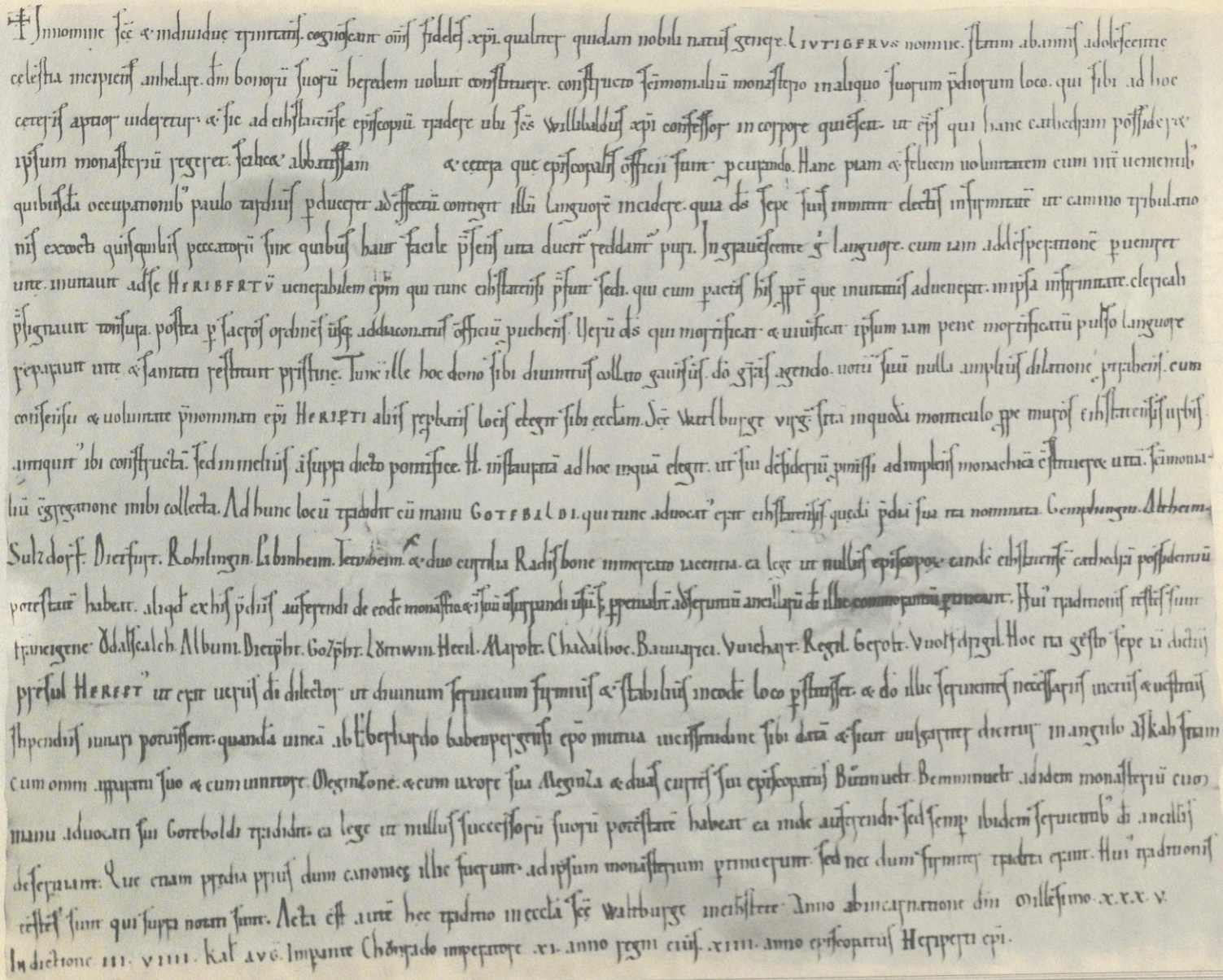


Abb. 2 Angeblliches Original (= A 2) 1035 Juli 24 (Mitte 12. Jh.), Klosterarchiv St. Walburg, Eichstätt

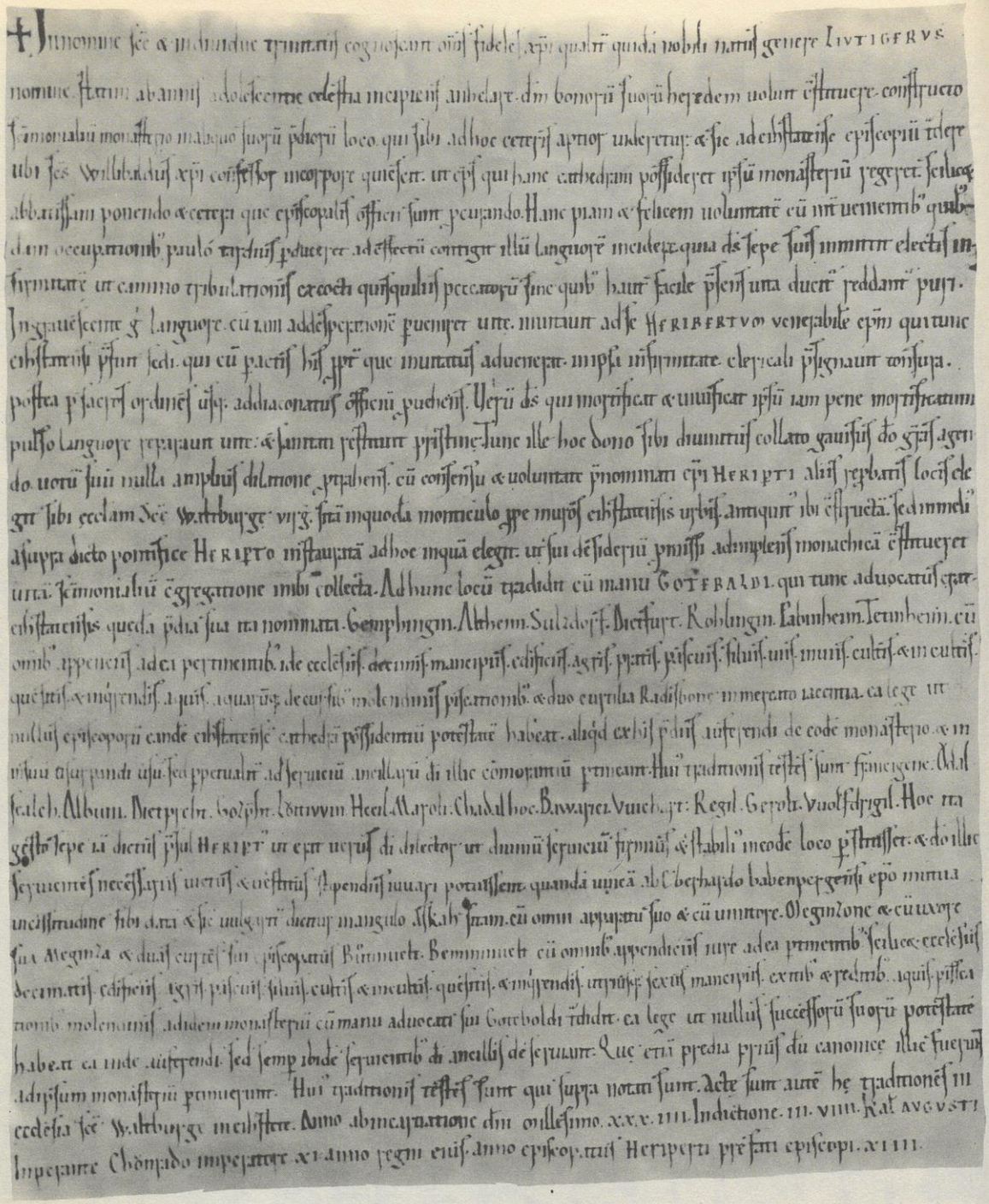


Abb. 3 Angebliches Original (= A 3) 1034 (!) Juli 24 (Mitte 12. Jh.), Klosterarchiv St. Walburg, Eichstätt

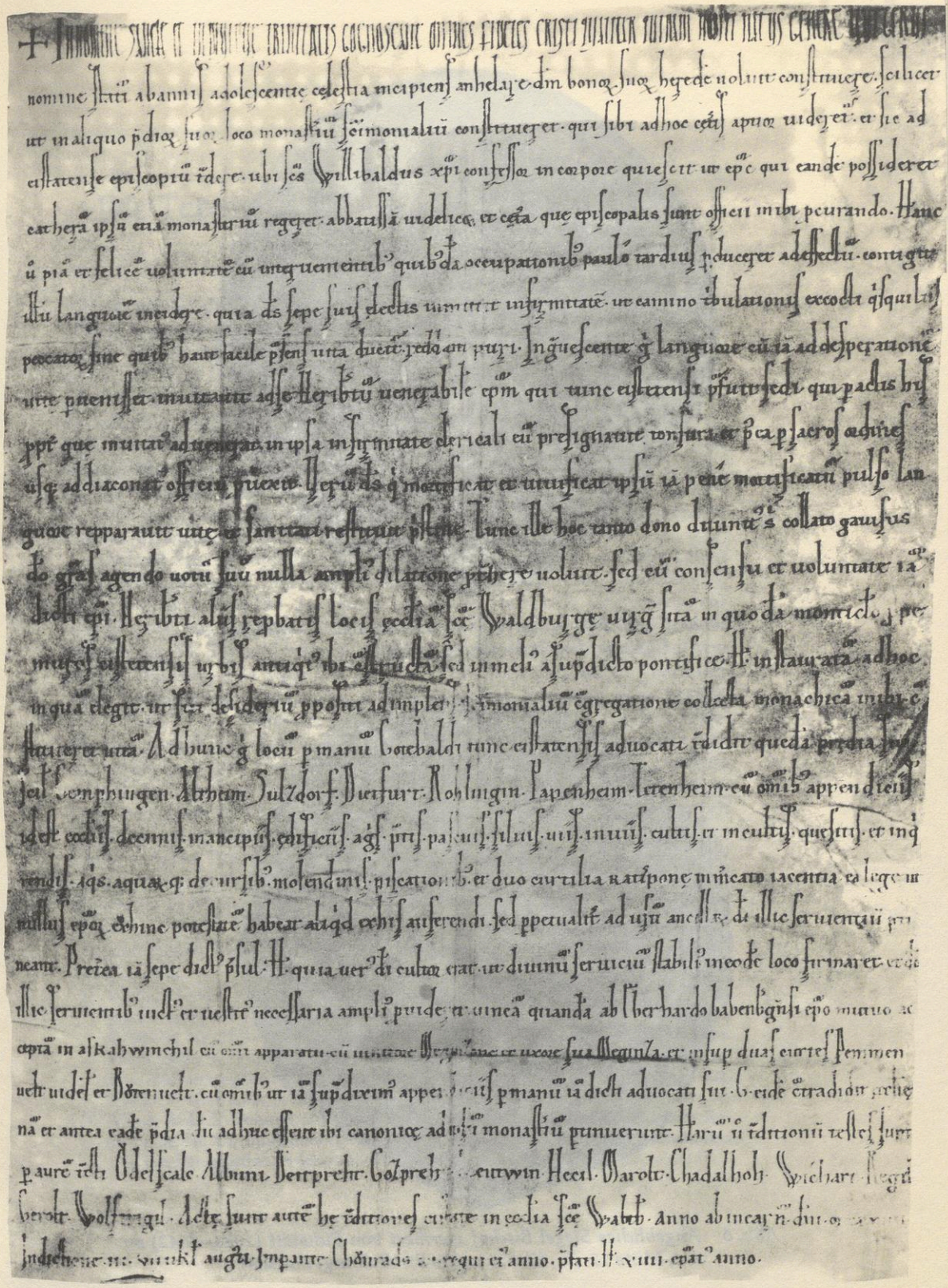


Abb. 4 Angebliches Original (= A 4) 1034 (!) Juli 24 (Mitte 12. Jh.), Klosterarchiv St. Walburg, Eichstätt



Abb. 5 Siegel Bischof Heribert von Eichstätt (1022–1042) an A 1, Klosterarchiv St. Walburg, Eichstätt



Abb. 6 Angebliches Siegel Bischof Heribert von Eichstätt (1022–1042) an A 4, Mitte 12. Jh., Klosterarchiv St. Walburg, Eichstätt

Die Teppiche mit der Heiligen Walburga

Von Leonie von Wilckens — Nürnberg

Während der drei Jahrzehnte, als von 1806 bis 1835 das Eichstätter Benediktinerinnenkloster von St. Walburg offiziell geschlossen war, müssen die beiden Teppiche mit Bildern vom Leben und Wirken der Hl. Walburga, ein dritter mit einer Darstellung der Heiligen als großmächtige Beschützerin der Klosterfrauen und deren Äbtissin Walburga von Absberg sowie ein weiterer mit ihrer englischen Sippschaft aus dem Kloster abgewandert sein; vielleicht wurden sie verkauft, um die geringen Einkünfte, die den standhaften Insassinnen geblieben waren, ein wenig aufzubessern. Damals also gelangten die Teppiche in die Sammlungen der Fürsten Oettingen-Wallerstein und — wohl mit einer Zwischenstation — des 1855 gegründeten Bayerischen Nationalmuseums in München, wo sie sich heute noch befinden.

Während kein Zweifel darüber besteht, daß die Teppiche aus dem frühen 16. Jahrhundert in St. Walburg selbst gearbeitet worden sind, kann der sog. *erste Walburga-Teppich*[1] dort nicht entstanden sein. Als Gegenargument wurde zwar angeführt, daß Geld einbringende Webarbeiten für Kloster Marienberg bei Boppard bezeugt sind[2], dessen Klosterfrauen auf Bitten von Bischof Johannes von Eych seit 1456 St. Walburg reformierten und dabei diese handwerkliche Betätigung eingeführt haben könnten; doch besteht kein Anlaß zu der Annahme, daß in Marienberg andere als reguläre Webarbeiten ausgeführt wurden, also keine gewirkten Teppiche. Darüber hinaus meine ich — von allen kunstgeschichtlich-stilistischen Gründen zunächst einmal abgesehen —, ein Zeugnis für die auswärtige Herkunft dieses Teppichs benennen zu können, das bisher nicht beachtet wurde. Bekanntlich muß man seine Bilder von rechts nach links ablesen, was mir sonst von keiner anderen Teppichfolge bekannt ist. Auf dem demnach dritten Bild der oberen Reihe mit der Begrüßung der aus England Kommenden durch Bischof Bonifatius in Mainz ist das Mainzer bischöfliche Radwappen zweimal eingewebt; aber das viermal vorkommende Wappen mit den vom englischen übernommenen drei laufenden Löwen der Hl. Walburga und ihrer Abtei

---

1) Wolle, Leinen, Häutchensilber. 150 : 265 cm. 7—8 Kettfäden auf 1 cm. Luitpold Herzog in Bayern: Die fränkische Bildwirkerei. München 1926; Text, S. 50—52 Nr. 21 — Betty Kurth: Die deutschen Bildteppiche des Mittelalters. Wien 1926, S. 178, 265, Taf. 274—276 — Heilige Walburga. Leben und Wirken. Herausgegeben von der Abtei St. Walburg. Eichstätt 1979, S. 14—21, 24—29. — Hier Abb. 1—3.

2) Virgil Redlich: Johann Rode von St. Matthias bei Trier. Ein deutscher Reformabt des 15. Jahrhunderts. Beiträge zur Geschichte des alten Mönchtums und des Benediktinerordens 11. Münster 1923, S. 89—91.

St. Walburg, auf dem ersten und zweiten, dem vierten und sechsten Bild ist in Seide auf Leinen gestickt und auf den gewirkten Grund nachträglich appliziert. Nun weiß man zwar nicht, seit wann genau das Löwenwappen für die Hl. Walburga bzw. ihr Eichstätter Kloster in Anspruch genommen wurde. Das spätgotische Siegel von St. Walburg enthält es, das ihm vorausgehende aber nicht[3]. Ersteres dürfte zwar kaum vor dem letzten Viertel des 15. Jahrhunderts entstanden sein, aber die Miniatur der Hl. Walburga im Catholicon, das Bischof Johannes von Eych als Testamentsvollstrecker seines Onkels Peter von Heldburg (gest. 1441) für die Eichstätter Kapitelbibliothek anfertigen ließ und das ich aus stilistischen Gründen um 1450 datiere, zeigt diese immerhin mit dem Löwenwappen[4]. Leider ist es nicht möglich, den fest montierten Teppich auf der Harburg von der Rückseite her zu untersuchen, noch geht es an, die aufgenähten Wappen zu lösen, um zu erfahren, was sie eventuell verdecken. Jedenfalls darf man argumentieren, daß sie aufgenäht wurden, als der Teppich in das Kloster kam oder doch wenigstens kurz danach, gewissermaßen als ein Besitzvermerk nicht nur des Teppichs, sondern des gesamten Inhaltes seiner Bilder, als ein Zeichen der sich daraus ergebenden engen Verbundenheit; wäre dies von vornherein gegeben gewesen, hätten die vier Wappen nicht nachträglich aufgenäht werden müssen. Auf dem späteren Walburga-Teppich, dem der erste als Vorbild diente, sind dagegen — selbstverständlich — die Löwenwappen im ersten, zweiten und dritten Bild eingewebt.

Doch kehren wir zum ersten Teppich zurück und betrachten ihn Bild für Bild. Rechts oben nimmt Walburga Abschied von ihrer Mutter, der Königin von England; wie ihre Begleiterinnen ist sie bereits als Benediktinerin eingekleidet; außer dem Heiligenschein zeichnet sie eine Krone aus. Die Szene spielt vor der heimatlichen Burg, die sich aus verschiedenen, hohen, eng zusammengeschobenen Häusern zusammensetzt und von einer niedrigen, mit Türmen bewehrten Mauer sowie einem Wassergraben umgeben ist. Vor dem Tor stehen neben der Mutter eine unverheiratete junge Frau, deren in einen dicken Zopf geflochtene, unbedeckte Haare das Gesicht rahmen, und eine verheiratete, die eine Art Hörnerhaube trägt. Erklärend heißt es auf der Schriftborte: filia · Richardi · walpurga · anglie · regis.

Auf dem nächsten Bild überquert die Heilige mit sechs Gefährtinnen (auf dem ersten Bild und ebenso später sind es nur fünf) das Meer in einem Schiff. Wäre nicht die Überschrift — virginibvs · sacris · transiens · mare · sibi· jvnctis —, so würde man kaum gewahr, daß nur das Gebet der Heiligen die Reisenden vor dem Untergang im Seesturm bewahrte. Das Segel ist

---

3) Felix Mader: Stadt Eichstätt. Die Kunstdenkmäler von Mittelfranken 1. KDB. München 1924, Abb. 175/176 — Bayerische Frömmigkeit. 1400 Jahre christliches Bayern. Ausstellung München 1960, Taf. 113 Nr. 4 (nach besser erhaltenem Abdruck des spätgotischen Siegels).

4) Eichstätt, Diözesanarchiv. C(aput)-Initiale mit thronender Hl. Walburga. Hermann Holzbauer: Mittelalterliche Heiligenverehrung — Heilige Walpurgis —. Eichstätter Studien N. F. 5. Kevelaer 1972, Abb. 5.

straff gespannt, links führt ein Bootsmann zwei Ruder, von einem dritten im Vordergrund bleibt unklar, wer es bewegt. Rechts sitzt erhöht der Steuermann, ebenso modisch gekleidet wie der Ruderer, mit in Falten gelegtem, gegürtetem, knielangem roten Rock, an dessen kleinen, spitzen Halsausschnitt sich der schmale, am Hals ansteigende Kragen legt, mit oben leicht keulenförmigen Ärmeln. Während der Bootsmann einen flachen, runden Hut mit breiter Krempe trägt, ist der des Steuermanns von einem wulstig gedrehten Tuch eingefaßt, dessen Enden unter dem Kinn verschlungen sind.

Dann werden die Reisenden von — dem Onkel der Heiligen — dem Bischof Bonifatius in Mainz in einer Kapelle willkommen geheißen: Maguncie · bonifacium · pervenit · Sanctum. Auf deren weiß überdecktem Altar stehen zwei Leuchter und als Retabel eine in der Mitte überhöhte Tafel mit der Kreuzigung und vier Heiligen. — Soweit sie nicht rechts und links durch Architekturen verstellt sind, verbindet diese drei Bilder ein mit schraffierten ‚Wellenbändern' angedeuteter, anscheinend von Turmspitzen überragter ‚landschaftlicher' Hintergrund und darüber ein breiter Himmelsstreifen mit höchst charakteristischen Wolkengebilden.

Auf dem vierten Bild — rechts in der unteren Reihe — steht die Hl. Walburga mit ihren Gefährtinnen unter einem durch dreifache Bogenstellung gegliederten ‚Gehäuse': in heyde[n] hey[m] ·virgini · Ivx · celitvs · splendvit · illi . In dem der Heiligen zugewiesenen Kloster Heidenheim geht das göttliche Licht auf, sie in breiter Bahn von links her treffend und den ganzen Raum zum Erstaunen der anderen Nonnen erhellend.

Im fünften Bild begibt sich St. Walburga zu der kranken Tochter des Gutsherrn. Sie überschreitet die Zugbrücke, ohne daß ihr die scharfen Wachhunde — allerdings nur zeichenhaft durch ein weißes Hündchen vorgestellt — etwas zu Leide tun, und heilt durch ihr Gebet die Kranke, um die sich Vater und Mutter bemühen — beide mit modischen Kopfbedeckungen: hec · sanat · virginem · In · castro · orando · la[n]guent[em].

Das letzte Bild zeigt die nach ihrem Tode von Heidenheim nach Eichstätt überführte Heilige hoch in einer Nische aufgebahrt, die mit zwei gemusterten Vorgängen verschlossen werden kann. Das Heil bringende Walburgisöl tropft herab und wird in einem schrankartigen Behälter, dessen beide Türen geöffnet sind, in einer großen Schale aufgefangen: Ex · eivs · tvmba · manat · Sacri · pectoris · vnda. Anbetend kniet davor Bischof Johannes von Eych, neben ihm sein Wappen: ora pro nobis walpurga. Wie es tatsächlich den örtlichen Gegebenheiten entspricht, führen auf beiden Seiten über Stufen hohe, schmale Zugänge — mit offenen Türen — in die Kirche, wo auf der rechten Seite der Altar sichtbar wird (auf der Wand daneben ist ein Loch in der Wirkerei durch ein nicht zugehöriges Webstück zugedeckt).

Wie in der oberen Bildreihe ist der Vordergrund dicht mit vielerlei Blüten und Stauden besetzt, die sich im letzten Bild bis zu der Schale mit dem Walburgisöl ausbreiten. Außen faßt den Teppich auf beiden Seiten in ganzer Höhe eine sich um einen weißen Stab windende Eichenblattranke mit leuchtend roter Unterseite ein, wohl eine Anspielung auf den Namen des Stifters Johannes von Eych.

Die zwar spärlichen modischen Details verweisen den Teppich ebenso in die sechziger Jahre des 15. Jahrhunderts wie die realistischen Innenraumdarstellungen im dritten und im letzten Bild. Zugleich ist — wenn auch nur zögernd und ansatzweise — bei der Hintergrunds-‚Landschaft', beim Himmel und seinen Wolkenformen, bei den räumlichen Durchblicken, besonders im letzten Bild, der Einfluß der niederländischen Kunst spürbar, der derartig in Süddeutschland nach 1450 Boden gewann, dem in Nürnberg aber erst die Tätigkeit von Hans Pleydenwurff — seit 1457 Nürnberger Bürger — die Wege bahnte[5]. Damals entstanden hier die ersten Teppiche mit einem landschaftlichen Hintergrund anstelle des bis dahin einheitlich dunkelblauen Grundes, der allerdings schon ab und an mit Pflanzenwerk und Ranken überzogen sein konnte, z. B. bei dem Antependium mit zwei Szenen der Kreuzlegende und den Wappen der Nürnberger Familien Rummel und Haller, um 1430—40 (Leihgabe der Sebalduskirche im Germanischen Nationalmuseum, Nürnberg)[6]. Bei den beiden Teppichstreifen mit Jagdszenen — um 1460 —, die heute der Burrell Collection, Glasgow[7], gehören, erscheint über dem noch einheitlich dunkelblau foliierten ‚Waldgrund' ein schmaler, lichtblauer, von roten Giebeln mit Kugeln oder Fähnchen darauf unterbrochener, wohl originaler Horizont. Um 1461—1464 hat dann der Kreuzigungsteppich mit den Wappen des Peter Watt und der Ursula Pirckheimer[8] — im Würzburger Martin-von-Wagner-Museum — einen tatsächlichen Landschaftsgrund und darüber einen blauen Wolkenhimmel; im Vergleich mit den sonst erhaltenen Teppichen wirkt dieser im Ganzen aber so fortgeschritten und steht dadurch vereinzelt, so daß er bis vor kurzem um eine Generation später datiert wurde. Bei dem ungefähr gleichzeitigen Kreuzigungsteppich in der St. Galler Sammlung Iklé[9] trat, die Fläche wahrend, an die Stelle des traditionellen blauen Grundes in ganzer Breite ein an einer Stange aufgehängter Vorhang mit Granatapfelmuster, darüber aber ein blauer Himmelsstreifen. Die realistisch wiedergegebene Aufhängung dieses Vorhanges findet ihre Parallele im sechsten Bild des Walburga-Teppichs, auch die Blattstabborten beider Teppiche gleichen sich geschwisterlich[10]. Einen Land-

5) Vgl. dazu im Hinblick auf die Nürnberger Teppichwirkerei: L. v. Wilckens: Nürnberger Bildteppiche um 1460—1465. In: Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums 1976, S. 31—38, bes. 32.

6) Herzog Luitpold (Anm. 1), S. 40/41 Nr. 18 — B. Kurth (Anm. 1), S. 180, 267, Taf. 284. Zuletzt dazu L. v. Wilckens: Die textilien Schätze der Lorenzkirche. In: 500 Jahre Hallenchor St. Lorenz 1477—1977. Nürnberger Forschungen 21. Nürnberg 1977, S. 139—166, bes. 162, Abb. 8.

7) L. v. Wilckens (Anm. 5), S. 36/37, Abb. 4/5.

8) Ebda., S. 31—34, Abb. 1/2.

9) Ebda., S. 34—36, Abb. 3.

10) Vor allem die um 1460 zu datierenden Rücklaken mit der Katharinenlegende haben gleichfalls sehr ähnliche Blattstabborten, auch mit Eichblättern und Eicheln (Herzog Luitpold, Anm. 1, S. 48—50 Nr. 20 — B. Kurth, Anm. 1, S. 176/177, 264/265, Taf. 265/272).

schaftsgrund besaß offenbar auch die Folge mit der Johannismarter und den Wappen der Groland und Tucher in der Sebalduskirche in Nürnberg, die allerdings nur mit einem Aquarell des späten 18. Jahrhunderts überliefert ist[11]; während ich sie früher um 1455 datierte, halte ich jetzt ein etwas späteres Datum, gegen 1460, für richtiger. Wie den Walburga-Teppich charakterisieren sie einige modische Details.

Betty Kurth sah eine enge Verwandtschaft zwischen der Folge der Katharinenlegende und dem Walburga-Teppich[12], die mir indessen nur eine zeitliche zu sein scheint. Während jene, die im Nürnberger Dominikanerkloster von St. Katharinen geschaffen sein dürfte, ihre großformigen, holzschnitthaft wirkenden, etwas starr aufrechten Figuren und eine rein flächenhafte Modellierung auszeichnen[13], sind die Gestalten des Walburga-Teppichs zierlicher und beweglicher, seine Farbenskala ist vielfältiger, die Textur feiner und nuancenreicher, im einzelnen geradezu schmuckhaft, nicht zuletzt durch die häufige Verwendung von bunten Seiden- und Metallfäden. Die dichten Parallelschraffuren, hier allerdings erst nur beim Hintergrund angewendet, werden um 1470 höchst charakteristisch — mit feinsten farbigen Abstufungen — für die Nürnberger Teppichwirkerei. Um 1471 muß das Antependium mit der Anbetung der Hll. Drei Könige sowie den Hll. Erasmus und Dorothea[14] entstanden sein; als Stifter kniet links Erasmus Schürstab (gest. 1474), rechts seine beiden Frauen; da die Hl. Dorothea nur für die erste, 1471 verstorbene Dorothea Haller stehen kann, scheint der Teppich noch zu ihren Lebzeiten oder gleich nach ihrem Tode begonnen zu sein; zudem kommt es mir vor, als wäre die Gestalt der zweiten Frau, Ursula Pfinzing, mit ihrem Wappen zu Füßen des zweiten Königs erst im nachhinein eingesetzt. Bei diesem Teppich, der ebenfalls der Burrell Collection in Glasgow gehört, wird allenthalben mit solchen Parallelschraffuren gearbeitet. Zudem tritt hier die neue Vorliebe für schmuckvolle Details deutlich zutage. In seinem seltsam streifigen (nicht originalen?) Himmel steht über dem zweiten König eine Wolke, die mit denen des Walburga-Teppichs ohne gezackte Ränder zusammengehört. Bei diesem sind schließlich die bühnenartigen Gehäuse für die Szenen vor allem im vierten und fünften Bild hervorzuheben. Sie lassen einerseits noch an den Nürnberger Teppich um 1420 mit der Sebaldus-

---

11) L. v. Wilckens: Verlorene und wiederaufgefundene Nürnberger Rücklaken. In: Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums 1969, S. 63—66, bes. 65, Abb. 7/8.

12) B. Kurth (Anm. 1), S. 178.

13) Vgl. außer den Teppichen mit der Katharinenlegende (dazu Anm. 10) auch z. B. den seit einigen Jahren wieder vollständigen Marienteppich mit Dominikanerheiligen im Germanischen Nationalmuseum (Herzog Luitpold, Anm. 1, S. 56 Nr. 26 — B. Kurth, Anm. 1, S. 178, 265, Taf. 273; zuletzt: Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums 1974, S. 169/170, Abb. 3 auf S. 168).

14) Herzog Luitpold (Anm. 1), S. 73/74 Nr. 46 — B. Kurth (Anm. 1), S. 182/183, 269, Taf. 293.

legende (Leihgabe der Sebalduskirche im Germanischen Nationalmuseum, Nürnberg)[15] denken, sind andererseits ebenso auf flandrischen Teppichen bis in die sechziger Jahre — allerdings weiter und realistischer entwickelt — anzutreffen[16].

Anlage und Ausführung des Walburga-Teppichs sprechen für die Arbeit einer geübten Werkstatt, die im Einklang mit den bestimmenden künstlerischen Strömungen der Zeit gestanden haben muß. All dies weist auf ein Zentrum, wo um diese Zeit mehrere, voneinander unterschiedene Werkstätten tätig gewesen sein müssen. Auch die Farbigkeit des Nonnenhabits in Blaupurpur, z. T. mit Blau für das Kleid darunter, die allerdings auf der Vorderseite ausgeblichen ist, hängen mit einer in Nürnberg lange beliebten Farbnuancierung eng zusammen. Ich bin der Ansicht, daß der Walburga-Teppich, von Johannes von Eych erst kurz vor seinem Tode im Jahre 1464 gestiftet, vielleicht sogar erst danach — um 1465 — in Nürnberg ausgeführt wurde. War er für die Agnes-Kapelle bestimmt, die sich der Bischof als seine Grablege an der St.-Walburga-Kirche hatte bauen lassen?

Der *zweite*, 1519 datierte *Walburga-Teppich*[17] setzt sich aus acht Bildern zusammen, von denen sich drei genau an solche des vorangehenden halten. Als Auftakt wird der reitende Bote gezeigt, der das Schreiben des bischöflichen Verwandten Bonifatius mit dem Ruf, nach Deutschland zu kommen, überbringt (Ecce Bonifacius Rhenana misit ab vrbe. / Linquat vt anglorum pelagusque et patria regna. / Et videat fratrem Willibaldum ad flumina Rheni. = Sieh, Bonifatius schickte aus rheinischer Stadt eine Botschaft, daß sie verlasse das Meer und heimische Reich der Angeln und sehe den Bruder Willibald an den Rheinzuflüssen). Dann folgen der Abschied von der Mutter (Me tenet altus amor, sedum cum flore perosa. / Sis prorsus felix Anglica terra, vale. = Mich hält tiefe Liebe fest, aber mit der Jugendblüte ist sie hassenswert; sei stets glücklich, du englische Erde, lebe wohl) und die Meerfahrt (Suscitat equoreus tempestatem pater vndis. / Quam virgo precibus pescuit alma pijs. = Der Herr des Meeres erregt den Sturm der Wogen, den die Jungfrau beschwichtigt durch fromme Gebete), beide seitenverkehrt im Vergleich mit dem Vorbild. Da diesem gegenüber die englischen Jung-

---

15) Herzog Luitpold (Anm. 1), S. 35/36 Nr. 12 — B. Kurth (Anm. 1), S. 172, 260/261, Taf. 248/249.

16) Etwa die vier Caesarteppiche, um 1465—1470, im Historischen Museum Bern (zuletzt u. a.: Die Burgunderbeute und Werke burgundischer Hofkunst. Ausstellung Bern 1969, S. 372—380 Kat.-Nr. 243, Abb. 339—344), um nur ein Beispiel zu nennen.

17) Wolle, Leinen, Seide, Gold- und Silberlahn. 156 : 264 cm. 6 Kettfäden auf 1 cm. Herzog Luitpold (Anm. 1), S. 95/96 Nr. 64 — B. Kurth (Anm. 1), S. 192/193, Taf. 317/318. — Das siebente Bild in: Heilige Walburga (Anm. 1), S. 32/33. — Die hier gegebenen deutschen Übersetzungen der lateinischen Inschriften lehnen sich an die bei Herzog Luitpold zitierten an, ohne sie wörtlich zu übernehmen. — Hier Abb. 4/5.

frauen noch nicht als Benediktinerinnen eingekleidet sind, werden sie in Mainz vor dem Stadttor als königliche Gäste empfangen (Virgo Mogunciacam celebris peruenit ad vrbem. / Ter denis socijs concomitata sacris. = Die berühmte Jungfrau kommt in die Stadt Mainz, dreißig Gefährtinnen sind um sie). In der unteren Reihe folgt nun die Einkleidung als Nonnen, offenbar durch den bischöflichen Bruder, den Hl. Willibald, denn auf dem Altar hinter ihm liest man S W VS (Hic adit Hercinie medijs loca structa sub oris. / Induit et socias, se monachamque facit. = Hier betritt sie die Orte in Herziniens Mitte, kleidet sich und die Gefährtinnen als Nonnen ein). Von dem Lichtwunder und der wunderbaren Krankenheilung wird nicht berichtet, sondern sogleich der Tod der Heiligen im Kreise ihrer Klosterfrauen dargestellt (Jam metas tenet hec felix, meritisque beata. / Et socie tristes fletibus ora rigant. = Schon ist ein Ende der Glücklichen, der mit Verdiensten Begabten gesetzt, Tränen netzen die Wangen der betrübten Gefährtinnen). Bei der Überführung des Leichnams der Heiligen nach Eichstätt im siebenten Bild ist im Vordergrund ein anscheinend Ungläubiger zur Strafe vom Schlag getroffen niedergestürzt, daneben flehen zwei Krüppel um Hilfe (Mox Eystet vehitur corpus sanctumque cadauer. / Concinit et clerus carmine lene melos. = Bald bringt man nach Eichstätt den Körper und heiligen Leichnam, die Geistlichkeit stimmt einen melodischen Gesang an). In fast allen Einzelheiten lehnt sich das letzte Bild schließlich an das letzte des anderen Teppichs an, doch knien hier im Vordergrund links die Äbtissin Walburga von Absberg, zwei Klosterfrauen und eine Laienschwester, rechts zwei Pilger, ein dritter tritt aus der Kirche hinzu (Hic manat medicina potens olei liquor egris. / Vnde deus sueuit ferre salutis opem. / contextvm An. Dn. MD XIX. = Hier träuft die ölige Flüssigkeit als wirkungsvolle Medizin für die Kranken herab, woraus Gott langwährende heilsame Hilfe macht. Gewebt im Jahre des Herrn 1519). Im Bilde selbst liest man: Ab humanis exempta DcclxIx / Reclusa in hanc aram DccclxxxxIII = Aus dem Leben geschieden 769 (statt: 779), eingeschlossen in diesen Grabaltar 893. Beide Schriftborten reichen von Webekante zu Webekante, so daß die seitlichen Rankenborten — vier verschiedene — nur jeweils die Bildfolge einfassen. Seltsamerweise sind die modischen Details des ersten Teppichs vielfach übernommen, was bei Anlehnungen an Vorbilder üblicherweise nicht geschieht, vielmehr wird sonst auf modische Aktualisierung zumeist großer Wert gelegt. Selbst die charakteristischen Wolkenformen kehren in den drei ersten Bildern wieder. Im übrigen ist der Gesamteindruck ein flächig kleinteiliger, hellfarbiger. Bilderbogenhaft wird in volkstümlicher Erzählweise der Inhalt einer jeder Szene ohne Charakterisierungen im einzelnen und ohne Akzente zu setzen festgehalten. Dazu gehören dann auch einige genrehafte Zufügungen, wie bei der Meerfahrt das Äffchen neben dem Steuermann, Fisch und Seejungfrau im Wasser, zwei springende Hirsche am vorderen Ufer, und ebenso die schlicht gereihten Blütenstielchen in den Vordergründen.

In fast identischer Weise kniet die Äbtissin Walburga von Absberg, hier begleitet von acht Chorfrauen — sieben Laienschwestern ihnen gegenüber — zu Füßen der großen *Hl. Walburga* auf einem hochformatigen Teppich im

Bayerischen Nationalmuseum, München[18]. Die streng frontal stehende Heilige hält in der Rechten — wie bei der Miniatur im Eichstätter Catholicon — auf einem Buch ein Fläschchen mit dem heilsamen Öl und in der Linken ein Zepter. Als Zeichen ihrer königlichen Abkunft und zugleich ihrer erlauchten Heiligkeit erheben zwei fliegende Engel eine Krone über sie. Ein etwas unregelmäßiges gelbes Granatapfelmuster überzieht, die Fläche betonend, den roten Grund. Da bei dieser besonders groben Arbeit die Zeichnung der Gesichter nicht immer gelang, wurde mit Stickerei nachgeholfen. Wie bei allen Eichstätter Teppichen sind die oberen Rundungen der Köpfe gleichfalls nicht bewältigt, so daß oben horizontal begrenzte Häupter geradezu als deren Kennzeichen gelten können.

Neben einem Abschied der Apostel (auch im Bayerischen Nationalmuseum, München)[19] mit der gleichen schräg gestreiften Randborte wie bei dem Teppich mit der stehenden Hl. Walburga gehörte nach Eichstätt schließlich der jetzt zwischen dem Münchner Museum und den Sammlungen der Fürsten Oettingen-Wallerstein, heute auf der Harburg, geteilte mit dem *Walburga-Stammbaum*[20]. Die Halbfigur der Heiligen in seiner Mitte scheint direkt aus dem hochformatigen Teppich übernommen zu sein. Von ihr gehen die Äste mit den heiligen Verwandten aus, zu denen neben den Eltern Richard und Wuna, dem Großonkel Offo, dem Onkel Bonifatius, den Brüdern Willibald und Wunibald auch die Bischöfe Willibrord und Deodatus sowie der Eremit Sola zählen. Links außen steht der Hl. Benedikt als Gründer des Ordens, dem die Hl. Walburga angehörte, während rechts unten neben dem Hl. Sola wiederum das Absberg-Wappen eingewebt ist. HEC · EST · GENERACIO · QVERENCI(V)N (statt: QVERENCIVM) · D[E]VM · QVERENCIV(M) · FACIEN · DEI · IACOB, heißt es oben auf der Schrift — borte.

Mit den drei der heiligen Patronin ihres Klosters gewidmeten Teppichen — mit dem Leben und heiligen Nachleben, der Schutzherrschaft und schließlich der heiligen Sippschaft der Hl. Walburga — hat die Äbtissin Walburga von Absberg der Vorgängerin, deren Namen sie trug, bis heute wirkende Denkmäler gesetzt.

---

18) Wolle und Leinen. 136 : 110 cm. Herzog Luitpold (Anm. 1), S. 59 Nr. 59 — B. Kurth (Anm. 1), S. 274, Taf. 319. — Hier Abb. 6.

19) Wolle und Leinen. 102 : 188 cm. Herzog Luitpold (Anm. 1), S. 94 Nr. 62 — B. Kurth (Anm. 1), S. 275, Taf. 324.

20) Wolle und Leinen. 100 : 133 bzw. 101 : 73 cm. Herzog Luitpold (Anm. 1), S. 94/95 Nr. 63 — B. Kurth (Anm. 1), S. 274/275, Taf. 320/321. — Hier Abb. 7/8.

Die Teppiche mit der Heiligen Walburga

1 Der erste Walburga-Teppich. Nürnberg, um 1465.
Fürstl. Oettingen-Wallersteinsche Sammlungen, Harburg.

2 Ausschnitt aus Abb. 1: Die Überfahrt von England auf den Kontinent.

3 Ausschnitt aus Abb. 1: Die Hl. Walburga heilt die Tochter des Gutsherrn.

4 Der zweite Walburga-Teppich. Eichstätt, 1519.
Fürstl. Oettingen-Wallersteinsche Sammlungen, Harburg.

5 Ausschnitt aus Abb. 4: Die Überführung des Leichnams
der Hl. Walburga von Heidenheim nach Eichstätt.

6 Die Hl. Walburga als Patronin der Klosterfrauen von St. Walburg.
Eichstätt um 1520. Bayer. Nationalmuseum, München.

7 Der Stammbaum der Hl. Walburga, linker Teil. Eichstätt, um 1520.
Fürstl. Oettingen-Wallersteinsche Sammlungen, Harburg.

8 Der Stammbaum der Hl. Walburga, rechter Teil. Eichstätt, um 1520.
Bayer. Nationalmuseum, München.



1



2



3


Ecce Bonifacius Rocciana milit ab urbe
Linquat ut anglorum pelagusq; et patria regna
Et videat fratrem Willbaldum ad flumina Rheni
Metenet altus amor tedium cum flore perota
Sis prorsus felix Anglica terra vale
Suscitat equoreus tempestatem pater undis
Quam virgo precibus pescuit alma pijs
Virgo Moguntiacam celeoris peruenit ad urbem
Terdenis socijs concomitata sacris
Hic adit hercinie medijs loca structa sub oris
Induit et socias se monachamq; facit
Iam metas tenet hec felix meritisq; beata
Et socie tristes fletibus ora rigant
Mox fijstet vehitur corpus sanctuq; cadauer
Concinit et clerus carmine leue melos
Hic manat medicina poteris olei liquor egris
Vnde deus suevit ferre salutis opem
Ab hinanis exempta
Reclusa in hanc aram


Mox fiistet vehitur corpus, sanctuq; cada
Concinitet clerus carmine lene melos.

5




HEC EST GENERACIO OVERENCIN DVM OVERENCIV
wilibaldus eps eistenensis
wilibrordus cognatus eps traiectens
offo rex anglie fr matris s richardi
walpurga abbatissa heidenhemensis
wunnehaidisallia wunna regnamater
Richardus rex anglie prius dux suevie pat


FACIEM · DEI · IACOB ·
wunebaldu alba heidenhementis
Bonifacius Ruuuculu Archieps Maguntinen frater wunneheidi
Deodatus cognatus martir et pontifex
sola cognatus albas sulunho fen

Walburgis-Verehrung und Frömmigkeit in der Barockzeit

Nach Tagebucheintragungen der Mariasteiner Priorin Clara Staiger

Von Ortrun Fina — Eichstätt

Eichstätt besitzt in seinen Archiven *wertvolle Dokumente* aus dem 17. Jahrhundert[1]. Ihre Verfasser, u. a. Generalvikar Dr. Georg Motzel (1606—1660) und die Patres des Rebdorfer Augustiner-Chorherrenstifts, berichten von den schicksalsschweren Ereignissen dieses Jahrhunderts. Sie ergänzen und bestätigen einander, so daß wir imstande sind, ein stimmiges Bild der Geschehnisse während des Dreißigjährigen Krieges im Hochstift nachzuzeichnen. Vor allem berichten diese Texte über die Jahre 1631 bis 1635, also auch aus der Zeit des Schwedischen Krieges. Da Eichstätt in dem Gebiet liegt, das für die Kriegsführung von strategischer Bedeutung war — hier verlaufen die Fernstraßen ins Donautal, nach Bayern und Schwaben[2] —, hatte die Bischofsstadt wiederholt unter den Durchzügen der Unions-, aber auch der Ligatruppen zu leiden.

Aber die wohl *aufschlußreichste Quelle* für unseren Raum befindet sich leider nicht in Eichstätt, sondern in der Handschriftenabteilung der Bayerischen Staatsbibliothek München (cgm. 5252). Es ist das unter dem Titel

1) Raphael Agricola, Extractus ex libro rationum. Abschrift in: Codex Münch von Antonius Neuber, Diarium Simplex, S. 21. Ms. 57 im DAEIH. Carolus Biba, Kurzer Begriff deß Ursprungs und Stüfftung deß würdigen Closterß und gottshauß Mariastein (1701). Ms. 429 in der StBEIH. — Peter Breidendonckh, Das Kloster canon. regular. in Rebdorf (1654). Ms. 675 in der StBEIH. — Extract aus dem Kriegsregister 1624—1634. Abschrift von Joseph Brems, Collectaneen, 1. Bd., Eichstätt 1830, S. 326. Im StadtAEIH. — Wunibald Hueber, wer dises lesen wirt. Ms. im Archiv d. Klosters Rebdorf; veröffentl. von Hans Radspieler, „Wer dises lesen wirt . . .". Die Notizen des Rebdorfer Subpriors P. Wunibald Hueber über den Dreißigjährigen Krieg. HBl f. Stadt und Landkr. Eichstätt, 20, 1971, H. 5, S. 18 ff. — Georg Motzel, Protokolla I—VII (1632 bis 1660). B(and) 47 im DAEIH. — Scholastica Peißer, Tagebuch (1701). Ms. im Archiv d. Abtei St. Walburg. Abgedruckt in: Die Abtei St. Walburg. 900 Jahre in Wort und Bild, Eichstätt 1934, S. 38—43. — Johann Georg Prändl, Brief an den Dompropst u. custos Bernhard v. Gemmingen, v. 24. 3. 1634. Abschrift von Joseph Brems, a. a. O., S. 319 f. — Für freundliche Hilfe sei Frau Birgitta zu Münster OSB und Herrn Diözesanarchivar Brun Appel auch an dieser Stelle gedankt.

2) Vgl. dazu die Bayer. Verkehrskarte v. 1551—1650, in: Eckart Schremmer, Die Wirtschaft Bayerns, München 1970, Karte 4. — Eichstätt liegt an d. Fernstraße Nürnberg — Ingolstadt — München, heute B 13.

„Tagebuch der Clara Staiger" bekannte „Verzaichnus Und beschreibung / Wenn ich S(chwester) Clara staigerin geborn. in das Closter komen Und Was sich die jar fürnems begeben. Und verloffen." Die Verfasserin war von 1632 bis 1656 Priorin des Augustinerinnenklosters Mariastein bei Eichstätt, das 1469 von Bischof Wilhelm von Reichenau (1464–1496) gegründet worden war. Das Kloster wurde während der Säkularisation aufgelöst und erfuhr keine Neugründung.

In allem Leid dieser Kriegsjahre suchten die Menschen Trost bei Gott. Sie beteten, flehten und beschworen ihn und seine Heiligen. Im Hochstift Eichstätt wurde die *Stiftsheilige St. Walburg* immer wieder um ihre Fürbitte angerufen. Die genannten Berichterstatter haben wohl gute Informationen über das politisch-militärische Geschehen gegeben; doch sie haben leider kaum etwas über das religiöse Leben, über die Verehrung ihrer Orts- und Stiftsheiligen, mitgeteilt. Nur aus den Notizen zweier Klosterfrauen, nämlich aus dem Tagebuch der Clara Staiger und dem der Scholastica Peißer, Priorin zu St. Walburg, aus dem leider nur einige Seiten erhalten sind, können wir Genaueres zu unserem Thema erfahren. Doch aus diesem Wenigen können wir schließen, daß die Verehrung der Stiftsheiligen tief im Volksglauben wurzelte: die Menschen sind immer wieder „mit grossem verlangen zu s. Walburgen gangen" (11:11)[3]. Ihre Verehrung gehörte so sehr zu den täglichen Selbstverständlichkeiten, daß man darüber nicht eigens berichtet hat.

Die „Edle Heilige Stiftspatronin Walburga" (121:24 passim) wurde im persönlichen wie im gemeinschaftlichen Gebet, in Gottesdienst und Prozession „angerufen und verehrt"[4]. Dabei wurde fast immer das Gruftheiligtum in der St. Walburgiskirche aufgesucht, das ihre Reliquien birgt. Die Heilige ist Trösterin und Nothelferin in allen Anliegen der Christenheit. Von Heilungen hören wir aus diesen Quellen nichts.

Doch lassen wir die Priorin Clara Staiger selbst sprechen, lassen wir uns aus ihrem Tagebuch ein lebendiges Zeugnis der *Frömmigkeit ihrer Zeit* geben. Die ausgewählten Texte gliedere ich unter folgenden Gesichtspunkten: 1. Gelübde und Gebete; 2. Walburgis- und Heiligen-Litanei; 3. Dank- und Fürbittgebete; 4. Besuch des St.-Walburgis-Heiligtums; 5. Legendenbildung und 6. Gottesdienst zu Ehren der hl. Walburga.

Gelübde und Gebete

Zunächst muß die *historische Situation* skizziert werden, in welche die folgende Szene eingebettet ist. Der Schwedenkönig Gustav II. Adolf von Wasa (1611–1632) war im Herbst 1631 mit seiner Armee tief ins Reich eingedrungen. Über die Bistümer Würzburg und Bamberg hatte der Feind Tod und Verderben gebracht. Nun am Jahresende stand er an den Grenzen des Hoch-

3) Zitiert wird nach dem Original des Tagebuchs der Clara Staiger. Die erste Zahl gibt die Seite, die zweite die Zeile an.

4) Zu Heiligenverehrung und Reliquienkult: Hermann Holzbauer, Mittelalterliche Heiligenverehrung, Heilige Walburgis (Eichstätter Studien NF, Bd. V), Kevelaer 1972, S. 15–19 (Lit.)

stifts Eichstätt. Damit beginnt für Land und Leute das große Elend: mit Brand, Raub und Mord fallen die Unionstruppen immer wieder über Städte und Dörfer her[5].

Auch über die Klosterfrauen von Mariastein bricht die *Flüchtlingsnot* herein. Das Kloster wird ausgeraubt. Hunger, Pest, ja Verzweiflung folgen. Der Leidensweg der Priorin Agnes Mayr (1616—1632) und ihrer Schwestern beginnt am 22. September 1631 (10:10) und hält — mit kurzen Unterbrechungen und wenigen Ruhepausen — bis zum Ende des Krieges an. Erst am Allerheiligenfest des Jahres 1648 können sie mit ihrer frühzeitig gealter-

---

5) Dem Verständnis des oft überraschenden Wandels in der politisch-religiös-militärisch sehr komplexen Situation einzelner Territorien, darunter auch des Hochstifts Eichstätt, dient folgende Literaturauswahl: Dieter Albrecht, Das konfessionelle Zeitalter, in: Max Spindler (Hrsg.), Handbuch der bayerischen Geschichte, 2. Bd., München 1966, S. 399—405 (Lit.). — Romuald Bauerreiss, Kirchengeschichte Bayerns, 7. Bd., Augsburg 1970, S. 176—203 (Lit.). — Otto Brunner, Das konfessionelle Zeitalter, in: Peter Rassow (Hrsg.), Deutsche Geschichte im Überblick, Stuttgart 1972, S. 305—316. — Johann Heilmann, Kriegsgeschichte von Bayern, 2. Bd., München 1868, S. 246—451. — Sigmund Riezler, Geschichte Bayerns, 5. Bd., Gotha 1903, Neudruck Aalen 1964, S. 367 bis 625. — Moritz Ritter, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Gegenreformation und des Dreißigjährigen Krieges (1555—1648), 3. Bd., Stuttgart u. Berlin 1908/1974, S. 532—596. — Sigfried Henry Steinberg, Der Dreißigjährige Krieg. Eine neue Interpretation (1947), in: Hans Ulrich Rudolf (Hrsg.), Der Dreißigjährige Krieg, Darmstadt 1977, S. 51—67. — Adam Wandruszka von Wanstetten, Vom Begriff des „Vaterlandes" in der Politik des Dreißigjährigen Krieges (1938), in: Hans Ulrich Rudolf, a. a. O., S. 175—185. — Cicely Veronica Wedgwood, Der Dreißigjährige Krieg, München 1967. — Ernst Walter Zeeden, Das Zeitalter der Glaubenskämpfe (1555—1648), in: Herbert Grundmann (Hrsg.), Gebhardts Handbuch der deutschen Geschichte, 2. Bd., Stuttgart ^{9}1970, S. 119—237 (Lit.). — Zur einschlägigen lokalhistorisch-prosopographischen Seite des Problems vgl.: Michael Bacherler, Eichstätts größte Feuersbrunst. Heimgarten 15, 1934, Nr. 7. — Franz Xaver Buchner, Das Bistum Eichstätt zur Zeit des Schwedenkrieges. PBlEIH 60, 1913, S. 85—139; ders., Ruinen, Not und Notverordnungen infolge des 30jährigen Krieges im Bistum Eichstätt, Heimgarten 13, 1932, S. 39—46. — Helmut Lahrkamp, Jan van Werth, Köln 1962, S. 25 ff. — Oskar Leistikow, Obrist Sperreuth, Neustadt/Aisch 1968, S. 19—36. — Karl Mager, Heimsuchungen der Stadt Eichstätt zur Schwedenzeit, Heimgarten 22, 1951, Nr. 25—31. — Eduard Mayr, Rache Bernhards von Weimar an Eichstätt. Heimgarten 1954, Nr. 4. — Sigmund Riezler, Johann von Werth, 1647. HZ NF 46, 1899. — Julius Sax, Geschichte des Hochstiftes und der Stadt Eichstätt (1857), Eichstätt 1927; ders., Die Bischöfe und Reichsfürsten von Eichstädt, 2. Bd., Landshut 1885, S. 338 f., 492, 517. — Joseph Schlecht, Aus der Schwedenzeit. SBIEIH 6, 1891, S. 102 f. — Daß die Einbeziehung unseres Themas in den vielschichtigen historischen Kontext nur als Versuch gelten kann, erhellt aus der verständlichen Beschränkung der Seitenzahl. Die frömmigkeits-, liturgie-, wirtschafts-(Geld!), sozial-, bevölkerungshistorische und volkskundliche Erschließung unserer Hauptquelle (Clara Staiger, Tagebuch) steht erst in den Anfängen.

ten und kranken „Würdigen Mutter" Clara Staiger, Priorin seit 1632, wieder in ihr Kloster Mariastein heimkehren (543:30).

Im März 1632 beginnt die Offensive gegen Franken, Schwaben und Bayern. Mit Furcht und Schrecken fängt das Jahr auch für Eichstätt an, und erneut müssen die Mariasteinerinnen *ihr Kloster verlassen.* Sie ziehen in die Dompropstei[6], die ihnen schon einmal (Sept. 1631) als Flüchtlingsquartier zugewiesen worden war. Bald darauf folgt Priorin Agnes der Weisung des Fürstbischofs Johann Christoph von Westerstetten (1612–1636) und flieht mit ihren Schwestern nach Ingolstadt. Doch auf halbem Wege müssen sie bei Buxheim umkehren, denn überall lauern feindliche Soldaten. Schutz- und ratlos, wie sie sind, befehlen sie sich Gott, der Gottesmutter, besonders dem hl. Willibald und der hl. Walburga.

Ihre Gebete muten uns bisweilen wie eine Beschwörung an. Zu einem „geistlich claidt" werden Hunderte, ja Tausende Ave Maria gesprochen. Doch solche Gebetshäufungen, beispielsweise der Rosenkranz bis in unsere Tage, müssen *keine Quantifizierung der Frömmigkeit* darstellen. Daß sie dem Vorwurf der „Gnadenmathematik" (Romuald Bauerreiss) nicht selten zu Unrecht ausgesetzt sind, mag einer profunden Anweisung entnommen werden, die sich in einem handgeschriebenen Gebetbuch, 1584 gebunden, findet. Dieses einst „dem closter Mariastein geherig" wurde erst kürzlich vom Diözesanarchiv Eichstätt erworben.

Die Anweisung lautet: „Merck nun weitter / so du an dem h(eiligen) abent / begerst von ganzem herzen zu geen auff dise hochzeit (d. h. zum hl. Sakrament des Altars) / und doch deiner armut und nackhenheit halb dir furchtest vor got und den lieben h(eiligen) zu erscheinen / Ohn das hochzeitlich claid / so nym dir etliche h(eiligen) für / und pith sie das sie durch ir fürbith und verdienen dich claiden und fuern auff die himlische hochzeit und du gnad erwerbest das du nit aus geworffen werdest / du magst auch an dem h(eiligen) abent einen kurzen himlischen Rosencranz Oder was du wilt und die h(eiligen) anrueffen das sie dich zieren und claiden mit allen tugenden... die h(eilige) drivaltigkeit bith umb das claid Oder hembd der unschuldt... und den Mantel der lieb."

Die bedrängten Mariasteinerinnen haben auf ihrem Weg von Buxheim auch *„vil erhörte gebeth und glübt thon".* Diese sind für Ausdrucksweise und Glaubenskraft des beginnenden Barock besonders bezeichnend. Sie haben schon einmal Erhörung gefunden, nun werden sie erneut angewandt. Im Archiv der Abtei St. Walburg zu Eichstätt kann man in den Gebetbüchern[7] der Mariasteiner Klosterfrauen, die diese während ihres Aufenthaltes dort im Jahre 1633 zurückgelassen hatten, solche „erhörte gebeth" finden. Es sind Übungen, bei denen ein vorgeschriebenes Gebet dreimal verrichtet werden muß. Vor der Wiederholung sind jeweils 25 Ave Maria zu

6) Luitpoldstraße 2, Ecke Leonrodplatz.

7) In Cod. S. Walb. germ. Nr. 47 und 98. — Joseph Lechner, Die spätmittelalterliche Handschriftengeschichte der Benediktinerinnenabtei St. Walburg/Eichstätt (By), Münster 1937, S. 69, ordnet die Gebetbücher den Mariasteinerinnen zu.

sprechen. Man beginnt das Gebet liegend; das zweite Mal wird stehend, das letzte Mal kniend gebetet.

So hoffen die Mariasteinerinnen erneut auf Erhörung. Und wirklich gelangen sie nach Eichstätt in die Dompropstei zurück. Doch gleich eilen sie gemeinsam *zur Walburgiskirche hinauf*. Hier wollen sie auf Vorschlag ihrer Priorin Agnes noch ein Gelübde ablegen: eine weiße Kerze soll geopfert werden.

„. . . Haben uns Gott / seiner lieben mutter / und dem fürbitt der lieben H. gantz befolchen / denn H. Willibaldum / und s. Walburgam ohne auffhörn angerüefft. ein g. claidt gemacht / und vil erhörte gebeth und glübt thon. Unter dessen Haben wir ein weiße kerczen in s. Walburgen kirchen unttereinander verwilligt / umb welche unser liebe W. mutter uns angesprochen / und ein grosse Andacht und Hoffnung zu dißer unserer lieben stifftspatronin gehabt. Haben auch wochentlich ein Laetaney gesungen."
(14:5–18; 4. 4. 1632)

. . . Haben uns Gott, der lieben Gottesmutter und der Fürbitte der lieben Heiligen empfohlen und unaufhörlich den hl. Willibald und die *hl. Walburga* angerufen, ein „Geistliches Kleid" gebetet, viele „Erhörte Gebete" gesprochen und Gelübde getan. Unterdessen haben wir in der St. Walburgiskirche miteinander gelobt, eine weiße Kerze zu opfern. Das hatte uns unsere liebe Würdige Mutter vorgeschlagen. Haben dann noch eine lange Andacht in der Hoffnung auf die Hilfe unserer lieben Stiftspatronin gehalten. Haben auch wöchentlich eine Litanei gesungen.

Doch dieses Versprechen kann erst im folgenden Jahr eingelöst werden. Während die Votivkerze in die Walburgisgruft getragen wird, feiert der Konvent Mariastein einen Gottesdienst *zu Ehren der hl. Walburga*. Im Verlauf dieser feierlichen Andacht lassen sie sich das „Walburgisöl"[8] reichen und genießen es in voller Überzeugung um seine heilbringende Kraft.

„Den 25. Martii[9] Am fest unserer H. stifftspatronin Walburgis. Haben sein E. zuvor / die verlobte kerczen präsentirt / unser bauemaister hats hineingetragen. Herr beichtvatter hat darbei mess

Am 25. Februar, am Fest unserer hl. Stiftspatronin *Walburgis*, haben Seine Ehrwürden[10] die versprochene Kerze feierlich aufgestellt. Unser Baumeister[11] hat sie hineingetragen. Unser Beichtvater hat unterdessen die

8) Aus dem Stein des Walburgisgrabes tritt in der Zeit zwischen dem 12. 10. und dem 25. 2. eine Flüssigkeit aus, die in einer goldenen Schale aufgefangen wird. Da dieser Flüssigkeit eine heilkräftige Wirkung zugeschrieben wird — wie dem Öl —, wird sie „Walburgisöl" genannt. Im Tagebuch der Clara Staiger heißt es „würdiges heilthumb".

9) Irrtum der Priorin Clara; richtig: Februar.

10) Pater Raphael Agricola, Augustiner Chorherr v. Rebdorf, Beichtvater der Mariasteinerinnen.

11) „Baumeister", d. h. hier „Ökonom", von Mariastein war während Claras Priorat Hans Halbmayr.

geleßen. Mir haben / das wirdig Heiltumb vor unserm Chor altar genossen. und darauff ein lytaney von H. jungckfrawen beth. für das groß anligen der betrüebten christenhait Das Gott durch fürbith der H. junckfrawen Walburgis unß weitter behüetten. und die wolverdiente straff. als / krieg / theurung [9] beße kranckhait von uns abwenden welle Darauff ist das ambt gefolgt."
(68:10–26; 25. 2. 1633)

Messe gelesen. Wir haben das *Würdige Heiltum* vor dem Altar unseres Chores empfangen und darauf eine Litanei von der hl. Jungfrau gebetet — für das große Anliegen der betrübten Christenheit; daß Gott durch die Fürbitte der hl. Jungfrau *Walburgis* uns weiterhin behüten und die wohlverdiente Strafe, wie Krieg, Teuerung und böse Krankheit, von uns abwenden wolle! Darauf ist das Amt gefolgt.

Doch für die Priorin Agnes Mayr waren die Anstrengungen der Flucht zu groß. Sie erkrankt und stirbt bald darauf. Clara Staiger wird am 30. Juni 1632 von ihren Mitschwestern in der St.-Veits-Kapelle der Dompropstei zur neuen Priorin gewählt (21:25 — 23:36). Danach kehren die Mariasteinerinnen in ihr Kloster zurück und bleiben bis zum Oktober dort. Dann müssen sie erneut fliehen, aber diesmal dauert die Flucht nur zwei Wochen.

Zu den vielen Gebetsübungen jener Zeit in den Anliegen der ganzen Christenheit gehört auch das *40stündige wie das 10stündige Gebet* vor dem ausgesetzten Allerheiligsten; es war bereits am 16. Jahrhundert während der Türkennot eingeführt worden. Clara Staiger berichtet wiederholt darüber. Doch Gebet ist für sie nicht nur Bitten und Flehen, sondern auch Geschenk und Freude! Die Priorin verteilt zu Beginn eines jeden neuen Jahres eine „geistlich gab". Das ist ein Gebet wie ein „blüemlein mit seiner farb und aigenschafften" (416:4). Diese Blümlein sind das „Christblüemble" (Christrose), „feychelblüemle" (Veilchen), „Lilium convalle" (Maiglöckchen), „lilgen" und „roßen". In einem der genannten Mariasteiner Gebetbücher findet sich ein solches „blüemblein"-Gebet. Es beginnt: „Maria, Dir bluemen der roßen, wolriechenden lilgen" . . .[12]. Da das Leid jener Jahre als Gottes „wolverdiente straff" verstanden wird, verehrt die Priorin als „geistlich gab" auch die Gebete der „paine 5 wünden" und der „72 bluets tropfflein Christi in der beschneydung vergossen".

Daß es sich bei diesem Brauch nicht um eine spezifisch Mariasteiner Frömmigkeitsform handelt, zeigt eine handgeschriebene Widmungsadresse aus dem Jahre 1676. Mit dieser „offeriret ein Gesambter Convent des Closters S. Walburgen . . . Dem Hochwürdigen Fürsten und Herren Marquardo secundo zue wünschung eines glückseligen Freud- und fridtsamen neüen Jahrs. Wie auch zue Gehorsambster dancksagung wegen vätterlicher müllester Hülff zue erbaung eines stattels (Stadels) . . . Volgente Gebett und Geistliche verrichtung: Beicht und Communion. 100.— Messhören. 100.— Brevir 100.— Psalter vom Namen Jesu. 200.— Mariae Rosenkräncz 100.53. — H.

12) Cod. S. Walb. germ. Nr. 22; vgl. Anm. 7.

fünff wunden crönlein 79. — Rosenkräncz S. Walburgen zu ehrn. 50.— Officium B. V. 100. — Officium B. M. V. immaculatae. 21. — Officium de S. Angelo Custode 10. — Fasten. 52. — Disciplin 30. — Cingulum 12. — Mortification 100. — Litaniae B. V. 20."[13] Hier eröffnet sich der Liturgie- und Frömmigkeitsforschung ein weites und tiefes Feld!

Walburgis- und Heiligen-Litanei

In den oben mitgeteilten Texten von 1632/33 heißt es, daß die Klosterfrauen bei ihren Andachten auch eine „lytanei von H. junckfrawen ... für das groß anligen der betrüebten christenhait" gebetet und gesungen haben, daß „Gott durch die fürbith der H. junckfrawen Walburgis unß weitter behüetten" möge. Die *ältesten bisher bekannten Walburgis-Litaneien* erscheinen in Frühdrucken bei Franciscus Strauß in Eichstätt zu Beginn des 18. Jahrhunderts. Das „Aychstättische Vergiß mein nit" des Regensburger Benediktinerpaters Anselmus Goudin aus St. Emmeram[14] und das Gebetbuch des anonymen „Sacerdos Eystettensis"[15] sind beide St. Walburg gewidmet. Dem Fleiß der Mariasteinerinnen verdanken wir auch eine lateinische Walburgis-Litanei in dem Gebetbuch der Mariasteinerinnen von 1734[16]. Alle Fassungen weisen Gemeinsamkeiten auf und lassen auf eine oder gar mehrere Urformen schließen. Eine davon mag Clara Staiger mit ihren Schwestern gesungen und gebetet haben.

In der *„Litaney von St. Walburg"* aus dem „Aychstättischen Vergiß mein nit" sieht sich nicht nur das „Bittgebet zu größerer Intensität"[17] gesteigert. Es ist auch hervorragende Sprachquelle barocker Lebensfreude und Leidensfähigkeit.

Litaney zu der Heiligen und Königlichen Jungfrauen Walburgis

KYrie eleyson. Christe eleyson. Kyrie eleyson.
Christe höre uns. Christe erhöre uns.
GOtt Vatter vom Himmel. Erbarme dich unser. GOtt Sohn Erlöser der Welt. Erbarme dich unser. Heilige Dreyfaltigkeit ein einiger GOtt. Erbarme dich unser. Heilige Maria. Bitt für uns. Heilige GOttes Gebährerin. Bitt für uns. Du Königin der Jungfrauen. Bitt für uns. Heilige Jungfrau. Bitt für uns.
H. Walburga gebohren auß Königlichen engelländischen Stammen.
H. Walburga ein leibliche Tochter des Engelländischen Königs Richardi.
H. Walburga ein leibliche Tochter der Seeligen Königin Wunnae.
H. Walburga ein Schwester deß heiligen Aystättischen Bischoffs Willibaldi.
H. Walburga ein Schwester deß Heydenheimbischen Abbts Wunibaldi.

---

13) Archiv d. Abtei St. Walburg. — Disciplin, Cingulum, Mortification sind Selbstzüchtigungs-, Buß- und Enthaltsamkeitsübungen.
14) Eichstätt 1715, S. 26 ff.
15) Eichstätt 1722, S. 23 ff. Da beide Bücher, das erste in deutscher, das zweite in lateinischer Sprache abgefaßt, im Abstand von 7 Jahren von Autoren aus der Benediktinerabtei St. Emmeram/Regensburg kommen, liegt die Vermutung enger Zusammenhänge, wenn nicht gar der Personengleichheit, nahe.
16) Cod. S. Walb. germ. Nr. 34, fol. 39 ff.; vgl. o. Anm. 7.
17) Joseph Lechner, Liturgik des römischen Ritus, Freiburg 1953, S. 67.

H. Walburga ein Baß deß heiligen Maintzischen Ertz-Bischoffs und Teutschlands-Apostels Bonifaci.
H. Walburga ein nächste Bluts-Befreundin viler Heiligen Gottes.
H. Walburga du heldenmütige Verachterin deiner königlichen Cron / und aller weltlichen Eytelkeit. Bitt für uns.
H. Walburga du Lust-voller Schau-Platz der Göttlichen Wunder Werck.
H. Walburga du wol beladenes Schiff der Christlichen Tugends-Wahren.
H. Walburga du mächtige Gebieterin des Meeres und der Winden.
H. Walburga du erwünschtes Heyl der Schiff-Bruch Leydenden.
H. Walburga du grosser Schröcken der höllischen Geister.
H. Walburga du glorreiche Beherrscherin der dreyen Erb-Feinden deß Menschen.
H. Walburga du geistlicher Geruch der himmlischen Süßigkeit.
H. Walburga du sanftes Ruhe-Bethlein der ewigen Keuschheit.
H. Walburga du guldenes Rauch-Vaß der heiligen Begürden.
H. Walburga du innbrünstige Liebhaberin deß Creutz Christi.
H. Walburga du unbewöglicher Diemant der Beständigkeit in allen Guten.
H. Walburga du höchste Gutthäterin der Armen und Betrangten.
H. Walburga du gebenedeyte Tochter deß heiligen Ertz-Vaters Benedicti.
H. Walburga du Glorey deß gantzen heiligen Benedictiner-Ordens.
H. Walburga du Flammen der Göttlichen Lieb.
H. Walburga du Freud der Englen.
H. Walburga du Ergötzlichkeit aller frommen Seelen.
H. Walburga du schöne Rosen des himmlischen Hof-Gartens.
H. Walburga du unschätzbares Edl-Gestein der Jungfräulichen Reinlichkeit.
H. Walburga du Cron aller GOtt-geheiligten Closterfrauen.
H. Walburga du angenehmster Auffenthalt JEsu deines göttlichen Bräutigambs. Bitt für uns.
HErr seye uns gnädig. Verschone unser O JEsu.
HErr seye uns gnädig. Erhöre uns O JEsu.
Von allen Ubel / Erlöse uns O JEsu.
Von aller Sünd.
Erlöse uns O JEsu.
Von Ubertrettung der Gebotten GOttes / Glübd / und der heiligen Regl.
Von Unfrid und Verletzung der Liebe deß Nächsten.
Von den Versuchungen deß bösen Geistes.
Von dem gähen und unversehenen üblen Todt.
Von der höllischen Peyn.
Durch die Verdienst und Fürbitt der heiligen Walburg.
Durch ihre heroische Verlassung aller zeitlichen Gütter.
Durch ihren Gehorsamb / Armuth / und Demuth.
Durch ihr innbrünstige Lieb / Reinigkeit / und unschuldiges Leben.
Durch ihr strenges Fasten und alle heilige Andachts-Übung.
Durch ihren wunderseeligen Tod.
Wir arme Sünder / bitten dich erhöre uns O JEsu.
Daß du den Glauben in uns vermehrest. Wir bitten dich / erhöre uns O JEsu.
Daß du die Hoffnung in uns erhörest. Wir bitten dich / erhöre uns O JEsu.
Daß du die wahre Liebe in unseren Hertzen anzündest. Wir bitten dich / erhöre uns O JEsu.
Daß du alle Gutthäter und Liebhaber der Heil. Walburga vor aller Trübsal und bösen Anfechtungen erhaltest.
Wir bitten dich / erhöre uns O JEsu.

Daß du in dem Bistumb Aychstätt die Christliche Lehr und Geistliche Zucht erhaltest und vermehrest.
Daß du allen / so dich durch St. Walburg anruffen / Gnade und Barmhertzigkeit erweissest.
Daß du uns allen nach diesem das ewige Leben verleyhest.
Daß du allen Abgestorbenen die ewige Ruhe gebest.
Daß du uns den Gnaden-reichen Oel-Fluß der Heil. Walburg niemalen entziechest.
Du Sohn GOttes. Du Himmlischer Bräutigamb der Heiligen Walburg.
O du Lamb GOttes / welches hinwecknimbt die Sünd der Welt. Verschone uns O JEsu.
O du Lamb Gottes / welches hinwecknimbt die Sünd der Welt. Erhöre uns O JEsu.
O du Lamb GOttes/ welches hinwecknimbt die Sünd der Welt. Erbarme dich unser. O JEsu.
Christe erhöre uns / durch die Fürbitt der Heil. Walburg.
Kyrie eleyson. Christe eleyson. Kyrie eleyson.
Vatter unser. Ave Maria.
V. Bitt für uns O heilige Walburg.
R. auf daß wir der Verheissungen Christi würdig werden.

Gebett

ALmächtiger ewiger GOTT! wir bitten flehendlich deine unendliche Majestätt / daß du unser demühtiges Gebett / welches wir in den grossen Verdiensten der heiligen Jungfrauen Walburgis aufopffern / erhörest / an- und aufnehmest / damit wir in allen unseren Nöthen deiner Hülff-reichen Barmhertzigkeit uns zuerfreuen haben. Amen.
GOTT! welchen wir in der heiligen Walburg wunderbarlich zu seyn verkündigen / durch ihren Gnaden-reichisten Oel-Fluß / bitten wir dich demüthigist / verleyhe auch / auf daß wir mit dem Oel deiner Barmhertzigkeit gesalbet / der Seelen und deß Leibs Gesundheit erhalten mögen. Amen.
O Unendlich-barmhertzigster / und liebreichister GOTT! Ein Erhalter und Behüter der keuschen Leiber und Gemüther / würdige dich gnädiglich anzunehmen das Gebett deiner Kirchen / und die Fürbitt der seeligen Jungfrauen Walburgis / daß du unsere Gemüther unbefleckt erhalten / und uns einen neuen Geist deß Lebens verleyhen wollest / durch JEsum Christum unsern HErrn. Amen.

Die Litanei, dieses volkstümliche Wechselgebet, ist auch bei den Mariasteinerinnen oft gebetet worden; so, um „den seligen regen" (288:21) oder um „schöns wetter" (494:7) zu bitten. Eine *„teutsche läteney"* gehörte zu den Voraussetzungen, einen Ablaß zu gewinnen (536:25). Die Lauretanische Litanei, die „lytanei von unser lieben Frawen" (391:20), wird in Mariastein am 2. Juli 1639, am Fest Mariä Heimsuchung, in feierlicher Prozession gesungen. Verkündet doch an diesem Marienfeiertag der Fürstbischof Marquard II. Schenk von Castell (1636–1685) dem Convent einen päpstlichen Ablaß. Dieser eigens für Mariastein gewonnene Ablaß bedeutet große Freude und Hilfe.

Eine *„litanei von kriegsheiligen"* wird gebetet, als am Sonntag, den 16. Juli 1634, der Fürstbischof Johann Christoph von Westerstetten befiehlt, „mir sollen mit eüffrigem gebeth starckh zu Gott rüeffen / weiln nun mehr gewiß sei / das Man die statt regenspurg mit General Sturm werde anlauffen"

(188:30 ff.). Vorher aber hat der „ungerische künig (der spätere Kaiser Ferdinand III.) ... mit dem Hochwürdigen Sacrament einen stattlichen umbgang ausser der statt lassen halten / und zu den 4 Evangelien Granatkugeln mit feür in die statt lassen einwerffen / und nach dem die Evangelien außgesungen albeg (immerzu) 40 grosse stuckh (Geschütze) lassen hinein schiessen" (182:32 — 183:1–6). Regensburg wurde von „unßerm volckh mit Accord (Vertrag) eingenommen (189:31 f.)!

Dank- und Fürbittgebete

Die folgenden Texte aus den Aufzeichnungen der Staigerin stammen aus der *Zeit höchster Bedrängnis*, des Fliehens und Flüchtens; aus den Jahren 1632 bis 1635, in denen Eichstätt schwer heimgesucht wurde. Bei seinem Vorstoß nach Bayern wollte König Gustav Adolf ursprünglich von Neuburg aus über die Donau setzen, um die Festung Ingolstadt einzunehmen. Doch der Plan wurde vereitelt. Daß Ingolstadt — und damit auch Eichstätt — im Oktober 1632 verschont blieben, geschah „one zweiffel durch fürbith des h. bischoffs Willibaldi / und s. Walburgis / unserer Edlen stifftspatronen / die mir instendig angerüefft und geehrt haben" (32:25 ff.).

Der fürstbischöfliche Hof war schon längst nach Ingolstadt geflohen. Von hier aus gelangten die Anordnungen Johann Christophs von Westerstetten in seine Residenzstadt. Weihbischof Georg Christoph Resch (1627–1632) übermittelte den Geistlichen, die inzwischen ihrerseits auf der Willibaldsburg Schutz gefunden hatten, die Botschaft vom 20. Oktober 1632:

„Mitwoch zu abents kombt Herr WB. von ingolstatt / besuecht uns bei hoff / und bringt von ihr Fr. G. befelch / das mir Gott zu danckprigkait sollen ein Te Deum laudamus in der still machen / das er uns / ohne zweiffel durch fürbith des H. vaters Willibaldi und S. Walburg abermaln so vätterlich behüettet / hat uns auch befolchen unsere Edle stiffts-patronin noch weitters instendig anzurüeffen / Pfincztag nach der H. mess haben mir Conventlich das Te Deum gebeth." (33:5–17)

Am Mittwochnachmittag kommt Herr Weihbischof von Ingolstadt, besucht uns auf der Burg und überbringt uns von Ihrer Fürstlichen Gnaden die Anweisung, daß wir Gott aus Dankbarkeit ein „Te Deum laudamus" still für uns beten sollen, da er uns zweifellos auf die Fürbitte des hl. Willibald und der St. Walburg hin abermals so väterlich behütet habe; er hat uns auch befohlen, unsere edlen *Stiftspatronen* noch weiterhin inständig anzurufen. Am Donnerstag nach der hl. Messe haben wir konventlich das Te Deum gebetet.

In den folgenden Wintermonaten herrscht Ruhe. Die Priorin Clara Staiger gebietet den ihr Anbefohlenen, wiederum streng nach Ordensregel und Statuten zu leben. Im Januar 1633 läßt sie den Konvent zusammenrufen, um diesem unter anderem folgende *liturgische Neuerung* vorzuschlagen: jetzt

sollen auch die Festtage des hl. Willibald und der hl. Walburga[18] nach römischem Ritus[19] gefeiert werden. Bereits ihre Vorgängerin Agnes Mayr (gest. 4. Juni 1632) hatte damit „angefangen ... alle fest ... nach römischen praevir ... zu halten" (358:15–23)[20]. Sicher kommt Clara Staiger dem Wunsch ihres Bischofs nach, der seit 1622 den römischen Ritus in der Diözese Eichstätt einführt. Sie will mit dieser Maßnahme nun auch die „beschüczer des gantzen bistumbs" besonders ehren und würdigen. Ihre geistlichen Töchter willigen gern ein.

„Montag den 31. Januarii. hab ich nach der Prim/ das Convent berüefft / und in anzaigt / das mich für guet ansech / s. Walburg und s. Willibaldt / als beschüczern des gantzen bistumbs nach dem Römischen praevir zu halten habens gern bewilliget / und s. Walburg zu feyern begert / ist also beschlossen worden / das man beede Vespern und das ambt solle singen und feyrn /". (64:1–11)

Am Montag, den 31. Januar, habe ich nach der Prim den Konvent einberufen und ihm mitgeteilt, daß ich es für gut ansehe, die Feiertage *St. Walburgs und St. Willibalds*, der Beschützer des ganzen Bistums, nach dem Römischen Brevier zu begehen. Sie haben gern eingewilligt und gewünscht, an St. Walburg zu ruhen und zu feiern. So ist also beschlossen worden, daß man beide Vespern und das Amt singen und feiern soll.

Der April 1633 beginnt mit Schrecken und Kriegsgeschrei. Die unter Herzog Bernhard von Weimar und Feldmarschall Horn operierenden Unionstruppen stoßen nach Süddeutschland vor und verwüsten das Land schwer. Die eben zur Ruhe gekommene Bevölkerung wird wieder aufgescheucht. Auch in Mariastein wird gepackt. Am 5. April fliehen die Schwestern auf die Burg. Diesmal müssen sie ihre klösterliche Heimat für lange Zeit verlassen. Viel später sollen sie diese ausgeplündert und niedergebrannt wiederfinden.

Am 4. Mai müssen sie von der Burg aus zusehen, wie ihr Kloster von den Feinden geplündert wird. Am 13. Mai wechselt die Burg „mit accord" ihren Herren: der im schwedischen Dienst stehende Oberst Claus von Rascha aus Westfalen übernimmt das Kommando in Eichstätt. Clara Staiger verläßt mit den ihr Anvertrauten am 23. Mai die Burg und wird in der Abtei St. Wal-

18) Zu den Festtagen des hl. Willibald und der hl. Walburga vgl. Hermann Grotefend, Zeitrechnung d. deutschen Mittelalters u. d. Neuzeit, 2. Bd., Aalen 1970, S 36 f., sowie Hermann Holzbauer, a. a. O. (vgl. o. Anm. 4), S. 147.

19) D. h. nach dem vom Trienter Konzil (1545–1563) reformierten lateinischen Ritus.

20) Joseph Georg Suttner, Die Einführung des römischen Ritus in das Bistum Eichstätt, PBlEIH 13, 1866, S. 167, gibt für den Beginn des römischen Ritus in Mariastein erst den 25. August 1632 an. — Vgl. auch Tagebuch 71:21 ff. vom Januar 1633, „wie im Römischen Praevir ... zu Rebdorff ... breuchlich"; aus diesem Rebdorfer Chorherrenstift kommen auch die Seelsorger der Mariasteinerinnen.

burg von der Äbtissin Helena Groß von Trockau-Zeulenreuth (1630–1651) aufgenommen; ebenso der Mariaburger Konvent mit seiner Priorin Christina Heimisch (1627–1650).

Doch kein halbes Jahr können sich die „Schweden"[21] in Eichstätt behaupten. Am 11. Oktober – in der Abteikirche feiert man gerade „s. Walburgis tranßlatio" – fällt der bayerische Reiteroberst Johann von Werth in die Stadt ein. Zwei Wochen später kann er auch die Burg wieder einnehmen und seinem Kurfürsten Maximilian (1597–1651) die Schlüssel zuschicken. Oberst Blarer von Wartensee übernimmt nun wieder das Kommando auf der Willibaldsburg.

Aus dieser wirren Zeit berichten die Eintragungen im Tagebuch; am Samstag, den 22. Oktober „ist ein grosser schreckh untter der gantzen burgerschafft geistlichen und weltlichen / und noch vil mer untter den 3 Conventen geweßen Haben zum thail nach der flucht tracht aber der mererthail sich Gott und s. Walburg auffgeopffert" (119:16–22).

Und am Freitag, den 28. Oktober:
„Wirt ein grössere Forcht untter geistlichen und weltlichen geweßen als nye / lauffen Hauffenweiß nach ingolstatt / wirt uns auch erlaubt zu fliechen / wie dan 3. auß dem Convent von Mariaburg in grosser Forcht bei der nacht mit den burgers leuthen auch fort sein / der ubrig hauff hat sich abermals gott und s. Walburgen befolchen." (122:1–9)

Die Furcht wird so groß bei Geistlichen und Weltlichen wie noch nie! Sie laufen haufenweis nach Ingolstadt. Es wird uns auch erlaubt zu fliehen. So sind denn drei aus dem Konvent von Mariaburg in großer Furcht bei Nacht mit den Bürgersleuten fort. Der restliche Haufen hat sich abermals *Gott und St. Walburga* anempfohlen.

Der katholische Obrist Johann von Werth bleibt Herr der Lage. Doch seine Soldaten requirieren und plündern nicht minder als die des Feindes! Und wieder wird es Winter. Da Türen und Fenster in den Räumen, die die Mariasteinerinnen in der Abtei St. Walburg bewohnen, fehlen, können sie dort nicht bleiben. Am 5. Dezember verlassen sie ihren Zufluchtsort und kommen diesmal in Eichstätt im Muggentaler-Hof[22] unter. Doch durch

---

21) Vgl. Oskar Leistikow, Obrist Sperreuth (vgl. o. Anm. 5), S. 15, Anm. 24 „Sperreuter schreibt am 30. 3. 1630 aus Stockholm an den Reichskanzler Axel Oxenstierna ... auszugsweise: Er habe in Ihrer Majestät (Gustav Adolf v. Schweden) Dienste ein Regiment deutscher (!) Knechte mit großen Unkosten und Mühen gerichtet und nach Schweden gebracht ... Drei Monate später erfolgte die Landung der Schweden in Pommern ... Das Obige ist ein charakteristisches Beispiel für die Aufstellung und Zusammensetzung des ‚schwedischen' Heeres, das auf deutschem Boden viele Jahre operierte ..."

22) Anstelle der 1763–1766 neu errichteten Domdechantei (heute Bischöfliches Ordinariat). Vgl. Brun Appel, Das Heilig-Geist-Spital vom 13. bis 17. Jh., in: Heilig-Geist-Spital Eichstätt, Eichstätt 1978, S. 10–30, hier S. 29 f.

schwedische Attacken beunruhigt, fliehen sie am 16. Dezember wieder auf die Burg, um am folgenden Tag nach Ingolstadt weiterzuziehen.

Hier verbringen sie fast ein ganzes Jahr. Der Universitätsnotar Dr. Tobias Claner hat ihnen in seinem Hause in der Nähe des Klosters Gnadental eine Wohnung zur Verfügung gestellt (136:27). Die Brandschatzung Eichstätts und ihres Klosters (Februar 1634) erlebt die Mariasteiner Priorin selbst nicht mit. Erst im September kehrt sie mit ihren Schwestern zurück (206:5 ff.). Unterwegs *machen sie in St. Walburg halt* und holen sich für die schwere Aufgabe in Gegenwart und Zukunft Kraft und Mut im Gebet. Sie knien vor dem Reliquienschrein der hl. Walburga nieder (206:18) und flehen um ihre Fürbitte. Anschließend dürfen sie im Gästehaus der Augustiner Chorherren in Rebdorf (202:26 und 206:29) wohnen. Von hier aus beginnen sie mit dem Wiederaufbau Mariasteins. Nach notdürftiger Wiederherstellung einiger Wohn- und Wirtschaftsräume ziehen die Schwestern am 13. Oktober 1635 (265:26) dort wieder ein.

Priorin Clara achtet wieder streng auf Einhaltung klösterlicher Regel und Ordnung. Zur „tagzeit" (37:24; 94:25) finden sich alle Schwestern in der „bethstuben" zusammen, denn die Kirche muß auch noch erst instandgesetzt werden. Hier, so liest man im Tagebuch, „habens (haben wir uns) alle morgen Conventlich der Hochheiligen triveltigkait (Dreifaltigkeit) Mariae der himel künigin allen Heiligen Engeln und patronen Conventlich befolchen" (324:3 ff.).

Zur Jahreswende richtet die Priorin jeweils ein inniges Gebet an Gott. Sie schließt dabei die *Bitten zu den Bistumsheiligen,* zu den „ausser welten" (Auserwählten), um ihre Fürbitte bei Gott mit ein. Clara Staiger schreibt am Jahresende 1635 folgendes Gebet in ihr Tagebuch:

„Gott welle uns ein glückseligs neus fridlichs fröliches und bössers jar verleichen / als laider die vergangene geweßen / und sein gnad geben das die tugente so laider durch den schwedischen krieg bei geistlichen und weltlichen sowol als das zeitlich unttergangen wider erobert werden / durch fürbith Mariae der himmlischen kindtbetterin des H. joseph und aller außer welten Amen.
Die wöllen uns sonderlich mit irem H. fürbith bei Gott erlangen / das mir wie verschines jar ein zeitlichs hütle Auch widerumb ein geistlichs Mariastein und uns allen dardurch den himel bauen / den verleiche uns nach diser betrüebten

Gott wolle uns ein glückliches neues, ein friedliches, fröhliches und besseres Jahr verleihen, als es leider die vergangenen Jahre gewesen sind, und seine Gnade schenken, damit die Tugend, die leider durch den Schwedischen Krieg bei Geistlichen wie Weltlichen mitsamt den irdischen Gütern verloren gegangen ist, wieder erworben werde. Durch ihre Fürbitte verhelfe uns dazu Maria, die himmlische Braut des hl. Josef, und alle Auserwählten. Amen.
Besonders wollen sie für uns durch ihre hl. Fürbitte bei Gott erreichen, daß wir uns nicht nur wie im vergangenen Jahr ein weltliches Hüttlein, sondern auch wiederum ein geistliches Mariastein — und uns allen

zeit / Gott vatter sohn und H. geist Amen /." (276:13–30)

dadurch den Himmel – erbauen dürfen. Diesen verleihe uns nach dieser trübseligen Zeit Gott Vater, Sohn und Heiliger Geist. Amen.

Welche Auserwählten, *welche Heiligen* gehören nun zur Glaubenswelt unserer Augustiner Klosterfrauen und somit auch zu der des Gottesvolkes im Hochstift Eichstätt? Erwähnung von Heiligen erfolgt im Tagebuch der Priorin Clara innerhalb von 18 Jahren (1632–1650) aus verschiedenen Anlässen; hauptsächlich an den sie betreffenden Fest- und Feiertagen, sowie bei Anruf und Gebet. So wird die hl. Walburga 18mal, der hl. Willibald 13mal, der hl. Richard 6mal, der hl. Wunibald 3mal, der hl. Bonifatius 2mal, der hl. Augustinus – „unser heiligster ordensvatter" (105:6) – 10mal, die hl. Anna – „hl. großmuetter Christi" (473:11) – 10mal, die hl. Monika als Mutter des Ordensvaters 2mal, die hl. Clara als Ordensnamens-Patronin der Priorin 9mal und die hl. Katharina als deren Taufnamens-Patronin 9mal genannt. Auch wenn einer solchen Zählung keine ausschlaggebende Bedeutung beigemessen werden soll, ist das Ergebnis doch zumindest signifikant: die Stiftspatronin genießt den Vorrang vor den Heiligen des eigenen Ordens.

Besuch des St.-Walburgis-Heiligtums

Höchste Verehrung wird der Heiligen in ihrer *Gruft zu St. Walburg* zuteil. Dorthin zieht es die Gläubigen immer wieder „mit grossem verlangen". Andächtig beten sie an der Grabstätte, allein oder in Gruppen. Aber auch die Protestanten verharren hier staunend, schweigend. Kein Wort des Spottes oder der Schmähung. Für die Klosterfrauen von Mariastein ist es Freude und Trost, wenn sich ein Geistlicher einfindet, der ihnen vor dem geöffneten Gruftschrein eine hl. Messe liest und das „würdige heilthumb" reicht.

So hält am 17. November 1631 Weihbischof Resch für die Augustinerinnen eine Andacht. „. . . sein Montag den 17 November morgens umb 6 uhr / mit grossem verlangen zu s. Walburgen gangen / Hat uns herr Weihbischoff bei dem W. Heiltumb in der Crufft ein H. mess geleßen" (11:10–15). Priorin Clara fährt in ihrem Bericht fort und erzählt, daß sie und die Ihrigen anschließend an diesen Gottesdienst mit der „Gnedigen frawen" (Äbtissin) und ihren Schwestern „bei einer halben stundt" plaudern und dann noch mit ihnen „suppen essen" durfte (11:15–20). Auch leiblich gestärkt treten sie den Heimweg nach Mariastein an.

Ein ähnlicher Eintrag findet sich zum 25. August des folgenden Jahres 1632. Auch nach einem erneuten fünfmonatigen Flüchtlingsaufenthalt in der Dompropstei zu Eichstätt kehren sie nicht eher nach Mariastein heim, bevor sie das Heiligtum St. Walburgs' aufgesucht haben.

„Mitwoch zu morgens geen wir zuvor mit erlaubtnus unseres Comissari[23] zu s. Walburgen /

Am Mittwoch, frühmorgens, gehen wir *vorher* mit Erlaubnis unseres Kommissars nach St. Walburg, hören

23) Kommissar, d. h. Vertreter des Bischofs, ist hier Prälat Leonhard Kraus, Prior von Rebdorf (1625–1632).

Hern ein Hl. mess In der Crufft / geen durch die kirchen in Chor / und reden mit den bekannten Die gnedige Frawe ist gar kranckh zu bödt gelegen / sein nit zu ir komen."

eine hl. Messe in der Gruft und gehen durch die Kirche zum (Frauen-)Chor und reden mit den bekannten (Schwestern). Die gnädige Frau ist sehr krank zu bett gelegen; sind nicht zu ihr hingekommen.

Doch auch *nach der Einnahme Eichstätts* durch die Schweden (13. 5. 1633) reißen die Besuche des Walburgis-Heiligtums nicht ab. Der Mariasteiner Konvent hat inzwischen erneut Zuflucht auf der Willibaldsburg gefunden. Wohnung genommen hat dortselbst auch der neue Burg- und Stadtkommandant Claus von Rascha. Der Protestant aus niederem westfälischen Adel ist Oberst in „schwedischen", das heißt in Unions-Diensten. Frau von Raschas Wunsch, St. Walburg zu sehen, wird schnell erfüllt. Clara Staiger geleitet Frau Oberst hinüber zur Abtei. Unter Führung der Äbtissin Helena versammelt man sich bald im Gruftheiligtum. Die Nonnen stellen fest, daß sich die Besucherinnen — Frau Kommandantin hat noch eine Hofdame bei sich — wohl recht wundern, sich aber weder niederknien, noch bekreuzigen: „. . . haben bei s. Walburgen einkert. und das wirdig heilthumb gesechen / darab sich die Frawe Commendantin / und haubtmännin selbs verwundert aber kain ehr bewisen" (88:17–21). Einige Tage später: der Kommandant von Rascha ist damit einverstanden, daß die Mariaburger und die Mariasteiner Klosterfrauen die Willibaldsburg verlassen. Ja, er sorgt sogar für ihren Schutz auf dem Weg nach St. Walburg hinüber (89:14 — 91:29)!

Dort bekommen die Schwestern im August 1633 wieder hohen Besuch: diesmal ist es der *Oberst Claus Dietrich von Sperreuth.* Auch er Protestant, gebürtiger Pommer. Erst kürzlich war er als „General obrist über das gancze stifft" (106:21)[24] eingesetzt worden. Es ist der überall gefürchtete „sperreiter"! Schon einmal, im Mai des vorausgegangenen Jahres, hat er vor den Mauern der Stadt Eichstätt gestanden, im Auftrag des Herzogs Bernhard von Weimar und von Bischof Johann Christoph ein hohes Lösegeld (800 Gulden) gefordert und auch erhalten. Mit großer Ehrerbietung wird der Oberst in der Benediktinerinnenabtei empfangen. Richter Thoman Seyringer, der juristische Vertreter des Klosters, geht dem Generaloberst entgegen und geleitet ihn zu den an der Klosterpforte wartenden Nonnen: Äbtissin Helena und Priorin Clara mit Schwester Maria Franziska. Von hier aus begibt man sich sogleich zur Gruft und läßt den Gast das „Würdige Heilthumb" sehen.

„Erchtag den 30 Augusti /kombt h. Oberst sperreuter / welcher am montag zuvor hie ankomen / zu s. Walburgen. Die Gnedig Frawe geet mit mir und Schwester

Am Dienstag, den 30. August, kommt Herr Oberst Sperreuth, der am Montag hier angekommen war, nach St. Walburg. Die Gnädige Frau geht mit mir und Schwester Maria

24) Die in schwedischen Diensten stehenden Obersten forderten und erhielten als Sold eroberte Länder und Ortschaften; Heilmann, a. a. O. (vgl. o. Anm. 5), S. 419.

Mariafrancisca untter die portten. last in durch iren richter rüefen Nachdem ehr das Würdige Heilthumb ohne schmach und gespött gesechen kombt er alsbaldt mit vil Herren und diener / erbeuth sich unß so vil ime müglich zu beschüczen und begert das closter zu sechen."
(105:28–32 / 106:1–6)

Franziska an die Pforte, läßt ihn durch ihren Richter hineinbitten. Nachdem er das Würdige Heiltum ohne zu schmähen und zu spotten gesehen hat, kommt er alsbald mit vielen Offizieren und Dienern, verspricht, uns – soweit ihm dies möglicht ist – zu schützen und wünscht, das Kloster zu sehen.

Die Priorin berichtet noch von *drei weiteren Besuchen*. Am 11. September 1633 kommt eine „frawe Obristin", vermutlich die Gattin Sperreuths[25], in Begleitung des Kommandanten von Rascha. Auch ihre unverheiratete Schwester und eine Dienerin sind dabei. Wiederum steigt man zuerst in die Gruft hinunter: „Sontag den 11 septembris / kombt Frawe Obristin mit Herren Leuthenampt und irer junckfrawen schwester / sambt einer dienerin / besichtigen das Würdige Heilthumb s. Walburgen / welches gar schön geschwiczt / und darnach das closter" (108:8–14). Sicher ist es nicht verfehlt, zwischen Claras Zeilen die Genugtuung darüber zu vernehmen, daß das „Würdige Heilthumb s. Walburgen ... gar schön geschwiczt" hat.

Am 9. Oktober werden *Gruft und Kloster* der Gattin eines Hauptmanns gezeigt. Zweifellos gefällt es den Besucherinnen, wenn sie anschließend gut bewirtet werden. Da immer auch Dienerschaft dabei ist, müssen die Gastgeberinnen einiges opfern! Und es klingt ein wenig unwillig, wenn die Priorin Clara abschließend in ihr Tagebuch einträgt: „hab in (ihnen) den gantzen tag müessen bei wonen (Gesellschaft leisten)" (114:21 f.). Dieser Dame hat es wohl recht gut in St. Walburg gefallen, denn sie veranlaßt ihren Gatten, am nächsten Tag seinerseits die Abtei aufzusuchen. Im Gefolge ist selbstverständlich wieder Dienerschaft. Die Besucher sind von Gottesdienst und Klosterleben beeindruckt. Der feierliche Ernst, mit dem die Nonnen ihre Heilige verehren, nötigt den Gästen Respekt ab:

„Montag kombt Frawe Caputenin ir Herr und diener wider / begern das Closter zu sechen die Gnedig frawe / ich und die 2 seckhendorfferin[26] als des capitens baßen

Am Montag kommen Frau Hauptmann und ihr Ehemann mit Dienerschaft wieder und wünschen das Kloster zu sehen. Die Gnädige Frau, ich und die beiden Seckendorferinnen,

Bei solcher Lektüre taucht die Frage auf: wie waren die gefaßten, geradezu

25) Julius Sax, Geschichte der Kirche und des Klosters St. Walburg in Eichstätt von 807–1870, Kalender f. kathol. Christen 11, 1851, S. 1, nimmt an, daß es sich um die Gattin des Oberst Sperreuth handelt.

26) Joseph Schlecht, Die Reihenfolge der Äbtissinnen des Klosters St. Walburg in Eichstätt, SBIEIH 11, 1896, S. 42, nennt in der Reihe der Nonnen unter d. Äbtissin Helena Groß von Trockau-Zeulenreuth (1630–1651): Clara (gest. 1634) und Cordula v. Seckendorf (gest. 1651).

füerns herum / gefelt in der gotsdienst und ordnung iren wortten nach gar wol /." (115:1–7)

Verwandte des Hauptmanns, führen sie herum. Es gefällt ihnen der Gottesdienst und unsere Ordnung — nach ihren eigenen Worten — gar wohl.

friedlich anmutenden Begegnungen möglich? Gehörten doch Gäste und Gastgeber nicht nur unterschiedlichen Glaubensbekenntnissen, sondern auch feindlichen Lagern an. Wie kann Clara Staiger ihre höfliche, ja freundliche Haltung den — zunächst wohl vorwiegend neugierigen — Offiziersfrauen gegenüber bewahren? Richtet sie doch beinahe gleichzeitig Gebete dieser Art an Gott: er „welle weitter glückh und gnad verleichen / das unser liebs Teutschland / widerumb von Keczern gerainigt werd" (108:24 ff.). Warum gehen die Eroberer mit den Klosterfrauen respektvoll um, obwohl sie über deren Klage lachen, es mangle ihnen auf der Burg an geistlicher Betreuung. Auch hier „leuchtet etwas von dem Zwielicht auf, in dem die Epoche des 17. Jahrhunderts überhaupt steht"[27]. Was läßt die Menschen hier im Heiligtum schweigen, während draußen die Waffen sprechen?

Welches „tertium quid" ist es, das — wenn auch nur für ein paar Augenblicke — den Antagonismus zwischen dem alten und dem neuen Glauben aufzulösen scheint? Vollzieht sich hier im kleinen, gleichsam auf der untersten Stufe der Geschichte, das, was sich auf der höchsten ereignet? Da „die französischen Führer — die Protestanten Heinrich IV. und Sully und ebenso die Katholiken Richelieu und Mazarin — erkannten, daß der Absolutheitsanspruch, der jedem religiösen System innewohnt, unversöhnbar war, ersetzten sie die religiösen Normen durch das Kriterium der ‚raison d'état'"[28]. Die Klosterfrauen handeln eigentlich „vernünftig", wenn sie sich mit dem Feind gutstellen; die Protestanten tun ja desgleichen, wenn sie weder höhnen noch spotten. Sie tolerieren, sie dulden einander.

Es läßt sich noch eine *andere Antwort* finden. Ob kaiserlich oder „schwedisch", ob zur Liga oder zur Union gehörig, ob Katholik oder Protestant: allen hier in St. Walburg Versammelten ist das Wissen um die tiefe Not des eigenen deutschen Volkes gemeinsam. Seit sich Schweden und Franzosen, Spanier und „krabaten" (Kroaten) (98:31) auf Reichsboden tummeln, verlangt „die allgemeine Volksstimmung nach einem deutschen Frieden unter Zurückstellung des konfessionellen Streits und gemeinsamer Vertreibung der bei Freund und Feind gleich verhaßten fremden Truppen"[29]. Den politischen Niederschlag fand diese nationale Bewegung im Prager Frieden von 1635. Auch in der Priorin von Mariastein ist die Sorge um „unser liebs Teütschland"[30] lebendig!

Schließlich läßt sich das dargestellte Phänomen wohl weder rational noch national „erklären", sondern am ehesten noch *religiös verstehen*. Dieser

27) E. W. Zeeden, a. a. O. (vgl. o. Anm. 5), S. 176.
28) S. H. Steinberg, a. a. O. (vgl. o. Anm. 5), S. 57.
29) A. Wandruszka, a. a. O. (vgl. o. Anm. 5), S. 179.
30) Tagebuch 8:25 (1631); 528:10 „auf dem teutschen boden ins reich" (1648).

Burgfriede am Eichstätter Grab St. Walburgis' ist Ausdruck des Humanum im Menschen. Es ist gleichzeitig das Wirken des Heiligen am geheiligten Ort, damals wie heute. Es ist die Kraft des Heiligen (Numinosum), das uns hier erschreckt, dort anziehend in seinen Bann schlagen kann.

Noch am 10. Oktober 1633 waren *Offiziere der protestantischen Union* in St. Walburg zu Gast. Doch am gleichen Tage wendet sich das Schicksal der Stadt. Johann von Werth, dem kurfürstlich-bayerischen Oberst in der Armee des Kaisers, gelingt wiederum eine seiner forschen Reiterattacken. Eichstätt ist wieder „kaiserlich"! Der vertriebene Feind ist erbost; man hätte ihn warnen sollen. Vor allem hätten die Klosterfrauen — so meinen die Obersten — zum Dank für rücksichtsvolle Behandlung einen Wink geben müssen! In den nächsten Wochen versucht der geworfene Feind wiederholt sich zu rächen. Es ist ein ständiges Lärmen und Schießen, und die Nonnen der Abtei sind voller Unruhe. Und auch der nächste Besuch befreit sie nicht von ihrer Verwirrung, diesmal ist es der bereits bekannte Johann von Werth mit seinen „fürnembsten" Herren.

Der fürstbischöfliche Hofmeister Hans Jacob von Sirgenstein geleitet ihn und sein Gefolge. „Joannes von der wördt", erfolgreicher Krieger und bekannter Trunkenbold, und die Herren seiner Begleitung „nüessen (genießen, empfangen) das wirdig heilthumb". Nach dem Gottesdienst trifft man sich in der Küsterei. Äbtissin und Priorin bitten den Obersten um seinen *Schutz für ihre Klöster.* Er gewährt ihn, wie kurz zuvor auch der Feind getan hatte . . .! „Morgens umb 8 uhr kombt Herr Weichbischoff besuecht und tröst uns. — zuvor kamen auch mit herren hoffmaister Herr Joannes von der wördt mit den fürnembsten Officirern in s. Walburgenkirchen / nüessen das wirdig heilthumb / . . Frawe Abbatissin Ich / unser schaffnerin und Schwester Mariafrancisca sein bei in / in der Custerei gewesen / haben in (ihnen) unsere Closter befolchen (anempfohlen)"! (120—24—31 u. 121:1.)

Vielerlei Kriegsvolk von hüben und drüben, Freund und Feind im eigenen Hause verwirren die Schwestern, und sie trauen wohl auch diesem Frieden nicht! Nach dem letzten Besuch ist es Weihbischof Resch, der die Verängstigten zu beruhigen versucht. Doch der Trost kommt wiederum *von der Heiligen.* Das Chaos der Kriegsläufte macht sie zum tatsächlichen Zufluchtsort, der sich den Augen der Suchenden nie entzieht. Äbtissin Helena führt ihre geistlichen Töchter in das Gruftheiligtum.

Priorin Clara schildert mit schlichten Worten die ergreifende Szene: „Die gnedig frawe geet in irem laid und gröster betrüebtnus zum Würdigen heilthumb / findts gantz schön schwitzen und fliessen / das mir sambtlich mit vil zechern (Tränen) gesechen / und in gueter hoffnung / doch nit one sorg geschlaffen" (122:9—14).

Es sind vor allem die jüngeren Konventualinnen, die ihre Priorin zur Flucht nach Ingolstadt bewegen. Der kommende Winter in der Festung ist hart, es herrschen Hunger und Pest. Und im Februar des nächsten Jahres (1634) ereilt die Flüchtigen eine Schreckensnachricht: ihr Kloster liegt samt der Kirche in Schutt und Asche! Auch über die Walburginnen ist großes Leid

gekommen. Einige Schwestern wurden an „ehrn verleczt", die Äbtissin ist mit einigen ihrer Schwestern gar „hingeführt" (Geiselnahme) worden (155:30). Während ihrer Heimkehr am 27. September 1634 führt die Mariasteinerinnen ihr *erster Weg* hinauf nach St. Walburg. Clara notiert, „da hat man uns das würdige heilthumb auff gespert so baldt mir unser gebeth verricht sein mir durch westen herauß" (203:18–21).

Der *letzte Bericht* über einen Besuch im Gruftheiligtum stammt vom 7. November 1639. Jahre harter Arbeit und größter Entbehrungen liegen hinter den Mariasteinerinnen. Junge Mädchen treten wieder in den Orden ein. Am 6. November 1639 legt die Novizin Anna Maria Gruber aus Augsburg ihre Geblübde ab. Nach dem erstaunlich aufwendigen Fest ziehen die Verwandten der Braut Christi wieder heim. Doch vorher folgen auch sie dem guten Brauch und gehen *nach St. Walburg* hinauf. Sie haben, wie dies seit Jahrhunderten geschieht, das „würdige heilthumb gesechen" und im Gruftheiligtum gebetet. Die Gebete in der Gruftkapelle sind bis heute nicht verstummt. Die bislang letzte Votivtafel aus einer jahrhundertelangen Reihe wurde dortselbst im Jahre 1979 angebracht!

Legendenbildung

Daß am 11. Oktober 1633 Johann von Werth die Stadt Eichstätt so überraschend und schnell zurückerobern konnte, ließ die schier Verzweifelten an ein Wunder glauben. Eine *neue Legende* entstand, als „Beweis für das Wunder" (H. Günther). Sie stammt aus der sehnsuchtsvollen Erwartung des gläubigen Volkes. Sie ist Antwort auf sein starkes Hoffen, sie stillt die „Hilfsbedürftigkeit des Menschen, den es zum Heiligen hindrängt"[31]. In unserem Fall ist die hl. Walburga Helferin, Retterin, Wunderwirkerin. Wie sich in vielen Legenden die Gottheit der Tiere bedient, um ihren Willen kundzutun, „erscheint" die Heilige auch hier in Gestalt einer weißen Taube. Sie umfliegt die Willibaldsburg und kündigt die nahenden Retter an. Zwar bedrängen und verfolgen sie schwarze Krähen, doch schließlich muß das „Heilige triumphieren"[32], die Taube kann sich unter die Willibaldsglocke(!) des Domes[33] retten!

Auf Clara hat dieses Ereignis wohl tiefen Eindruck gemacht, denn sie gibt es in ihren Aufzeichnungen ausführlich wieder. Während des Dankgottesdienstes in St. Walburg (28. 10. 1633) für die Errettung Eichstätts hält ein Jesuitenpater die Predigt und deutet unter anderem auch die wunderbare Erscheinung:

---

31) Heinrich Günther, Psychologie der Legende, Freiburg 1949, S. 3.

32) Ders., a. a. O., S. 324.

33) Das Pentagramm zwischen der Umschrift „ME FECIT IN NOMINE DOMINI NOSTRI" und „MAGISTER CUNRAD(US) CITEWAR DE WIRCEBU (Würzburg) „als mystisches Zeichen gegen die bösen Geister", Franz Dambeck (Hrsg.), Deutscher Glockenatlas, Mittelfranken, bearb. v. Sigrid Thurm, München/Berlin 1973, S. 6 u. S. 174, verweist auf eine ältere, magisch-mythische Schicht der hier anklingenden Legendenproblematik.

„Freitag den 28 Octobris Am S. Simon und judas tag / ist durch anstellung Herren weichbischoffs ein stattliche procession in s. Walburgen kirchen gangen Haben das ambt figurirt[34], daruntter ein patres der Societet Jesu bredigt / das Volck zur gedult / danck sagung und instendigen gebeth / und bestendiger Hoffnung vermant / Untter anderm erzelt / das in ankunfft unsers volcks ein schnee weisse tauben umb das schloß herumb geflochen aber von den kraen hart durchhecht und verfolgt worden. Letzlich hab sie sich untter s. Willibaldus glockhen salvirt Nach dem die Kraen Hinweck hab sich die tauben im flug noch 2 oder 3 mal sechen lassen und darnach nymmer / Welches man auff unser Edle stifftspatronin Walburga deuth / die welle uns weitter durch ir H. fürbith im göttlichen schuz erhalten."

Am Freitag, den 28. Oktober, am St. Simon- und Judastag, ist auf Weisung Herrn Weihbischofs eine stattliche Prozession in die St. Walburgiskirche gegangen. Sie haben das Amt mehrstimmig gesungen. Ein Pater der Sozietät Jesu hat gepredigt und das Volk zu Geduld, Dankbarkeit und inständigem Gebet und beständiger Hoffnung ermahnt. Unter anderem hat er erzählt, daß beim Nahen unseres Kriegsvolks eine *weiße Taube* um das Schloß (Willibaldsburg) herumgeflogen sei, aber *Krähen* haben auf sie eingehackt und sie verfolgt. Schließlich habe sie sich unter die *St. Willibaldsglocke* gerettet. Nachdem die Krähen wieder fort seien, habe sich die Taube fliegend noch zwei- oder dreimal sehen lassen und danach nicht mehr. Das hat man auf unsere edle liebe Stifftspatronin Walburga *gedeutet*. Sie wolle uns weiterhin durch ihre Fürbitte den göttlichen Schutz erhalten!

(121:8–27)

In dem Jesuitenpater mag man bereits einen *Vorläufer der volkstümlichen Barockprediger* erkennen, die in der Tradition des großen Meisters Abraham a Sancta Clara (gest. 1709) stehen. Zur Predigt gehörte „das gute Erzählen von Märlein und Historien, Exempeln und Schwänken, Sagen und Legenden, Fabeln und Märchen"[35]. Im Zuge der tridentinischen Reformbewegung war vor allem der Jesuitenorden um die Belebung der Volksfrömmigkeit bemüht. Für die Hand des Predigers entstanden Nachschlagewerke und Stoffsammlungen, die sich nicht selten auf die lokalen Heiligenlegende bezogen. Die vorbildhaft-beispielgebende, die „exemplarische Funktion"[36] erreichte das Predigtmärlein besonders durch seine genaue *örtlich-zeitliche* Fixierung.

Trotzdem bereitet die von unserem Kanzelredner erzählte Mirakel-

34) Zu Figuralgesang und polyphoner Instrumentalmusik in Eichstätt vgl. die Untersuchungen von Joseph Gmelch, Die Musikgeschichte Eichstätts, SBlEIH 28, 1913, S. 29–36, sowie von Raymund Schlecht, Musikgeschichte Eichstätts, Eichstätt 1878. Ms. im DAEIH.

35) Hans Pörnbacher, Literatur und Theater von 1550–1800, in: Max Spindler (Hrsg.), Handbuch der Bayerischen Geschichte, 2. Bd., München 1966, S. 859.

36) Elfriede Moser-Rath (Hrsg.), Predigtmärlein der Barockzeit, Berlin 1964, S. 3 u. S. 45.

geschichte nicht unerhebliche *Verständnisschwierigkeiten.* Wer waren die Krähen, wer die Verfolger? Waren es die „schwedischen Feinde"? Doch sie waren es, die gerade vertrieben werden sollten und wurden! Hier stimmt etwas nicht. Aber es war wohl mehr die Absicht des Predigers, die andächtig Lauschenden zu *trösten.* Mag das Gute, Helle (weiße Taube) zunächst zart und schwach erscheinen, mag es von dunklen, bösen Mächten (schwarze Krähen) verfolgt sein: unter Gottes Schutz (Willibaldsglocke) gelingt doch Sieg und Triumph! Mit diesem Hell-Dunkel erzielt die Legende die beabsichtigte Wirkung. Sie erbaut und tröstet, ungeachtet ihrer unschlüssigen Analogie zu den historischen Tatsachen.

Daß Clara Staiger, die unter den Zuhörern saß, eine *gläubige und fromme Frau* war, bestätigen all die innigen Gebete, die sie in ihr Tagebuch einträgt. Stets befand sie sich im Gespräch mit Gott und den Heiligen, die für sie in einer bisweilen handgreiflichen Weise gegenwärtig waren. Ob ihre sachliche Art, ihr nüchternes, ja beinahe karges Wesen, ob ihre schlichte Gläubigkeit des Wunders bedurfte? Es fällt auf, daß der eben wiedergegebene Wunderbericht der einzige ist, der sich auf über 500 Seiten ihres Tagebuches findet.

So suchen wir auch vergeblich nach den *Berichten von zwei Ereignissen,* die sie im Ingolstädter Exil mit Sicherheit erreicht haben. Ereignisse in ihrem „lieben clösterle" Mariastein, während dieses von einer kleinen Schar ihrer tapfersten Schwestern betreut wurde. Durch ein sprechendes Bildnis konnte ein Brand im Kloster gerade noch rechtzeitig verhütet werden. Bald darauf hat das gleiche Christusbild Tränen vergossen, wohl um das kommende Unglück anzukündigen. Davon berichtet Franz Jobst, später Prior in Rebdorf (gest. 1701). In seinem 1673 abgeschlossenen „Gynaeceum sacrum"[37] hat er auch der Priorin Clara Staiger ein erstes Denkmal gesetzt.

Auch von der „wunderbarlichen" *Rettung des Walburga-Grabes* während des schwedischen Überfalls (1634) berichtet nicht die Priorin von Mariastein, sondern Scholastica Peißer, die Priorin von St. Walburg (gest. 1649), als Augenzeugin. Sie erzählt von zwei Mitschwestern, die einen schwedischen Oberst auf Knien angefleht haben, er möge den eben erst (1631) vollendeten Neubau ihrer Kirche verschonen. Er hat daraufhin tatsächlich den Befehl zur Brandlegung zurückgenommen! Zwar hatten seine Soldaten bereits die Lunten gelegt und angezündet, doch „unßer beckh (Bäcker) und noch ein guetter freindt seint herumbgangen und haben daß selbige widerumb ausgelöscht / gott und die heyl(ige) jungfrau Walburgis werds ihnen belohnt haben". Priorin Peißer fährt fort: „Daß würdige heylthun ist an Silber, goldt, und anderen züraten auch gänczlich von den schweden spolirt (beraubt) worden /

37) Franz Jobst, Epistola Dedicatoria, oder Sendschreiben gen. „Gynaeceum sacrum" (1673). Ms. cgm. 4300 in der StBM, S. 386 ff. u. S. 392 ff. — Carolus Biba, a. a. O. (vgl. o. Anm. 1), hat diese Legenden von Franz Jobst unter Nr. 46 u. 47 wieder aufgenommen. Bei Emmi Böck, Sagen und Legenden aus Eichstätt, Eichstätt 1977, Nr. 166.

jedoch das grab oder stainene sarch durch sonderbare vorsehung gottes wunderbarlich erhalten und gar nit violiert (geschändet) worden."[38]

Es lohnt sich, die schriftliche *Tradierung* dieses Peißerschen Berichts zu verfolgen. Bereits die Priorin *deutet* die Verschonung des Walburga-Grabes als „sonderbare Vorsehung Gottes". In Anton Luidls Sammlung „Eichstättisches Heiligthum" (1750) verdichtet sich Gottes „sonderbare Vorsehung" (s. o.) zur Erscheinung einer „himmlischen Gestalt"[39]. Er beruft sich dabei auf einen nicht näher bekannten „glaubwürdigen Geschichtschreiber". Wieder ein Jahrhundert später tritt bei Julius Sax[40] die Erscheinung in einer *„drohenden Gestalt . . .* nach einem glaubwürdigen Geschichtsschreiber" rettend für Kirche und Grab ein. Und in dieser dramatisierten Version hat in unseren Tagen Emmi Böck die vom Volksmund weitergetragene Erzählung in ihre „Sagen und Legenden aus Eichstätt"[41] aufgenommen.

Festgottesdienst zu Ehren der hl. Walburga

Im Tagebuch der Priorin Clara Staiger finden sich *nur zwei Notizen* über Walburgis-Gottesdienste. Sie sind anläßlich des Todestages der hl. Walburga (25. Februar) in den Jahren 1642 und 1647 gehalten worden. 1642 sind die Mariasteinerinnen zu dieser Zeit in ihrem Kloster. Da wieder auf strenge Klausur geachtet wird, können sie nicht, wie die Augustiner Chorherren aus Rebdorf, an den Feierlichkeiten und der Prozession in der Stadt teilnehmen. Die Priorin berichtet:

„Sonntag sexagesima haben mir beicht Mathiae Comunicirt und s. Walburgen geehrt / den lang Romanischen[42] gotsdienst gehalten / und morgens in aller früe meß gehört / weiln die Herren zu Rebdorff in die statt zur procession gemüest /." (465:4–9)	Am Sonntag Sexagesima (23. 2.) haben wir gebeichtet, an Matthiä (24. 2.) kommuniziert, an St. Walburg (25. 2.) den langen Gottesdienst nach Römischem Ritus gehalten; morgens Messe in aller Frühe gehört, weil die Herren von Rebdorf (erg. anschließend) in die Stadt zur Prozession gemußt haben.

Seit dem 1. Januar 1647 weilen die Frauen von Mariastein, wieder einmal als Flüchtlinge, in Eichstätt. Am Walburgistag erlaubt ihnen Generalvikar Dr. Georg Motzel (1635–1660)[43], die „pfarr" aufzusuchen. Vorher hatten sie das hl. Meßopfer im Dom gefeiert.

„Am Fest unserer H. stiffts-patronin s. Walburgis ist ein	Am Fest unserer hl. Stiftspatronin St. Walburgis ist eine Prozession

38) Scholastica Peißer, a. a. O. (vgl. o. Anm. 1), S. 40 f.
39) 2. Bd., München u. Stadtamhof 1750, S. 194 ff.
40) A. a. O. (vgl. o. Anm. 25), S. 102.
41) A. a. O. (vgl. o. Anm. 37), Nr. 77.
42) Vgl. o. Anm. 19.
43) Seine Visitationsprotokolle (vgl. o. Anm. 1) gehören neben dem Tagebuch der Priorin Clara Staiger zu den aufschlußreichsten Quellen der Eichstätter und Mariasteiner Geschichte während des Dreißigjährigen Krieges.

Procession angestelt und gehalten worden. sein ir Fr. Gn. auch darbei geweßen in irem Gotshauß / uns hat h. Vicari die pfarr untter dem Gotsdienst zue besuechen erlaubt / haben zuvor im thom meß gehert / den andern tag darauff sein mir haymzochen / durch westen haben zuvor bei s. Walburgen einkert /."

angeordnet und gehalten worden. Es ist auch Ihre Fürstl. Gnaden dabei gewesen — in ihrem (d. Walburgerinnen) Gotteshaus. Herr Vikar hat uns die Pfarrkirche während des Gottesdienstes aufzusuchen erlaubt. Vorher haben wir im Dom Messe gehört. Am folgenden Tag sind wir heimgezogen — durch die Westenstadt; sind vorher in St. Walburg eingekehrt.

Clara Staigers Bericht von Prozession und Gottesdienst ist knapp und unklar. Man erfährt nicht, welche „pfarr" die Mariasteinerinnen aufsuchten, nachdem sie das hl. Meßopfer im Dom gefeiert hatten. War es die Pfarrkirche Unserer Lieben Frau[44] oder die von St. Walburg?[45] Wir nehmen an, daß erstere gemeint ist.

Da Priorin Clara den Gottesdienst nicht näher beschreibt, sind wir auf *analoge Berichte* angewiesen. Vermutlich wurde „figurirt"[46] gesungen und musiziert, wie am Augustinusfest 1633, als sich die Mariasteinerinnen auch bereits in St. Walburg aufhielten. Damals hatte Äbtissin Helena „Musikanten" (105:13), wahrscheinlich Chorknaben des Willibaldinum[47] bestellt. Da es in der St. Walburgiskirche schon seit dem 16. Jahrhundert eine Orgel[48] gab, wird auch diese zur instrumentalen Umrahmung beigetragen haben. „Figurirt" wurde auch der Dankgottesdienst vom 28. Oktober 1633 (vgl. S. 19) (121:8—27), der für die endliche Vertreibung des Feindes aus Eichstätt gefeiert wurde. Ebenso die Profeßfeiern in Mariastein werden musikalisch gestaltet. Da „hebt an . . . die Music zue singen und schlagen", notiert

---

44) Die ehemalige Kollegiat- und Pfarrkirche Unserer Lieben Frau zu Eichstätt befand sich 1818 zwischen Marktplatz und Pfahlgasse, heute Volksbank/Hypobank; dazu Felix Mader, Die Kunstdenkmäler von Mittelfranken, 1. Bd. Stadt Eichstätt, München 1924, S. 373 sowie Franz S. Romstöck, Die Stifter und Klöster der Diözese Eichstätt bis zum Jahre 1806, SBlEIH 30, 1915, S. 33.

45) Dazu Julius Sax, Geschichte der Kirche und des Klosters St. Walburg in Eichstätt von 807—1842, Lose Blätter, Beilage zur Eichstätter Volkszeitung, 1, 1914 u. 2, 1915 sowie Kalender f. kathol. Christen, 11, 1851. — Felix Mader, a. a. O. (vgl. o. Anm. 44), S. 230.

46) Vgl. S. 20, Anm. 34.

47) Joseph Gmelch, a. a. O. (vgl. o. Anm. 34), S. 29 berichtet „im Jahre 1548 (wurde) ein eigenes, mit einer Schule verbundenes Institut für Chorknaben gestiftet".

48) August Bittner, Über die Kirchenorgeln der Stadt Eichstätt (Zulassungsarbeit a. d. Musikhochschule München 1974). Ms. im DAEIH: die „erste Nachricht von einer Orgel in St. Walburg ist die Rechnung aus dem Jahre 1596 über eine größere Reparatur".

die Priorin zum 11. November 1639. Und bei der Profeßfeier einer Eichstätterin am 8. Mai 1644 musiziert der Beichtvater von St. Walburg, Pater Johann Winkler, Plankstetter Konventual, mit seinem Bruder und 3 Knaben in der inzwischen wieder hergestellten Mariasteiner Klosterkirche (503:22–28).

Der letzte Dankgottesdienst, den Clara Staiger erwähnt, wird am 7. Juli 1650 in *allen Kirchen des Hochstiftes Eichstätt zugleich* gefeiert. Fürstbischof Marquard II. läßt am Fest des „Heiligen Stiftspatronen Willibaldi" den Frieden verkünden. „Dise erbermliche kriegs unrue und flehnen (Fliehen/Flüchten) hat von Anno 1630 biß auff Anno 1650 gewehret" (544:1 ff.), schreibt die nun fast 62jährige Priorin von Mariastein rückblickend am Schluß ihres Tagebuches. In der Stadt, auf dem Land, in allen Kirchen und Klöstern werden die Glocken geläutet und das Te Deum laudamus gesungen. Das geschieht zum Lobe Gottes — „Gott Laß im (d. h. sich selbst!) die Langwernte straff ein ewigs lob sein!" (545:8 f.) — und aus Freude und Dankbarkeit für Beistand und Hilfe der Stiftsheiligen.

Abkürzungen

DAEIH	Diözesanarchiv Eichstätt
StadtAEIH	Stadtarchiv Eichstätt
StBEIH	Staatsbibliothek Eichstätt
StBM	Staatsbibliothek München
HBl	Historische Blätter
HZ	Historische Zeitschrift
PBlEIH	Pastoral-Blatt des Bistums Eichstätt
SBlEIH	Sammelblatt des Historischen Vereins Eichstätt

Schrifttum zum Leben und zur Verehrung der heiligen Walburga

Von Maria Mengs – Eichstätt

Diese Bibliographie verdankt ihr Entstehen dem Jubiläumsjahr zum 1200. Todestag der heiligen Walburga. Allerdings ist der Zeitraum von einem halben Jahr für eine solche Aufgabe äußerst knapp und ich muß um Nachsicht bitten, wenn die Sammlung nicht höchsten Ansprüchen genügt. Das Vorliegende ist lediglich ein Versuch, aus den örtlichen Beständen und darin gefundenen Zitaten ein Verzeichnis von Schriften über die heilige Walburga und die besonders mit ihrem Namen verbundenen Klöster zu erstellen.

Autopsie war trotzdem nicht in allen Fällen möglich. Auf die Durchsicht der benediktinischen Zeitschriften habe ich verzichtet, weil nicht alle am Ort erreichbar sind. Eine Wertung der Beiträge wurde gar nicht versucht; auch die Abgrenzung des Aufzunehmenden ist mehr zufällig. Die Titel sind chronologisch geordnet. Das Prinzip wird jedoch durchbrochen, um verschiedene Ausgaben desselben Buches nicht auseinander zu reißen. Ein alphabetisches Register der Verfasser und der anonymen Titel soll die Benützung der Bibliographie erleichtern.

Zu danken ist Herrn Leitendem Bibliotheksdirektor Dr. Hermann Holzbauer für den Auftrag, Sr. Birgitta zu Münster OSB für die freundliche Bereitstellung der klostereigenen Walburga-Literatur und vor allem Herrn Diözesan-Archivar Brun Appel für seine tatkräftige und völlig uneigennützige Förderung des Unternehmens.

Möge das Ergebnis zur weiteren Verbreitung der Walburgaverehrung beitragen.

1. Capgrave, John: De sancta Walburga virgine.
   in: Capgrave: Nova legenda Anglie. I domo Winadi de Worde 1516. Bl. 293.
2. Bruschius, Gasparus: St. Walburg.
   in: Bruschius: Monasteriorum Germaniae praecipuorum ac maxime illustrium: Centuria prima. Ingolstadii: Weyssenhorn 1551. Fol. 141.
3. Bucelinus, Gabriel: S. Walpurga, virgo; S. Walpurga.
   in: Bucelinus: Menologium Benedictinum . . . Veldkirchii: Bilius 1555. S. 150; 321–322.
4. Surius, Laurentius: Historia S. Walburga virginis.
   in: Surius: De probatis Sanctorum historiis . . . vitarum accessione. Tom. 3. Coloniae Agrippinae: Calenius 1579. S. 17–20.

5. Surius, Laurentius: Historia S. Walburgae virginis.
in: Surius: De probatis sanctorum historiis ... cum omnes illae historiae, quae ad secundam sex tomorum editionem accesserunt ... Jacobi Mosandri collectae. Tom. 7. Coloniae Agrippinae: Calenius 1581. S. 356–360.

6. Canisius, Henricus: Vita sanctae Walpurgis ... scripta a Wolfhardo Monacho Hasenrietano ...
in: Canisius: Antiquae lectiones ... omnia nunc primum e manuscriptis ed. et notis illustrata.
Ingolstadii: Angermair 1603. Tom. 4. Pars 2. S. 603–624; 717–730.

7. Lespaignol, Jean: Histoire de la vie et miracles de S. Vauvourg. Reims 1612.

8. Lippeloo, Zacharias: Vita S. Walburgae virginis.
in: Lippeloo: Vitae sanctorum ... Tom. 2. Coloniae Agrippinae: Gualterius 1616. S. 401–406.

9. Stevartius, Petrus: Commentarius de vita et rebus gestis S. Walpurgae ... ex Philippo XXXIX. Episcopus Eystettensis concinnatus. Item de miraculis ... auctore Wolfhardo Hasenrietano ... Cum notis et notationibus. Ingolstadii: Angermair 1616. XVI, 136 S., 1 Taf.

10. Gretserus, Jacobus SJ: S. Walpurga.
in: Gretserus: Philippi ecclesiae Eystettensis XXXIX Episcopi De eiusdem ecclesiae divis tutelaribus S. Richardo, S. Willibaldo, S. Wunibaldo, S. Walpurga commentarius nunc primum evulgatus ... Ingolstadii: Eder 1617. S. 107–113, 1 Abb.

11. Gretserus, Jacobus SJ: Fons olei Walpurgini apud Eystettenses explicatus atque defensus. Ingolstadii: Angermair 1620. VIII, 56 S. m. 1 Abb.

12. Gretserus, Jacobus SJ: Heylsamer Oelbrunn Der heiligen Junckfrawen S. Walburgen ... Erstlich in Latein Beschriben durch Jacobum Gretserum. An jetzo auch in die Teutsche Sprach versetzt durch Christophorum Schachnerum SJ. Ingolstatt: Eder 1621. 8 Bl., 68 S.

13. Gretserus, Jacobus SJ: Divi Eystettenses Willibaldus, Wunibaldus, Sola, Walburga, sermonibus aliquot e veteri codice MS. Monasterii Rebdorfensis petitis laudati. Ed. Georg Stengel. Ingolstadii: Haenlini 1625.

14. Rader, Matthaeus SJ: S. Walpurga. Virgo, Antistita Heidenheimensis.
in: Rader: Bavaria sancta ... Vol. 3. Monachii: Sadeler 1627. S. 42 bis 55 m. 1 Abb. Ausgabe Augusta Vindelicorum: Bencard 1704.

15. Reismüller, Georg: Walburga.
in: Reismüller: Patroni Diocesis Eystettensis ... Ingolstadii: Haenlin 1642. S. 46–95.

16. (Haim, Laurentius:) Kurtzer Begriff oder Inhalt deß Lebens der Seeligen Wunderthätigen Königin und Klosterfrawen Walburgis, welche zu Eystett mit immerwerenten Miraclen und Wunderwercken leichtet. o. O. 1650. 10 S.

17. Acta Sanctorum ... collegerunt Joannes Bollandus, Godefridus Henschenius. Februarius Tomus III. Antverpiae: Meursius 1658.
S. 511–572 De S. Walburge virgine et abbatissa Heidenheimensi, Eystadii in Germania.
S. 511–523 Henschenius, Godefridus: Commentarius praevius.
S. 523–542 Wolfhardus: Vita S. Walburgae ex variis mss. & Canisio & Stevartio.
S. 542–546 Adelboldus: Vita II S. Walburgis. Ex mss. Ultraiect. & III aliis, collata cum Capgravio, Historia Sanctorum ante annos CLXXV excusa, Surio & Breviariis.
S. 546–548 Miracula S. Walburgis Tilae facta, ex ms. Antverpiensi Societatis Jesu.
S. 548–550 Vita III S. Walburgis auctore anonymo ex mss. Windgartensi & Coloniensi.
S. 551–553 Medibardus: Vita IV S. Walburgis ex ms. Eystetensi & Gretsero.
S. 553–563 Philippus Ep. Eyst.: Vita V S. Walburgis ex ms. Antverpensi, Canisio & Gretsero.
S. 563–569 Vita VI S. Walburgis studio sanctimonialium Eystettensium scripta ex 2 mss. a Stevartio edita.
S. 569 Analecta de Olio S. Walburgis.
S. 569–572 Gretserus, Jacobus SJ: Miracula virtute olei S. Walburgis patrata.

18. Bittelmair, Willibald: Officium parvum S. Walburgae.
in: Bittelmair: Septem Officia minora ... pro cultu Patronum ... Eystadii 1659. S. 109–130.

19. Leucht, Valentin: Von der H. Jungfrawen Walburga.
in: Leucht: Vitae sanctorum, das ist Leben, Geschicht, Marter und Todt der Fürnembsten Heyligen ... Erstlich von Laurentio Surio und Francisco Haraeo in Latein beschriben. 3. ed. Cölln: Busaeus 1660. S. 317–318.
5. ed. Cölln: Dehmen 1708. S. 343.

20. Bucelinus, Gabriel: St. Walburg.
in: Bucelinus: Germania topo-chrono-stemmatographica sacra et profana. Pars altera. Ulm: Görlin 1662. S. 302.

21. (Haim, Laurentius:) Kurtzer Begriff oder Innhalt deß Lebens der H. Wunderthätigen königlichen Closter-Jungfrauen und Abbtissin Walburgis, deß Hochstüffts Aychstätt und eines Hoch-Löbl. Closters zu St. Walburg daselbst seligisten Patronin. Ingolstatt: Ostermayr 1665. 40 S. (beigebunden): S. 41–55 Officium oder kleine Tagzeiten der Heiligen ... Walburgae.
Ausg. Aychstätt: Strauß 1700. 70 S., 1 Abb.

21a. Ranbeck, Aegidius: Vita S. Walpurgae.
in: Ranbeck: Calendarium annale Benedictinum ... Augustae Vindelicorum: Uzschneider 1677. S. 456–462, 1 Abb.

22. Bruschius, Gasparus: St. Walburg.
in: Bruschius: Chronologia Monasteriorum Germaniae praecipuorum ac maxime illustrium . . . Sulzbaci: Scheurer 1682. S. 508–510.
23. Chwálo-Spěw. K Swaté Panné Walburge. o. O. (18. Jh.) 1 Bl.
24. Modlitba. Správa. Straný Vžjwánj, neb Požjwanj S. Walburského Olege. Modlitba k Sw. a diwotworne Engliské Panné Walburge. (Faltbl. ohne Ort u. Jahr. ca. 18 Jh.).
25. Modlitba, Skrze kterau Swatá Walburga za Patronku wywolená bývá. o. O. (18. Jh.) 1 Bl.
26. Ribadeneira, Petrus SJ: Das Leben der heiligen Jungfrauen Walburgae.
in: Ribadeneira: Die triumphierende Tugend, das ist: Die außerlesneste Leben aller Heiligen Gottes . . . in spanischer Sprach beschrieben; nach der Zeit von Jacob Canisius SJ in Latein übersetzt . . . von Johannes Hornig in Teutscher Sprach hrsg. T. 1. Augspurg & Dillingen 1700. S. 643–646.
27. Goudin, Anselmus OSB: Aychstättisches Vergiß mein nit der Heiligen Königlichen Jungfrauen und Abtißin Walburgis . . . Regensburg: Raith 1708. 104 S.
2. Aufl. Aychstätt: Strauß 1715. 192 S., 1 Abb.
9. Aufl. Aychstätt: Strauß 1745. 216 S., 1 Abb.
28. Goudin, Anselmus OSB: Unerschöpflicher Hoch-Stiffts Aychstättischer Gnaden Brunn der Heiligen Engeländischen Jungfrauen und Königlichen Princessin Walburgis . . . Regensburg: Raith 1708. 285 S., 2 Abb.
29. Rassler, Maximilian SJ: Die H. Walpurga, Jungfrau und Abbtissin zu Heidenheim.
in: Rassler: Heiliges Bayer-Land. Auß dem Lateinischen. Vor Hundert Jahren von R. P. Matthaeo Radero . . . verfertigten Werck Anjezo In die Teutsche Sprach übersetzt . . . T. 1. Augspurg: Bencard 1714. S. 232–238, 1 Abb.
30. Goudin, Anselmus OSB: Benedictinisches Welt-Wunder, vorgestellt in der Heiligen Groß-Britannischen Königlichen Princeßin und Jungfräulichen Äbbtißin Walburga . . . Wie auch in dem übernatürlichen Oehl-Fluß . . . Aychstätt: Strauß 1716. 598 S., 1 Abb.
Ausg. 1724. 474 S., 1 Abb.
31. Rassler, Maximilian SJ: Das Leben der Heiligen Walpurgae, Abbtißin und Jungfrauen.
in: Rassler: Der triumphierenden Tugend dritter Theil oder Zusatz zu denen zweyen Theilen, welche von außerleßnen Leben der Heiligen R. P. Petrus Ribadeneira Soc. Jesu in spanischer Sprach zusammengetragen und R. P. Johannes Hornig bemeldter Societet in die Teutsche Sprach übersetzt . . . Augspurg & Dillingen: Bencard 1717. S. 125–130.
32. Zusatz von der uhralten Wallfahrt nacher Aychstätt zu St. Walburg . . . Sambt e. neuen Bericht der jenigen Wunder-Curen Welche sich von

Anno 1716 biß 1720 durch andächtigisten Gebrauch deß Heiligen Walburg-Oehls . . . begeben. Aychstätt: Strauß 1720. 137 S., 1 Bl., 1 Taf.

33. Pezius Bernardus: De S. Willibaldo & S. Walpurga; Vita S. Waltpurgae V.
in: Pezius: Thesaurus anecdotorum novissimus. Tom. 3. Pars 3. Augusta Vindelicorum: Veith 1721. Sp. 87–88; Sp. 619 Anm. k XIII.

34. Emiliano da Novara OFMCap: Breve ristretto della prodigiosa vita e morte della Santa Prencipessa Walburga, Abbadessa . . . con alcune divote orazioni in ossequio della Santa . . . Eystett: Strauß 1722. 78 S.

35. (Goudin, Anselmus OSB:) Sacerdos Eÿstettensis. Deo ac thaumaturgae virgini & Ordinis Sancti Benedicti Abbatissae Heidenheimensi divae Walburgae devotus, seu Preces Matutinae & Vespertinae . . . Eystadii: Strauß 1722. X, 211 S.

36. Goudin, Anselmus OSB: Himmlischer Crönungs-Act, welcher . . . 776 den 25. Febr. . . . vorbeygegangen, alß . . . Walburga . . . entschlaffen, und darauf von Christo Jesu . . . gecrönt worden . . . Aychstätt: Strauß 1723. 20 Bl.

37. Vitus Brunoviensis OFMCap: In Zweiffel gezochen – aber hochbewehrt-gefundener Vermähl- und Verehelichungs-Act, zwischen Christum Jesum den Göttlichen Printzen, der Himmlischen dann Walburgam . . . Eichstätt: St. Walburg 1724. 31 S., 3 Bl.

38. Historia reformationis monasterii S. Walpurgae. Dat. Eystett in castro nostro montis S. Willib. VII Febr. 1457. (Joannes III de Eych, episcopus Eystettensis.)
in: Pezius, Bernardus: Bibliotheca ascetia. Tom 8. Ratisbonae: Peez 1725. S. 651–670.

39. Philippus Ep. Aicstadianus: Vita S. Walpurgis virginis et abbatissae Heidenheimensis.
in: Basnage, Jacques: Thesaurus monumentorum ecclesiasticorum et historicorum. 2. ed. Tom. 4. Amstelaedami 1725. S. 235–250.

40. Wolfhardus monachus Hasenrietanus: Vita S. Walpurgis virginis et abbatissae Heidenheimensis.
in: Canisius, Heinrich: Thesaurus monumentorum ecclesiasticorum et historicorum, sive Lectiones antiquae ad saeculorum ordinem digestae . . . Tom. 2. Pars. 3. Antverpiae 1725. S. 263–279.

41. Pagi, Antonius OFM: Floret S. Walpurgis Abbatissa Heidenheimii prima.
in: Pagi: Critica historico-chronologica in universos annales ecclesiasticos . . . Caesaris Baronii . . . Tom. 3. Antverpiae: Tournes 1727. S. 203–204.

42. Falckenstein, Johann Heinrich: Von der heiligen Walburga.
in: Falckenstein: Antiquitates Nordgavienses oder Nordgauische Alterthümer und Merckwürdigkeiten, aufgesucht in der Aureatensischen Kirche, oder Hochfürstl. Hochstifft Eichstett . . . T. 1. Franckfurth & Leipzig: Lochner 1733. S. 26–31, 2 Abb.

43. Falckenstein, Johann Heinrich: Codex diplomaticus antiquitatum Nordgaviensium . . . Francofurti & Lipsiae: Monath 1733.
S. 138 Monasterium S. Walburgae transfert in Ecclesiam Eichstadiensem villam Osterholz, & accipit pro ea silvam dictam Tieffenthal, prope Eichstadium sita. de Anno 1307.
S. 139 Amicabilis Compositio inter Episcopum Philippum, & Monasterium S. Walburgae Eichstadii, ratione foeni prope Salenau. de Anno 1307.
S. 158 Instrumentum super Jure Foresti in nemore Episcopali prope Schön- & Sappenfeld. de Anno 1315.
S. 344 Abbatissae Monasterii S. Walburgae Eichstadii, literae ad Mauritium, episcopum Eichstadiensem, pro obtinenda haereditate, Sorori conventuali suae, Annae de Leutersheim, competente. de Anno 1547.

44. Wolfhard presbyter Hasenrietano: Vita Sanctae Walpurgis abbatissae Heidenheimensis in Germania. Ex tomo 4 antiqu. Lect. Canisii & Bollando.
in: Acta Sanctorum Ordinis S. Benedicti in saecularum classes distributa... Ed. Joannes Mabillon. Saec. tertium... 700—800. Pars 2 = Tom. 4. Venetiis: Coletus 1734. S. 260—278.

45. Wagner, Melchior OSB: Unaufhörliches Wunder ohne Bewunderung und eben darumb Allgemeines Wunder der Erstaunten Christen-Welt . . . Lob- und Ehren Predig . . . 11. Oct. 1733 zu St. Walburg in Aichstätt. Regensburg: Lang 1734.

46. Gretserus, Jacobus SJ: Opera omnia. Tom. 10. Ratisbonae: Peez & Bader 1737.
S. 701—829 Philippi ecclesiae Eystettensis XXXIX. episcopus de ejusdem ecclesiae divis tutelaribus. S. Richardo, S. Wilibaldo, S. Wunibaldo, S. Walburga. Commentarius nunc primum evulgatus.
S. 895—897 Variae lectiones in vitam S. Walburgis Tom. 4. Antiquae Lect. pag. 536.
S. 897—899 Paralipomena pro divis Eystetensibus.
S. 900—920 Fons olei Walpurgini apud Eystettenses explicatus atque defensus.

47. Lambertz, Johannes SJ: Himmlischer Gnaden-Brunn S. Walburgae der Wunderthatiger Noth-Helferin. Das ist: Gebett und Tugend-Buch . . . Cöllen: Engelert 1738. 12 Bl., 484 S. m. Abb.

48. Officium vom Leben der Grossen Patronin S. Walburgae Virginis mit acht Betrachtungen. Ingolstadt: Schleig 1740.

49. Heugel, Johannes Raphael: Blumen-Büchlein oder kurze Lebens-Beschreibung deß heiligen Wilibald, ersten Bischoffen zu Aychstätt und anderer Heiligen Stifts Patronen . . . Aychstätt: Strauß 1745. 95 S.

50. Officium proprium Sanctae Virginis Walburgae Abbatissae Ordinis S. Benedicti a Sancta Sede die 27. Martii Anni 1745 concessum . . .Ad

instantiam ... Mariae Annae Adelgundis, Walburgensis Monasterii Abbatissae. Ohne Ort 1745. 19 S.
Neudr. 1796.

51. Cultus divae Walburgae virginis, e sacra S. Benedicti familia antistitae, Eystadij propitiae. Augustae Vindelicorum: Labhart 1746. 96 S.
Ausg. Ingolstadii: Schleig 1748. 96 S., 1 Taf.
Ausg. Augustae Vindelicorum: Pingizer 1751. 138 S., 1 Abb.

52. Fabricius, Joannes Albertus: S. Walburga vel Walburgis.
in: Fabricius: Bibliotheca latina mediae et infimae aetatis. Vol. 6. Hamburg 1746. S. 870–871.

53. Officium vom Leben der Großen Patronin S. Walburgae Virginis, mit acht darinn begriffenen Betrachtungen, einer Litaney und neuntägiger Andacht. Ingolstatt: Schleig 1746. 68 S., 1 Abb.

54. Walburgischer Seelen-Schatz oder Aychstättisches Bett-Büchlein. T. 1. 2. Von e. Ordenspriester.
Aychstätt: Strauß 1747. 208 S., 1 Abb.

55. Zedler, Johann Heinrich: St. Walpurgis, Walpurga oder Walburga, Aebtissin zu Heidenheim.
in: Zedler: Grosses vollständiges Universal-Lexicon Aller Wissenschaften und Künste ... Bd. 51. Leipzig & Halle: Zedler 1747. Sp. 1776–1780.

56. Fick, Joannes Christianus de: Lob- und Ehren-Rede an dem hohen Fest-Tag der großen Wunder-Heiligen Abbtissin, und königlichen Jungfrauen Walburgae ... Ingolstatt: Schleig 1750. 32 S.

57. Luidl, Anton SJ:) Eichstättisches Heiligthum ... vorgestellt in dem Leben, Tugenden, Tod, Wunderthaten und übernatürlichen Oel-Fluß der Heil. Jungfräulichen Abbtissin Walburgae ... vormahls unter dem Titel: Benedictinisches Weltwunder entworffen ... nunmehr in drey Theilen neu verfasset ... München: Gastl 1750. 240, 276, 192 S., 1 Abb.

58. Sanct Walburgischer Oel- und Calvari-Berg, Das ist: Neu-errichteter heiliger Kreutz-Weeg, zur sonderlicher Verehr- und Nachfolg der heiligen Jungfrauen Walburga.
Ingolstadt: Schleig 1750. 46 S.

59. Jöcher, Christian Gottlieb: Walpurgis.
in: Jöcher: Allgemeines Gelehrten-Lexicon ... Bd. 4.
Leipzig: Gleditsch 1751. Sp. 1792–1793.

60. Moegling, Johann Ulrich: Dissertatio theologica, historico-polemica, qua Bigam SS Virginum Wirtembergiae adscriptarum, Walburgam Heidenheimensem et Regiswindam Lauffensem. Praeside ... Christoph. Matthaeo Pfaffio.
Tubingae: Löffler 1754. 28. S.

61. Finauer, Peter Paul: Heilige Walburgis.
in: Finauer: Allgemeines historisches Verzeichniß gelehrter Frauenzimmer. Bd. 1. München: J. C. Mayr 1761. S. 216–217.

62. Schaffner, Wolfgang Jacob: Lob-Rede auf die h. Walburgis den 26. Hornung im Kloster zu Eichstädt . . .
Eichstädt: Strauß 1764. 27 S.

63. In festo S. Walburgae Virginis 25. Febr.
in: Proprium festorum Dioecesis Eystetensis . . .
Eystadii 1768. S. 17–19.

64. Seelen-Schatz Walburgae oder Eichstädtisches Bethbüchlein . . . Eichstädt: Strauss 1771, 139 S.
Ausg. Eichstätt: Merkl 1783. 128 S.

65. Andacht zu der heiligen Jungfrau und Abtissin Walburga, Beschützerin der Abtey S. Walburg, Strasburger Bisthums.
Strasburg: Sevrault 1779. 164 S., 2 Bl.

66. Crammer, Anton: Die heilige Walburg beeder hl. Brüder Willibald, und Wunibald Schwester und Wunderthäterinn.
in: Crammer: Heiliges und gottseliges Eichstädt . . .
Eichstätt: Strauß 1780. S. 67–101.

67. Hirsching, Friedrich Karl Gottlob: Die Kirche und das daran stosende Frauen-Kloster zu St. Walburg.
in: Hirsching: Nachrichten von sehenswürdigen Gemälde- und Kupferstichsammlungen . . . in Teutschland. Bd. 6. Erlangen: Palm 1792. S. 57–62.

68. Reichmayer, Johann Ev. OSB: Lebensbeschreibung der heiligen Aebtißin Walburg sammt einem Anhange von neuern Wohlthaten. Eichstätt: Schmid 1792. XII, 194 S. m. 1 Abb.

69. Lang, Franz Xaver: Die St. Walburgis Stadt-Pfarrkirche.
in: Lang: Topographische Beschreibung und Geschichte der Kgl. Bayerischen Kreishauptstadt Eichstätt.
Eichstätt: Brönner 1815. S. 17–25.

70. Brentano-Mezzegra, Jakob von: Predigt auf das 950ste Uebersetzungs- und Canonisations-Fest der heiligen Jungfrau Walburga . . . Eichstätt: Brönner 1820. 28 S.

71. Buchfelner, Simon: Die heil. Walburga, Abtissin.
in: Buchfelner: Leben der Heiligen Gottes . . . Bd.1.
München: Giel 1820. S. 144–146.

72. Ainmiller, Georg Joseph: Rede auf die Heiligsprechung der heiligen Jungfrau Walburga. Eichstätt: Brönner 1822. 24 S.

73. Reichmayer, Johann Ev. OSB: Tägliche Andachtsübungen eines katholischen Christen zu Gott und . . . der heiligen Jungfrau Walburga mit e. kurzen Lebensgeschichte . . . u. d. Weise, Ihr hl. Oel andächtig zu genießen . . . 5. verb. Aufl. Eichstätt: Brönner 1822. 99 S., 1 Taf.
9. Aufl. Eichstätt: Brönner 1843. 112 S., 1 Taf. 11. Aufl. 1866.

74. Butler, Alban: Die heil. Walburga, Jungfrau und Aebtissin.
in: Butler: Leben der Väter und Märtyrer nebst anderer vorzüglichen Heiligen, ursprünglich in englischer Sprache verfaßt. Nach d. franz.

Übers. v. Godescard f. Deutschland bearb. u. sehr vermehrt v. Räß u. Weis. Bd. 3. Mainz: S. Müller 1823. S. 254–257.

75. Deinl, Friedrich: Die heilige Walburga, Jungfrau und Abtissin.
in: Deinl: Heiliges Jahr ... Bd. 1. München: Daisenberger 1829. S. 560–564.

76. Baehr, Johann Christian Felix: Wolfhard's Vita S. Walpurgis.
in: Baehr: Geschichte der Römischen Literatur. Suppl. Bd. 3. Die christl.-röm. Lit. d. karoling. Zeitalters.
Carlsruhe: C. F. Müller 1840. S. 257–258.

77. Hauber, Ignaz: Die heilige Walburg und ihre gottselige Verwandtschaft. Eine Geschichte aus d. 8. christl. Jh.
Augsburg: Rieger 1840. VII, 76 S., 1 Abb.
Dass. 1846 u. 1860.

78. Mätzler, Anton: Die heilige Waldburgis, Abtissin.
in: Mätzler: Legende der Heiligen auf alle Tage des Jahres. Bd. 2. 4., verb. u. verm. Aufl. Landshut: Palm 1840. S. 231–232.

79. Rader, Matthäus SJ: Die heilige Walburga.
in: Rader: Bavaria sancta oder das heilige Bayerland. Im Ausz. aus d. Lat. f. Deutsche bearb. ...
Straubing: Schorner 1840. S. 254–257.

80. Landmann, Anton: Notiz über die geschichtlich merkwürdigen Denkmäler in der Klosterkirche zu Heidenheim am Hanenkamm.
in: 13. Jahresbericht des historischen Vereins in Mittelfranken 1843. Ansbach 1844. S. 15–17, 5 Taf.

81. Nehr, Johann Georg: Beschreibung des Klosters Heidenheim.
in: 13. Jahresbericht des historischen Vereins in Mittelfranken 1843. Ansbach 1844. S. 10–15.

82. Novena der Bedrängten. Neuntägige Andacht u. Meßgebete unter Anrufung d. heil. Walburga ... nebst e. kurzen Lebensbeschreibung d. wunderthätigen Nothelferin. Münster: Deiters 1845. 132 S.

83. Popp, Thomas David: St. Walburga.
in: Popp: Anfang und Verbreitung des Christenthumes im südlichen Teutschlande, besonders Errichtung der Diöcese Eichstätt. Ingolstadt: Attenkover 1845. S. 187–189; 202–208.

84. Eilfte Säcularfeier des Bisthumes Eichstätt 1845.
in: Kalender für Katholische Christen auf das Jahr 1847. Jg. 7. Sulzbach 1846. S. 101–116.

85. Die heil. Walburga, Aebtissin.
in: Kalender für katholische Christen auf das Jahr 1851. Jg. 11. Sulzbach 1850. Februar.

86. St. Walburg, Kloster und Wallfahrts-Kirche zu Eichstätt in Mittelfranken.
in: Kalender für Katholische Christen auf das Jahr 1851. Jg. 11. Sulzbach 1850. S. 97–112.

87. Schmid, Franz Anton SJ: Leben der heiligen Walburga und ihrer heiligen Brüder Willibald und Wunibald. Nebst e. vollst. Gebetbuche. Augsburg: Hartmann 1850. XVI, 310, 38 S.
2. Aufl. Eichstätt: Brönner 1867. XVII, 309 S.

88. Vogel, Matthäus SJ: 8. Mai. Die heilige Walburgis.
in: Vogel: Legende der Heiligen. Neu bearb. Bd. 1. München: Verl. d. kath. Büchervereins 1850. S. 863–866.

89. Sagenbuch der Bayerischen Lande. Hrsg. v. Alexander Schöppner. München.
Bd. 2. 1852. S. 383–386 Bönecke, Eduard: Die hl. Walburgis.
S. 386–388 Vogl, Johann Nikolaus: Die Zufluchtsstätte der heil. Walburgis.
Bd. 3. 1853. S. 170 der Ordelbach zu Eichstätt.

90. Patrologiae cursus completus. Ser. Lat. Ed. J.-P. Migne. Paris 1853.
Tom. 129. Sp. 865– 894 Wolfhardus presbyter Hasenrietanus: Vita Sanctae Walpurgis Abbatissae Heidenheimensis in Germania.
Sp. 897– 898 Wolfhardus: Carmen de Sancta Walpurge (Apud Canisium, Lectiones antiquae. Tom. 2.)
Tom. 140. Sp. 1091–1102 Adelboldus ep. Trajectensis: Vita Sanctae Walburgis.

91. Ott, Georg: Die heilige Walburga.
in: Ott: Legende von den lieben Heiligen Gottes nach den besten Quellen neu bearbeitet und herausgegeben.
Regensburg: Pustet 1854. Sp. 275–280.
32. Aufl. 1921.

92. Räß, Andreas und Nikolaus Weis: Die heil. Walburgis.
in: Räß u. Weis: Leben der Heiligen Gottes. Neu bearb. v. J. Holzwarth. Bd. 1. Mainz: Kirchheim 1854. S. 228–232.

93. Suttner, Josef Georg: Reform des Klosters St. Walburg durch Bischof Johann von Eich 1456.
Versuch eine Conciliengeschichte des Bistums Eichstätt. XI. Reformation der Klöster.
in: Pbl. Jg. 1 1854. S. 159.

94. Douhet, Jules de: Walburge (Sainte).
in: Douhet: Dictionnaire des légendes du Christianisme ... Petit-Montrouge: Migne 1855. Sp. 1213.

95. Suttner, Josef Georg: Eine Notiz zur Geschichte der Diözesanheiligen.
in: Pbl. Jg. 2. 1855. S. 86.

96. Vogel, Matthäus SJ: 8. Mai. Die heilige Walburga, Abtissin.
in: Vogel: Lebensbeschreibungen der Heiligen Gottes auf alle Tage des Jahres. Mit zur Nachfolge ermunternden Lehrstücken. Neue, gänzlich umgearb., verm. u. verb. Aufl. Bd. 1. Regensburg: Manz

1855. S. 584–586.
3. Aufl. Münster: Aschendorff 1875. S. 648–652.

97. Velde, H. van de: Incriptionis murales concernant les reliques de Ste. Walburge et de ses Frères, et le Bois de la sainte Croix, à l'église Collegiale de Ste. Walburge a Furnes.
in: Annales de la Société d'émulation pour l'étude de l'histoire et des antiquités de la Flandre. Bruges. 10. 1856. S. 231–235.

98. Anton Ernst (Graf Schaffgotsche) Bischof von Brünn: Die Wunderthäterin St. Walburga.
in: Pbl. Jg. 4. 1857. S. 207–208.

99. Bamber, John: Die Wunderthäterin St. Walburga.
in: Pbl. Jg. 5. 1858. S. 192.

100. Suttner, Josef Georg: Der Stiftungsbrief des Klosters Monheim.
in: Pbl. Jg. 6. 1859. S. 207–216.

101. Baader, J.: Die St. Walburgis-Kapelle zu Nürnberg in Mittelfranken.
in: Kalender für katholische Christen auf das Jahr 1861. Jg. 21. Sulzbach 1860. S. 106–109.

102. Laudes S. Walburgae sive cantica Latina in honorem ejusdem beatae virginis ac patronae Eystettensis. A decem abhinc saeculis collecta . . . Josef Georg Suttner.
(Saec. X. Carmen historicum de S. Walburga. – Saec. XI. Heriberti Ep. Eyst. hymnus de S. Walburga. – Saec. XII. Miracula B. Walburgae rhythmice composita. – Saec. XII sive XIV. Ad S. Walburgam. – Saec. XV. Orationes ad S. Walburgam virginem. – Saec. XVI. Ad S. Walburgam. – Saec. XVII. Peplum virginitatis. Epigramma ad S. Walburgam. Inscriptiones ad S. Walburgam. Vita B. Walburgae metrice comprehensa. – Saec. XVIII. Hymnus ad S. Walburgam. Salutatio ad. S. Walburgam. Tetrachordos in quaterna D. Walburgae festa. Vita S. Walburgae rhythmica. Hymni ad S. Walburgam.
in: Pbl. Jg. 7. 1860. Beil. S. 24.

103. Zell, Karl: Die hl. Walburgis (Walburga, Walpurgis, Walpurga).
in: Zell: Lioba und die frommen angelsächsischen Frauen. Freiburg/Br.: Herder 1860. S. 379–394.

104. Jocham, Magnus: Die heilige Walburga, Abtissin.
in: Jocham: Bavaria sancta. Leben der Heiligen und Seligen des Bayerlandes. Bd. 1. München: Kath. Bücherverein 1861. S. 209–214.

105. Moroni, Gaetano: S. Walburga.
in: Moroni: Dizionario di erudizione storico-ecclesiastico da S. Pietro sino ai nostri giorni. Vol. 103. Venezia: Tipogr. Emiliana 1861. S. 158.

106. Suttner, Josef Georg: Notizen über die Diözesanheiligen.
in: Pbl. Jg. 9. 1862. S. 59–87.

107. Balde, Jacob SJ: Prodigiosum S. Walburgae oleum.
in: Pbl. Jg. 10. 1863. S. 37–38.

108: (Suttner, Josef Georg:) Die Pfarr- und Klosterkirche zu St. Walburg in Eichstätt. Notizen über Kirchen und Altäre im Bistum Eichstätt. VI, 7. in: Pbl. Jg. 10. 1863. S. 125–136.

109. Celtis, Conrad: Ad divam Walburgam.
in: Pbl. Jg. 11. 1864. S. 32.

110. Stolz, Alban: Die heilige Walburga.
in: Stolz: Legende oder der christliche Sternhimmel. Freiburg/Br.: Herder 1865. S. 131–135.

111. Hymnus ad B. Virginem Walburgam. Ed. Josef Georg Suttner.
in: Pbl. Jg. 13. 1866. S. 93.

112. Laudes S. Walburgae.
in: Pbl. Jg. 14. 1867. S. 30–31.

113. Laudes S. Walburgae. Ed. Josef Georg Suttner.
in: Pbl. Jg. 15. 1868. S. 66.

114. S. Walburga, virgin and abbess in the eighth century. A sketch of her life and a novena in her honour: with an appendix. Manchester 1869. 16 S.

115. Sancta Walburga.
in: Analecta juris pontificii. 6e serie. Rome 1869. Sp. 1830–1831.

116. Das Walburgisöl.
in: Salzburger Kirchenblatt. Salzburg. N. F. 9. 1869. Nr. 7. S. 51–52. (Nachdr. aus: Beil. zur Augsburger Postzeitung. 1867.)

117. Duclos, Ad.: Veurne's Beschermheiligen, dat is't leven en de mirakelen van de Heilige Maagd Sinte Walburge en van hare Broeders S. Willebald Bisshop van Eichstad en S. Wunebald Abt van Heidenheim . . . Brugge: Herrboudt 1870. 170 S., 2 Taf.

118. Rochholz, Ernst Ludwig: Drei Gaugöttinnen, Walburg, Verena und Gertrud als deutsche Kirchenheilige. Sittenbilder aus dem germanischen Frauenleben. Leipzig: Fleischer 1870. X, 202 S.
(Entgegnung von Josef Georg Suttner in: Pbl. Jg. 20. 1873. S. 74–84.)

119. Das Walburgisöl.
in: Katholisches Sonntagsblatt. Würzburg. Jg. 21. 1870. Nr. 18 vom 1. 5. 1870. S. 103–105.

120. Carmen saeculare.
in: Pbl. Jg. 18. 1871. S. 79.

121. Feier des eintausendjährigen Jubiläums zu Ehren der hl. Walburga.
in: Pbl. Jg. 18. 1871. S. 59–76.

122. Festbüchlein zum 1000jährigen Jubiläum zu Ehren der heil. Walburga. Neuntägige Andacht und Meßgebete . . . nebst e. kurzen Beschreibung des Lebens und Oelflusses dieser wunderthätigen Nothelferin. Eichstätt: Krüll 1871. 64 S., 2 Abb.
(Umschlagt.: 1000jährige Walburga-Feier. Leben und Wirken der hl. Walburga.)

123. Morgott, Franz von Paula: Das Millenarium der heiligen Walburgis zu Eichstätt.
in: Der Katholik. Mainz. Jg. 51. 1871. 1. Hälfte. S. 659–683.

124. Preces recitandae in supplicationibus tempore jubilaei millenarii translationis S. Walburgae. Eystadii: Broenner 1871. 6 S.

125. (Suttner, Josef Georg:) Aus Heidenheim.
in: Pbl. Jg. 18. 1871. S. 102–219 passim.

126. (Suttner, Josef Georg:) Chronik der Jubelwoche.
in: Pbl. Jg. 18. 1871. S. 81–82.

127. Collin de Plancy, Jacques: Sainte Valburge, vierge et abesse en Allemagne.
in: Collin de Plancy: Grande vie des saints. Bd. 4. Paris: Vivès 1872. S. 543–544.

128. Eye, August von: Die heilige Walburg als deutsche Gaugöttin in der Kunst des 16. Jahrhunderts.
in: Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit. Nürnberg. N. F. 20. 1873. Sp. 65–70; 221–222.
(Entgegnung von Josef Georg Suttner in: Pbl. Jg. 20. 1873. S. 74–84.)

129. Suttner, Josef Georg: Ein räthselhaftes Heiligenbild. (Entgegnung auf Nr. 118 und 128.)
in: Pbl. Jg. 20. 1873, S. 74–84 passim.

130. Mertens, Heinrich Josef: Eine heilige Königsfamilie oder Leben der Heiligen: König Richard der Sachse, Willibald, Winibald, Walburga, Bonifazius. Nach dem Englischen des Dr. J. H. Newman und Lateinischen des Hl. Willibald deutsch bearbeitet. Regensburg: Pustet 1875. 175 S.

131. St. Walburgis-Ablaß.
in: Pbl. Jg. 24. 1877. S. 156–157.

132. Walburge, s^e.
in: Chevalier, Ulysse: Répertoire des sources historiques du moyen age. Bio-Bibliographie. Paris 1877–1886. Sp. 2325. Suppl. 1888. Sp. 2839.

133. 1100jährige Walburga-Feier. Zum Gedächtniß an den Todestag der heil. Walburga. Mit Lebensbeschreibung und Andachtsübungen nebst Belehrung über das heil. Oel. Neue Ausg. des älteren Walburga-Büchleins. Eichstätt & München: Krüll 1879. 64 S., 1 Abb.

134. Säcularfeier der hl. Walburga.
in: Pbl. Jg. 26. 1879. S. 69.

135. Suttner, Josef Georg: Die Jubeltage bei St. Walburg.
in: Pbl. Jg. 26. 1879. S. 87–88.

136. Schneider, Augustin OSB: Walburga, eine Zierde frommer Jungfrauen. Ein Lebensbild aus der Missionsgeschichte des 8. Jahrhunderts. Regensburg: Manz 1880. 161 S.

137. Stamminger, Johann Baptist: Die heilige Walburga.
in: Stamminger: Franconia sancta. Würzburg: Woerl 1881. S. 506 bis 522.
138. (Suttner, Josef Georg:) Das alte Officium der hl. Walburga.
in: Pbl. Jg. 30. 1883. S. 31—36.
139. Hauck, Albert: Walpurgis.
in: Real-Encyclopädie für die protestantische Theologie und Kirche. Ed. J. J. Herzog. 2. Aufl. Bd. 16. Leipzig: Hinrich 1885. S. 639.
140. Reform des Klosters St. Walburg. (Abdruck des Reformationsbriefs von Johannes von Eych.)
in: Pbl. Jg. 33. 1886. S. 96—111 passim.
141. Schlecht, Joseph: Reihenfolge der Aebtissinnen des Klosters St. Walburg in Eichstätt.
in: Sbl. Jg. 1. 1886 (1887). S. 38—44.
142. Stiftungsbrief des Klosters St. Walburg. Mit Angabe der Varianten hrsg. v. Joseph Schlecht.
in: Sbl. Jg. 1. 1886 (1887). S. 29—37.
143. Grundl, Beda OSB: Ein Todten- und Salbuch des Klosters Monheim vom Jahre 1381.
in: Sbl. Jg. 2. 1887 (1888). S. 76—77.
144. Miracula S. Waldburgae Tielensia. Ed. Oswald Holder-Egger.
in: Monumenta Germaniae historica. Scriptores. Tom. 15. Pars. 2. Hannover 1887. S. 764—766.
145. Wolfhardus Haserensis: Ex miraculis S. Waldburgis Monheimensibus. Ed. Oswald Holder-Egger.
in: Monumenta Germaniae historica. Scriptores. Tom. 15. Pars. 1. Hannover 1887. S. 535—555.
146. St. Walburg, Kloster der Benediktinerinnen in Eichstätt.
in: Eichstätter Sonntagsblatt. Unterhaltungsbeil. zur Eichstätter Volkszeitung. Eichstätt. 1887. Nr. 39—41.
147. Heitemeyer, Ferdinand: Die heilige Walburga, Äbtissin.
in: Heitemeyer: Die Heiligen Deutschlands. Paderborn: Bonifacius-Dr. 1888. S. 80—83.
148. Hirschmann, Adam: Regesten des Klosters St. Walburg in Eichstätt.
in: Sbl. Jg. 4. 1889 (1890). S. 16—92.
Jg. 5. 1890 (1891). S. 1—36.
Jg. 7. 1892 (1893). S. 38—64.
149. Schauerte, Franz: Die heilige Aebtissin Walburga. Paderborn: Bonifacius-Dr. 1892. 62 S.
(Geistlicher Hausschatz für katholische Christen. Jg. 14. 1891/92. Nr. 5.)
150. Schlecht, Joseph: Die ältesten Darstellungen der hl. Waldburga.
in: Sbl. Jg. 7. 1892 (1893). S. 111—122.
151. Andachten und Lieder zur heiligen Walburga.
Mainz: Haas 1895. 54 S., 1 Taf.

152. Detzel, Heinrich: St. Walburga.
in: Christliche Ikonographie. Bd. 2. Freiburg/Br.: Herder 1896. S. 674–675.

153. Vita S. Walburgis.
in: Potthast, August: Wegweiser durch die Geschichtswerke des europäischen Mittelalters bis 1500. 2. Aufl. Bd. 2. Berlin: Weber 1896. S. 1630–1637.

154. Riezler, Sigmund: Die heilige Walburg.
in: Allgemeine deutsche Biographie. Bd. 40. Leipzig: Duncker & Humblot 1896. S. 645–646.

155. Götz, Wilhelm: Heidenheim.
in: Götz: Geographisch-historisches Handbuch von Bayern. Bd. 2. München: Franz 1898. S. 368–369.

156. Götz, Wilhelm: Monheim.
in: Götz: Geographisch-historisches Handbuch von Bayern. Bd. 2. München: Franz 1898. S. 1001–1002.

157. A vida de Santa Walburga. Sao Paulo: Ed. Franciscana o. J. (20. Jh.). 31 S.

158. Gebet zur hl. Walburga, um sie zu unserer Schutzheiligen und besonderen Fürsprecherin zu erwählen. Eichstätt: Brönner um 1900. 8 S.

159. Kaulen, Franz: Die hl. Walburga.
in: Wetzer und Welte's Kirchenlexikon. 2. Aufl. Bd. 12. Freiburg/Br.: Herder 1901. Sp. 1180–1182.

160. Saint Walburga. By O.S.B. London: Catholic Truth Soc. 1903. 24 S. (Virgin Saints of the Benedictine Order. 6.)

161. Erhard, Otto: Zwei Heilige aus der fränkischen Missionsgeschichte, Wunibald und Waldburga.
in: Jahrbuch für die evangelisch-lutherische Landeskirche Bayerns. Nördlingen. 4. 1904. S. 35–49.

162. St. Walburga-Büchlein. Lebensgeschichte und Andachtsübungen. Von e. Mitgliede des Benediktinerordens. Eichstätt: St. Walburg 1905. 180 S., 1 Taf.
2., verb. Aufl. 1905. 188 S., 1 Taf.
4., verb. Aufl. 1918. 192 S. m. Abb.
5. Aufl. 1922. 192 S., 1 Abb.
7. Aufl. 1932. 196 S.
8., neu bearb. Aufl. 1938. 128 S., 1 Abb.
9., neu bearb. Aufl. 1955. 144 S., 1 Abb.
10., neu bearb. Aufl. 1966. 91 S. m. Abb.

163. Lochner von Hüttenbach, Oskar Frhr.: Der Nonnenchor in der St. Walburgiskirche zu Eichstätt.
in: Eichstätter Volkszeitung. Eichstätt. 30. 1907. Nr. 297 vom 28. 12. 1907 bis Nr. 299 vom 31. 12. 1907.

164. Grothe, Wilhelm: Der heilige Richard und seine Kinder (St. Willibald, St. Wunibald und St. Walburg). Diss. Berlin 1908. 114 S.

165. Andree-Eysn, Marie: Walpurgisöl.
in: Andree-Eysn: Volkskundliches. Aus dem bayrisch-österreichischen Alpengebiet. Braunschweig: Vieweg 1910. S. 129–132.

166. Monumenta Boica. Hrsg. von der Kgl. Bayerischen Akademie der Wissenschaften. München: Wild 1910–1932.
Bd. 49. Nr. 1, 14, 78, 99, 374 Monheim
Nr. 5, 6, 78, 121, 262 St. Walburg
Bd. 50 Nr. 278, 651, 801, 804 Monheim
Nr. 27, 28, 123, 133, 135, 138, 414, 513, 519, 550, 564, 602, 621 St. Walburg.

167. Das Walburgis-Oel, nebst Lebensbeschreibung und Gebeten zu Ehren der hl. Walburga. Donauwörth: Mager 1910. 31 S., 1 Abb.

168. Kutsche, Robert: Die hl. Walburga.
in: Kutsche: Heiligenbilder aus der deutschen Geschichte. Für die Frauenwelt der Gegenwart. T. 1. Breslau: Goerlich 1912. S. 93–127.

169. Schlecht, Joseph: Waldburga.
in: Kirchliches Handlexikon. Hrsg. Michael Buchberger. Bd. 2. Freiburg/Br.: Herder 1912. Sp. 2654.

170. Walburgis-Blätter. Illustr. Monatsschrift z. Förderung d. weibl. Jugend. Unter Mitw. v. Lehrerinnen u. Jugendfreunden hrsg. v. d. Frauen d. Stiftes St. Walburg OSB Eichstätt/Bayr.
Jg. 1. 1913/14 – Jg. 29. 1941. H. 3. (mehr nicht erschienen).

171. Abtei St. Walburg, Eichstätt. 1.2. (Ansichtskartenhefte.) Wasserburg a. Inn: Kaiser (nach 1914) je 24 Abb.

172. Mayer, M. Michaela OSB: Die neue Abtei St. Walburg in Eichstätt.
in: Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktiner-Ordens und seiner Zweige. Salzburg. N. F. 4 (= 35). 1914. S. 530–533.

173. Sax, Julius: Geschichte der Kirche und des Klosters St. Walburg in Eichstätt von 807–1870.
in: Eichstätter Volkszeitung. Eichstätt. 37. 1914. Nr. 118–128.

174. Sax, Julius: Geschichte der Kirche und des Klosters St. Walburg in Eichstätt von 807–1870.
in: Lose Blätter. Beil. zur Eichstätter Volkszeitung. Eichstätt.
Jg. 1. 1914. Nr. 2–26.
Jg. 2. 1915. Nr. 1–19.

175. Romstöck, Franz Sales: Die Stifter und Klöster der Diözese Eichstätt bis zum Jahre 1806.
in: Sbl. Jg. 30. 1915 (1916). S. 19–86.

176. Kurz, Johann Baptist: Heidenheim.
Beiträge zur Ortsgeschichte des Bistums Eichstätt. S. 12–13.
in: Sbl. Jg. 31. 1916 (1917). S. 5–22.

177. Seiller, Bernhard OSB: Ein interessantes Frauenkloster im fränkischen Jura (St. Walburg).
in: Bayerland. München. Jg. 31. 1919/20. S. 218–220.

178. Isenkrahe, Caspar: Das Oelwunder von Eichstätt.
in: Isenkrahe: Experimental-Theologie. Behandelt vom Standpunkt eines Naturforschers. 2. Aufl. Bonn: Weber 1922. S. 134–145.

179. Kurz, Johann Baptist: Die Eigenklöster in der Diözese Eichstätt. Eichstätt: Brönner & Daentler 1923.
S. 18–21 Heidenheim
S. 23–24; 31–33 Monheim
S. 34–36 St. Walburg, Eichstätt.

180. Mader, Felix: St. Walburg. Kirche und Kloster.
in: Mader: Stadt Eichstätt. München 1924. S. 230–285.
(Die Kunstdenkmäler von Bayern. Reg.-Bez. Mittelfranken Bd. 1.)

181. Künstle, Karl: Walburga (Walpurgis).
in: Künstle: Ikonographie der christlichen Kunst.
Bd. 2. Freiburg/Br.: Herder 1926. S. 588–590 m. 1 Abb.

182. Braun, Joseph: Die heilige Walburga, Äbtissin von Heidenheim.
Eichstätt: Brönner & Daentler 1927. 45 S., 7 Taf.

183. Braun, Joseph: Die heilige Walburga, Versuch einer geschichtlichen Darstellung ihres Lebens.
in: Heimgarten. Beil. zu Eichstätter Volkszeitung – Eichstätter Kurier. Eichstätt. Jg. 8. 1927. Nr. 8, 9, 11–14, 17, 18.

184. Braun, Joseph: Die Nonne von Heidenheim, die erste Geschichtschreiberin unserer Gegend.
in: Alt-Gunzenhausen. Gunzenhausen. H. 4. 1927. S. 17–24.

185. Buchner, Franz Xaver: Kolonisation, Wirtschaft und Verwaltung der geistlichen Stifte und Klöster im Bistum Eichstätt im hohen Mittelalter.
in: Sbl. Jg. 42. 1927 (1928). S. 1–27.
Jg. 44. 1929 (1930). S. 20–57.
auch in: Heimgarten. Beil. zu Eichstätter Volkszeitung – Eichstätter Kurier. Eichstätt.
Jg. 9. 1928. S. 29–49 passim.
Jg. 11. 1930. S. 1–30 passim.

186. Riefenstahl, Helma: Die hl. Walburga und ihre hl. Brüder Willibald und Wunibald. Steyl: Missionsdr. 1927. 40 S.

187. Blössner, Georg: Das Walburgisöl zu Eichstätt im Lichte des Bureaukratismus.
in: Heimgarten. Beil. zu Eichstätter Volkszeitung – Eichstätter Kurier. Eichstätt. 10. 1929. S. 37.

188. Bühler, Irma: Heidenheim.
Forschungen über Benediktiner-Doppelklöster im heutigen Bayern. II. Einzeluntersuchungen. S. 4–7.
in: Zeitschrift für bayerische Kirchengeschichte. München. Jg. 4. 1929. S. 1–13.

189: Bischoff, Bernhard: Wer ist die Nonne von Heidenheim?
in: Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktinerordens und seiner Zweige. München. 49. 1931. S. 387–388.

190. Rühle, Oskar: Walpurgis.
in: Die Religion in Geschichte und Gegenwart. Tübingen: Mohr. 2. Aufl. Bd. 5. 1931. Sp. 1760. 3. Aufl. Bd. 6. 1962. Sp. 1543.

191. Puchner, Karl: St. Walburg.
in: Puchner: Patrozinienforschung und Eigenkirchenwesen mit besonderer Berücksichtigung des Bistums Eichstätt. Diss. München 1932. S. 32–36.

192. Kürzinger, Joseph: Heiliges Frauentum.
in: Der Prediger und Katechet. Regensburg. Jg. 83. 1932/33. H. 3. S. 203–207.

193. St. Walburga, Gruft und Oelfluß.
in: Eichstätter Volkszeitung. Eichstätt. 56. 1933, Nr. 45 vom 23. 2. 1933. S. 3.

194. Zimmermann, Alfons M.: Das Fest der hl. Walburg.
in: Zimmermann: Kalendarium Benedictinum. Metten: Verl. d. Abtei 1933–1938. Bd. 1. S. 251–253; Bd. 4. S. 24.

195. Die Abtei St. Walburg 1035–1935, 900 Jahre in Wort und Bild. Eichstätt 1934. 120 S. m. Abb.
(Umschlagt.: 900 Jahre Abtei St. Walburg).

196. Une Sainte Missionaire. Sainte Walburge Abesse 710–779 Patronne des malades. Sa vie, ses reliques, son culte, quelques pratiques de dévotion. Bar-Le-Duc: Imp. Saint Paul 1934. 24 S., 2 Abb.

197. Dray, M. Emmanuel OSB: 900 Jahre Abtei St. Walburg.
in: Benediktinische Monatsschrift. Beuron. Jg. 17. 1935. S. 268–275.

198. Jubelwoche in St. Walburg. 1.–8. Mai 1935.
Festbeil. zur Eichstätter Volkszeitung. Eichstätt 1935. 8 S. m. Abb.

199. Korte Levensschets van de h. Walburgis Abdis, Patrones der Stadt Veurne. Veurne: Hart 1935. 39 S. m. Abb.

200. Die Nonnen von St. Walburg. Von W. M.
in: Michael. Wochenschrift junger Deutscher. Düsseldorf. Jg. 4. Nr. 27 vom 7. 7. 1935. S. 8.

201. S. Walburga.
in: Officium proprium S. Wunibaldi, S. Richardi, S. Walburga, S. Willibaldi. Eystadii 1935. S. 7–32; 37–66.

202. Eine Sammlung von „Walburgiskästchen" im Stadtmuseum München.
in: Eichstätter Volkszeitung. Eichstätt. 58. 1935. Nr. 99 vom 30. 4. 1935. S. 5.

203. Zähringer, Damasus: Von der Kunstpflege in der Abtei St. Walburg zu Eichstätt.
in: Benediktinische Monatsschrift. Beuron. Jg. 17. 1935. S. 321–323.

204. Zum 900jährigen Jubiläum der Abtei St. Walburg in Eichstätt. Paderborn: Schöningh 1935. 151 S. m. Abb.

S. 9– 22 Braun, Joseph: Das Benediktinerinnenkloster Heidenheim a. H.
S. 23– 26 Mader, Felix: Das älteste Bildnis der hl. Walburga.
S. 27– 39 Buchner, Franz Xaver: Klosterverfassung und Klosterleben in St. Walburg vor der Säkularisation nach Klosterurkunden.
S. 40– 60 Lechner, Joseph: Das Kloster St. Walburg und die Frühgeschichte der Kümmernisverehrung in Süddeutschland.
S. 61– 74 Mader, Felix: Adelgundis I. Pettenkofer, Äbtissin zu St. Walburg.
S. 75– 87 Ried, Karl: Michaela Morasch, Äbtissin von St. Walburg.
S. 88– 99 Debatin, Gustav: Die Neuorganisation der oberen Stadtpfarrei St. Walburg in Eichstätt im Jahre 1814.
S. 108–143 Buchner, Franz Xaver: Patronate der hl. Walburga.

205. Mader, Felix: Das Haushaltungsbuch der Aebtissin Margaretha von Seckendorf zu St. Walburg in den Jahren 1552/53.
in: Sbl. Jg. 50/51. 1935/36 (1936). S. 71–84.

206. Dray, M. Emmanuel OSB: Alte und neue Buchmalerei in St. Walburg, Eichstätt.
in: Sankt Wiborada. Westheim. Jg. 3. 1936. S. 61–68.

207. Zähringer, Damasus: Von der Kunstpflege in der Abtei St. Walburg zu Eichstätt.
in: Sankt Wiborada. Westheim. Jg. 3. 1936. S. 157–159.

208. Buchner, Franz Xaver: Stadtpfarrei St. Walburg.
in: Buchner: Das Bistum Eichstätt. Hist.-statist. Beschreibung. Eichstätt 1937. Bd. 1. S. 260–273.

209. Lechner, Joseph: Die spätmittelalterliche Handschriftengeschichte der Benediktinerinnenabtei St. Walburg/Eichstätt (Bay.) Münster: Aschendorff 1937. VI, 103 S.

210. Heidingsfelder, Franz: Die Regesten der Bischöfe von Eichstätt. Erlangen: Palm 1938. 584 S.

211. Heidingsfelder, Franz: St. Walburg, Frauenabtei OSB in Eichstätt.
in: Lexikon für Theologie und Kirche. Hrsg. v. M. Buchberger. Bd. 10. Freiburg/Br.: Herder 1938. Sp. 721–722.

212. Zimmermann, Alfons: Waldburga.
in: Lexikon für Theologie und Kirche. Hrsg. v. M. Buchberger. Bd. 10. Freiburg/Br.: Herder 1938. Sp. 726–727.

213. Braun, Josef: Walburga.
in: Braun: Tracht und Attribute der Heiligen in der deutschen Kunst. Stuttgart: Metzler 1943. Sp. 738–740.

214. Berger, Magnus OFM: Walburgisöl.
in: Vinzenzbriefe. Bozen Nr. 103. 26. 2. 1948. S. 258–260, 1 Abb.

215. Rosenberger, Ludwig: Die hl. Walburga.
in: Rosenberger: Bavaria sancta. Bayerische Heiligenlegende. München: Pfeiffer 1948. S. 79–81.

216. Heilige Walburga. Geschrieben in der Benediktinerinnenabtei St. Walburg. München-Pasing: Neuland-Verl. 1949. 5 S., 1 Abb.
(Unsere Namenspatrone in Wort und Bild.)

217. Münster, Maria Anna Birgitta zu, OSB: Die Wallfahrtskirche der hl. Walburga zu Eichstätt. Hrsg. v. d. Abtei St. Walburg, Eichstätt. Eichstätt: Brönner & Daentler 1950. 19 S. m. Abb.
2., neu bearb. Aufl. 1951. 23 S. m. Abb.
3., neu bearb Aufl. 1967. 31 S. m. Abb.
4., neu bearb. Aufl. 1978. 31 S. m. Abb.

218. Hümmeler, Hans: Walburga.
in: Hümmeler: Helden und Heilige. 3. Aufl. Bonn: Verl. d. kath. Buchgemeinde. 1951. S. 102–104.

219. Bauch, Andreas: Andacht zu Ehren der Diözesanheiligen.
in: Gotteslob. Gebet- und Gesangbuch für das Bistum Eichstätt 1952. S. 429–436.

220. Braun, Joseph: Zwölfhundert Jahre Heidenheim. Beitr. z. Geschichte d. ehemaligen Klosters Heidenheim a. H. Gunzenhausen: Riedel 1952. 42 S. m. Abb.

221. Kürzinger, Joseph: Walburga, heilig Gnadenkind.
in: Gotteslob. Gebet- und Gesangbuch für dis Bistum Eichstätt. Eichstätt 1952. S. 869.

222. Hahnen, Hans-Jürgen: Die Walburga-Verehrung in Stadt und Stift Essen.
in: Das Münster am Hellweg. Essen. Jg. 6. 1953. S. 77–78; 82–85.

223. Kürzinger, Joseph: Besinnliche Gedanken am Walburgisgrab.
in: Sankt Willibaldsbote. Eichstätt. Jg. 16. 1953. S. 39.

224. Bauch, Andreas: St. Walburga auf dem Hochaltar des Domes.
in: Sankt Willibaldsbote. Eichstätt. Jg. 18. 1955. Nr. 4. S. 37.

225. Rathgeber, Alphons Maria: Walburg.
in: Rathgeber. Heiligenlegende. 4. vollst. neu bearb. Aufl. Nürnberg: Sebaldus-Verl. 1956. S. 155–156.

226. Réau, Louis: Walburge d'Eichstätt.
in: Réau: Iconographie de l'art chrétien. Bd. 3, 3. Paris: Pr. Univ. de France 1959. S. 1338–1339.

227. Kürzinger, Joseph: St. Willibalds heilige Schwester.
in: Sankt Willibaldsbote. Eichstätt. Jg. 23. 1960. Nr. 9. S. 2.

228. Das heilige Walburgis-Öl. Von A. S.
in: Eichstätter Kurier. Eichstätt. Nr. 171. 28. 7. 1961. S. 8.

229. Bauch, Andreas: Berichte zum Leben der hl. Walburga.
in: Bauch: Biographien der Gründungszeit. Eichstätt: Joh. Michael Sailer Verl. 1962. S. 249–275.
(Quellen zur Geschichte der Diözese Eichstätt. Bd. 1.)

230. Viaene, Antoon: Walburga-verering in Vlaanderen. Le culte de sainte Walburge en Flandre.
in: Biekorf. Brügge. Jg. 65. 1964. S. 104–106.

231. Bang-Kaup, Alfred: Walburga.
in: Lexikon für Theologie und Kirche. Hrsg. Josef Höfer und Karl Rahner. Bd. 10. Freiburg/Br.: Herder 1965. Sp. 928.

232. Ruf, Helga: Heilige im Bereich der Erzdiözese Freiburg/Br. und ihre Behandlung im Religionsunterricht: Die heilige Walburga. Zulassungsarbeit an der Pädagogischen Hochschule Eichstätt 1965.

233. Keller, Hiltgart L.: Walburga (Walpurga).
in: Keller: Reclams Lexikon der Heiligen und der biblischen Gestalten. Stuttgart 1968. S. 506–507. 2. Aufl. 1970. S. 507–508.

234. S. Walburga.
in: Officia propria dioecesis Eystettensis cum calendario. Eichstätt: Brönner & Daentler 1969. S. 10–14.

235. Bauch, Andreas: Die heilige Äbtissin Walburga.
in: Bavaria Sancta. Zeugen christlichen Glaubens in Bayern. Hrsg. v. Georg Schwaiger. Bd. 1. Regensburg: Pustet 1970. S. 168–185, 1 Taf.

236. Rinck, Günther: Schloß und Wallfahrt auf dem Lamberg bei Cham. Alte Kultstätte zu Ehren der hl. Walburga.
in: Die Oberpfalz. Kallmünz. Jg. 59. 1971. S. 262–264.

237. Holzbauer, Hermann: Mittelalterliche Heiligenverehrung – Heilige Walpurgis. Kevelaer: Butzon & Bercker 1972. XV, 544 S. m. Taf u. Kt.

238. Gottschaller, Eva: Hugeburc von Heidenheim. München: Arbeo-Ges. 1973. 115 S. (Diss. München).

239. Die heilige Walburga. Eichstätt 1973: Funk-Dr. 23 S. m. Abb.

240. John, Eric: Saint Walburga.
in: Encyclopaedia Britannica. Vol. 23. London 1973. S. 148.

241. Mieler, R.: Willibald, Wunibald, Walburga.
in: Vinzenzbriefe. Bozen. Nr. 419. 7. 7. 1974. S. 102–105.

242. Andacht zu Ehren der heiligen Walburga.
in: Gotteslob. Katholisches Gebet- und Gesangbuch mit dem Eigenteil des Bistums Eichstätt. Eichstätt 1975. S. 980–986.

243. Kürzinger, Joseph: Von Gott erkoren, heil'ge Frau.
in: Gotteslob. Katholisches Gebet- und Gesangbuch mit dem Eigenteil des Bistums Eichstätt. Eichstätt 1975. S. 960–961.

244. Mayr, Veronika: Das Benediktinerinnenkloster St. Walburg zu Eichstätt ... bis 1850. Zulassungsarbeit an der Gesamthochschule Eichstätt 1976. (Maschinenschr.)

245. Schütz,Lieselotte: Walburga Äbtissin OSB.
in: Lexikon der christlichen Ikonographie. Begr. v. Engelbert Kirschbaum SJ. Hrsg. v. Wolfgang Braunfels. Bd. 8. Freiburg/Br. 1976. Sp. 585–588, 1 Abb.

246. Bauch, Andreas: Monheim, ein Wallfahrtszentrum des Karolingerreiches.
in: Vom Kloster Monheim zum Jugendheim „Haus St. Walburg". Monheim 1977. S. 10–18.

247. Körndle, Ernst: Die Stadtpfarrkirche St. Walburg in Monheim (ehemalige Klosterkirche).
in: Vom Kloster Monheim zum Jugendheim „Haus St. Walburg". Monheim 1977. S. 32–35.

248. St. Walburga. Hrsg. v. d. Abtei St. Walburg in Eichstätt. (In engl. Sprache.) Eichstätt 1977. 15 S. (Maschinenschr. vervielf.).

249. Hirsch, Elfriede: Walburga nach 1200 Jahren verehrt und beispielhaft. Eine Gesprächshilfe. Eichstätt: Bischöfliches Seelsorgeamt 1978. 7 S., 1 Abb.

250. Sainte-Walburge à Liège. Lüttich 1978. 32. S.

251. Bauch, Andreas: Ein bayerisches Mirakelbuch aus der Karolingerzeit. Ordinariat Eichstätt. Eichstätt 1979.
1. Walburga und ihre Familie. 11 S. m. Noten.
2. Walburga und ihre Berufung. 11 S. m. Noten.
3. Walburga – unsere Fürsprecherin bei Gott. 15 S. m. Noten.

252. Festbrief der Stadtpfarrei St. Walburg zu Eichstätt anläßlich des „Wal-
Die Monheimer Walpurgis-Wunder des Priesters Wolfhard. Regensburg: Pustet 1979. 370 S.
(Quellen zur Geschichte der Diözese Eichstätt. Bd. 2.)

253. (Gebetstriduum zu Ehren der hl. Walburga.) Hrsg. v. Bischöflichen burgisjahres" zum 1200. Jahrestag des Heimganges der heiligen Walburga. St. Walburgs-Pfarrbrief. Jg. 15. 1979. 22. 3. 1979.

254. Held, Konrad: Wunderbarer Quell. Vor 1200 Jahren starb die heilige Walburga.
in: Eichstätter Kurier. Eichstätt. Jg. 1979. Nr. 46. 24./25. 2. 1979. S. 33.

255. Hermannspan, M. Amata OSB: „Mittelalterliches Lourdes". (St. Walburg, Eichstätt.)
in: Kirchenzeitung für das Bistum Eichstätt. Eichstätt. Jg. 42. 1979. Nr. 8. S. 31 m. Abb.

256. Kreitmeir, Hermann Josef: St. Walburga – Die Heilige, die Gottes Güte lebte.
in: Kirchenzeitung für das Bistum Eichstätt. Eichstätt. Jg. 42. 1979. Nr. 8. S. 16–17 m. Abb.

257. Menschick, Wolfram: Messe zu Ehren der heiligen Walburga. Eichstätt: Jubilate-Verl. 1979.

258. Missionarin und „Managerin". St. Walpurgis in Essen seit je verehrt. Von o. w.
in: Ruhrwort. Essen. Jg. 21. Nr. 8. 24. 2. 1979. S. 3 m. Abb.

259. Münster, Maria Anna Birgitta zu, OSB und Andreas Bauch: Heilige Walburga. Leben und Wirken. Hrsg. von der Abtei St. Walburg. Eichstätt 1979. 70 S. m. Abb.

260. St. Walburga in Europa. 1. Bischof besuchte Walburgispfarrei in den Niederlanden (Amby).

in: Kirchenzeitung für das Bistum Eichstätt. Eichstätt. Jg. 42. 1979. Nr. 20. S. 8 m. Abb.

261. Vesper zu Ehren der heiligen Walburga. Hrsg. vom liturgischen Arbeitskreis der Diözese Eichstätt. Eichstätt: Bischöfliches Ordinariat 1979. 11 S. m. Noten.

262. Walburga, offen für den Anruf Gottes. Hausgottesdienst. Hrsg. vom Bischöflichen Ordinariat Eichstätt. Eichstätt 1979: Funkdr. 1 Faltbl.

Abkürzungen

Pbl = Pastoralblatt für das Bistum Eichstätt. Eichstätt.
Sbl = Sammelblatt des Historischen Vereins Eichstätt. Eichstätt.

Register

A vida da Santa Walburga 157
Abtei St. Walburg 171, 195
Acta Sanctorum coll. J. Bollandus 17
Acta Sanctorum OSB 44
Adelbold ep. Traject. 17, 90
Ainmiller, Georg Joseph 72
Allgemeine deutsche Biographie 154
Das alte Offizium d. hl. Walburga 138
Alt-Gunzenhausen 184
Analecta de Oleo S. Walburgis 17
Analecta juris pontificii 115
Andacht zu d. hl. Jungfrau . . . 65
Andacht zu Ehren der hl. Walburga 242
Andachten und Lieder z. hl. Walburga 151
Andree-Eysn, Marie 165
Annales de la Société d'émulation pour l'étude de l'histoire et des antiquités de la Flandre 97
Anton Ernst Bischof v. Brünn 98
Anzeiger f. Kunde d. dt. Vorzeit 128
Augsburger Postzeitung. Beil. 116

Baader, J. 101
Baehr, Johann Christian Felix 76
Balde, Jacob SJ 107
Bamber, John 99
Bang-Kaup, Alfred 231
Baronius, Caesar 41
Basnage, Jacques 39
Bauch, Andreas 219, 224, 229, 235, 246, 252, 258
Bavaria sancta. Zeugen christl. Glaubens 235
Bayerland 177
Benedictinisches Weltwunder 27
Benediktinische Monatsschrift 197, 203
Berger, Magnus OFM 214
Biekorf 230
Bischoff, Bernhard 189
Bittelmair, Willibald 18
Blössner, Georg 187
Bönecke, Eduard 89
Bollandus, Joannes 17, 44
Braun, Joseph 182, 183, 184, 204, 213, 220
Braunfels, Wolfgang 245
Brentano-Mezzegra, Jakob von 70
Breve ristretto . . . 34
Bruschius, Gasparus 2, 22
Bucelin, Gabriel 3, 20
Buchberger, Michael 169, 211, 212
Buchfelner, Simon 71
Buchner, Franz Xaver 185, 204, 208
Bühler, Irma 188
Butler, Alban 74

Canisius, Henricus 6, 17, 40, 44, 90
Canisius, Jacob SJ 26
Capgrave, John 1, 17
Carmen saeculare 120
Celtis, Conrad 109
Chevalier, Ulysse 132
Christliche Ikonographie. 1896 152
Chronik der Jubelwoche 126
Chwálo-Spěw 23
Collin de Plancy, Jacques 127
Crammer, Anton 66
Cultus divae Walburgae 51

De S. Walburge 17
Debatin, Gustav 204
Deinl, Friedrich 75
Deo, ac thaumaturgae virgini . . . 35
Detzel, Heinrich 152
Divi Eystettenses . . . 13
Douhet, Jules de 94
Dray, M. Emmanuel OSB 197, 206
Duclos, Adolphe 117

Eichstätter Kurier 228, 254
Eichstätter Sonntagsblatt 146
Eichstätter Volkszeitung 163, 173, 193, 198, 202
Eichstättisches Heiligtum . . . 57
Eilfte Säcularfeier . . . 84
1100jährige Walburga-Feier 133
Emiliano da Novara OFMCap 34
Encyclopaedia Britannica 240
Erhard, Otto 161
Eye, August von 128

Fabricius, Johann Albert 52
Falckenstein, Johann Heinrich 42, 43
Feier d. 1000jähr. Jubiläums 121
Festbrief d. Stadtpfarrei St. Walburg 253
Festbüchlein z. 1000jähr. Jubiläum 122
Fick, Joannes Christianus de 56
Finauer, Peter Paul 61

Gebet z. hl. Walburga 158
Gebetstriduum zu Ehren d. hl. Walburga 251
Geistlicher Hausschatz . . . 149
Godescard, Jean-François 74
Götz, Wilhelm 155, 156
Gotteslob. 1952 219, 221
Gotteslob. 1975 242, 243
Gottschaller, Eva 238
Goudin, Anselm OSB 27, 28, 30, 35, 36
Gretser, Jacob SJ 10, 11, 12, 13, 17, 46
Grothe, Wilhelm 164
Grundl, Beda OSB 143

Hahnen, Hans-Jürgen 222
Haim, Laurentius 16, 21
Haraeus, Franciscus 19
Hauber, Ignaz 77
Hauck, Albert 139
Heidingsfelder, Franz 210, 211
Die heilige Walburga 85, 216, 239
Das heilige Walburgis-Öl 228
Heiliges Jahr 71
Heimgarten 183, 185, 187
Heitemeyer, Ferdinand 147
Held, Konrad 254
Henschenius, Godefridus 17
Hermannspan, M. Amata OSB 255
Heugel, Joannes Raphael 49
Hirsch, Elfriede 249
Hirsching, Friedrich Karl Gottlob 67
Hirschmann, Adam 148
Historia reformationis monasterii S. Walpurgae 38
Höfer, Josef, 231
Holder-Egger, Oswald 144, 145
Holzbauer, Hermann 237
Holzwarth, J. 92
Hornig, Johannes SJ 26, 31
Hümmeler, Hans 218
Hymnus ad B. V. Walburgam 111

In festo S. Walburgae 63
Isenkrahe, Caspar 178

Jahrbuch f. d. ev.-luth. Landeskirche Bayerns 161
Jahresbericht d. Hist. Vereins in Mittelfranken 80, 81
Joannes III de Eych ep. Eyst. 38, 140
Jocham, Magnus 104
Jöcher, Christian Gottlieb 59
John, Eric 240
Jubelwoche in St. Walburg 198

Kalender für katholische Christen 84, 85, 86, 101
Der Katholik 123
Katholisches Sonntagsblatt 119
Kaulen, Franz 159
Keller, Hiltgart L. 233
Kirchenzeitung f. d. Bistum Eichstätt 255, 259
Kirchliches Handlexikon. 1912 169
Kirschbaum, Engelbert SJ 245
Körndle, Ernst 247
Korte Levensschets . . . 199
Kreitmeier, Hermann Josef 256
Künstle, Karl 181
Kürzinger, Joseph 192, 221, 223, 227, 243
Kurtzer Begriff oder Innhalt . . . 16, 21

Kurz, Johann Baptist 176, 179
Kutsche, Robert 168

Lambertz, Johannes SJ 47
Landmann, Anton 80
Lang, Franz Xaver 69
Laudes S. Walburgae 102, 112, 113
Leben der hl. Walburga 81
Lechner, Joseph 204, 209
Lespaignol, Jean 7
Leucht, Valentin 19
Lexikon d. christl. Ikonographie 245
Lexikon für Theologie und Kirche 211, 212, 231
Lippeloo, Zacharias 8
Lochner von Hüttenbach, Oskar 163
Lose Blätter 174
Luidl, Anton SJ 57

Mabillon, Joannes 44
Mader, Felix 180, 204, 205
Mätzler, Anton 78
Maria Anna Adelgundis 50
Mayer, M. Michaela OSB 172
Mayr, Veronika 244
Medibardus 17
Menschick, Wolfram 257
Mertens, Heinrich Josef 130
Michael. Wochenschrift . . . 200
Mieler, R. 241
Migne, Jacques-Paul 90
Das Millenarium d. hl. Walburgis 116
Miracula S. Walburgae 17, 144
Missionarin u. Managerin 258
Modlitba 24, 25
Moegling, Johann Ulrich 60
Monumenta Boica 166
Monumenta Germaniae Historica. Scriptores 144, 145
Morgott, Franz v. Paula 123
Moroni, Gaetano 105
Mosander, Jacob 5
Das Münster am Hellweg 222
Münster, Maria Anna Birgitta zu, OSB 217, 259

Nehr, Johann Georg 81
900 Jahre Abtei St. Walburg 195
Newman, J. H. 130
Die Nonnen v. St. Walburg 200
Notiz z. Gesch. d. Diözesanheiligen 95
Novara, Emiliano da s. Emiliano da Novara
Novena der Bedrängten 82

Die Oberpfalz 236
Officium 21, 48, 50, 53, 201, 234
Der Ordelbach 89
Ott, Georg 91

Pagi, Anton OFM 41
Pastoralblatt f. d. Bistum Eichstätt 93, 95, 98, 99, 100, 102, 106, 107, 108, 109, 111, 112, 113, 120, 121, 125, 126, 129, 131, 134, 135, 138, 140
Patrologia cursus compl. Ser. Lat. 90
Pez, Bernhard 33, 38
Pfaff, Christoph Matthaeus 60
Pfarr- u. Klosterkirche S. Walburg 108
Philippus ep. Eyst 9, 10, 17, 39, 46
Popp, Thomas David 83
Potthast, August 153
Preces recitandae . . . 124
Der Prediger u. Katechet 192
Proprium festorum Dioec. Eyst. 63
Puchner, Karl 191

Rader, Matthaeus SJ 14, 29, 79
Räß, Andreas 74, 92
Rahner, Karl 231
Ranbeck, Aegidius 21a
Rassler, Maximilian SJ 29, 31
Rathgeber, Alphons Maria 225
Real-Encyclopädie f. protestant. Theologie u. Kirche 139
Réau, Louis 226
Reform d. Klosters St. Walburg 140
Reichmayer, Johann Ev. OSB 68, 73
Reismüller, Georg 15
Religion in Gesch. u. Gegenwart 190
Ribadeneira, Petrus SJ 26, 31
Ried, Karl 204
Riefenstahl, Helma 186
Riezler, Sigmund 154
Rinck, Günther 236
Rochholz, Ernst Ludwig 118
Romstöck, Franz Sales 175
Rosenberger, Ludwig 215
Rühle, Oskar 190
Ruf, Helga 232
Ruhrwort 257

Saecularfeier d. hl. Walburga 134
Sagenbuch d. Bayer. Lande 89
Saint Walburga 114, 160
Sainte-Walburge à Liège 250
Salzburger Kirchenblatt 116
Sammelblatt d. Hist. Vereins Eichstätt 141, 142, 143, 148, 150, 175, 176, 185, 205
Eine Sammlung v. Walburgis-kästchen 202
Sanct Walburgischer Oel- u. Calvari-Berg 58
Sancta Walburga 115, 201
St. Walburg 86, 146
S. Walburga 193, 234, 248, 260
St. Walburga-Büchlein 162
St. Walburgis-Ablaß 131
St. Walburgs-Pfarrbrief 253
Sankt Wiborada 206, 207
Sankt Willibaldsbote 223, 224, 227
Sax, Julius 173, 174
Schachner, Christoph SJ 12
Schaffgotsche, Anton Ernst
s. Anton Ernst Graf Schaffgotsche Bischof von Brünn
Schaffner, Wolfgang Jacob 62
Schauerte, Franz 149
Schlecht, Joseph 141, 142, 150, 169
Schmid, Franz Anton SJ 87
Schneider, Augustin OSB 136
Schöppner, Alexander 89
Schütz, Lieselotte 245
Schwaiger, Georg 235
Seelenschatz Walburgae 64
Seiller, Bernhard OSB 177
Stamminger, Johann Baptist 137
Stengel, Georg 13
Stevartius, Petrus 9, 17
Stewart, Peter
s. Stevartius Petrus
Stolz, Alban 110
Studien u. Mitteilungen z. Gesch. d. Benediktiner-Ordens 172, 189
Surius, Laurentius 4, 5, 17, 19
Suttner, Josef Georg 93, 95, 100, 106, 108, 111, 113, 125, 126, 129, 135, 138

1000jährige Walburga-Feier 122

Une sainte missionaire 196

Velde, H. van de 97
Vesper zu Ehren d. hl. Walburga 261
Viaene, Antoon 230
Vinzenzbriefe 214, 241
Vita S. Walburgis 17, 153
Vitus Brunoviensis OFMCap 37
Vogel, Matthäus SJ 88, 96
Vogl, Johann Nikolaus 89
Vom Kloster Monheim . . . 246, 247

Wagner, Melchior OSB 45
Walburga, offen f. d. Anruf Gottes 262
Walburge, se 132
Walburgis-Blätter 170
Walburgischer Seelenschatz 54
Walburgis-Oel 116, 119, 167
Wallfahrtskirche d. hl. Walburga 217
Weis, Nikolaus 74, 92
Wetzer u. Welte's Kirchenlexikon 159
Wolfhard von Herrieden 6, 9, 17, 40, 44, 76, 90, 145, 252

Zähringer, Damasus 203, 207
Zedler, Johann Heinrich 55
Zeitschrift f. bayerische Kirchengeschichte 188
Zell, Karl 103
Zimmermann, Alfons M. 194, 212
Zum 900jährigen Jubiläum 204
Zusatz v. d. uhralten Wallfahrt 32

Denmädet erschein
Ergänzungsband 23

GESCHICHTE
DES BENEDIKTINISCHEN MÖNCHTUMS
IN UNGARN

von

J. Lajos Csóka OSB

417 Seiten Text und
20 Seiten Quellen und Literatur
Illustration

Demnächst erscheint
Ergänzungsband 23

GESCHICHTE DES BENEDIKTINISCHEN MÖNCHTUMS IN UNGARN

von
J. Lajos Csóka OSB

417 Seiten Text und
20 Seiten Quellen und Literatur
Illustration

STUDIEN

UND

MITTEILUNGEN

ZUR GESCHICHTE DES

BENEDIKTINER-ORDENS

UND SEINER ZWEIGE

HERAUSGEGEBEN VON DER BAYERISCHEN
BENEDIKTINERAKADEMIE

DER GANZEN REIHE BAND 98
JAHRGANG 1979
HEFT III—IV

1979
EOS VERLAG ERZABTEI ST. OTTILIEN

Demnächst erscheint
Ergänzungsband 23

GESCHICHTE
DES BENEDIKTINISCHEN MÖNCHTUMS
IN UNGARN

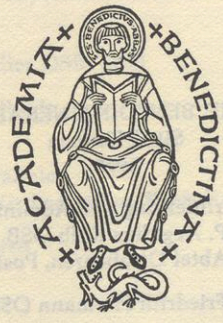
von
J. Lajos Csóka OSB

417 Seiten Text und
20 Seiten Quellen und Literatur
Illustration

STUDIEN
UND
MITTEILUNGEN
ZUR GESCHICHTE DES
BENEDIKTINER-ORDENS
UND SEINER ZWEIGE

HERAUSGEGEBEN VON DER BAYERISCHEN
BENEDIKTINERAKADEMIE

DER GANZEN REIHE BAND 90
JAHRGANG 1979
HEFT III–IV





1979
EOS VERLAG ERZABTEI ST. OTTILIEN

BAYERISCHE BENEDIKTINERAKADEMIE e. V.
Sitz München
1979

Hauptschriftleitung und Administration
P. Aegidius Kolb OSB
D-8942 Abtei Ottobeuren, Postf. 1140

Redaktion Österreich: P. DDr. Friedrich Hermann OSB, Salzburg, Erzabtei St. Peter

Redaktion Schweiz: P. Kuno Bugmann OSB, Stift Einsiedeln

Herstellung: Buchdrucklehrwerkstätte Birkeneck

In Kommission:
E O S Verlag Erzabtei St. Ottilien D-8917

INHALT

KLAUS GANZER, WÜRZBURG
Benediktineräbte auf dem Konzil von Trient 151

CHRISTINE RESSMANN, WIEN
Das Benediktinerstift Göttweig und seine Voraussetzungen in der Klosterbaukunst des 17. und 18. Jahrhunderts 214

HERMANN FISCHER und THEODOR WOHNHAAS, ERLANGEN
Organa Benedictina Bavarico-Suevica 315

HUGO ROKYTA, PRAG/SALZBURG
P. Paulus Johann Baptist Rath OSB aus Seitenstetten (1807—1887) 356

URSMAR ENGELMANN OSB, BEURON
Zur Aufhebung der Abtei St. Peter i. Schw. im Jahre 1806 420

CORBINIAN GINDELE OSB, BEURON
Columban verzichtet auf seinen Meßpriester Gallus 438

Regelname — Regelstadien 446

HUBERT HOUBEN, FREIBURG/BR.
Zu den Mönchslisten des Klosters Mattsee aus der Karolingerzeit 449

BEDA MENZEL OSB, ROHR
Schicksale der Abtei Braunau in Rohr unter der Regierung des Abtes Dr. Dominik Prokop 1926—1969 und deren Auswirkungen 458

STEPHAN SCHALLER OSB, ETTAL
Ampferang — Studien zur Gründungsgeschichte Ettals 499

ZUR CHRONIK DES ORDENS

Stephan Schaller OSB, Ettal
Das Arbeitsjahr 1978/79 der Bayerischen Benediktinerakademie 507

Vestigia Patrum
Ein Bericht von Stephan Schaller OSB, Ettal 510

Gerhard Voss OSB, Niederaltaich
Der Einheit verpflichtet 517

Bonifaz Pfister OSB, Niederaltaich
Die Abtei Maria Frieden in Kirchschletten, Kreis Bamberg 518

Anselm Wimmer OSB, Metten
Doppeljubiläum in Metten 521

In memoriam
Hildebrand Dussler OSB, Ettal 523
Willibrord Neumüller OSB, Kremsmünster 525
Abt Wenzel Johannes Pokorny von Raigern (1894—1979) 527

LITERARISCHE UMSCHAU 530

INHALT

Benediktineräbte auf dem Konzil von Trient

Von Klaus Ganzer – Würzburg

Bekanntlich hatten sich seit dem hohen Mittelalter bestimmte theologische Schulen oder Richtungen herausgebildet, die aufs engste mit der Entwicklung der Bettelorden verknüpft waren. So gab es die dominikanische, die franziskanische, die augustinische Richtung[1]. Bei den Benediktinern dagegen hatte sich, bedingt durch die geschichtliche Entwicklung sowie die innere und äußere Struktur dieses Mönchtums, keine derartige geschlossene Schulbildung vollziehen können.

Auf dem Konzil von Trient waren die theologischen Schulen der Bettelorden durch zahlreiche und bedeutende Persönlichkeiten vertreten. Oft genug haben ihre theologischen Eigenarten und Gegensätze das Konzilsgeschehen nachhaltig bestimmt[2]. Demgegenüber nimmt sich das benediktinische Element bescheiden aus.

In dieser Studie sollen die Beiträge der Benediktineräbte zum Konzilsgeschehen dargestellt werden. Bischöfe die ursprünglich dem Benediktinerorden angehörten, wie der Bischof von Isola, Honoratus Fascitelli, der in Montecassino Mönch gewesen war und als Bischof an der dritten Sitzungsperiode des Konzils teilnahm[3], oder der Franzose Tristandus de Bizet, Bischof von Saintes, der vordem Abt des Benediktinerklosters S. Nicolaus de Bosco in der Diözese Laon gewesen und ebenfalls als Bischof während der dritten Sitzungsperiode in Trient war[4] oder der Würzburger Weihbischof Georg Flach, ursprünglich Benediktiner in Lorch, der während der zweiten Tagungsperiode in Trient weilte[5], bleiben unberücksichtigt.

I. Die erste Tagungsperiode 1545/47

Bereits bei der Einberufung eines Konzils nach Mantua (2. Juni 1536)[6] und bei der ersten Ladung nach Trient (22. Mai 1542)[7] waren neben den Patriarchen, Erzbischöfen und Bischöfen auch die Äbte aufgefordert worden, am Konzil teilzunehmen. Bei der endgültigen Berufung des Konzils nach Trient (30. November 1544) wurden in gleicher Weise die Äbte ohne irgendeine

1) Vgl. ganz allgemein: M. Grabmann, Die Geschichte der katholischen Theologie seit dem Ausgang der Väterzeit, Darmstadt² 1961, 47 ff.
2) Vgl. allgemein: H. Jedin, Geschichte des Konzils von Trient I²—IV, Freiburg 1951—1975.
3) Vgl. zu ihm: Paolo Cherubelli, Il Contributo degli ordini religiosi al Concilio di Trento, Firenze 1946, 331—346.
4) Vgl. CT IX Index.
5) Vgl. zu ihm: N. Reininger, Die Weihbischöfe von Würzburg, in: Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg 18 (1865) 159—170; H. Jedin, Die deutschen Teilnehmer am Trienter Konzil, in: Theolog. Quartalschrift 122 (1941) 250.
6) Concilium Tridentinum, (künftig CT) hg. von der Görresgesellschaft, Freiburg/Br. 1901 ff., IV 3 f.
7) CT IV 230.

Einschränkung zur Teilnahme am Konzil geladen[8]. Es leisteten allerdings nur Vertreter der italienischen Reformkongregation von S. Justina, die seit dem Anschluß des Mutterklosters Montecassino an die Reform im Jahre 1505 zunehmend den Namen Cassinesische Kongregation erhalten hatte[9], Folge. Die Kongregation versammelte sich nach der Einberufung des Konzils im Kloster S. Benedetto in Mantua und wählte drei Äbte aus, die die Gesamtkongregation auf dem Konzil vertreten sollten[10].

Es waren dies Luciano degli Ottoni, Abt von S. Maria in Pomposa bei Ferrara, Isidor Chiari (Clarius), Abt von S. Maria in Cesena und Chrysostomus Calvini, Abt von SS. Trinitas in Gaeta[11]. Luciano degli Ottoni[12] stammte aus Brescia und hatte, ehe er Abt von Pomposa wurde, in dem nahe Mantua gelegenen Kloster San Benedetto in Polirone gelebt. Mit einer Schrift: Annotationes in D. Joannis Chrysostomi in Apostoli Pauli epistolam ad Romanos commentaria, die 1538 in Brescia veröffentlicht wurde, heute jedoch nicht mehr bekannt ist, erregte er Anstoß. Sie kam auf den Index Pauls IV. der verbotenen Bücher[13]. Luciano war ein Freund des Kardinals Cortese sowie des Abtes Isidor Chiari[14]. Der letztere, der mit seinem bürgerlichen Namen Thaddaeus Cucchi hieß[15], stammte ebenfalls aus Brescia, wo er 1495 gebo-

---

8) CT IV 387: ... tam venerabiles fratres nostros patriarchas, archiepiscopos et episcopos quam dilectos filios abbates ... Vgl. zur Konzilseinberufung: Jedin, Geschichte I 404 ff.

9) Vgl. zu der Kongregation: Ph. Schmitz, Geschichte des Benediktinerordens, Einsiedeln 1947—1960, III 151—166; T. Leccisotti, La Congregazione Benedettina di S. Giustina e la Riforma della Chiesa al secolo XV, in: Archivio della R. Deputazione romana di Storia patria 66 (1943) 451—469.

10) CT I 206 f.; CT X 123.

11) Ebd. Vgl. H. O. Evennett, Three Benedictine Abbots at the Council of Trent 1545—1547, in: Studia Monastica 1 (1959) 343—377.

12) Vgl. zu ihm: CT I 206 Anm. 8. M. Armellini, Bibliotheca Benedictino — Casinensis sive Scriptorum Casinensis Congregationis alias S. Justinae Patavinae II, Assisii 1732, 78.

13) Fr. H. Reusch, Die Indices Librorum prohibitorum des 16. Jahrhunderts, Tübingen 1886, 194. Vgl. ders., Der Index der verbotenen Bücher I, Bonn 1883, 400. Auch auf dem sogen. Trienter Index Pius' IV. von 1564 ist Lucianos Schrift zu finden: Reusch, Die Indices Librorum prohibitorum 270. Infolge der Unterdrückung des Buches konnte es bereits im 18. Jahrhundert nicht mehr aufgefunden werden. Vgl. Reusch, Der Index der verbotenen Bücher I 400.

14) Vgl. CT I 206 Anm. 8.

15) Vgl. zu ihm: CT I 207 Anm. 1; M. Ziegelbauer, Historia Rei litterariae Ordinis S. Benedicti, Augustae Vind. et Herbipoli 1754, III 344—348; G. J. Gussago, Bibliotheca Clarense II, Chiari 1822, 5—95. Gussago läßt ihn „verso l'anno 1497" (S. 7) geboren sein. Armellini, Bibliotheca Benedictino — Casinensis II 49—58; ders., Additiones et Correctiones Bibliothecae Benedictino — Casinensis, Fulginei 1735, 64 f.; ders., Catalogi tres episcoporum, reformatorum et virorum sanctitate illustrium e congregatione Casinensi alias S. Justinae Patavinae, Assisii 1733, 32—34; F. Lauchert, Die italienischen literarischen Gegner Luthers, Freiburg/Br. 1912, 443—451.

ren worden sein soll. 1517 trat er in das Benediktinerkloster S. Johannes in Parma ein. Isidor besaß eine ausgezeichnete humanistische Bildung; er beherrschte neben der lateinischen auch die griechische und die hebräische Sprache. Zahlreich sind seine schriftstellerischen Werke[16], vor allem bibeltheologischer Art, darunter auch eine Neuausgabe der Vulgata, die allerdings Anstoß erregte und auf den Index der verbotenen Bücher gesetzt wurde[17]. Er griff auch in die Kontroverse mit den Protestanten ein in seiner Schrift: Ad eos, qui a communi ecclesiae sententia discessere, adhortatio ad concordiam, Mailand 1540. Allerdings wurde das Werk als zu nachgiebig und verschwommen angesehen[18]. Die Adhortatio entstand, als Isidor 1536/37 als Begleiter des von Papst Paul III. zum Mitglied einer Reformkommission berufenen Abtes Gregorio Cortese in Rom weilte. Isidor wurde Prior in S. Petrus in Modena, danach Abt von S. Jakob in Pontida, Diözese Bergamo, und übernahm später die Leitung des Klosters S. Maria in Cesena. Am 24. Januar 1547 wurde er von Paul III. zum Bischof von Foligno ernannt[19]. Er wirkte hier bis zu seinem Tod im Jahre 1555.

Chrysostomus Calvini[20] war Calabrese aus S. Gemiliano. Im Jahre 1530 nahm er den Mönchshabit. Auch er war humanistisch gebildet, der lateinischen, griechischen und hebräischen Sprache kundig. Nach seinem Aufenthalt auf dem Trienter Konzil wurde ihm die Reform des Klosters Meleda (Adria-Insel) anvertraut. Im November 1564 erhielt Chrysostomus schließlich das Erzbistum Ragusa[21], das er bis zu seinem Tod im Februar 1575 innehatte.

---

16) Vgl. Ziegelbauer a. a. O., 345—348.

17) Vgl. Reusch, Die Indices Librorum prohibitorum 205; ders., Der Index der verbotenen Bücher I 266. Isidor hatte den Vulgata-Text z. T. geändert und Anmerkungen beigegeben, die teilweise von dem Protestanten Sebastian Münster stammten. In dem sogen. Trienter Index wird die Bibel Isidors freigegeben, unter der Bedingung, daß der Prolog und die Prolegomena daraus entfernt würden. Allerdings dürfte die Ausgabe nicht als Vulgata bezeichnet werden. Vgl. Reusch, Die Indices Librorum prohibitorum 248; ders., Der Index der verbotenen Bücher I 266. Vgl. auch: F. Kaulen, Geschichte der Vulgata, Mainz 1868, 333—336. Vgl. auch die Kritik von Richard Simon: Richard Simon, Histoire critique des versions du Nouveau Testament, cap. 11, Rotterdam 1690, 144—146; ders. Historia critica commentatorum praecipuorum Veteris et Novi Testamenti, übers. von C. C. Rühlen, 2. Teil cap. 39, Goßlar 1713, 392.

18) Vgl. Lauchert, Die italienischen literarischen Gegner Luthers 445—451; ders., Der italienische Benediktiner Isidorus Clarius und seine Schrift für den religiösen Frieden, in: Studien und Mitteilungen aus dem Benediktiner- und dem Cistercienserorden 29 (1908) 611—620.

19) Van Gulik-Eubel III² 199.

20) Vgl. zu ihm CT I 207 Anm. 2. Armellini, Bibliotheca Casinensis I 117—119; ders., Additiones 31; ders., Catalogi tres episcoporum 13—15; ders., Catalogus monachorum congregationis Casinensis, qui alias monachorum congregationes vel monasteria reformarunt, Assisii 1733, 5.

21) Van Gulik-Eubel III² 281.

Die drei Äbte kamen am 19. Juni 1545 in Trient an[22], doch scheinen sie in den folgenden Monaten, als sich die Konzilseröffnung verzögerte, Trient nochmals verlassen zu haben[23]. Am 12. Dezember 1545 erwähnt sie Seripando als Teilnehmer einer vorbereitenden Kongregation, die im Haus der Legaten stattfand[24]. Allerdings war der Status der Äbte auf dem Konzil noch nicht völlig geklärt und führte zu Beginn der Verhandlungen zu grundsätzlichen Diskussionen. Es erhob sich nämlich die Frage, ob den Äbten und den Ordensgeneralen das volle Stimmrecht, d. h. also ein votum decisivum, einzuräumen sei, wie den Bischöfen. Während man sich über die Zulassung der Ordensgenerale mit beschließender Stimme rasch einigen konnte, regte sich gegen das votum decisivum der Äbte bei einer Reihe von Konzilsvätern zäher Widerstand. Dahinter steckte die Furcht, die Stellung der Bischöfe auf dem Konzil könnte beeinträchtigt werden. Der spanische Kardinal Pacheco, Bischof von Jaën, wies auf die große Zahl der Äbte hin, die bei uneingeschränkter Zulassung das Konzil überschwemmen könnten[25]. Demgegenüber wurde betont, man könne nicht Leute von der vollen Teilnahme am Konzil ausschließen, die der Papst eingeladen habe[26]. Aber gerade das war ein wunder Punkt, denn die Äbte und Ordensgenerale standen für manche in dem Geruch, als vom Papst besonders Begünstigte eine Gefahr für die Bischöfe zu bedeuten. Unter Hinweis auf das Privileg der Äbte, Mitra und Stab tragen zu dürfen, klagte der Bischof von Chioggia (Italien), Nachianti, diese Privilegien bedeuteten für alle Bischöfe eine Beschwernis, denn die Äbte maßten sich beinahe die ganze bischöfliche Jurisdiktion an. Man sei aber nicht nach Trient gekommen, um die äbtlichen Privilegien noch zu vermehren, sondern um sie einzuschränken[27]. Nach langem Hin und Her schlug der Legat Kardinal del Monte in der Generalkongregation vom 4. Januar 1546 folgende Lösung für die drei auf dem Konzil anwesenden Benediktineräbte vor: Sie sollten zugelassen werden, aber nicht nur als Äbte ihres Klosters, sondern als Vertreter der gesamten Kongregation von Montecassino; dabei sollte jedoch nicht jedem einzelnen das volle Stimmrecht zustehen; sie sollten vielmehr zusammen nur über eine einzige Stimme verfügen. Der Vorschlag wurde von der Mehrheit der Väter angenommen[28].

22) CT X 123.
23) CT X 287: Sono tornati li tre abbati della congregatione Casinense.
24) CT II 408.
25) Vgl. CT I 11, 362, 431, CT IV 541; CT X 293; Evennett, Three Benedictine Abbots 347—349; Jedin, Geschichte des Konzils von Trient II 14.
26) CT I 16.
27) CT I 16; CT IV 543—544.
28) CT I 16; CT IV 543—544; CT II 414. Vgl. auch CT I 373. In diesem Zusammenhang ist noch ein anderes Problem der Äbte zu erwähnen: Die Prälaten mit beschließendem Stimmrecht waren für die Zeit ihrer Teilnahme am Konzil von der Zahlung des Zehnten befreit. Den Ordensgeneralen wurde dieses Privileg allerdings verweigert. Die Cassineser Äbte machten eine Eingabe, in den Genuß der Vergünstigung zu kommen. Zum mindesten im Falle Lucianos scheint der Schritt von Erfolg gewesen zu sein. Vgl. CT I 512 mit Anm. 1, 587; Evennett, Three Benedictine Abbots 349 f.

Diesem Status entsprechend beteiligten sich die Äbte in der Folgezeit an den Arbeiten des Konzils.

Der erste theologische Komplex, den das Konzil behandelte, waren Fragen über den Kanon der Heiligen Schrift, das Sprachproblem der Schrift: Vulgata, Urtext, Übersetzungen in die Landessprachen sowie Inhalt und Umfang der Tradition als Glaubensquelle und schließlich das Verhältnis von Schrift und Tradition[29]. Wir besitzen nur allgemeine Stellungnahmen der Cassineser Äbte zu den anstehenden Fragen, d. h. es läßt sich den Konzilsakten nicht entnehmen, wer von den drei Äbten jeweils als Sprecher fungiert hat[30]. Am interessantesten ist die Stellungnahme der Äbte zum Verhältnis von Schrift und Tradition. Der Entwurf eines Konzilsdekrets vom 22. März 1546 erklärte, die geoffenbarte Glaubenswahrheit sei enthalten „partim ... in libris scriptis, partim sine scripto traditionibus"; daher nehme das Konzil sowohl die Bücher des Alten und Neuen Testaments als auch die Traditionen, die entweder von Christus oder vom Heiligen Geist ausgegangen und in ununterbrochener Sukzession in der katholischen Kirche weitergereicht worden seien und denen die gleiche ehrfurchtsvolle Anhänglichkeit wie der Heiligen Schrift gebühre (par pietatis debetur affectus), mit höchster Verehrung als heilig und kanonisch an[31]. In den folgenden Tagen wurde über diesen Text eifrig debattiert[32]. Da über einzelne Punkte tiefergehende Meinungsverschiedenheiten bestanden, vor allem über den Stellenwert der Tradition, erfolgte am 1. April eine Abstimmung über 14 „Dubia", die den Dekretentwurf betrafen[33]. Dabei sprachen sich die Cassineser Äbte zwar dafür aus, daß in dem Dekret erwähnt werde, es gebe in der Kirche Traditionen — traditiones esse —, doch meinten sie zusammen mit einer Minderheit (7 Stimmen), man solle nicht ausdrücklich hervorheben, diese Traditionen seien anzunehmen (recipiendas esse). Die Aussage des Dekretes, den Traditionen gebühre „par pietatis affectus" wie den Heiligen Schriften, lehnten die Äbte jedoch kategorisch ab. Sie teilten diese Stellungnahme nur noch mit dem General der Serviten. Der Großteil der Väter akzeptierte die Lehre, den Traditionen gebühre ein „par pietatis affectus", eine Minderheit (etwa ein Drittel) setzte sich für „similis pietatis affectus" oder einfach „reverentia" ein[34]. Allerdings stimmten die drei Äbte der endgültigen Fassung des Dekretes zu, die in der Sessio (4) des Konzils vom 8. April 1546 verkündet wurde und in der es von den Traditionen heißt, daß die Kirche sie „pari pietatis affectu ac reverentia suscipit et veneratur"[35].

---

29) Vgl. CT V 3—104; Jedin, Geschichte II 42—82.
30) Vgl. den kurzen Überblick bei Evennett, Three Benedictine Abbots 353 f.
31) CT V 31 f.
32) Vgl. CT V 32 ff.
33) CT V 41 ff.
34) Stellungnahme der Äbte: CT V 46. Zahlenverhältnisse der abgegebenen Voten: CT V 53.
35) Text: CT V 91. Stellungnahme der Äbte: CT V 71, 85.

Es wurde als eine Unzuträglichkeit angesehen, daß zahlreiche verschiedene lateinische Bibelausgaben in Umlauf waren, und man schlug daher vor, eine einheitliche, authentische Vulgataausgabe zu veranstalten, die im Unterricht, bei Disputationen und Predigten zu verwenden sei[36]. Die Äbte stimmten dem zu, forderten allerdings, daß diese Ausgabe vom hebräischen und griechischen Text her zu verbessern sei[37]. Darüber hinaus aber schlossen sich die Äbte einer Anregung des Kardinals Reginald Pole an, neben der authentischen lateinischen Ausgabe auch eine solche in hebräischer und griechischer Sprache zu veranstalten[38]. Bei diesem Votum schimmerte wohl besonders die Meinung des Bibelwissenschaftlers Isidor Chiari durch.

Schließlich sei noch eine Stellungnahme der Äbte im Zusammenhang mit diesem Fragenkomplex erwähnt. Die Äbte setzten sich dafür ein, daß die Drucker, die ohne Erlaubnis der kirchlichen Oberen Bibelausgaben und Erklärungen zu den hl. Texten herausgeben, nicht mit der Strafe der Exkommunikation belegt werden sollen, sondern mit Geldbußen, die dem Ankläger, dem Fiskus und den Armen zugute zu kommen hätten[39].

Bald danach kam es zu einem Zusammenstoß des Abtes Isidor mit dem Dominikanertheologen Domingo Soto, d. h. näherhin zu einem Zusammenstoß zwischen der theologischen Richtung des Benediktiners und der Scholastik des Dominikaners. Das Konzil suchte nach neuen Wegen, um die Glaubensverkündigung, vor allem in der Predigt, zu verbessern und das Bibelstudium, das als unabdingbare Voraussetzung für die Verkündigung angesehen wurde, zu intensivieren[40]. Die Bischöfe sollten daher aufgefordert werden, in den Kathedralen und anderen hervorragenden Kollegiatkirchen, in denen eine Theologenpräbende oder das Amt eines Scholasters bestand, diese Dienste zu beleben und darauf zu achten, daß die betreffenden Stelleninhaber die Hl. Schrift in gebührender Weise auslegten. Auch in den Klöstern der Mönche und der Bettelorden, in denen Studien betrieben würden, möge man — so der Entwurf — derartige Lektorate der Hl. Schrift einrichten[41]. Während der entsprechende Dekretentwurf debattiert wurde, ergriff Isidor Chiari im Namen der Äbte in der Generalkongregation vom 20. Mai 1546 das Wort. Er lobte die Intention des Konzils, die Einrichtung von Lektoraten der Hl. Schrift zu betreiben. Es sei eine alte Tradition, so betonte Isidor unter Hinweis auf zahlreiche ältere historische und neuere Beispiele, daß sich die Mönche in besonderer Weise dem Studium der Hl. Schrift widmeten. Daher könne er bezeugen, daß keine Mönchsregel dieses Schriftstudium verbiete. Der Abt bat daher, das Dekret möge ausdrücklich alle Mönchsorden zur Einrichtung von Bibelvorlesungen verpflichten, doch sollten andererseits alle

36) Vgl. CT V 29.
37) CT V 63.
38) CT V 66. Poles Äußerung: CT V 65.
39) CT V 63 f.
40) Vgl. zum Ganzen: Jedin, Geschichte II 83—103.
41) Entwurf des Dekretes: CT V 125—127.

haarspalterischen Spitzfindigkeiten der Scholastiker verbannt werden (reiectis cavillosis scolasticorum cavillationibus). Scholastische Vorlesungen, so fuhr der Abt fort, führten meistens zu Zwietracht und müßten daher von den Mönchen ferngehalten werden[42]. Das bedeutete für den Dominikaner eine harte Herausforderung. Domingo Soto erhob sich sogleich zu einer scharfen Replik. Es gibt, so argumentierte der Dominikaner, gewisse Orden, die nur dazu eingerichtet sind, sich ausschließlich der Meditation und dem Gebet für das christliche Volk zu widmen. Diese Mönche aber mit Vorlesungen über die Heilige Schrift zu belasten, bedeute nichts anderes, als sie von ihrer Hauptaufgabe abzuziehen und auf einen anderen Weg zu weisen. Es habe viele und bedeutende Mönche gegeben, die keinerlei literarische Bildung besessen hätten. Niemand, meint Soto, komme doch auf den Gedanken, bei den Kartäusern das Schriftstudium einführen zu wollen, es sei denn, er hege die Absicht, deren ganze monastische Grundlagen zu untergraben. Die Kartäuser seien doch derart mit Gebet und Meditation beschäftigt, daß sie keine Stunde entbehren könnten. Daher, so plädiert Soto, solle man die Vorlesungen über die Heilige Schrift den Mendikantenorden überlassen, deren genuine Aufgabe es sei, durch Predigt und andere Dienste den Christgläubigen zu dienen. Was den Primat betraf, den das Konzil dem Schriftstudium beimessen wollte, so warnte Soto, dies dürfe nicht dazu führen, daß die Ordensleute künftig das Studium der Scholastik gänzlich vernachlässigten. Eine Vernachlässigung der Scholastik würde nämlich nach Soto bedeuten, auf das beste Mittel zur Interpretation der Hl. Schrift und auf die wirksamste Waffe gegen die Häretiker zu verzichten, was gerade den Protestanten den größten Nutzen bringen würde[43].

Die durch das Wortgefecht der beiden aufgeflammte Kontroverse für und wider die Scholastik spaltete auch die folgenden Diskussionsredner in zwei Lager. Isidor fand in seinem Angriff auf die Scholastik von verschiedenen Konzilsvätern tatkräftige Unterstützung, andere freilich pflichteten der Hochschätzung dieser Theologie durch den Dominikaner bei. Es waren allerdings nur wenige, die die Mönche vom Studium der Hl. Schrift völlig ausgeschlossen wissen wollten[44]. Massarelli, der Konzilssekretär, notierte über diese Debatte in seinem Tagebuch: „nulla congregatio hactenus facta fuerit huic in doctrina et gravitate similis"[45] – die Auseinandersetzung hatte Niveau.

In der endgültigen Fassung des Dekretes über das Schriftstudium und die Predigt wurde folgende Bestimmung getroffen: „In monasteriis quoque monachorum ubi commode fieri queat, etiam lectio sacrae scripturae habeatur . . ."[46] Die Strenge, mit der Isidor den Mönchen das Bibelstudium vom Konzil vorgeschrieben wissen wollte, fand also im endgültigen Dekret keine Berücksichtigung. Das Anliegen des Bibelstudiums war jedoch gewahrt.

---

42) CT I 60; vgl. auch CT V 149; Evennett, Three Benedictine Abbots 354–356.
43) CT I 60; vgl. CT V 150.
44) Vgl. CT V 150–152; CT I 61.
45) CT I 549.
46) CT V 242. Vgl. auch CT V 155, 232.

An der Debatte um das Erbsündendekret nahmen die Äbte den überlieferten Quellen zufolge keinen herausragenden Anteil[47]. Während der Aussprache machte der spanische Kardinal Pacheco den Vorschlag, in das Dekret die Aussage aufzunehmen, die Gottesmutter Maria sei ohne Erbsünde empfangen worden[48]. Die Lehre der Immaculata conceptio war seit dem Hochmittelalter ein Streitpunkt zwischen den Theologenschulen der Dominikaner und Franziskaner, wobei die ersteren die Lehre ablehnten[49]. Die Äbte plädierten in ihren Diskussionsbeiträgen vom 8. und 14. Juni 1546 dafür, über die Immaculata conceptio im Erbsündendekret des Konzils nichts auszusagen, vielmehr die ganze Frage mit Schweigen zu übergehen[50]. Dies war auch die Meinung der Mehrzahl der Konzilsväter[51]; sie fand in der Schlußfassung des Dekrets ihren Niederschlag[52].

Während an der vierten Session vom 8. April 1546, in der das Dekret über Schrift und Tradition verabschiedet worden war, alle drei Äbte teilgenommen hatten[53], werden für die fünfte Session, die am 17. Juni 1546 die Dekrete über die Erbsünde und die Predigt feierlich verkündete, nur Isidor Chiari und Chrysostomus Calini unter den Anwesenden genannt[54]. Luciano war demnach vorübergehend von Trient abwesend.

Bei den langwierigen und z. T. sehr kontroversen Debatten um die Formulierung der katholischen Rechtfertigungslehre[55] traten die Benediktineräbte mehrmals mit ausführlichen Stellungnahmen hervor.

Bei der Generaldebatte, die Anfang Juli 1546 begann[56], ging es zunächst um den ersten Status der Rechtfertigung, d. h. um die Bekehrung der Ungläubigen zum Glauben. In der Generalkongregation vom 13. Juli 1546 ergriff Isidor im Namen der drei Äbte das Wort[57]. In einer längeren Einleitung beklagt Isidor, es sei der Wille Christi gewesen, daß auch Kinder und einfache Frauen und nicht nur gelehrte Männer die Rechtfertigung verstünden, nun aber sei das ganze Problem so kompliziert geworden, daß die größten Leuchten der Christenheit es kaum zu lösen vermöchten. Für Isidor steht

---

47) Vgl. CT V 176, 194, 203, 222. Evennett, Three Benedictine Abbots 356. Zur ganzen Debatte vgl. Jedin, Geschichte II 104—138.
48) CT V 199.
49) Vgl. dazu Jedin, Geschichte II 117 mit Anm. 15, 469. Dort auch weitere Literaturangaben.
50) CT V 203, 222.
51) CT V 235 f.
52) Vgl. CT V 238—240.
53) CT V 102.
54) CT V 255.
55) Vgl. zum ganzen Komplex: Jedin, Geschichte II 139—164, 201—268.
56) Vgl. CT V 286 ff.
57) CT V 331 f. Der volle Wortlaut des Votums, der sich nicht in den offiziellen Konzilsakten befindet, ist abgedruckt bei J. Hefner, Voten vom Trienter Konzil, Würzburg 1912, 7—15. Vgl. dazu: St. Ehses, Zwei Trienter Konzilsvota (Seripando und Salmeron). 1546 — Isidorus Clarius, in: Römische Quartalschrift 27 (1913) 25x—28x.

es außer Zweifel, daß die Verdienste Christi den Menschen rechtfertigen. Die Verdienste Christi aber werden für die Rechtfertigung wirksam:

1. durch den Glauben und
2. durch die Taufe.

Der Glaube ist jedoch für Isidor immer ein Glaube, der durch die Werke lebendig ist. Der christliche Glaube, so wird Isidor nicht müde in seinem Votum zu betonen, kann niemals die guten Werke entbehren; die guten Werke sind von der rechtfertigenden Gnade nicht zu trennen. Denn bei der Rechtfertigung zerstört Gott nicht das, was in uns ist, sondern er stärkt es und bringt es zu größerer Wirksamkeit. Der Mensch ist als einziges Geschöpf nicht nur nach dem Zeugnis der Hl. Schrift, sondern auch nach den Aussagen der Philosophen und Dichter, mit der Gabe des freien Willens ausgestattet; daher muß er der Gnade Gottes mit diesem freien Willen zustimmen. Isidor fragt sodann, worin denn die Rechtfertigung bestehe und gibt folgende Definition: „iustificatio sit innovatio interioris hominis, dum ei per fidem in Christum remittuntur peccata et charitas Dei in cor illius per spiritum sanctum effunditur."[58] Der Abt veranschaulicht seine Auffassung von der Rechtfertigung mit dem Bild vom Blut. In Lev. 17,14 werde den Israeliten der Genuß des Blutes verboten, da die Seele, d. h. das Leben des Menschen im Blute sei. Das Blut aber, so führt der Abt aus, braucht zur Erfüllung seiner Aufgaben den Körper, die Glieder, die Venen. In gleicher Weise hat der Glaube, um lebendig sein zu können, die guten Werke, die Tugenden des Menschen nötig. Wie es aber im eigentlichen Sinn die Seele ist (anima), die durch das Blut dem Körper Leben gibt, so ist es im eigentlichen Sinn die Gnade Gottes, die durch den Glauben den Menschen rechtfertigt. Den Lutheranern hält Isidor entgegen, der Mensch werde weder durch den Glauben noch durch die Liebe gerechtfertigt, sondern durch die Gerechtigkeit Gottes, die uns in Christus geschenkt sei. Diese Gerechtigkeit Gottes aber werde sowohl durch den Glauben als auch durch die Liebe ergriffen. In Matth. 9,22 heiße es: „Fides tua te salvam fecit"; in Luc. 7,47 jedoch: „remittuntur ei peccata multa, quoniam dilexit multum." Der Abt weist dann darauf hin, Paulus habe in seinen Briefen an die Römer und die Galater mit seiner Ablehnung der Werke die Juden mit ihrer Gesetzesauffassung im Auge, nicht aber die guten Taten der Christen. Daher sei es auch unsinnig, so betont Isidor abschließend, Paulus und den Jacobusbrief gegeneinander auszuspielen, denn weder schließe Jacobus den Glauben aus, noch Paulus die guten Werke.

Am 22. Juli 1546 nahm Isidor noch einmal zur Rechtfertigung Stellung, diesmal zum Fragenkomplex des zweiten und dritten Status der Rechtfertigung. Dabei ging es darum, ob und wie der Gerechtfertigte seine Gerechtigkeit bewahren und wie er sie nach erneuter Sünde wiedererlangen könne[59]. Für Isidor ist der Gerechtfertigte fähig und auch verpflichtet, seine einmal erlangte Gerechtigkeit zu bewahren. Mit zahlreichen Bibelstellen sucht der

58) Hefner, Voten 12.
59) Summarium: CT V 368; voller Wortlaut des Votums: Hefner, Voten 16—21.

Abt seine Anschauung zu untermauern. So nennt er, um nur zwei Beispiele zu nennen: Apoc. 3,11: „Tene quod habes, ut nemo accipiat coronam tuam" oder 2 Kor. 6,1: „Obsecro vos, ne in vacuum gratiam Dei accipiatis." Der Mensch aber kann, so betont Isidor mit der Hl. Schrift, die Gerechtigkeit nicht aus eigener Kraft bewahren. In erster Linie ist die Gnade Gottes notwendig, um das zu vollbringen, sodann aber auch das Bemühen des Menschen, sich von der Sünde zu enthalten und gute Werke zu üben. Was schließlich den dritten Status betrifft, so kann für Isidor der Gerechtfertigte nach erneuter Sünde die Gerechtigkeit wiedererlangen. Die meisten Schritte, die zur ersten Rechtfertigung geführt haben, müssen auch bei deren Wiedererlangung vollzogen werden, so betont der Abt. Der Glaube bleibe zwar vorhanden, doch sei er unwirksam, solange der Mensch in der Sünde verharre. Im Unterschied zur ersten Rechtfertigung könne allerdings die Taufe nicht wiederholt werden; sie sei ein einmaliger Geburtsvorgang. Doch erlange der Mensch die neue Gerechtigkeit durch die Buße, die wie eine Medizin öfter gebraucht werden könne. Zum Schluß spricht Isidor unter Hinweis auf ein Basiliuszitat die Überzeugung aus, der Mensch könne sicher sein, daß ihm seine Sünden vergeben seien, wenn er diese aufrichtig verabscheue.

Nachdem einige Wochen allgemein über die Grundprinzipien katholischer Rechtfertigungslehre debattiert worden war, ließen die Legaten einen Entwurf für ein Konzilsdekret fertigen. Dieser wurde am 24. Juli 1546 den Konzilsväter vorgelegt[60]. Am 13. August erklärten sich die Benediktineräbte grundsätzlich mit dem Entwurf einverstanden, fügten jedoch hinzu, sie würden etwaige Anstände zu gegebener Zeit vorbringen[61]. Im Konzilsprotokoll vom 17. August ist vermerkt, die Äbte hätten auf ihre Bemerkungen verwiesen, die sie schriftlich den Konzilspräsidenten übergeben hätten[62]. Der vorliegende Entwurf eines Rechtfertigungsdekretes forderte jedoch den heftigen Widerspruch zahlreicher Konzilsväter heraus, so daß es sich bald als notwendig erwies, eine Neubearbeitung anzufertigen[63]. Während diese Neuformulierung im Gange war, legte das Präsidium in einer Generalkongregation am 28. August den Vätern die Frage vor, ob es nach ihrer Meinung genüge, die lutherische Lehre von der Glaubensgewißheit der persönlichen Rechtfertigung zu verurteilen, oder ob ausführlich über das ganze Problem der Gewißheit des Gnadenstandes diskutiert werden solle[64]. Unter den Vätern, die sich für eine ausführliche Diskussion der Frage aussprachen, befand sich auch Abt Luciano[65]. Am 23. September 1546 legten die Legaten einen völlig neuen Entwurf des Rechtfertigungsdekretes vor, der in starkem Maße die Handschrift Seripandos trug[66]. In der Generalkongregation vom 7. Okto-

60) Text: CT V 384—391.
61) CT V 404.
62) CT V 409.
63) Vgl. Jedin, Geschichte II 163 f.
64) CT V 418.
65) CT V 418.
66) Vgl. Jedin, Geschichte II 201 ff. Text: CT V 420—427.

ber 1546 nahm Luciano degli Ottoni im Namen der drei Äbte zu dem Entwurf Stellung[67]. In minutiösen Einzelanalysen machte er zahlreiche Ausstellungen am vorliegenden Text und legte entsprechende Verbesserungen vor. Das eine Mal scheint ihm die Formulierung ungenau, das andere Mal mißverständlich; dann wieder stößt er sich an einer Zitation. Es würde zu sehr ins Einzelne gehen, alle seine Einwände hier zu nennen. Aber es waren nicht nur Formalia, die der Abt an dem Dekretentwurf auszusetzen hatte. Im 7. Kapitel des vorgelegten Textes sah er die Gefahr der Lehre von der doppelten Gerechtigkeit heraufziehen, falls der Text in der vorgelegten Formulierung belassen würde[68]. Im 10. Kapitel beanstandete er die Formulierung: „quocumque peccato mortali, quamvis non amittatur fides, iustificationis gratiam amitti." Für Luciano ist es undenkbar, daß der Mensch eine schwere Sünde begeht und dadurch die Rechtfertigungsgnade verliert, sein Glaube aber dabei unversehrt bleibt. Mit zahlreichen Bibelstellen — so zitiert er u. a. Johannes 16,8 f.: „Spiritus Sanctus cum venerit, arguet mundum de peccato, quia non crediderunt" — sucht er nachzuweisen, daß die schwere Sünde immer auch einen Glaubensverlust voraussetzt. Daher plädiert er für die Formulierung: „quocumque peccato mortali, quamvis non sine quadem infidelitate, gratiam iustificationis amitti."[69]

Im Anschluß daran nahm der Abt noch zum Problem der Glaubensgewißheit des Gnadenstandes Stellung[70]. Er umschreibt zunächst den Unterschied zwischen Glauben und Wissen. Beide können nicht gleichzeitig nebeneinander bestehen. Luciano legt sodann dar, daß der Mensch an etwas glauben kann, das nicht den Tatsachen entspricht, so wenn sich etwa der Pharisäer im Evangelium für gerecht hält, obwohl er es nicht ist, oder der Zöllner glaubt ein Sünder zu sein, in Wirklichkeit aber bereits die Rechtfertigung Gottes erhalten hat. (Luk. 18,11 ff.)

Die Christen sind nun nach Luciano, wenn anders sie gerechtfertigt werden wollen, gehalten, zu glauben, daß sie in der Taufe die Rechtfertigung erhalten und nach der Taufe in der Rechtfertigungsgnade stehen, sofern sie keine neue Sünde begehen. Je mehr sie aber dies glauben, desto größer ist ihre Rechtfertigungsgnade. Nun ist dieser Glaube stets einer Steigerung fähig. Welches aber das Minimum der Glaubensgewißheit ist, das zur Rechtfertigung verlangt wird, wagt Luciano nicht zu entscheiden, denn, so meint er, die einen könnten durch einen geringeren Glauben gerechtfertigt werden, die anderen durch einen größeren. Es genügt nach Luciano zu sagen: wir sind

---

67) CT V 473—476. Vgl. dazu auch: Evennett, Three Benedictine Abbots 360—362.
68) CT V 475; vgl. auch H. Jedin, Girolamo Seripando I, Würzburg 1937, 391.
69) CT V 476.
70) CT V 477—478. Die Überschrift lautet: Opinio abbatum de certitudine fidei in generali congregatione die 7. octobris 1546. Der Herausgeber der Akten meint, es sei möglich, daß sich die Bemerkung des Konzilsprotokolls vom 17. August 1546 (CT V 409): „Abbates remittunt se ad ea, quae dederunt in scriptis praesidentibus" auf die vorliegende Stellungnahme beziehen könnte. CT V 477 Anm. 1.

verpflichtet zu glauben, daß wir vor der Taufe der Rechtfertigung bedürfen und nach der Taufe gerechtfertigt sind und die Gnade Gottes besitzen. Das Wort „certa" möchte der Abt am liebsten gestrichen wissen, denn eine bestimmte Gewißheit ist für ihn mit dem Glauben immer verbunden. Was die Wiedererlangung der Rechtfertigung betrifft, so sind wir nach Luciano ebenfalls gehalten zu glauben, daß wir nach erfolgter Taufe und erneuter Sünde durch Buße und Sakrament wiederum den früheren Gnadenstand erlangen. Allerdings scheint ihm auch hier kein generelles Maß des Glaubens nennbar zu sein. Ein sicheres Wissen um seine Rechtfertigung, seine Prädestination und sein ewiges Heil — so hebt der Abt am Schluß hervor — kann kein Mensch besitzen, es sei denn er habe eine persönliche Offenbarung Gottes darüber erhalten.

Das Votum Lucianos zeigt, daß er mit gewissen Modifikationen zu den Vertretern einer „Glaubensgewißheit" des Gnadenstandes gerechnet werden kann[71]. Nach eingehenden Debatten wurde in der zweiten Oktoberhälfte 1546 auf der Grundlage der Verbesserungsvorschläge der Väter der Entwurf des Rechtfertigungsdekretes erneut umgearbeitet und am 5. November 1546 als dritter Entwurf dem Konzilsplenum zur Beratung vorgelegt[72]. Zwischen dem 15. und 26. Oktober hatten sich die Theologen in eigenen Kongregationen eingehend mit den beiden Fragen der doppelten Gerechtigkeit (iustitia imputativa neben der iustitia infusa) und der Gnadengewißheit beschäftigt[73]. Die Problematik dieser Fragen sollte zusammen mit dem neuen Dekretentwurf von den Vätern diskutiert werden[74]. Am 23. November 1546 bestieg wiederum Luciano als Vertreter der drei Äbte das Rednerpult[75]. Im ganzen gefalle ihm das Dekret, begann der Abt, aber er habe einiges vorzubringen, um seinem Gewissen zu entsprechen, doch unterwerfe er sich in allem der heiligen Synode. Luciano machte, ähnlich wie in seinem Votum vom 7. Oktober, eine Reihe von Verbesserungsvorschlägen begrifflicher und sprachlicher Art. Aber er nahm auch inhaltlich gegen die Intention des Dekretes Stellung. Die Formulierung des Entwurfes „quamvis non amittatur fides, iustificationem amitti" (Kap. 15) lehnte er ab und betonte, durch die Sünde gehe der Glaube verloren; der Glaube könne nämlich nicht zusammen mit der Sünde vorhanden sein (fides non potest stare cum peccato). Er begründete seine Ansicht mit den Argumenten der Lutheraner, verzeichnet der Konzilssekretär Massarelli in den Akten.

Das war nun doch zuviel. Der Präsident Del Monte unterbrach Luciano und fragte ihn, was er in dieser Sache in Wahrheit persönlich denke. Luciano antwortete frank und frei, er glaube, daß der christliche Glaube im Sünder nicht weiterleben könne, daß vielmehr der Sünder den Glauben verliere (qui peccat, fidem amittit), da Glaube und Sünde nicht nebeneinander bestehen

71) Vgl. Jedin, Geschichte II 211.
72) Text: CT V 634—641. Vgl. Jedin, Geschichte II 238 ff.
73) CT V 523—633.
74) CT V 633.
75) CT V 659.

könnten. Der Abt schlug dann vor, der Vorlage folgenden Kanon einzufügen: „Si quis dixerit, fidem veram et Christianam posse stare cum peccatis: anathema sit." Aber nicht genug, Luciano griff auch noch das zweite heiße Eisen auf: Was die Gnadengewißheit betraf, so betonte er, sie könne in bestimmten Fällen mit einer „certitudo fidei" vorhanden sein. Man könne auch sagen, der Gerechtfertigte müsse glauben, er werde das ewige Leben erlangen, da Johannes sage: „Qui credit, vitam aeternam habebit" (Joh. 5,24). Wenn dies aber der Wahrheit entspreche, dann könne der Christ auch wissen, daß er zu den Auserwählten (praedestinati) gehöre, denn wenn er glaube, er werde sicher das ewige Leben erlangen, so glaube er auch, bei den Auserwählten zu sein. Der Abt erntete jedoch keine Zustimmung. Das Protokoll vermerkt an dieser Stelle: „Quod illico ab omnibus patribus uno ore acclamantibus est reprobatum." Luciano unterwarf sich am Schluß noch einmal dem Urteil des Konzils und erklärte sich bereit, das zu verwerfen, was abzulehnen sei.

Luciano, dem sein Votum vom 23. November den Vorwurf der Häresie einbrachte[76], trat am folgenden Tag vor die Versammlung des Konzils und nahm zu seinen Ausführungen vom Vortag Stellung[77]. Alles, was er gesagt habe, so bemerkte er, wolle er in katholischem Sinn verstanden wissen. Er unterwerfe sich dem Konzil und seinem Urteil. Was er über den Verlust des Glaubens beim Sünder gesagt habe, beziehe er nur auf die fides formata, nicht aber auf jeden Glauben. Die Argumente der Gegner habe er nur herangezogen, um die ganze Frage durchsichtiger zu machen, aber wegen der Unruhe, die während seiner Rede entstanden sei, habe er seine eigene Stellungnahme zu diesen Argumenten nicht vorbringen können. Seine Ausführungen über die Prädestination seien in dieser Form nicht seine eigene Meinung. Er hätte diese dargestellt, wenn ihm die Zeit dazu verblieben wäre; und auch die Argumente, die er für den Glauben an die eigene Prädestination vorgetragen habe, seien nicht seine eigenen, sondern die der Gegner gewesen. Zum Schluß betonte Luciano noch einmal, alles dem Urteil des Konzils unterwerfen zu wollen, und bat die Väter, ihn wie einen Sohn anzunehmen und ihm Verzeihung zu gewähren. Diese Stellungnahme kommt, wie Jedin mit Recht bemerkt, einem Widerruf gleich, denn „was in Frage stand, war die Koexistenz eines wahren, übernatürlichen, aber nicht mit der caritas verbundenen Glaubens mit der Sünde, und in dieser Frage hatte sich Luciano am 23. November eindeutig auf die Seite Luthers gestellt"[78]. Der ganze Vorgang entbehrte nicht der Peinlichkeit[79], wobei die Ehrlichkeit des Widerrufs nicht in Zweifel gezogen werden soll. Zu den Fragen der doppelten Gerechtigkeit und der Glaubensgewißheit der Rechtfertigung liegt uns auch eine Stellungnahme des Abtes Isidor vor, die uns einen Einblick in dessen theologisches Denken über diese Streitpunkte vermittelt. Im Jahre 1548 ließ

76) CT V 659: ... qui heri in voto suo notatus fuerat de haeresi ...
77) CT V 659–660.
78) Jedin, Geschichte II 245.
79) Vgl. Evennett, Three Benedictine Abbots 366.

Isidor in Venedig eine Schrift veröffentlichen mit dem Titel: „Isidori Clarii Episcopi Sententia de Iustificatione hominis in conventu Patrum Tridentini Concilii dicta." Neben den beiden Voten, die Isidor in den Generalkongregationen vom 13. und 22. Juli 1546 abgegeben hat[80], befindet sich in dem Buch auch ein längeres Stück mit der Überschrift „Sententia de imputatione iustitiae et certitudine gratiae ad patres concilii Tridentini." J. Hefner, der die Stellungnahme neben den genannten Voten veröffentlicht hat,[81] meint, das Votum Isidors sei an der Generalkongregation des 24. November oder 1. Dezember 1546 vorgetragen worden. Dagegen macht St. Ehses geltend, daß nirgendwo in den Akten des Konzils der geringste Anhaltspunkt dafür vorhanden sei, daß der Abt das Votum vorgetragen habe. Ehses bietet für das Stück folgende Erklärung: Für die Äbte durfte bekanntlich jeweils nur ein Vertreter eine Stellungnahme abgeben, da alle drei zusammen über eine Stimme verfügten[82]. Isidor hatte im Juli über die Rechtfertigung gesprochen. Da am 7. Oktober beim erneuten Durchgang Luciano, der Rangälteste der drei zu Wort gekommen war, bereitete sich, als im November eine neue Fassung des Rechtfertigungsdekretes vorgelegt wurde, Isidor für den Fall vor, daß diesmal ihm das Wort zufallen würde. Die Stellungnahme gab aber auch diesmal wieder Luciano ab. Isidor habe nun, so folgert Ehses, im Jahre 1548 sein unveröffentlichtes Votum im Druck herausgegeben, um seine Ansicht zu den beiden Punkten doch noch zur Kenntnis der Konzilsväter zu bringen[83]. Das Stück wurde daher von V. Schweitzer unter die Konzilstraktate aufgenommen und im Concilium Tridentinum XII erneut veröffentlicht[84].

Isidor lehnt eine doppelte Gerechtigkeit ab. Nach seiner Meinung ist es nicht notwendig, daß dem gerechtfertigten Menschen, der eine „nova creatura" geworden ist, noch zusätzlich die Gerechtigkeit Christi imputiert werden müsse. Mit zahlreichen Bibelzitaten sucht er seine Meinung zu unterbauen, um dann zusammenfassend festzustellen: „ei, qui semel iustificatus sit servaveritque iustificationem, novam meritorum Christi accessionem non esse necessariam, ut aeterna donetur salute."[85] Die falsche Imputation der Gerechtigkeit ist für ihn durch die Feinde des katholischen Glaubens eingebracht worden, um die Menschen in Irrtum zu führen. Isidor weist jedoch darauf hin, dies bedeute in keiner Weise, daß der Mensch auf sein eigenes Tun pochen könne. Die Gnade ist und bleibt Geschenk Gottes. In einem umfangreichen zweiten Teil behandelt Isidor sodann die Frage der Gnadengewißheit. Groß ist die Vielfalt der Meinungen unter den Theologen über diese Frage, so stellt der Abt zu Beginn fest, und zahlreich sind die begrifflichen Unterscheidungen, die man bei der certitudo eingeführt hat. Seine eigene Argumentationsweise geht, getreu seiner sonstigen Methode, fast aus-

80) Vgl. oben Anm. 57 und 59.
81) Voten vom Trienter Konzil 22—33.
82) Vgl. oben.
83) Ehses, Zwei Trienter Konzilsvota 25x—27x.
84) 715—722.
85) CT XII 717.

schließlich biblisch vor. Es gibt Leute, so stellt Isidor fest, die zwar ihren eigenen Neigungen nachgehen wollen, aber verlangen, man solle seines Heiles sicher sein. Unsere „coelestis philosophia" besteht, so betont der Abt, im Glauben. Das Wort „Wissen" sei in diesem Zusammenhang zu vermeiden. Es sei nun aber nicht einzusehen, warum einer nicht glauben und im Vertrauen festhalten (solida fide tenere) soll, daß er durch die Güte Gottes in dessen Freundschaft aufgenommen sei. Auf der anderen Seite aber weist Isidor unter Hinweis auf zahlreiche einschlägige Schriftstellen darauf hin, daß der Christ mit großem Ernst und tiefer Wachsamkeit auf die Bewahrung seines Heils bedacht sein müsse. Isidor sieht die Lösung des Problems in der „via regia", die darin bestehe, daß diejenigen, die Gott suchen, in reichem Maße die Möglichkeit des Vertrauens besäßen, auf der anderen Seite aber jene nichtige Haltung verworfen werde, die nicht so sehr Vertrauen als vielmehr Verwegenheit bedeute, da sie die Gnade Gottes in eine Gelegenheit zu fleischlichen Strebungen verkehre[86].

H. Jedin weist in der Frage der Gnadengewißheit beide Äbte, Isidor und Luciano, dem scotistischen Lager zu, wenn sie auch beide von einem verschiedenen Ausgangspunkt herkämen. Die Scotisten vertraten die Möglichkeit (nicht Notwendigkeit) einer aus dem Glauben stammenden Gewißheit über den Gnadenstand[87].

In der letzten Phase der Debatte um das Rechtfertigungsdekret wurden den Vätern am 3. Dezember 1546 neun Verbesserungsvorschläge vorgelegt — sie hatten sich aus den vorangegangenen Diskussionen ergeben—, um über sie Beschluß zu fassen[88]. Der sechste Vorschlag war nach der Vermutung Jedins aus den Einwänden Lucianos hervorgegangen. Er lautete: „An post 26. canonem sit addendus alius canon contra eos, qui negant, fidem informem manentem sine caritate esse Christianam"[89]. In der Tat richtet sich der Vorschlag gegen die Meinung, die der Abt in der Kongregation vom 23. November vorgetragen hatte. Am 6. Dezember nahm Luciano im Namen der Cassineser Äbte zu den Fragen Stellung. Luciano befürwortete, zusammen mit nur 19 anderen Konzilsvätern, die Einfügung eines eigenen Canons gegen diejenigen, die leugnen, daß die „fides informis manens sine caritate" ein christlicher Glaube sei, aber er plädierte für eine nähere Untersuchung: „sed distinguatur de fide informi et viva."[90] Die Frage, ob bei den notwendigen Dispositionen für die Rechtfertigung auch die Liebe (dilectio) eingefügt werden soll, ein Anliegen aus der scotistischen Schule, wurde von einer Minorität von 23 Vätern befürwortet, darunter auch von Luciano[91]. Der auf Grund der Verbesserungsvorschläge neu bearbeitete Dekretentwurf wurde vom 7. bis 17. Dezember noch einmal Punkt für Punkt in den Gene-

86) CT XII 721.
87) Jedin, Geschichte II 243.
88) Text: CT V 686 f. Vgl. Jedin, Geschichte II 246 ff.
89) CT V 687. Jedin, Geschichte 246. Vgl. auch Evennett, Three Benedictine Abbots 369.
90) CT V 690.
91) CT V 690. Vgl. Jedin, Geschichte II 247.

ralkongregationen durchgegangen[92]. Die Äbte nahmen dabei ebenfalls zu einigen Detailfragen Stellung[93]. Als am 17. Dezember die Frage zu entscheiden war, ob ein Artikel über die Gnadengewißheit in das Dekret aufgenommen werden oder, wie es der Präsident Del Monte vorschlug, weggelassen werden solle, um nicht durch zu lange Streitigkeiten den Abschluß des Dekretes zu verzögern[94], plädierte der Sprecher der Äbte dafür, keinen Artikel über die Lehre der Gnadengewißheit aufzunehmen, sondern lediglich die lutherische Anschauung zu verwerfen[95]. Sollte der Sprecher Luciano gewesen sein, so war diese Entscheidung wohl auch ein Nachwirken seiner früheren Äußerungen.

Nachdem die letzten Redaktionsarbeiten abgeschlossen waren, wurde das Rechtfertigungsdekret in der 6. Session des Konzils am 13. Januar 1547 verabschiedet[96]. Die Äbte Luciano und Chrysostomus waren anwesend und stimmten dem Dekret zu[97]. Isidor hatte Trient anscheinend bereits verlassen; er wurde am 24. Januar 1547 zum Bischof von Foligno ernannt[98]. Isidor nahm künftig an den Sitzungen des Konzils nicht mehr teil. Während der zweiten Trienter Tagungsperiode schrieb er an die Konzilsväter einen Brief, in dem er die Bischöfe eindringlich ermahnte, die Residenz in ihren Bistümern einzuhalten und dort ihre Seelsorgepflichten wahrzunehmen[98a].

Luciano war jedoch alles andere als mit dem Rechtfertigungsdekret zufrieden. Am 3. Januar 1547, als das Dekret kurz vor seinem Abschluß stand, schrieb er an den Herzog von Ferrara, er sei überzeugt, wenn das Rechtfertigungsdekret in der vorliegenden Form veröffentlicht werde, so werde man dies eines Tages bereuen, und er fügte hinzu: und wir werden vielleicht alle als Unfähige erscheinen[99]. Am 14. Januar 1547 schrieb er an denselben Herzog, das Dekret sei nun schließlich publiziert worden, und es sei ganz so ausgefallen, wie es die scholastischen Doktoren gewollt hätten[100].

In derselben Sessio vom 13. Januar wurde auch ein Dekret zur Abstimmung gestellt, das die Residenz der Bischöfe und anderen Seelsorger einschärfen sollte (Residenzdekret). Das Dekret fand jedoch — es war der erste derartige Fall auf dem Konzil — keine bedingungslose Mehrheit[101]. Bei den

---

92) CT V 691 ff. Vgl. Jedin, Geschichte II 247.
93) Vgl. CT V 692, 694, 695, 698, 707, 712, 720.
94) CT V 727.
95) CT V 728.
96) CT V 791 ff.
97) CT V 800, 819.
98) Van Gulik-Eubel III² 199. Vgl. auch den Brief Lucianos an den Herzog von Ferrara, in dem er die Ernennung Isidors berichtet und erwähnt, Isidor sei von den Kardinälen Pole, Cortese und Sadoleto protegiert worden. CT X 805 Anm. 3.
98a) Archivio Vaticano, Miscellanea II 80 f. 367r—369v.
99) CT X 776 Anm. 1.
100) CT X 877: fatto tutto nel modo, che hanno voluto li dottori Scolastici.
101) Text: CT V 802—804. Vgl. zur Behandlung der Residenzfrage: Jedin, Geschichte II 269—315.

vorangegangenen Debatten hatten sich die Äbte zurückgehalten. In der Generalkongregation vom 10. Januar 1547 hatte ihr Vertreter erklärt (der Name ist nicht genannt), da sie geringeren Ranges seien als die Bischöfe (inferiores episcopis), wollten sie keine Stellung nehmen; sie bäten aber die Bischöfe, um der Liebe Gottes willen die Residenz einzuhalten. Bei den Personen unterhalb der bischöflichen Würde, die zur Residenz angehalten werden sollen, möge man vor allem auch die Äbte nennen. Der Sprecher hatte überdies vorgeschlagen, die Hindernisse, die eine Residenz entschuldigen könnten, in den Dekrettext aufzunehmen[102]. Der Vorschlag fand allerdings keine Berücksichtigung[103].

Da das Residenzdekret der 6. Sessio nicht als angenommen und promulgiert galt, wurde die Problematik in den folgenden Wochen erneut aufgerollt. Erst am 25. Februar 1547 wurde dem Schwebezustand ein Ende gesetzt und das Dekret vom 13. Januar als gültig erklärt[104]. Luciano berichtete in einem Brief vom 19. Januar 1547 dem Herzog von Ferrara von den Gegensätzen, die wegen des Dekretes auf dem Konzil hervorgetreten waren, und er meinte, wenn das Residenzdekret in seiner Form vom 13. Januar mit all den schriftlichen Einwänden hinausginge, so bedeutete das wenig Ehre für dieses Dokument[105]. Bei den Debatten um die bischöfliche Residenz hatte bekanntlich die Frage eine wichtige Rolle gespielt, ob die Residenzpflicht göttlichen oder menschlichen Rechts sei[106]. Die kuriale Seite wehrte sich energisch gegen eine Erklärung des ius divinum. Abt Luciano gehörte — wenn er sich auch in den Debatten, wie erwähnt, nicht hervorgetan hat — zu den Vertretern des ius divinum der Residenz. In einem Brief an den Herzog von Ferrara vom 14. Januar 1547, in dem er ebenfalls die Gegensätze auf dem Konzil erwähnt, schreibt er, einige wollten, daß die Residenz der Prälaten mit Seelsorgeverpflichtung als göttlichen Rechtes erklärt werde, — und er fügte dann hinzu: „come revera è."[107] Wie skeptisch Luciano die Aussichten der Reformbemühungen einschätzte, zeigt seine Bemerkung in einem Brief an denselben Herzog vom 4. März 1547: an die Reform werde er erst glauben, wenn er Taten sehe und nicht nur Vorschriften[108].

Nach Abschluß des Rechtfertigungs- und Residenzdekrets in der 6. Sessio nahm das Konzil die Behandlung des Wesens und der Siebenzahl der Sakra-

---

102) CT V 778. Bei der Juni-Debatte über die Residenz (10. Juni) hatten die Äbte ebenfalls dafür plädiert, auch die Äbte zur Residenz zu zwingen. Was die Bischöfe betrifft, hatten sie sich damals der Meinung des Kardinals Pacheco angeschlossen, der strenge Maßnahmen zur Einhaltung der Residenz verlangt hatte. CT V 215.

103) Vgl. CT V 802—804; 997—999.

104) Vgl. CT V 833—835, 847, 975 ff. Jedin, Geschichte II 294 ff. Vgl. auch Stellungnahme der Äbte vom 24. Februar: remittunt se legatis. CT V 978.

105) CT X 794 Anm. 4. Vgl. auch CT X 828 f. Anm. 2, 4, 5, 6.

106) Vgl. Jedin, Geschichte II 269—315.

107) CT X 878.

108) CT X 881: E quanto a la reformatione, tanto crederò, quanto vederò non ordinar, ma metter' in effetto.

mente sowie der Taufe und Firmung in Angriff[109]. Am 17. Januar 1547 wurden 35 einschlägige Irrtümer der Reformatoren dem Konzil vorgetragen[110]. Anschließend befaßten sich die Konzilstheologen mit der Materie und legten eine Klassifizierung der Irrtümer vor[111]. Am 8. Februar wurde die Generaldebatte über diese Vorlage eröffnet[112]. Am 17. Februar nahm Abt Luciano – pro tota congregatione – zu den anstehenden Fragen Stellung[113]. Er billigte im ganzen die Verurteilung reformatorischer Irrtümer, die die Theologen zusammengestellt hatten, aber im einzelnen hatte er einige Ausstellungen zu machen. Zum Teil waren sie stilistischer Art[114], zum Teil betrafen sie nähere Präzisierungen oder sachliche Änderungen. Die Verurteilung der Meinung, eine durch Häretiker gespendete Taufe sei ungültig, will Luciano präzisiert wissen durch die Beifügung „servata forma". Bei der Ablehnung der Meinung, die Sakramente seien nicht von Christus eingesetzt, schlägt er die Formulierung vor: „a Christo vel a discipulis". Was die Verteidigung der Siebenzahl der Sakramente betrifft, so erinnert Luciano daran, Dionysius Areopagita habe auch andere Sakramente aufgeführt, die nicht unter den sieben zu finden seien, nämlich die Salbung der Toten und die Mönchsprofeß. Den Satz, Spender der Firmung könne nicht nur der Bischof sein, sondern jedweder Priester, wünscht der Abt nicht verdammt, da außer den Bischöfen auch Priester mit besonderer Vollmacht des Papstes die Firmung spenden könnten.

Die Aussage des Konzils über die Sakramente im allgemeinen und die Taufe und Firmung im besonderen wurden nicht in eine Lehrinstruktion zusammengefaßt. Man formulierte vielmehr 30 Canones, die die katholische Glaubensauffassung gegenüber den Protestanten abgrenzen sollten. Sie wurden in einer Generalkongregation am 1. März diskutiert. Dabei trat zum ersten Mal Chrysostomus als Sprecher der Äbte auf. Er billigte die Vorlage und machte lediglich einige geringfügige Verbesserungsvorschläge[115]. Die Canones wurden auf der 7. Sessio am 3. März 1547 angenommen und promulgiert[116]. Luciano und Chrysostomus nahmen an der Sessio teil[117] und stimmten dem Dekret zu[118].

---

109) CT V 835 ff. Jedin, Geschichte II 316–335.
110) CT V 835–838.
111) CT V 844 ff. Summa sententiarum der Theologen: CT V 862–868.
112) CT V 895 ff.
113) CT V 936.
114) Evennett, Three Benedictine Abbots 372 sieht in dem Vorschlag Lucianos die Verurteilung des Satzes: Sacramenta dari tantummodo gratiam credentibus, sibi remitti peccata (CT V 863) durch die Formulierung: non dari nisi credentibus zu ersetzen eine „opposition to the condemnation of the proposition that in the Sacraments grace is given only to those who believe that their sins are forgiven ..."
115) CT V 990.
116) Text: CT V 994–996.
117) CT V 1006.
118) CT V 996.

Luciano war jedoch mit der ganzen Art und Weise, wie die Sakramentenlehre auf dem Konzil behandelt wurde, höchst unzufrieden. In einem Brief an den Herzog von Ferrara vom 4. März 1547 schreibt er, man habe nun ein Dekret über die Sakramente im allgemeinen sowie über die Taufe und Firmung verfertigt. Dabei sei man in allem nur dem Konzil von Florenz gefolgt und habe alle Meinungen, die nicht mit diesem Konzil übereinstimmten, verurteilt. Resignierend fährt er dann fort: So werde man es auch in Zukunft halten; man werde in allem das Florentiner Konzil zum Vorbild nehmen und zahllose Canones fabrizieren, um die Lehren der Gegner zu verurteilen, ohne deren Begründungen zurückzuweisen oder auch nur zu nennen. Keiner wünsche oder wage es, die Gründe (ragioni) der Gegner zu erwähnen; man begnüge sich vielmehr damit, die vorgelegten Dinge zu billigen, wenn sie gebilligt werden sollen oder abzulehnen, wenn sie verworfen werden sollen. — So werde es bis zum Ende des Konzils weitergehen, sofern nichts anderes dazwischenkomme[119].

H. Jedin kritisiert den Abt wegen dieser Äußerungen. Er stellt fest, es sei nicht Aufgabe des Konzils, die Begründungen der Gegner zurückzuweisen oder vorzulegen, sondern Aufgabe der Theologen; und wenn Luciano behaupte, man habe nicht gewagt, die gegnerischen Positionen vorzutragen, so zeige die Entstehungsgeschichte des Dekretes, daß dieser Vorwurf so nicht zutreffe[120].

Wenige Tage nach der 7. Sessio tauchte die Frage einer Translation des Konzils auf. Äußerer Anlaß war das Auftreten einiger Fälle von Flecktyphus[121]. Bei den Auseinandersetzungen um die Translation, die sich auf dem Konzil entwickelten, meldeten sich auch die Äbte zu Wort. In der Generalkongregation vom 9. März schlossen sich die beiden dem Votum des Bischofs von Sinigaglia an[122]. Dieser hatte in dem Streit für und wider eine Translation eine vermittelnde Stellung eingenommen: Er schlug zwar vor, daß den Konzilsteilnehmern die Erlaubnis gegeben werde, die Stadt zu verlassen, bis die Krankheit vorüber sei, doch willigte er in keine Translation ein und sprach sich für eine Konsultation des Papstes aus[123]. Die Ereignisse überstürzten sich jedoch rasch. Am folgenden Tag schlug Del Monte vor, das Konzil nach Bologna zu transferieren[124]. Eine Mehrheit schloß sich dem an. Von den Äbten heißt es: „dixerunt, se secuturos maiorem partem patrum."[125] In der 8. Sessio am 11. März wurde die Translation nach Bologna offiziell beschlossen[126]. Luciano und Chrysostomus billigten das Dekret[127].

---

119) CT X 881.
120) Jedin, Geschichte II 509 Anm. 9.
121) Vgl. zum Ganzen: Jedin, Geschichte II 336—376.
122) CT V 1017.
123) CT V 1016. Vgl. Jedin, Geschichte II 359.
124) CT V 1018—1024.
125) CT V 1024.
126) CT V 1025—1036.
127) CT V 1035, 1036. In einem Brief vom 11. März 1547 schildert Luciano dem Herzog von Ferrara die Vorgänge um die Translation. CT X 882 f.

Die Translation brachte bekanntlich eine Spaltung des Konzils mit sich. Während eine kaiserlich gesonnene Minderheit in Trient blieb, siedelte die Mehrheit nach Bologna über[128]. Da der Papst es mit Kaiser Karl V., der gegen eine Translation des Konzils protestiert hatte, nicht ganz verderben wollte, gab er Weisung, in der auf 21. April 1548 vorgesehenen Sessio keine Dekrete zu verabschieden[129]. So war es der einzige Akt dieser Sessio eine Prorogation vorzunehmen und die nächste Sessio auf 2. Juni 1547 festzusetzen[130].

Von den Äbten fand sich zunächst Chrysostomus in Bologna ein. Er nahm an der Sessio am 21. April teil[131]. Zuvor hatte er in der ersten Generalkongregation am 19. April den Prorogationsbeschluß gebilligt[132].

Nachdem Chrysostomus in Trient kaum hervorgetreten war — Evennett vermutet, daß das gemeinsame Votum der Benediktiner in der Regel von dem anwesenden rangältesten der drei Äbte vorgetragen wurde[133] — fiel ihm in Bologna, da er zunächst der einzige Benediktinerabt war, in der ersten Zeit die Aufgabe zu, das Votum der Cassineser abzugeben. Die Arbeit des Konzilsplenums begann mit der Debatte von 7 Canones zur Eucharistie, die den Vätern am 9. Mai 1547 vorgelegt wurden[134]. Am 16. Mai nahm Chrysostomus zu der Vorlage Stellung. Sein ausführliches Votum, das eine hohe theologische Bildung und ein feines Gespür für die Forderungen der Zeit verrät, ist im Original erhalten[135]. Die Lehre von der Eucharistie — so eröffnete er seine Stellungnahme — sei bereits in Trient von den Theologen und den Vätern ausgiebig erörtert worden, und er wolle daher nicht alle Dinge wieder aufwärmen, sondern nur kurz seine Änderungsvorschläge vorbringen. Im ersten Canon scheint es ihm besser, statt von „contineri re vera corpus et sanguinem D. N." von „verum corpus et sanguinem" zu sprechen; diese Ausdrucksweise entspreche nämlich mehr den alten Vätern. Im zweiten Canon scheint ihm die Formulierung von der Verwandlung „totius substantiae panis in corpus et totius substantiae vini in sanguinem" verfänglich. Es könnte nämlich dadurch das Mißverständnis aufkommen, so argumentiert er, unter der Gestalt des Brotes sei nur der Leib und nicht das Blut Christi gegenwärtig. Aber „ratione concomitantiae" sei das Blut nicht vom Leib zu trennen, denn die Gläubigen, die unter einer Gestalt kommunizierten, würden keineswegs des Blutes Christi beraubt. Außerdem sollte nicht wieder eine Kontroverse angeheizt werden, ob die ganze Substanz des Brotes in den Leib Christi verwandelt werde oder nur ein Teil.

128) Vgl. Jedin, Geschichte III 3 ff.
129) Vgl. Jedin, Geschichte III 25 ff.
130) CT VI/1, 53—68.
131) CT VI/1, 58.
132) CT VI/1, 49. Vgl. auch seine Zustimmung zum Prorogationsdekret am 20. April: CT VI/1, 52.
133) Vgl. Evennett, Three Benedictine Abbots 373 f. Anm. 81.
134) CT VI/1, 124.
135) Text: CT VI/2, 8—12. Zusammenfassung Massarellis: CT VI/1, 140. Vgl. zu dem Votum auch Jedin, Geschichte III 46—48.

Seine Stellungnahme zum dritten Canon verrät – worauf Jedin mit Recht hinweist[136] – seine Vertrautheit mit der griechischen Liturgie – als Calabrese. Chrysostomus stellt fest, die Konsekrationsformel der Lateiner stimme nicht mit der der Griechen überein; andererseits wichen beide Formeln von den unter sich divergierenden Schriftstellen ab. Er schlägt daher vor, statt „iuxta formam ab ipso salvatore nostro apostolis traditam" zu sagen: „iuxta formam ab ipso salvatore nostro et eius apostolis traditam." Zudem werde dadurch die Blasphemie des Erasmus getroffen, der in seiner Widmungsepistel zum Kommentar der Korintherbriefe schreibe, die Apostel hätten uns keine näheren Nachrichten über den Ritus und die Worte der Einsetzung der Eucharistie hinterlassen[137].

Die Kommunion unter beiden Gestalten – sie wird im 5. Canon behandelt – ist für Chrysostomus ein problema neutrum. Für beide Seiten, so betont er, ließen sich Schriftstellen und Vernunftgründe vorbringen. Ja, „prima fronte" sprächen die Bibelstellen sogar eher für die Auffassung der Protestanten. Da diese also nicht aus der Schrift zu widerlegen seien, schlägt der Abt vor, das Konzil möge sich damit begnügen, darzutun, daß die kirchliche Praxis der Kommunion nur unter der Gestalt des Brotes nicht dem göttlichen Recht widerspreche.

Chrysostomus plädierte auch dafür, daß der ursprünglich vorgesehene, dann aber weggelassene Canon wieder aufgenommen werde, der sich mit der Frage befaßte, ob einer mehr Gnade erhalte, wenn er unter beiden Gestalten das Sakrament empfange, statt nur unter einer. Die Frage sei an sich zwar überflüssig und kurios, so meint der Abt, aber da die Protestanten sie aufgeworfen hätten, dürfe man ihr nicht ausweichen. Allerdings müsse das Problem so behandelt werden, daß nicht den Scholastikern ein Anlaß zu neuen Schulstreitigkeiten gegeben werde. Darum plädierte Chrysostomus dafür, man solle einfach sagen, sowohl unter einer als auch unter beiden Gestalten werde die gleiche Gnade „ex vi sacramenti" empfangen.

Im Canon 7 der Vorlage wird die Lehre verurteilt, nur der Glaube bewirke eine hinreichende Disposition für den Empfang der Eucharistie. In seinem Votum beschwört Chrysostomus die Konzilsväter „per Deum ipsum immortalem", der Schwachheit vieler doch zu Hilfe zu kommen. Freilich, so betont der Abt, irren unsere Gegner in diesem Punkt. Aber wenn der Canon so stehen bleibe, böte man ihnen Anlaß zur Behauptung, wir bekämpften den Glauben. Man müsse ihnen aber jede Handhabe zur Verleumdung nehmen. Obwohl der Begriff des Glaubens von den gelehrten Männern stets in seiner ganzen Bedeutung erfaßt werde, müsse das Konzil dennoch bedenken, daß es seine Texte nicht für Gelehrte und Experten verfasse, sondern für das einfache Volk. Jedin bemerkt zu dieser Feststellung des gehaltvollen Votums: „Damit umschreibt Abt Chrysostomus die Aufgabe des kirchlichen Lehramtes in einer auch heute noch gültigen Weise. Man kann sein Votum nicht

136) Vgl. Jedin, Geschichte III 47.

137) Die Erasmusstelle ist durch Chrysostomus nicht korrekt wiedergegeben: CT VI/2, 10.

lesen, ohne von dem Ernst und dem Verantwortungsbewußtsein dieses Benediktinerabtes ergriffen zu werden."[138]

Die Ergebnisse der Generaldebatte wurden anschließend in einem Ausschuß, der aus Vertretern der Konzilsväter bestand, gesichtet und bearbeitet. Zu den Mitgliedern dieses Gremiums gehörte auch Abt Chrysostomus[139]. In einem Fall, nämlich bei der Neuformulierung des 2. Canons, stimmte Chrysostomus gegen seinen früheren Vorschlag in der Debatte der Generalkongregation[140]. Im übrigen suchte er jedoch, soweit möglich, seine Anliegen auch in diesem Gremium einzubringen. So bemühte er sich in Canon 3 noch einmal, die Formulierung durchzusetzen, die Konsekrationsformel sei „ab ipso salvatore et apostolis traditam" auf uns gekommen, allerdings vergeblich[141]. Doch fand er Bundesgenossen in seinem Anliegen, Canon 7 wegen des möglichen Mißverständnisses einer Geringschätzung des Glaubens neu zu formulieren. Die zu verurteilende Lehre wurde neu umschrieben[142].

Die durch den Theologenausschuß neu gefaßten nunmehr 8 Canones wurden am 25. Mai 1547 der Generalkongregation unterbreitet[143]. Chrysostomus stimmte dem Text in seiner vorliegenden Form zu[144]. Eine Reihe von Vätern machte jedoch gewisse Verbesserungsvorschläge. Diese wurden in einer erneuten Sitzung des Theologenausschusses, an der auch Chrysostomus teilnahm, geprüft[145]. In der Generalkongregation vom 28. Mai sprach sich der Abt wiederum dafür aus, an der nun vorliegenden Fassung der Canones nichts mehr zu ändern[146]. Die letzte Ausführung der Canones wurde in einer Generalkongregation am 31. Mai vorgenommen. Dabei nahm Chrysostomus zu zwei Textformulierungen Stellung[147]. Die endgültige Form der 8 Canones fand in der Kongregation vom 1. Juni seine Billigung[148]. Die Eucharistie-Canones wurden allerdings in der Sessio vom 2. Juni nicht publiziert. „Sie verschwanden in der Schublade des Konzilssekretärs."[149] In dieser Sessio beschloß das Konzil nämlich wiederum eine Prorogation. Als Termin für die nächste Sessio wurde der 15. September vorgesehen[150]. Der Wunsch des Papstes war es nämlich, in Bologna zwar die Beratung über die Sakramente und die Reform fortzusetzen, die verabschiedeten Canones und Dekrete jedoch nicht zu publizieren[151].

---

138) Jedin, Geschichte III 48.
139) CT VI/1, 146. Seine Beiträge: CT VI/1, 146, 147, 148, 150, 151, 152, 153, 154.
140) CT VI/1, 147.
141) CT VI/1, 151.
142) CT VI/1, 154.
143) CT VI/1, 155 ff.
144) CT VI/1, 159.
145) CT VI/1, 160 f. Vgl. auch 162.
146) CT VI/1, 165.
147) CT VI/1, 179.
148) CT VI/1, 183.
149) Jedin, Geschichte III 52.
150) CT VI/1, 184—191. Chrysostomus nahm an der Sitzung teil. A. a. O. 189.
151) Vgl. Jedin, Geschichte III 30 f.

Vom 6. Juni an ging das Konzil dazu über, das Bußsakrament zu behandeln und gleichzeitig die Arbeit an der Kirchenreform wieder aufzunehmen. Zu letzterem Zweck wurde eine achtköpfige Deputation gebildet, die eine entsprechende Reformvorlage erarbeiten sollte[152]. Chrysostomus stimmte in der Kongregation vom 6. Juni dem modus procedendi zu[153]. Nach dem 10. Juni verließ der Abt Bologna[154]. In den folgenden Monaten waren die Benediktiner nicht auf dem Konzil vertreten[155].

Im Oktober 1547 erschien Abt Luciano in Bologna. Am 5. dieses Monats nahm er zum erstenmal an einer Generalkongregation des Konzils teil[156]. Am 10. Oktober wurde er zum Mitglied des neu gebildeten Theologenausschusses bestimmt[157]. Das Gremium hatte zunächst die Aufgabe, die in den vorangegangenen Generalkongregationen vorgebrachten Änderungsvorschläge zu der Vorlage über das Ehesakrament zu verwerten[158].

Bei den Generalkongregationen der folgenden Wochen nahm Luciano wiederholt, wenn die Reihe an ihm war, zu den anstehenden Fragen Stellung. Zunächst ging es um das Ehesakrament[159], dann um die abusus bei der Eucharistiefeier[160], um mißbräuchliche Gaben bzw. Forderungen bei der Spendung der Sakramente[161], um Mißbräuche beim Bußsakrament. Dabei setzte sich Luciano dafür ein, daß die Beichtväter der Nonnen 60 Jahre alt sein sollen[162]. Weiter beschlossen die Konzilsväter — unter ihnen auch Luciano —, eine Agende über die Verwaltung der Sakramente zu schaffen[163]. Um den Mißbräuchen, die sich in Bezug auf das Weihesakrament und das Leben des Klerus eingeschlichen hatten, zu begegnen, wurde vorgeschlagen, der Papst möge alle drei Jahre Visitatoren durch die Provinzen senden, um die Lebensführung der Prälaten zu prüfen[164]. Abt Luciano sprach sich am 28. November gegen die Bestellung derartiger Visitatoren aus, vor allem was die Ordensleute betreffe, denn diese hätten bereits ihre eigenen Visitatoren[165].

---

152) Vgl. Jedin, Geschichte III 53 ff.
153) CT VI/1, 194. Vgl. auch a. a. O. 195.
154) An der Generalkongregation vom 10. Juni nahm Chrysostomus noch teil: CT VI/1, 200. Bei der Kongregation vom 13. Juni fehlte er bereits: CT VI/1, 208.
155) Vgl. die Akten CT VI/1, 209 ff. Vgl. auch die Sitzung über eine erneute Prorogation vom 14. September 1547. CT VI/1, 460—468. Es wird in der Teilnehmerliste kein Abt genannt.
156) CT VI/1, 506.
157) CT VI/1, 524. Vgl. auch Jedin, Geschichte III 154 mit Anm. 27. Vgl. die Stellungnahme Lucianos: CT VI/1, 531.
158) Vgl. zum Ganzen: Jedin, Geschichte III 141—161.
159) Stellungnahme Lucianos CT VI/1, 544.
160) Luciano: CT VI/1, 554.
161) Luciano: CT VI/1, 565.
162) CT VI/1, 587.
163) CT VI/1, 589.
164) CT VI/1, 599.
165) CT VI/1, 609.

Am 29. November wurden dem Konzil sechs „Abusus circa sacramenta matrimonii" mit Vorschlägen zu entsprechenden Gegenmaßnahmen (remedia) als Grundlage für die Reformdiskussion vorgelegt[166]. Am 23. Dezember nahm Luciano zu dem Entwurf Stellung[167]. In der Bewertung der Klandestinehen herrschten unter den Konzilsvätern große Gegensätze[168]. Während die Mehrheit der Väter der Meinung war, eine ohne Einwilligung der Eltern geschlossene Ehe sei gültig und ein Sakrament, wenn es sich dabei auch um einen Mißstand handle, vertrat Luciano die gegenteilige Ansicht. Nach ihm ist die Zustimmung der Eltern zur Eheschließung der Tochter kraft göttlichen Rechtes notwendig. Als Beweis nennt er die Schriftstellen Exod. 22, 16 f.: „Si seduxerit quis virginem ... habebit eam uxorem. Si pater virginis dare noluerit ..." und 1 Kor. 7,38: „Wer seine Tochter verheiratet, tut gut, und wer sie nicht verheiratet, wird besser tun." Daher plädiert er dafür, die klandestinen Ehen für ungültig zu erklären. Die Kirche könne dies nämlich, da der Gehorsam der Kinder den Eltern gegenüber vom göttlichen Recht gefordert werde, das nicht außer Kraft gesetzt werden könne. Wenn daher ein Vater einem Manne sage: Ich gebe dir meine Tochter zur Frau, so sei die Ehe geschlossen, auch wenn die Tochter nicht zustimme. Stimme jedoch umgekehrt der Vater nicht zu, so sei die Ehe ungültig.

Die Konkubinarier möchte der Abt mit einer Geldstrafe belegt sehen. Mit der Vorlage stimmt er überein, die Hindernisse der publica honestas und spiritualis cognatio aufzuheben mit Ausnahme bei den Paten[169]. Die Auseinandersetzungen zwischen Kaiser und Papst um die Translation des Konzils gingen weiter. Am 25. Februar 1548 traf ein päpstliches Breve in Trient ein. Darin räumte der Papst ein, er habe bisher die Translation für gültig und das Bologneser Konzil für die Fortsetzung des Trienter gehalten. Da der kaiserliche Botschafter jedoch die Translation für nichtig erklärt habe, fordere er die Bologneser und die Trienter Partei auf, die Akten der Translation in Rom vorzulegen, und einige informierte Konzilsväter nach dort abzusenden[170]. Die Legaten schlugen am 27. Februar dem Konzil vor, zwei Vertreter der Väter nach Rom zu senden und baten das Plenum um Zustimmung und Vorschläge für die Auswahl der Vertreter[171]. In den Generalkongregationen vom 27. bis 29. Februar erhob sich eine zahlenmäßig kleine, aber doch nicht ganz unerhebliche Opposition gegen eine Absendung von Vertretern der Konzilsväter nach Rom. Luciano überließ die Entscheidung –

166) Text: CT VI/1, 619–621.
167) CT VI/1, 653 f.
168) Vgl. Jedin, Geschichte III 157 ff.
169) Vgl. auch die Stellungnahmen Lucianos CT VI/1, 645: petitio imperatoris de reductione concilii Tridentum, sowie CT VI/1, 672: forma praefigenda concionatoribus verbi Dei. In beiden Fällen leistet Luciano keinen eigenen Beitrag.
170) Vgl. zum Ganzen: Jedin, Geschichte III 162 ff. Breve: CT VI/1, 739–743.
171) CT VI/1, 752 ff.

wie eine Reihe anderer Väter ebenfalls — den Legaten. „Remittit se Reverendissimis legatis in omnibus", heißt es im Protokoll Massarellis[172].

Die Generalkongregation vom 29. Februar 1548 war die letzte in Bologna[173]. Während der zweiten Hälfte des Jahre 1548 löste sich das Bologneser Konzil langsam auf[174].

II. Die zweite Tagungsperiode 1551/52

Nach langen diplomatischen Aktivitäten und nach Überwindung mancher Schwierigkeiten konnte das Konzil unter dem neuen Papst Julius III., dem früheren Konzilslegaten Del Monte, am 1. Mai 1551 zur Eröffnung einer neuen Tagungsperiode in Trient wieder zusammentreten[1].

Auch an der zweiten Tagungsperiode nahmen einige Benediktineräbte teil. Die Kongregation von Montecassino (S. Justina) entsandte diesmal zwei Äbte als ihre Vertreter. Es waren dies: Marcus, Abt von S. Vitalis in Ravenna, und Eusebius, Abt von S. Maria Gratiarum bei Parma in der Diözese Piacenza[2].

Marcus stammte aus Brescia, war im Jahre 1505 in das Kloster S. Euphemia seiner Heimatstadt eingetreten und später Abt von S. Vitalis in Ravenna geworden[3].

Eusebius war in Parma geboren und in das Kloster Montecassino eingetreten. Er starb im Januar 1572 in Rom[4].

Die beiden Äbte trafen am 4. Oktober 1551 in Trient ein[5]. Sie besaßen wieder, wie bei der ersten Tagungsperiode, zusammen nur eine Stimme. Massarelli vermerkt im Konzilsprotokoll vom 10. Oktober: „Duo enim sunt; sed quia ab eadem congregatione, nempe Montis Cassinensis, missi sunt, unus censetur et ideo unus pro omnibus loquitur. Et ita observatum est hactenus in hoc sacro concilio."[6]

Außer den Vertretern der Cassineser Kongregation nahm bei der zweiten Tagungsperiode noch ein weiterer Benediktinerabt an den Verhandlungen des Konzils teil. Es war dies Gérard de Haméricourt, Abt des Klosters S. Bertin in der Diözese St. Omer[7]. Gérard, ein Flame (Flandrus), wurde im

---

172) CT VI/1, 756.
173) CT VI/1, 757.
174) Vgl. Jedin, Geschichte III 189.
1) Vgl. zum Ganzen: Jedin, Geschichte III 219 ff.
2) Vgl. CT VII/1, 179.
3) Vgl. über ihn: Armellini, Bibliotheca Benedictino — Casinensis II 89 f.
4) Vgl. über ihn: M. Armellini, Appendix de viris iiteris illustribus e congregatione Casinense, Falginei 1732,6.
5) CT VII/1, 179.
6) CT VII/1, 190.
7) CT VII/1, 157.

Jahre 1563 Bischof des neu gegründeten Bistums S. Omer, das er bis zu seinem Tode 1577 innehatte[8].

Abt Gérard kam nach Trient als Mitglied einer Delegation, die von der Statthalterin der Niederlande, der Königin Maria von Ungarn, zum Konzil abgesandt worden war. Der Delegation gehörten außer dem Abt eine Reihe Doktoren der Universität Löwen an, nämlich vier Weltpriester, ein Jurist, sowie je ein Dominikaner, Franziskaner, Augustiner und Karmelit[9]. Die Gruppe traf am 24. September 1551 in Trient ein[10]. Abt Gérard hatte fortan Sitz und Stimme auf dem Konzil. Er rangierte nach der Konzilsordnung hinter den Bischöfen und vor den Cassineser Äbten[11].

Als die Äbte nach Trient kamen, war die Versammlung gerade dabei, ein Eucharistiedekret zu diskutieren. Man hatte nach der Konzilseröffnung den Faden dort wieder aufgenommen, wo man ihn in Trient vor der Translation nach Bologna fallengelassen hatte[12].

Der abbas Flandrus, wie Gérard im Konzilsprotokoll bezeichnet wird, nahm in der Generalkongregation vom 7. Oktober 1551 zum ersten Mal das Wort. Er billigte den Vorschlag des Präsidiums, die Canones über die Kommunion unter beiden Gestalten mit Rücksicht auf die in Trient zu erwartenden Protestanten vorläufig zurückzustellen. An der Vorlage der Eucharistie-Canones machte er einige kleinere Ausstellungen[13]. Am 9. Oktober billigten sowohl Abt Gérard, wie auch der Vertreter der Cassineser Äbte die verbesserten Eucharistie-Canones[14], und am 10. Oktober sprachen sie sich für die Vorlage der Doctrina Eucharistiae aus, die den Canones vorangestellt werden sollte, sowie für den Entwurf eines Reformdekretes, das ebenfalls zur Debatte stand. Gérard plädierte lediglich dafür, das von den Bischöfen in den Reformvorschlägen Gesagte, möge auch auf die niederen Prälaten ausgedehnt werden[15].

An der Sessio (13.) vom 11. Oktober 1551, auf der das Eucharistie- und das Reformdekret einstimmig angenommen wurden, nahmen alle drei Benediktineräbte teil[16].

In den folgenden Wochen beschäftigte sich das Konzil mit Vorlagen über die Buße und die Krankenölung[17]. In der Generalkongregation vom 14. November nahmen die Äbte zu den vorgelegten Artikeln Stellung[18]. Diese Arti-

---

8) Van Gulik-Eubel III² 122. Vgl. auch Schmitz, Geschichte des Benediktinerordens IV 84; Ziegelbauer I 371.
9) CT VII/1, 157. Vgl. auch CT XI 753, Jedin, Geschichte III 295, 505 Anm. 4.
10) CT VII/1, 157.
11) Vgl. etwa CT VII/1, 190 u. ö.
12) Vgl. Jedin, Geschichte III 268 ff.
13) CT VII/1, 185.
14) CT VII/1, 190.
15) CT VII/1, 192.
16) CT VII/1, 213.
17) Vgl. CT VII/1, 233 ff. Jedin, Geschichte III 315 ff.
18) CT VII/1, 320. Vgl. auch die Stellungnahmen CT VII/1, 291.

kel hatten wiederum von den Reformatoren vertretene Lehren zum Inhalt, die verurteilt wurden[19]. Abt Gérard betonte in seinem Diskussionsbeitrag zunächst grundsätzlich, alle vorgelegten Artikel seien häretisch. Zum zweiten Artikel, der sich mit den Elementen des Bußsakramentes beschäftigte, unterstrich er die Notwendigkeit von contritio, confessio und satisfactio. Die vom Priester auferlegte Genugtuung könne nicht zurückgewiesen werden, denn das würde sich gegen die Worte Christi richten: „Quorum retinueritis peccata ..." Entgegen der Verurteilung durch den 4. Artikel meint der Abt, die geheime confessio bei der Beichte sei nicht göttlichen Rechts und nicht von Christus eingesetzt. Der nähere Modus der confessio bleibe vielmehr der Kirche überlassen. Nur das Sündenbekenntnis in genere gehe auf göttliches Recht zurück[20].

Nach dem flandrischen Abt ergriff der Vertreter der Cassineser Äbte das Wort[21]. Wer von den beiden die gemeinsame Stellungnahme vortrug, läßt sich nicht feststellen. Grundsätzlich waren auch die Cassineser der Meinung, alle vorgelegten Artikel zur Buße und Ölung seien häretisch und zu verdammen. Besondere Aufmerksamkeit wünschen die Äbte dem 9. Artikel gewidmet, der sich mit den Reserationen von Sünden befaßte, da es hierzu unterschiedliche Meinungen gebe. Bernhard etwa habe eine Menge dagegen vorgebracht. Die Äbte betonen, ihrer Meinung nach erfolge die Reservation von Sünden zu Recht, aber sie weisen doch darauf hin, daß sich die Bischöfe hüten mögen, für die Lossprechung Geld anzunehmen und daß überhaupt nur sparsam derartige Reservationen verhängt werden sollten.

Zum 10. Artikel, der die Genugtuung behandelt, unterstreichen die Äbte, die menschliche Genugtuung sei notwendig. Dem widerstreite nicht, daß Christus volle Genugtuung geleistet habe, da die Genugtuung Christi die unsere erfordere. Zur Untermauerung dieser Meinung wird auf zahlreiche Schriftstellen verwiesen, so etwa: Christus habe gelitten, damit wir seinen Fußspuren folgten (vgl. 1 Petr. 2,21), oder: wir könnten nicht mitherrschen, wenn wir nicht auch mitgelitten hätten (vgl. Röm. 8,17). Die Menschen würden nämlich nur gerettet, wenn ihnen das Leiden Christi zugewendet werde, wie das Feuer alle wärmen wolle, aber dies nur vermöge, wenn man sich ihm nahe. Im anderen Falle hätten nämlich die Märtyrer umsonst gelitten, was zu behaupten frevelhaft wäre.

Die Artikel wurden nach der Generaldebatte in Canones umformuliert und den Vätern zur Stellungnahme vorgelegt[22]. Am 21. November 1551 waren die Äbte an der Reihe. Abt Gérard machte einige kleine Verbesserungsvorschläge für die Formulierung der Canones[23]; die Cassineser Äbte wünschten, der 12. Canon, der von der Sündenreservation handelte, möge

19) Text der Artikel: CT VII/1, 233—240.
20) CT VII/1, 320.
21) CT VII/1, 320.
22) Text: CT VII/1, 325—327.
23) CT VII/1, 331.

vorläufig weggelassen werden; die anderen Canones dagegen fanden ihre Zustimmung[24].

Bei der Debatte über die Lehrkapitel zu Buße und Ölung sowie über den Entwurf eines Reformdekretes stimmten alle drei Äbte am 23. November den Vorlagen zu, jedoch plädierten Gérard und die Cassineser für eine Streichung des Artikels aus dem Reformdekret über die Kommenden[25].

An der Sessio (4. bzw. 14.) vom 25. November 1551, bei der die Dekrete über Buße und Ölung sowie das erwähnte Reformdekret verabschiedet wurden, nahmen alle drei Äbte teil und billigten die Dokumente[26].

Der nächste Komplex, der vom Konzil behandelt wurde, beinhaltete das Meßopfer und das Sakrament des Ordo[27]. In der Generalkongregation vom 13. Januar 1552 gaben die Äbte zu den Vorlagen — es handelte sich um eine Zusammenstellung von Artikeln und Lehrsätzen über Messe und Ordo — ihre Voten ab[28]. Abt Gérard stellte fest, daß die zur Verurteilung vorgelegten Artikel über Ordo und Missa alle häretisch seien[29]. Zur Verurteilung der reformatorischen Lehre vom allgemeinen Priestertum (Art. 3) verweist er auf 1 Kor. 12 (viele Glieder — ein Leib). Zur Ablehnung der reformatorischen Meinung, die Ausübung priesterlicher Funktionen erfolge auf Grund einer Beauftragung durch den Magistrat und den Konsens des Volkes (Art. 3) stellt der Abt fest, eine Beauftragung zu priesterlichem Dienst könne nur durch den geschehen, dem auch die potestas zukomme. Die potestas sacerdotii aber leite sich nicht vom weltlichen Magistrat her, folglich könne dieser auch keine Beauftragung erteilen. Was die Lehrkapitel (doctrina) betrifft, so schließt sich Gérard den Stellungnahmen der Väter an.

Der Sprecher der Cassineser Äbte verurteilte ebenfalls alle vorgelegten Artikel als häretisch. Er führte das von Gregor d. Gr. berichtete Wunder des hl. Benedikt an, wonach dieser einige Frauen exkommuniziert und die so verstorbenen durch das Opfer der Messe gerettet haben soll[30]. Auch die Cassineser Äbte schlossen sich den Darlegungen der Väter über die Lehrkapitel an und wünschten außerdem eine Verkürzung derselben.

In den Generalkongregationen am Vormittag und Nachmittag des 23. Januar 1552 hatten die Väter über zwei andere wichtige Fragen zu entscheiden. Die Domkapitel von Magdeburg und Halberstadt hatten vor Jahren den Prinzen Friedrich von Brandenburg zum Erzbischof bzw. Bischof gewählt[31]. Papst Paul III. war verstorben, ehe eine Entscheidung über die

---

24) Ebd.
25) CT VII/1, 337. Vgl. auch die Zustimmung der Äbte zu den Vorlagen am 24. November: CT VII/1, 340.
26) CT VII/1, 363, 365.
27) CT VII/1, 375 ff. Vgl. Jedin, Geschichte III 338 ff.
28) CT VII/1, 458. Vgl. auch die Zustimmung der Äbte zum modus procedendi: CT VII/1, 439.
29) Text der Artikel: CT VII/1, 375—378.
30) Bericht des Wunders: Gregor d. Gr., Dialogorum lib. 2 cap. 23, ed. U. Moricca, Roma 1924, 114—116.
31) Vgl. Jedin, Geschichte III 372 f.

Bestätigung der Wahl gefällt werden konnte. Sein Nachfolger Julius III. wünschte nun den Rat des Konzils, ob er die Wahl bestätigen solle. Am Vormittag des 23. Januar wurden die Väter um ihr Votum gebeten. Der Kardinal von Trient und die drei rheinischen Kurfürsten und Erzbischöfe setzten sich dafür ein, dem Papst eine Bestätigung der Wahl nahezulegen, doch möge der Erwählte vor dem Konzil erscheinen und noch einmal seinen katholischen Glauben bekennen[32]. Ein Teil der Väter folgte ihrem Votum. Der Erzbischof von Granada jedoch weigerte sich, ohne sorgfältige Prüfung der Sache, eine Entscheidung zu fällen. Ihm schlossen sich zahlreiche Väter, vor allem die Spanier, an[33]. Die italienischen Äbte votierten mit dem Kardinal von Trient und den Kurfürsten für eine Bestätigung[34]. Da die Meinungen weit auseinandergingen, erfolgte eine definitive Entscheidung erst am 24. Januar zugunsten einer Bestätigung, jedoch mit bestimmten Auflagen[35].

Die zweite Frage, die den Vätern am Nachmittag des 23. Januar zur Stellungnahme vorgelegt wurde, war die Forderung der protestantischen Sachsen, ihren für das Trienter Konzil vorgesehenen Gesandten ein neues Freigeleit zu gewähren und die dogmatischen Entscheidungen bis zum Eintreffen ihrer Theologen aufzuschieben[36]. Der Erzbischof von Sassari empfahl — zugleich auch als Votum der Theologendeputation — das Geleit zu gewähren und in der folgenden Sessio keine Dekrete zu publizieren. Der Sprecher der Cassineser Äbte schloß sich diesem Votum an[37]. Abt Gérard hatte an den letzteren Beratungen nicht teilgenommen. Wie wir aus einem Brief vom 25. Januar 1552 erfahren, war er um jene Zeit krank, wobei sein Leiden nicht genau identifiziert werden konnte[38]. An der Sessio vom 25. Januar, bei der den deutschen Protestanten das Freigeleit gewährt und die Publikation der Dekrete bis zur kommenden Sessio am 19. März aufgeschoben wurde, hat er mit den beiden Cassineser Äbten jedoch teilgenommen[39].

In Erwartung der protestantischen Theologen unterbrach das Konzil seine Tätigkeit. Hinter den Kulissen wurde jedoch verhandelt, was bei ihrem Kommen zu geschehen habe[40]. Am 19. März 1552 fand eine Generalkongregation statt, bei der das Konzil die Oratoren des Königs von Portugal emp-

---

32) CT VII/1, 461 f.
33) CT VII/1, 462—464.
34) CT VII/1, 464.
35) CT VII/1, 469 f.
36) CT VII/1, 464 f. Vgl. Jedin, Geschichte III 373 f.
37) CT VII/1, 465.
38) CT XI 799 (Vulmarus Bernaert Andreae Masio): Nunc autem abbas sancti Bertini a regina nobiscum missus incipit male valere nec intelligit morbum suum. Speramus tamen illum propediem sanatum iri, ubi medicos adhibuerit, quorum opera nondum usus est ... Im März desselben Jahres wird er als gesund bezeichnet: CT XI 847.
39) CT VII/1, 498.
40) Vgl. Jedin, Geschichte III 379 ff.

fing und die nächste Sessio auf 1. Mai verschob. Alle drei Äbte waren unter den Teilnehmern[41].

Als Folge der Fürstenopposition und des Ausbruchs der Feindseligkeiten im Reich strebten die Konzilsväter auseinander[42]. Eine Suspension des Konzils war unvermeidlich. Kaiser und Papst unterstützten sie. Am 24. April fand eine Generalkongregation der noch in Trient verbliebenen Väter statt. Die Mehrheit, darunter auch der Abt von S. Bertin, befürworteten die Suspension. Sie sollte zunächst für zwei Jahre gelten[43]. In einer Sessio, die auf 28. April festgelegt wurde, verkündete das Konzil die Suspension; sie war von der Mehrzahl der Väter — darunter auch Abt Gérard — beschlossen worden[44]. Die beiden Cassineser Äbte, Marcus und Eusebius, hatten am 19. März zum letzten Mal an einer Konzilsveranstaltung teilgenommen. Sie scheinen danach Trient verlassen zu haben.

III. Die dritte Tagungsperiode 1562/63

Nach einer Unterbrechung von 10 Jahren und nach einer weitreichenden Wandlung der kirchlichen und politischen Lage trat das Konzil unter Papst Pius IV. im Januar 1562 zu seiner dritten Tagungsperiode zusammen[1]. Auch an diesem Konzilsabschnitt nahmen eine Reihe von Benediktineräbten teil. Die Kongregation von Montecassino (St. Justina) sandte zunächst wieder drei Vertreter nach Trient: Stephanus Cataneus, Abt von S. Maria Gratiarum bei Parma, Augustinus Loscus, Abt von S. Benedikt in Ferrara, und Eutychius, Abt von S. Fortunato in Bassano. An der Schluß-Sessio des Konzils nahm noch ein vierter Abt der Kongregation teil: Simplicianus de Valtelina, Abt von S. Salvatore in Pavia.

Stephanus Cataneus stammte aus Novara und war im Jahre 1534 in das Kloster S. Sisto in Piacenza eingetreten. Er wurde Abt in verschiedenen Klöstern, nämlich in Piacenza, Padua, Florenz, Mantua, Venedig und schließlich Parma. Zweimal bekleidete er das Amt eines Präses der Cassineser Kongregation. Stephanus wird als sehr begabt und sprachgewandt geschildert. 1580 starb er in Piacenza[2].

Augustinus Loscus war seiner Herkunft nach Spanier. Er hatte sich aber im Kloster St. Justina in Padua dem Benediktinerorden angeschlossen. Später war ihm die Leitung der Abtei St. Benedikt in Ferrara übertragen worden. Auch er wird als ein „vir theologicae scientiae et ecclesiasticae eruditionis fama plurimum commendatus" bezeichnet[3].

---

41) CT VII/1, 514.
42) Vgl. Jedin, Geschichte III 387 ff.
43) CT VII/1, 518—521.
44) CT VII/1,529—534. Vgl. auch CT VII/1, 524, 525.
1) Vgl. zur Vorgeschichte und zum Wiederzusammentritt des Konzils: Jedin, Geschichte IV/1, 1 ff.
2) Vgl. Armellini, Bibliotheca Benedictino-Casinensis II 180—182; ders., Additiones 85—87.
3) Vgl. Armellini, Bibliotheca Benedictino-Casinensis I 65—66.

Eutychius Cordes stammte aus Antwerpen in den Niederlanden. Auch er war 1540 in die Abtei St. Justina in Padua eingetreten. Nachdem er in Schlesien als Reformator des Ordens tätig gewesen war, wurde er Abt von St. Fortunato in Bassano. Er starb 1582 in Padua. Von Eutychius heißt es, er sei ein guter Kenner der Hl. Schrift und der Väter gewesen und habe die lateinische, griechische und hebräische Sprache beherrscht[4]. Simplicianus war in Sondrio in Valle Tellina geboren und in Pavia 1518 Mönch geworden. Er wird als „excellentissimus canonum doctor" geschildert. Er leitete nacheinander verschiedene Abteien, bis er schließlich Abt in S. Salvator in Pavia wurde. Zweimal bekleidete er auch das Amt des Präses der Kongregation. Simplicianus starb 1575 in Pavia[5].

Die drei Äbte trafen am 30. September 1561 in Trient ein[6].

Außer der Cassinesischen Kongregation war auf der dritten Trienter Konzilsperiode auch die Schweiz mit einem Benediktinerabt vertreten. Es war dies Joachim Eichhorn, der Abt von Einsiedeln[7]. Er stammte aus Wil, hatte 1536 seine Gelübde abgelegt und leitete von 1544 bis zu seinem Tod 1569 als Abt das Kloster Einsiedeln. Joachim vertrat in Trient nicht nur sein Kloster. Die katholischen Orte hatten sich Ende 1561 geeinigt, eine weltliche und eine geistliche Abordnung auf das Konzil nach Trient zu senden. Während als weltlicher Gesandter der Ritter Melchior Lussi ausersehen wurde, wählten die geistlichen Vertreter der katholischen Orte am 25. Januar 1562 in Rapperswil Abt Joachim als ihren Vertreter auf dem Konzil und bestimmten den Pfarrer von Goßau, Florin Flerch, als seinen Begleiter[8]. Die schweizerischen Gesandten trafen am 16. März 1562 in Trient ein[9].

Noch ehe das Konzil mit seiner offiziellen Arbeit begann, kam es zu Streitigkeiten wegen der Präzedenz unter den Ordensleuten. Die Regularkanoniker beanspruchten für sich den Vorrang vor den Benediktineräbten aus der Kongregation von Montecassino, während die letzteren ihrerseits den ersten Platz beanspruchten. Für die erste Vesper von Allerheiligen, am 31. Oktober 1561, bestimmten die Legaten vorläufig, die Benediktineräbte sollten auf ihren bisherigen Plätzen verbleiben, während den Äbten der

4) Vgl. Armellini, Bibliotheca Benedictino-Casinensis I 160—161; ders., Additiones 41 f.

5) Vgl. Armellini, Appendix de viris literis illustribus e congregatione Casinense 11.

6) CT II 358.

7) Vgl. zu ihm: R. Tschudy, Das Kloster Einsiedeln unter den Äbten Ludwig Blarer und Joachim Eichhorn 1526—1569, Einsiedeln 1946. Teilnahme Joachims am Konzil 182 ff. Zu den biographischen Daten vgl. bes. 48, 92, 118, 200 ff. Außerdem: R. Henggeler, Abt Joachim Eichhorn von Einsiedeln und das Konzil von Trient 1562, in: Maria Einsiedeln. Benediktinische Monatsschrift 66 (1960/61) 200—202, 264—267. Vgl. außerdem: Th. Schwegler, Die Beteiligung der Schweiz am Konzil von Trient, in: G. Schreiber, Das Weltkonzil von Trient I, Freiburg 1951, 467—472.

8) Vgl. Tschudy, Das Kloster Einsiedeln 184 ff.

9) CT II 558. Vgl. Tschudy, a. a. O. 186.

Chorherren andere Bänke auf der Seite der Kardinäle angewiesen wurden. Doch wollten die Legaten die Angelegenheit endgültig vom Papst entscheiden lassen[10]. Bereits Ende Oktober hatte der Legat Kardinal Gonzaga an Borromäus und an seinen Neffen in Rom in der Angelegenheit geschrieben. Der Neffe des Kardinals, Kardinal Gonzaga, der Vizeprotektor der Lateranensischen Chorherren war, wurde gebeten, sich mit Morone, dem Protektor der Benediktiner wegen des Streites ins Benehmen zu setzen. Zugleich sollte der Papst gebeten werden, einen Kardinal mit einem Gutachten zu beauftragen. Pius IV. übertrug die Sache den Kardinälen Saraceni und San Clemente. Die Kardinäle wollten zugunsten der Benediktiner entscheiden, doch schlug Borromäus am 29. November vor, daß immer ein Mönch und ein Chorherr abwechselnd sitzen sollten. Der Vorschlag drang jedoch nicht durch[11]. Die Benediktineräbte nahmen wiederum den Platz nach den Bischöfen ein. Aber auch die Ordensgenerale machten Schwierigkeiten. Der Dominikaner- und Augustinergeneral beanspruchten ihrerseits den Vorrang vor den Benediktinern und den Chorherren mit dem Hinweis, diese seien nicht infuliert. Auf Anfrage der Legaten teilte Borromäus im Auftrag des Papstes mit, die Präzedenz solle wie bei den vorangegangenen Konzilsabschnitten gehandhabt werden. So wurden die Ordensgenerale wieder nach den Benediktineräbten plaziert; doch weigerten sie sich, den Chorherren einen Vortritt zu lassen, denn diese hätten an den vorangegangenen Konzilien nicht teilgenommen[12]. Nach der feierlichen Eröffnung des Konzils am 18. Januar 1562, an der die drei Cassineser Äbte teilnahmen[13], lief die Konzilsarbeit nur schleppend an[14].

Die Synode wandte sich zunächst der Behandlung des Index der verbotenen Bücher zu. Der Index Pauls IV. sollte einer Revision unterzogen werden[15]. Die große Mehrheit sprach sich für eine derartige Neufassung aus, darunter auch Abt Stephan, der das Votum der Cassineser am 12. Februar vortrug[16]. Außerdem plädierte der Abt dafür, alle vom Index Betroffenen einzuladen, damit sie vor dem Konzil – nicht wie vor einem Tribunal – ihren Standpunkt darlegen könnten. In der Frage eines Freigeleites für rückkehrwillige Häretiker, die ebenfalls den Vätern zur Stellungnahme unterbreitet worden war, setzte sich Stephan dafür ein, man solle den Abgewichenen „omnem ... humanitatem eis polliceri et materna viscera paternosque affectus cumulate praestare"[17].

Am 17. Februar 1562 bildete das Konzil eine Deputation für die Revision

---

10) CT II 551.
11) Šusta I 94.
12) CT II 552; Šusta I 105.
13) CT VIII 302.
14) Vgl. Jedin, Geschichte IV/1, 94 ff.
15) Vgl. CT VIII 304 ff. Jedin, Geschichte IV/1, 94 ff.
16) CT VIII 324, CT III 264 f.
17) CT III 264 f.

des Index, die aus 18 Mitgliedern bestand. Unter ihnen war auch einer der Äbte, Eutychius Cordes[18].

Zu dem Entwurf eines Indexdekretes, der am 17. Februar den Vätern zur Beurteilung vorgelegt worden war, nahm am 20. Februar wiederum Stephan als Vertreter der drei Cassineser Äbte Stellung. Er schloß sich den Voten des Kardinals Madruzzo und des Erzbischofs von Rossano, Castagna, an[19]. Diese hatten sich dafür ausgesprochen, die Bereitschaft des Konzils stärker zu betonen, allen Rückkehrwilligen das Freigeleit zu gewähren, d. h. den Abgeirrten gegenüber eine entgegenkommendere Haltung einzunehmen[20].

Aus dieser Zeit ist ein Gutachten des Abtes Stephan zur Indexrevision erhalten, in dem er eine Reihe von Fragen zusammenstellt, welche Gesichtspunkte bei der Überprüfung häretischer Bücher zu beachten seien. Es geht dabei u. a. um folgende Fragepunkte: Sind die häretischen Bücher allen, auch den Bischöfen und Inquisitoren, verboten? Fallen unter das Indexverbot alle Bücher der Häretiker, also auch diejenigen ohne häretischen Inhalt? Wie steht es mit dem Verbot muttersprachlicher Bibelausgaben?[21]

Das allgemeine Indexdekret wurde in der Sessio (2. bzw. 18.) vom 26. Februar verabschiedet. Die drei Cassineser Äbte nahmen an der Sitzung teil und stimmten dem Dekrettext zu[22].

In der Generalkongregation vom 2. März 1562 stimmten die Cassineser Äbte der Vorlage zu, den deutschen Protestanten ein Freigeleit nach Trient zu gewähren, wie es ihnen 1552 zugesichert worden war, doch wollten sie gewährleistet sehen, daß die Dissidenten nicht die Gelegenheit nutzen, um öffentlich zu lehren[23].

Inzwischen war die Gesandtschaft der katholischen Orte der Schweiz, bei der sich Abt Joachim Eichhorn von Einsiedeln befand, in Trient eingetroffen. Am 20. März 1562 wurden die Gesandten feierlich zum Konzil zugelassen[24].

Am 11. März 1562 legten die Legaten dem Konzilsplenum 12 Reformkapitel vor[25], deren erste vier vom 7. April an in den Generalkongregationen diskutiert wurden[26]. Der erste Artikel befaßte sich mit dem brisanten Thema der Residenz der Bischöfe und anderen Kleriker, denen Seelsorge übertragen ist[27]. Bereits am ersten Debattentag forderte der Erzbischof von Granada, Pedro Guerrero, das Konzil solle erklären, ob die Residenz der Bischöfe göttlichen Rechtes sei[28]. „Von diesem Augenblick an wurde das Ius

18) CT VIII 329.
19) CT VIII 334, CT III 271.
20) CT III 269–271; CT VIII 330.
21) CT XIII/1, 594–595.
22) CT VIII 358, 367.
23) CT VIII 371.
24) CT VIII 388–394; CT III 288 f.
25) CT VIII 378 f.
26) Vgl. CT VIII 402 ff.; CT III 291 ff.
27) CT VIII 378.
28) CT VIII 403.

divinum nahezu ausschließliches Thema der Debatte."[29] Die große Residenzkrise des Konzils nahm ihren Anfang[30].

Am 17. April war die Reihe an den Äbten, ihre Stellungnahme abzugeben. Für Joachim Eichhorn von Einsiedeln ist es absolut notwendig, daß die Bischöfe und anderen genannten Geistlichen in ihren Kirchen residieren. Welche Gründe als notwendig und rechtmäßig eine Ausnahme gestatten, möchte er dem Papst oder dem Konzil zur Entscheidung überlassen. Weiter fordert der Abt, die Weihe solle nur auf einen bestimmten Titel hin erfolgen, wie dies in der Schweiz und in der Diözese Konstanz der Fall sei. Außerdem sollten die Bischöfe dafür sorgen, daß die finanziellen Abgaben anläßlich der Weihespendung nicht über Gebühr erhöht würden. Der Abt richtete sodann einen eindringlichen Appell an die Konzilsväter, sich doch denjenigen Fragen zuzuwenden, die die Seelsorge beträfen. Der ganze Erdkreis warte nämlich darauf, daß das Konzil das behandle, was alle Christen bewege. Was die „quaestiunculae" über das ius divinum der Residenz betreffe, so genüge es, zu beschließen, es sei notwendig, daß der Bischof seiner Pflicht nachkomme. Er möge bedenken, daß er von Christus beauftragt sei, dessen Herde zu weiden und dafür Rechenschaft ablegen müsse. Wenn die Bischöfe dies beherzigten, würde sich die Frage nach dem ius divinum von selbst erledigen. Wenn nicht, so möge man die Artikel dem Papst oder einigen Konzilsvätern überweisen. Er wolle hier nicht näher darauf eingehen, so fügte Joachim hinzu, wie sehr die Verzögerung des Konzils die Gefahren der Zwietracht in der Schweiz befördere. Diese Gefahren seien jetzt schon so groß, daß sie unwiederbringlichen Schaden brächten, wenn sie nicht auf dem Konzil beseitigt würden. Laßt uns also, heilige Väter, so beschwor der Abt die Versammlung, unverzüglich die Dinge in Angriff nehmen, die die ganze Christenheit dringend fordert, damit endlich die Braut Christi in ihrem früheren Glanz wiederhergestellt als Siegerin in Ewigkeit triumphiere. Amen[31].

Die Cassineser Äbte sprachen diesmal nicht mit einer Zunge. Der erste, der das Wort ergriff — sein Name ist im Protokoll nicht überliefert — war wahrscheinlich der rangälteste unter ihnen, Stephan Cataneus. Auch nach Stephan ist die Residenz notwendig; sie ist überdies von Gott geboten. Ausnahmen kann nur der Papst gewähren. Die Privilegien und Exemtionen, die der Papst „summa ratione" einzelnen bewilligt, dürfen nicht von den Bischöfen als Entschuldigungsgrund mißbraucht werden; sonst sind sie Mietlinge. Diejenigen, die die Residenz vernachlässigen, sollen bestraft werden; im übrigen möge man nur solche zu Bischöfen bestellen, die die Residenz einhalten. Was nun die Frage des ius divinum der Residenz betreffe, so meint der Abt, berühre das die Autorität des Papstes und es scheine nicht erlaubt, ohne Konsultation seiner Heiligkeit darüber zu verhandeln[32].

---

29) Jedin, Geschichte IV/1, 121.
30) Vgl. Jedin, a. a. O. 121 ff.
31) CT VIII 457 f., 459 f.
32) CT VIII 458. Vgl. auch CT III 314.

Auch Augustinus Loscus meldete sich zu Wort[33]. Er würde es durchaus begrüßen — sofern die Legaten damit einverstanden wären — wenn das Konzil erklärte, wessen Rechtes die Residenz sei. Im übrigen wandte er sich gegen die Vorstöße einiger Konzilsväter gegen die Privilegien der Orden. Die Ordensleute, so betonte er, seien der Kirche und den Bischöfen von Nutzen und daher mit höchsten Ehren zu unterstützen[34].

Nach Beendigung der Debatte über die vier Artikel war nicht klar zu erkennen, ob eine Mehrheit des Konzils sich für eine Deklaration der Residenzpflicht als ius divinum aussprach oder nicht. Die Legaten ließen daher in der Generalkongregation vom 20. April darüber abstimmen, ob eine derartige Deklaration abgegeben werden solle[35]. Das Ergebnis war: 68 Väter stimmten für eine Deklaration des ius divinum, 35 dagegen und 35 machten ihre Entscheidung von einer vorherigen Befragung des Papstes abhängig. Das letztere kam einer Ablehnung gleich, daher ergab sich eine Mehrheit gegen die Deklaration[36].

Die Benediktineräbte nahmen auch bei dieser Abstimmung keine einheitliche Haltung ein. Während Abt Joachim von Einsiedeln und Stephan Cataneus ihre Entscheidung von einer Befragung des Papstes abhängig machten, stimmten Augustinus Loscus und Eutychius Cordes für eine Erklärung des ius divinum[37]. Dabei ist zu bedenken, daß Augustinus Spanier war und die Spanier sich vor allem für das ius divinum einsetzten. Auch Eutychius war ultramontan: er war Niederländer. Die verschiedenartige Abstimmung der Cassineser Äbte brachte jedoch die Konzilsleitung in Verlegenheit. Da die Äbte zusammen nur eine Stimme besaßen, wußte man nicht, wie zu verfahren, und ließ daher die Stimmen der Cassineser unberücksichtigt[38]. In den Generalkongregationen der folgenden Tage wurden die restlichen Artikel der Reformvorlage vom 11. März diskutiert. Am 24. April kamen die Äbte zu Wort. Sie machten keine weiterreichenden Änderungsvorschläge zu den vorgelegten Texten, die sich vor allem mit einer Verbesserung der Seelsorge auf Pfarrebene beschäftigten[39]. Zu den für viele anstößigen Klosterkommenden bemerkte Abt Joachim Eichhorn, in der Schweiz würden überhaupt keine Kommenden geduldet.

Die Cassineser Äbte scheinen bald danach Trient für längere Zeit verlassen zu haben. Sie traten in den folgenden Monaten nicht mehr als Redner auf und werden auch bei den Sessionen des Konzils vom 14. Mai[40], 4. Juni[41],

---

33) Der Name ist bei Paleotti, CT III 314 überliefert.
34) CT VIII 458. Vgl. CT III 314.
35) CT VIII 463—465. Vgl. Jedin, Geschichte IV/1, 123 ff.
36) CT VIII 464. Vgl. Jedin, Geschichte IV/1, 124.
37) CT VIII 464; CT III 318.
38) CT VIII 465; CT II 485.
39) CT VIII 481.
40) CT VIII 499.
41) CT VIII 527.

16. Juli[42] und 17. September 1562[43] nicht unter den Anwesenden genannt.

Joachim Eichhorn dagegen nahm an den Sessionen vom 14. Mai[44], 4. Juni[45] und 16. Juli[46] teil und ergriff in der Generalkongregation vom 3. Juli das Wort, wo er die vorgelegten Eucharistiecanones billigte[47] und ebenso in der Kongregation vom 14. Juli, wo er den zur Diskussion stehenden Reformartikeln gleichfalls zustimmte, mit Ausnahme des Artikels 8, – bischöfliche Visitation der Klöster und kommendierten Benefizien – da er eine Visitation der Klöster durch die zuständigen Ortsbischöfe auf jeden Fall vermeiden wollte[48].

Bei dem schweizerischen Abt stellte sich wegen des nach seinem Dafürhalten viel zu schleppenden Fortgangs des Konzils bald eine gewisse Konzilsmüdigkeit ein. Dazu kam, daß er nach dem 16. Juli 1562 erneut von einer Krankheit befallen wurde. Er hatte bereits im April 1562 einige Zeit darniedergelegen. So verließ er mit seinen Begleitern Trient und kurierte sich zunächst in der zum Stift Einsiedeln gehörenden Propstei St. Gerold in Vorarlberg. Er traf dort am 14. August ein[49]. Da sich eine baldige Rückkehr nach Trient als unmöglich erwies, ließ sich der Abt im Herbst 1562 nach Einsiedeln befördern. Versuche, einen anderen Vertreter in die Konzilsstadt zu senden, schlugen fehl. Auf die Nachricht von dem bevorstehenden Abschluß des Konzils hin entschloß sich Abt Joachim in Begleitung des Pfarrers Florin Flerch eiligst, nach Trient zu reisen. Am 13. Dezember 1563 verließ er Einsiedeln. In Feldkirch, wo er am 15. anlangte, vernahm er, daß das Konzil bereits beendet sei. Am 26. Januar 1564 unterschrieb er die Beschlüsse des Konzils, die ihm zugesandt worden waren[50]. In der Zeit seines Aufenthaltes in Trient verfaßte Joachim Eichhorn zusammen mit dem Canoniker-Abt Johannes Miles von St. Maurice, der den Bischof von Sitten auf dem Konzil vertrat[51], einen Traktat über das Fegfeuer. Der Traktat, der am Fest der Märtyrer Johannes und Paulus, also am 26. Juni 1562, abgeschlossen wurde, befindet sich, bisher unveröffentlicht, in der Stiftsbibliothek in Einsiedeln[52]. Es handelt sich bei dieser Schrift um eine umfangreiche, sehr langatmige Arbeit, die überwiegend aus einer Zitatensammlung besteht. Auch ist kaum eine logische Ordnung in der Gedankenführung nachzuweisen. Den Verfassern geht es darum, aus zahlreichen Schriftstellen und endlosen Zitaten von Vätern und späteren Theologen nachzuweisen, daß es eine ununterbrochene Tradition der Kirche gibt, für die Verstorbenen zu beten, das eucharistische

42) CT VIII 717.
43) CT VIII 980.
44) CT VIII 499.
45) CT VIII 527.
46) CT VIII 717.
47) CT VIII 648. Vgl. dazu Jedin, Geschichte IV/1, 165 ff.
48) CT VIII 685. Die Reformvorlage: CT VIII 502–504. Vgl. zu den Artikeln: Jedin, Geschichte IV/1, 169 ff.
49) Vgl. zum Ganzen: Tschudy, Das Kloster Einsiedeln unter den Äbten Ludwig Blarer und Joachim Eichhorn 189–195.
50) CT IX 1159 f.

Opfer darzubringen sowie Almosen zu spenden. Dabei kommen Männer wie Tertullian, Augustinus, Hieronymus, Gregor d. Gr., Alcuin, Bernhard von Clairvaux, aber auch John Fisher, der Bischof von Rochester aus dem 16. Jahrhundert, zu Wort. Eingestreut ist eine Verteidigung der Kanonizität der Makkabäerbücher und der Echtheit Dionysius' des Areopagiten. Die Haltung Luthers gegenüber der Lehre vom Fegfeuer wird ausdrücklich zurückgewiesen. Neben der Existenz des Purgatoriums behandeln die Autoren Fragen wie: Warum ist das Feuer des Purgatoriums körperlich? Wie können die unkörperlichen Geister unter körperlicher Pein leiden? Auf welche Weise kommen die Gebete den Geistern der Verstorbenen zu Hilfe? All diese Fragen werden jedoch meist nur mit Zitaten aus Schrift und Tradition beantwortet. Allgemein umschreibt der Traktat das Fegfeuer: „Purgatorium est quaedem aequitas inter Dei iustitiam et misericordiam", wobei betont wird, aequitas sei theologisch und nicht forensisch zu verstehen[53].

Irgend eine Wirkungsgeschichte des Traktates im Zusammenhang mit dem Konzil ist nicht nachzuweisen.

Während also die Rolle des Einsiedler Abtes auf dem Konzil im Sommer 1562 endet, lassen sich die Cassineser Äbte gegen Ende desselben Jahres wieder in Trient nachweisen. In der Generalkongregation vom 2. Dezember 1562 gab ein Vertreter der Äbte seine Zustimmung zur Prorogation der nächsten Sessio[54]. Das Konzil wurde im Herbst 1562 in eine heftige Kontroverse verwickelt, die zu einer großen Krise führen sollte. In der Debatte um die Lehre des Ordo-Sakramentes entzündete sich, insbesondere am Canon 7 der vorgelegten Entwürfe, erneut die Frage nach der ekklesiologischen Stellung des Episkopates bzw. des päpstlichen Primates[55].

Am 7. Dezember ergriff Augustinus Loscus in der Generalkongregation das Wort[56]. Zu dem umstrittenen Canon 7[57] sagte er, wie Gott einst durch die Propheten und, nachdem die Fülle der Zeit gekommen war, durch seinen Sohn gesprochen habe, so spreche er nun durch seinen Stellvertreter (vicarius), der daher auch als Gottes Stimme und Gottes Hand bezeichnet werden könne. Nach der Rezension des Diarium des Psalmaeus durch Husonius[58] soll Augustinus über die Stellung des Episkopates sich folgendermaßen geäußert haben[59]: Nach der Meinung mancher hätten die Bischöfe ihre Vollmacht unmittelbar von Gott erhalten, denn Jacobus habe nach Apostelgeschichte 15 (beim sog. Apostelkonzil) eine definitive Entscheidung verkündet. Das hätte er jedoch in Gegenwart des Petrus nicht tun können, wenn

51) Vgl. CT III 288; Tschudy, Das Kloster Einsiedeln 187.
52) Stiftsbibliothek Einsiedeln, Mscr. 66 (599).
53) S. 33.
54) CT IX 199.
55) Vgl. zur ganzen Debatte: Jedin, Geschichte IV/1, 210 ff.
56) CT II 776; III 497; IX 218.
57) Vgl. die Fassung vom 3. November: CT IX 107.
58) Zu den textkritischen Problemen vgl. S. Merkle CT II, CLV ff.
59) CT II 776.

er von diesem seine Jurisdiktion erhalten hätte. Daher leite sich auch die Jurisdiktion der Bischöfe als Nachfolger der Apostel nicht vom Papst, dem Nachfolger Petri, her. Diese Meinung wolle jedoch, so stellt Augustinus fest, den päpstlichen Primat schwächen. Darauf müsse man antworten, der Papst sei das Haupt der Kirche, alle anderen hingen jedoch von ihm ab, wie die Glieder. Die Prälaten besitzen, so argumentiert Augustinus weiter, eine doppelte Gewalt, die des Ordo und die der Jurisdiktion. Die Weihegewalt werde durch das Sakrament vermittelt und dem Papst sowie den Bischöfen unmittelbar von Christus verliehen. Die Gewalt zu binden und zu lösen (Jurisdiktion) aber habe als erster Petrus vom Herrn empfangen (Mt. 16,18); die anderen Apostel aber zugleich in Petrus. So seien denn die Bischöfe als Nachfolger der Apostel ebenfalls „sponsi ecclesiae", aber nur ihren Diözesen gegenüber, der Papst dagegen sei der „sponsus universalis ecclesiae". Die Vollmacht (potestas) der Bischöfe über ihre Diözesen aber leite sich teils unmittelbar von Christus, teils von Christus mittels des Papstes her.

Nach diesem Votum vertrat Augustinus einen modifizierten Standpunkt gegenüber seiner Stellungnahme über das ius divinum vom 20. April. Vom 10. Dezember 1562 bis 18. Januar 1563 wurde das Konzil von der leidenschaftlichen Diskussion um ein neuerliches Residenzdekret beherrscht[60]. Wiederum sprach sich eine starke Minderheit der Väter für die Deklaration des ius divinum der Residenz aus, die Mehrheit jedoch dagegen.

Am letzten Debattentag, am 18. Januar 1563, kam der Sprecher der Cassineser Äbte zu Wort. Es ist nicht angegeben, wer die Stellungnahme abgab[61]. Der Abt setzte sich dafür ein, an Stelle des vorliegenden Entwurfes[62] auf das Residenzdekret Pauls III. zurückzugreifen, das in der 6. Sessio am 13. Januar 1547 erlassen worden war[63]. Er fügte hinzu, die persönliche Residenz der Bischöfe sei absolut notwendig, habe doch Paulus gesagt: Weh mir, wenn ich die Heilsbotschaft nicht verkünde; als Verpflichtung ist es mir aufgetragen (1 Kor. 9,16). Schließlich sprach er den Wunsch aus, die Väter möchten von den Kontroversen um die Residenz ablassen. Der Abt stand also nicht auf seiten der Befürworter einer Deklaration des ius divinum[64].

Die große Krise um Ordo und Residenz konnte im Sommer 1563 schließlich durch einen Kompromiß beigelegt werden: Man klammerte die ekklesiologische Entscheidung um Primat und Episkopat aus[65].

Am 10. Mai wurde dem Konzil ein umfangreicher Dekretentwurf über die Reform des Klerus (Ordo) vorgelegt[66] und in den folgenden Wochen diskutiert. In der Generalkongregation vom 12. Juni kamen die Äbte zu Wort.

---

60) Vgl. Jedin, Geschichte IV/1, 237 ff.
61) CT III 549. IX 360.
62) Text: CT IX 242 f.
63) CT V 802—804.
64) Vgl. auch die summarische Zusammenstellung der Meinungen der Väter: CT IX 361—363 und 364.
65) Vgl. Jedin, Geschichte IV/2, 1 ff.
66) Text: CT IX 477—485.

Zuerst sprach Augustinus Loscus[67]. Er meinte, eine gute Wahl der Bischöfe sei möglich, wenn das Konzil allen Wahlberechtigten unter der Strafe der Todsünde vorschreibe, geeignete Kandidaten zu wählen. Auch sei der Papst zu bitten, dasselbe zu tun, und vor allem möge Gott in dieser Angelegenheit angefleht werden. Die Vorlage des ersten Canons, der sich mit der Besetzung der Bischofsstühle und der Auswahl der Kandidaten befaßt, lehnte Augustinus ab. Er schlug weiterhin vor, den Weihbischöfen möge ein Jahreseinkommen von 500 Dukaten gewährleistet werden. Augustinus wandte sich außerdem gegen die Vorschläge, den Äbten solle es verwehrt werden, Dimissorien auszustellen und die erste Tonsur möge nicht vor dem 10. Lebensjahr erteilt und mit den Niederen Weihen verbunden werden. Die Subdiakonatsweihe ist nach seinem Dafürhalten nicht vor dem 23. Lebensjahr zu spenden, und schließlich lehnte er es auch ab, daß die Regularen an der Finanzierung der Seminare für den klerikalen Nachwuchs beteiligt werden sollen.

Diesmal gab auch Eutychius eine eigene Stellungnahme ab[68]. Er sprach sich für eine neue Einteilung des Dekretes aus. Der erste Canon, der von der Bestellung der Bischöfe handelt, sei, so meinte der Abt, der Eckstein des ganzen Dekretes. Er regte an, das Konzil möge erklären, die Wähler der Bischöfe seien an allen Übeln in der Kirche schuld, wenn sie unwürdige Männer wählten. Was die Bischofswahl selbst betrifft, so zitierte Eutychius den hl. Bernhard, der sagte, zur Wahl eines Oberhirten hätten sich alle Kleriker zu versammeln und das Volk seine Zustimmung zu geben, wobei das Ganze durch Fasten und Gebet vorbereitet werden müsse. Titularbischöfe wollte der Abt lediglich für äußerste Notfälle (ex magna necessitate) zulassen. Das Alter der Weihekandidaten ist nach seinem Dafürhalten für die Enthaltsamkeit nicht so sehr entscheidend wie der feste Vorsatz. Als Beweis nannte er die alten Männer in der Susanna-Geschichte (Dan. 13). Daher möge man, so folgert er, nicht so sehr auf das Alter abstellen und die alten Canones nicht ändern, damit nicht am Ende zwar reifere Männer gesucht würden, aber keine Priester mehr da seien. Die Seminare hielt Eutychius grundsätzlich für eine gute Sache, doch meinte er, um gute Kleriker zu bekommen, sei es vor allem notwendig, bewährten und würdigen Männern Benefizien zu verleihen.

Da der Entwurf über die „Abusus circa sacramentum ordinis" vielfach Kritik erfahren hatte, wurde am 10. Juli 1563 über eine verbesserte Fassung diskutiert[69]. Am 12. Juli erhielten die Äbte das Wort. Von den Cassinesern sprachen wiederum zwei Vertreter, doch sind ihre Namen nicht angegeben. Das Protokoll verzeichnet nur primus und secundus abbas Cassinensis[70]. In den Verzeichnissen der Sessionen des Konzils gilt die Reihenfolge der

---

67) CT III 663; IX 581. Die Namen der Äbte ergeben sich aus CT III 663. Das Protokoll nennt nur abbas und secundus abbas Cassinensis.
68) CT III 663; IX 581 f.
69) Text: CT IX 592—601.
70) CT IX 615.

Äbte: Stephanus, Augustinus, Eutychius[71], doch hatte am 12. Juni als erster Augustinus (bezeichnet als abbas Cassinensis) und danach als secundus abbas Cassinensis Eutychius gesprochen[72]. Es dürfte also nicht sicher auszumachen sein, wer am 12. Juli gesprochen hat, vielleicht Stephanus, der bei der Sessio am 15. Juli als anwesend genannt wird[73], und Augustinus. Der erste Redner schloß sich dem Votum des Kardinals von Lothringen an. Dieser hatte dafür plädiert, den Canon 1 der Vorlage über die Bischofswahl und -ernennung vorläufig auszuklammern[74]. Der zweite Redner folgte ebenfalls den Ausführungen Lothringens und dazu noch dem ungarischen Orator, dem Bischof von Fünfkirchen, Draskovich[75].

Bei der siebten bzw. 23. Sessio des Konzils am 15. Juli 1563 waren laut Protokoll alle drei Cassinenser Äbte, d. h. Stephanus, Augustinus und Eutychius anwesend[76]. Sie stimmten den beiden zu publizierenden Dekreten über den Ordo und die Kirchenreform zu[77].

In den folgenden Wochen wandte sich das Konzilsplenum der Diskussion eines Entwurfs über das Ehesakrament zu[78]. Besondere Kontroverspunkte bildeten dabei die Frage des Eheabschlusses (Klandestinehe) und die Rechtsanschauungen über die Ehe (Konsenstheorie oder Konsummationstheorie). In der Generalkongregation vom 30. Juli 1563 ergriffen alle drei Cassineser Äbte das Wort. Zuerst sprach Eutychius[79]. Er schloß sich in mehreren Punkten anderen Konzilsvätern an. Auch machte er einige redaktionelle Vorschläge. Was die Klandestinehen betrifft, so meinte er, man solle nicht den Kontrakt, sondern die Personen für illegitim erklären, d. h. sobald ein Paar sich entschließe, eine Klandestinehe abzuschließen, solle es durch die Autorität der Kirche eo ipso für unfähig (illegitimae) zu einem solchen Eheabschluß erklärt werden. Auf diese Weise könnte man den Klandestinehen die Gültigkeit entziehen. Die Bestimmung der Vorlage, eine Ehe, die junge Männer unter 18 Jahren ohne Zustimmung ihrer Eltern abschließen, sei ebenfalls ungültig[80], lehnte der Abt ab[81].

Als nächster sprach Abt Augustinus[82]. Er wünschte ein Vorwort über Materie, Form und Spender des Ehesakramentes. Den Aussagen des Dekrets über die Klandestinehen stimmte er zu, da die Kirche die Vollmacht habe, derartige Ehen für ungültig zu erklären, denn ihr stehe es zu, der Materie des Sakramentes die Wirksamkeit zu entziehen. Als letzter kam Stephanus

71) Vgl. CT IX 638.
72) CT IX 581. Die Namen ergeben sich aus dem Diarium Paleottis CT III 663.
73) CT IX 638.
74) CT IX 603.
75) Dessen Votum: CT IX 613.
76) CT IX 638.
77) Vgl. CT IX 620—632.
78) Text: CT IX 639—640. Vgl. zum Ganzen: Jedin, Geschichte IV/2, 96 ff.
79) CT IX 678.
80) CT IX 640.
81) CT IX 678.
82) CT IX 678.

zu Wort[83]. Er lieferte zum 6. Canon, der die Möglichkeit der Scheidung einer Ehe bei Ehebruch ausschloß[84], noch Belegstellen verschiedener Kirchenväter. Auch stimmte er der Ungültigkeit der Klandestinehen zu, nur schlug er vor, dem Dekret eine bessere Form zu geben.

Das Konzil hatte sich um jene Zeit auch mit einem Inquisitionsverfahren zu befassen; es war der seit langem schwebende Fall des Patriarchen von Aquileja, Giovanni Grimani[85]. Am 31. Juli wurde zur Durchführung des Prozesses eine Deputation gebildet, der außer einer Reihe von Kardinälen und Bischöfen sowie zwei weiteren Ordensoberen auch die Äbte Eutychius und Augustinus angehörten[86]. Die beiden sprachen sich am 13. August mit der Mehrheit der Deputation für die Integrität des Patriarchen aus[87].

Am 21. August nahmen die drei Äbte zu den umgearbeiteten Texten über das Ehesakrament Stellung[88]. Da im Protokoll die Namen nicht angegeben sind, ist es nicht auszumachen, wem die einzelnen Diskussionsbeiträge zugehören. Der erste Sprecher übergab, wie er ausführte, seine Anmerkungen zu den Canones dem Konzilssekretär. Er plädierte dafür, auf die Strafe der Exkommunikation zu verzichten. Die Klandestinehen können seiner Meinung nach von der Kirche als ungültig erklärt werden; man könnte sogar die Strafe der Verbannung verhängen. Schließlich war der Abt der Meinung, alle Ehen, die nicht nachweisbar seien, sollen für ungültig erklärt werden.

Die venezianischen Konzilsbotschafter hatten eine Petition eingebracht, das Konzil möge von der Verurteilung der griechischen Praxis der Ehescheidung wegen Ehebruchs durch einen Canon mit Anathem Abstand nehmen. Ein neugefaßter Canon 7 des Ehedekretes sollte daher nach den Vorstellungen der Botschafter nicht den griechischen Brauch verurteilen, sondern nur diejenigen, die die Lehre der Kirche von der Unauflöslichkeit der Ehe ablehnten[89].

Die beiden anderen Cassineser Äbte, die am 21. August zu Wort kamen, plädierten dafür, dem Wunsch der venezianischen Gesandten nachzukommen und den Canon 7 der Vorlage entsprechend abzuändern; einer fügte allerdings hinzu, sofern es geschehen könne, ohne die Wahrheit des Evangeliums, d. h. die Heilige Schrift, zu verdunkeln. Im übrigen schlossen sich die beiden dem Votum ihres Mitabtes an[90].

Beim Durchgang der dritten Fassung der Canones über das Ehesakrament kamen die Äbte am 10. September zu Wort[91]. Ihrem ersten Redner — auch

83) CT IX 678. Es heißt zwar im Protokoll nur abbas 3. Cassinensis, aber es kann sich wohl nur um Stephanus handeln, da die beiden anderen, Eutychius und Augustinus, mit Namen genannt sind.
84) CT IX 640.
85) Vgl. dazu Jedin, Geschichte IV/2, 82 f.
86) CT IX 681.
87) CT IX 705.
88) CT IX 737.
89) CT IX 686. Vgl. Jedin, Geschichte IV/2, 108 ff.
90) CT IX 737.
91) CT IX 794.

diesmal nennt das Protokoll die Namen nicht – gefällt die neue Fassung des Dekretes über die Klandestin-Ehen besser als die vorangegangene. Doch plädiert er dafür, das Ehehindernis der Verwandtschaft bzw. Schwägerschaft im 4. Grade beizubehalten. Die beiden anderen Äbte schlossen sich dem Votum ihres Mitbruders an.

Bei der Beratung der großen Reformvorlage gaben die Äbte am 1. Oktober ihre Stellungnahmen ab[92]. Zuerst sprach Stephanus[93]. Er setzte sich dafür ein, die Canones kürzer und klarer zu formulieren. Stephanus wollte aber vor allem die Rechte des Apostolischen Stuhles gewahrt wissen und schlug daher vor, den Reformdekreten die Klausel „salva auctoritate Sedis Apostolicae" beizufügen. Alle Aussagen über die Reform der Regularen sollen nach seinem Wunsche aufgeschoben werden, bis der ganze Komplex der Ordensleute zusammenhängend behandelt werde. Außerdem setzte er sich dafür ein, daß die Exemtion der Domkapitel – sie wurde ihnen von vielen Bischöfen, namentlich den Spaniern, streitig gemacht – erhalten bleibe. Speziell die Rechte des Kollegs von Alcalà seien im Text des Dekretes zu verankern. Schließlich wünschte der Abt die Wiederaufnahme einer vita communis der Bischöfe mit den Kanonikern und daß alles so wiederhergestellt werde, wie es früher gewesen sei.

Danach kam Abt Augustinus zu Wort[94]. Er schlug vor, den Canones ein allgemeines Vorwort voranzustellen und zur Wahl der Bischöfe den Text der vierten Synode von Karthago (= D. 23 c. 2) zu übernehmen. Zu den Provinzialkonzilien wollte er auch die Äbte und Ordensgenerale geladen wissen; allerdings sollte den Bischöfen eine Mehrheit gesichert werden, indem ihnen ein doppeltes Stimmrecht zuerkannt werde. Das Predigtrecht der Regularen wünschte Augustinus im Sinn des Dekretes Pauls III. aus der ersten Sitzungsperiode geregelt[95]. Im Gegensatz zu Abt Stephanus setzte sich Augustinus für die Abschaffung der Exemtion der Domkapitel ein; lediglich die Rechte des Kollegs von Alcalà sollten gewahrt bleiben. Weiter plädierte er dafür, den auf ihre Benefizien Resignierenden nur im Falle der Bedürftigkeit und der Krankheit die Reservation von Pensionen zu gestatten. Und schließlich wollte er den Besitz mehrerer Benefizien gestatten, wenn sie so benachbart seien, daß sie von demselben Inhaber versorgt werden könnten.

Abt Eutychius[96] dagegen hielt es für gut, wenn die Inhaber mehrerer Benefizien diese innerhalb von drei Monaten aufzugeben hätten und keinerlei Reservation von Einkünften statthaben dürfte. Für die Prüfung der Bischofskandidaten, die von den Konsekratoren durchzuführen sei, wünschte er die Ausarbeitung eines eigenen Formulars. Eutychius plädierte dafür, die Exemtionen der Domkapitel nicht anzutasten, ohne die Betroffenen vorher gehört

92) CT IX 874 f. Zu den Diskussionen um die Reformvorlage vgl. Jedin, Geschichte IV/2, 122 ff. Text der Reformvorlage: CT IX 748–759.
93) CT IX 874; CT III 734.
94) CT IX 874.
95) Vgl. CT V 241–243.
96) CT IX 875.

zu haben. Auch er ist, wie Stephanus, für eine Wiederbelebung der vita communis von Bischöfen und Kanonikern. Was die Provinzialkonzilien betrifft, so wünschte Eutychius die Teilnahme einiger Prälaten der Religiosen. Die Ordensleute sollten auch gehalten sein, den Beschlüssen der Provinzialkonzilien Gehorsam zu leisten, außer diese bestimmten etwas, das gegen ihre Regel oder ihre Statuten verstoße. Schließlich setzte er sich dafür ein, daß die Ordensleute nicht an der Ausübung der Predigt gehindert werden.

Zum überarbeiteten Ehedekret gaben die Äbte am 27. Oktober ihre Stellungnahme ab[97], und zwar jeder einzeln. Sie waren im allgemeinen mit der Vorlage einverstanden, das Dekret über die Klandestinehen dem Papst zu überlassen. Sollte es jedoch im Konzil verhandelt werden, so stimmte er für eine Ungültigkeit dieser Ehen.

Am 2. November begann die Debatte über die neugefaßten Reformcanones. Der Erzbischof von Granada, Guerrero, der Verfechter der Stellung der Bischöfe, sprach sich dagegen aus, in die Konzilstexte die Formel „salva auctoritate Sedis Apostolicae" aufzunehmen, denn der päpstliche Primat sei göttlichen Rechtes, die salvatorische Klausel daher überflüssig[98]. Am 7. November gaben die Äbte ihr Votum ab[99]. Abt Stephanus setzte sich dafür ein, die Klausel beizubehalten oder zum mindesten zu betonen, sie werde im Dekret deshalb nicht verwendet, weil sie stets vorausgesetzt sei[100]. Auch Augustinus wollte die Klausel im Text beibehalten wissen. Die Prüfung der Bischofskandidaten sollte nach Meinung des Abtes gemäß den Forderungen des Titusbriefes (Tit. 1,7–9) erfolgen. Die exemten Ordensleute dürfen nach Augustinus nicht verpflichtet werden, an den Provinzialkonzilien teilzunehmen, es sei denn, sie hätten ein Seelsorgeamt inne. Was die Domkapitel betrifft, so setzt sich der Abt dafür ein, sie der Jurisdiktion der Bischöfe zu unterstellen, doch soll dem Status des Kollegs von Alcalà Rechnung getragen werden[101]. Abt Eutychius – so vermerkt das Protokoll – gab bekannt, er werde sein Votum dem Konzilssekretär übergeben[102]. Die drei Cassineser Äbte nahmen an der 8. (bzw. 24.) Sessio am 11. November 1563 teil[103]. Sie stimmten der Verabschiedung des Ehedekretes zu – Eutychius wollte lediglich ein Wort geändert wissen[104] – und billigten auch das Reformdekret, doch verlangten sie in Canon 6 – Dispens bei Irregularitas ex delicto durch die Bischöfe – den Wegfall einer Sonderregelung für bestimmte Gebiete[105]. Bei der Diskussion über die restlichen 14 Reformartikel, die vom obigen Reformdekret abgetrennt worden waren[106], gab Eutychius in der

97) CT IX 906. Vgl. auch die Stellungnahme zur Geschäftsordnung: CT IX 884.
98) CT IX 914. Vgl. Jedin, Geschichte IV/2, 151 ff.
99) CT IX 947.
100) Ebd.
101) Ebd.
102) Ebd.
103) CT IX 1007.
104) CT IX 977.
105) CT IX 999.
106) Vgl. Jedin, Geschichte IV/2, 166 ff.

Generalkongregation vom 18. November bekannt, er werde seine Änderungswünsche einreichen[107].

Bei der abschließenden Stellungnahme zu dem Reformdekret sowie zum Dekret über die Regularen, plädierten alle drei Cassineser Äbte für eine völlige Beseitigung der Kommenden. Augustinus sprach sich außerdem dafür aus, die Mönche sollten sofort nach der Profeß den Habit tragen[108].

An der letzten Sessio des Konzils (9. bzw. 25.) am 3. und 4. Dezember 1563 nahm, wie oben bemerkt, außer Stephanus, Augustinus und Eutychius noch ein vierter Abt der Cassineser Kongregation teil, Simplicianus de Valtelina, Abt von S. Salvatore in Pavia. Bei der Abstimmung über das Regularen- und das Reformdekret am 3. Dezember gab Simplicianus als erster der Cassineser Äbte sein Votum ab. Er stimmte dem Regularendekret grundsätzlich zu, sofern die Privilegien unangetastet blieben, die den Ordensleuten vom Apostolischen Stuhl verliehen worden seien. Doch forderte er eine völlige Abschaffung der Kommenden[109]. Augustinus schloß sich dem Votum Simplicianus' an[110]. Stephanus überreichte eine schriftliche Zusammenstellung seiner Wünsche. Was die Kommenden betrifft, so war er damit einverstanden, sie vollständig abzuschaffen, wenn es tunlich sei; andernfalls bat er, die Kommenden bei Freiwerden der betr. Benefizien ihrem ursprünglichen Zwecke zurückzugeben. Zur Frage der Visitation der Benefizien wünschte der Abt, daß die Visitation von Seelsorgebenefizien, die von Regularen verwaltet werden, denen das Apostolische Privileg zukomme, diese Benefizien zu visitieren, von den Regularen und nicht vom Bischof vorgenommen werde. Weiter bat der Abt, die Seelsorge aller Nonnen den Mönchen abzunehmen. Außerdem wünschte er kleine Änderungen am Canon über die Strafe der Exkommunikation[111]. Abt Eutychius folgte ebenfalls dem Votum des Simplicianus, mit Ausnahme der Kommenden. Hier bevorzugte er die Festlegung der Vorlage[112].

Am Schluß des Konzils, nach der Feierlichen Sitzung des 4. Dezember 1563, bekräftigten die Konzilsväter die Annahme aller Dekrete durch ihre Unterschrift. Auch die vier beim Abschluß des Konzils anwesenden Cassineser Äbte Simplicianus, Stephanus, Augustinus und Eutychius setzten ihre Unterschrift unter die Dokumente: „Ego . . . diffiniens subscripsi."[113]

IV. Benediktinermönche als theologische Berater auf dem Konzil

Ein wesentliches Element des Konzilgeschehens waren neben den eigentlichen Konzilsvätern die sogen. theologi minores, d. h. Gelehrte, die nicht

---

107) CT IX 1030.
108) CT IX 1075.
109) CT IX 1097.
110) Ebd.
111) Ebd.
112) Ebd.
113) CT IX 1118.

dem bischöflichen oder äbtlichen Rang angehörten, also kein Stimmrecht besaßen[1]. Sie waren als Berater tätig und bereiteten in den Theologenkongregationen Texte für das Plenum des Konzils vor. Das Hauptkontingent der Konzilstheologen stellten die Ordensleute, näherhin die Bettelorden. Sie repräsentierten dabei die verschiedenen theologischen Schulrichtungen. Die Benediktiner waren unter den Konzilstheologen äußerst spärlich vertreten: Nur auf der dritten Sitzungsperiode waren zwei Mönche anwesend. Sie kamen im Gefolge des Kardinals von Lothringen, waren also beide Franzosen[2]. Joannes Sarcogne (sein Name erscheint auch als Sartogne, Chartongne, Coutignon, Sorthoinne[3]) war Prior der Cluniazenser[4] und an der Pariser Hochschule tätig[5]. Der andere Theologe war Johannes de Verdun[6].

Am 4. Februar 1563 wurden die beiden Benediktiner der Theologenkommission zugeteilt, die die Artikel über das Ehesakrament zu prüfen hatte, und zwar der vierten Klasse[7]. Am 26. Februar sprach Joannes Sarcogne in der Theologenkongregation, doch ist der Wortlaut seiner Ausführungen nicht erhalten[8]. Am folgenden Tag, dem 27. Februar, gab Johannes von Verdun sein Votum ab[9]. Auch dieser Text ist nicht erhalten. Doch schrieb der Bischof von Ventimiglia, Carlo Visconti, am 1. März an Borromeo über diese Rede, der Benediktiner habe über die päpstliche Dispensationsvollmacht gesprochen und sich bemüht, diese abzuschwächen. Zum Schluß habe er betont, der Papst könne interpretieren: die Dispensationen sollten in Wahrheit Erklärungen (dichiarationi) genannt werden[10]. Am 25. Februar 1563 schrieb Nikolaus Pseaume, der Bischof von Verdun, in sein Konzilstagebuch[11], am späten Abend dieses Tages habe ihn Johannes von Verdun, ein Doktor aus dem Benediktinerorden, der viel gegen die Dispensationen und die Kurialen gesprochen habe, aufgesucht. Der Mönch habe ihm eine Sammlung von Stellen aus einem Buch Martin Bucers überreicht, das den Titel trage: „Abusuum ecclesiasticorum et rationis, qua corrigi eos abusus oporteat, indicatio Imperatoriae Maiestati in comitiis Regensburgi postulanti exhibita per Martinum Bucerum."[12] Das Buch war 1541 in Straßburg gedruckt worden[13]. Johannes habe ihn gebeten, über diese Dinge mit seinem Illustrissimus (gemeint ist Kardinal Lothringen) zu reden, wenn dieser nach Trient zurückkomme (Guise war um jene Zeit beim Kaiser in Innsbruck), damit

1) Vgl. Jedin, Geschichte II 48 f.
2) CT II CLXXI.
3) Vgl. CT IX 1183 (Index mit Anmerkung).
4) CT II CLXXI Anm. 6.
5) CT IX 421: ex gymnasio Parisiensi.
6) CT II CLXXI mit Anm. 11.
7) CT IX 382.
8) CT IX 421.
9) CT IX 421.
10) CT IX 421 Anm. 3.
11) CT II 832.
12) Zu dem Werk vgl. CT II 832 Anm. 4.
13) Vgl. CT 832 Anm. 4.

man von den Gegnern lerne, was zu reformieren sei und jene Punkte mit den französischen Petitionen vergleichen könne.

Aus den knappen Mitteilungen über die Aktivität Johanns von Verdun ersehen wir, daß der Mönch ganz im Vorstellungskreis der französischen Konzilsgesandtschaft beheimatet war.

V. Theologische Würdigung der Äbte

Nachdem die Tätigkeit der Äbte auf dem Konzil dargestellt wurde, soll nun versucht werden, ihre theologische Eigenart kurz zu würdigen. Dabei gilt es, Gemeinsamkeiten und Unterschiede zu sehen. Allerdings ist es zuweilen nicht möglich, wie wir gesehen haben, eine Stellungnahme einem bestimmten Abt zuzuschreiben, da das Protokoll in einigen Fällen nicht angibt, wer das Votum vorgetragen hat. Doch darf wohl angenommen werden, daß in solchen Fällen die Meinungen der Äbte nicht allzusehr auseinandergingen.

1. Teilnehmer der ersten Sitzungsperiode

Isidor Chiari

Isidor gehört zu den bedeutendsten Gelehrten der Benediktiner seiner Zeit. Er war vor allem Bibeltheologe. Er beherrschte die biblischen Sprachen und gab eine Reihe von Kommentaren zu biblischen Büchern heraus[1]. Seine überarbeitete Vulgata-Edition und deren Schicksal wurde bereits oben erwähnt.

Bibeltheologisch war sein ganzes Denken ausgerichtet[2]. Für die scholastische Theologie hatte der Abt wenig Verständnis. Immer wieder teilt er in seinen Schriften und in seinen Reden Seitenhiebe auf die Scholastik aus. Er sieht in den scholastischen Vorlesungen — wie oben bei seinem Votum gezeigt wurde — nur Anlaß zu Zwietracht und will daher die „cavillosas scolasticorum cavillationes" aus den Klöstern verbannt sehen[3]. Zu Beginn seines Votums über die Rechtfertigung vom 13. Juli 1546 beklagt er, Christus habe gewollt, daß seine Rechtfertigung nicht nur von weisen Männern, sondern von Kindern und Frauen verstanden werde, nun aber sei sie so kompliziert geworden, daß sie den größten Geistesleuchten des Erdkreises kaum einsichtig sei[4].

---

1) Vgl. sein Schriftenverzeichnis: Gussago, Bibliotheca Clarense 66—80. Ziegelbauer III 347 und Armellini, Bibliotheca Benedictino-Casinensis II 55 erwähnen, Isidor habe im ganzen 22 Schriften zur Bibel verfaßt.

2) Vgl. auch Ziegelbauer III 345; Hebraicae namque, Graecaeque linguae subsidio, Divinas scripturas in ipso fonte altius potavit, puriusque hausit, adeo ut antiquis illis, sanctissimis, doctissimisque Ecclesiae Patribus, ob styli similitudinem, sermonis gravitatem, majestatem denique sententiarum, merito conferri possit.

3) CT I 60.

4) Hefner 7.

Außer den Voten Isidors, die oben mitgeteilt wurden, sind von ihm noch zwei Reden erhalten, die er nach St. Ehses[5] als Predigten für Sessionen des Konzils zwar konzipiert, aber nicht gehalten, später jedoch im Druck veröffentlicht hat[6]. Auch hier rügt er die Art und Weise, wie die Glaubensgegenstände auf dem Konzil behandelt würden. Er zitiert ein altes Sprichwort: „Nimium altercando amitti veritatem" und meint dann, wenn die Konzilsväter die anstehenden Fragen in der bisherigen Weise behandelten, so strebten sie mehr danach, sich auf dem Konzil als streitbare Philosophen denn als Jünger der Fischer zu erweisen, und es sei zu fürchten, daß sie bei Freund und Feind zum Gespött würden[7].

In seiner Schrift gegen die Protestanten: Ad eos, qui a communi ecclesiae sententia discessere adhortatio ad concordiam[8] gibt Isidor zu, daß in der katholischen Theologie zuweilen die scholastische Disputationsweise ohne die nötige Einsicht gebraucht worden sei und sich dadurch mancher Mißbrauch breitgemacht habe[9]. Diese Schrift Isidors, die Kardinal Contarini gewidmet ist[10], zu dem er während der Entstehungszeit der Schrift in Rom 1536/37 in engere Beziehung getreten war[11], blieb innerhalb des katholischen Lagers nicht unumstritten. Das Werk hätte in Deutschland durch Vermittlung von Cochläus zum Druck befördert werden sollen. Am 10. Juli 1538 schrieb Cochläus an Morone, der ihm die Schrift in Bautzen übergeben hatte, er habe diese sorgfältig durchgelesen, fürchte aber, durch die Herausgabe dieses Buches würden die Schriftsteller der Sekten noch anmaßender und behaupteten, die Gegner räumten ein, daß ihre Thesen unter den Gelehrten diskutiert und verteidigt werden könnten, man dürfe sie nur nicht unter das Volk bringen. Daher meint Cochläus, so sehr die gelehrte Schrift auch einer Veröffentlichung würdig wäre, halte er es doch für äußerst gefährlich und

5) St. Ehses, Zwei Trienter Konzilsvota, in: Römische Quartalschrift 27 (1913) 27ˣ f.

6) Isidorii Clarii ... De Gloria ad patres Concilii Tridentini oratio prior et posterior, in: Isidori Clarii Fulgin. Episcopi Sententia de Iustificatione hominis in conventu Patrum Tridentini Concilii dicta, Venetiis 1548, f. 22—36 (die f. 25—32 sind zweimal gezählt). Hefner, Voten vom Trienter Konzil 34 bis 41, bringt nur Auszüge.

7) Haec et huiusce generis alia, si iis animis, quibus hactenus factum est, tractaverimus, et philosophi, iique pugnacissimi, quam piscatorum discipuli in hoc sacrosancto Concilio esse maluerimus, metuendum est ne et nostris, et hostibus simus ludibrio. Isidori Clarii ... De Gloria, ad patres Concilii Tridentini oratio prior, a. a. O. f. 24ᵛ (erste Zählung).

8) Ediert: Isidorii Clarii Epistolae ad amicos, ed. M. Piazzius, Modena 1705, 147—231.

9) Ad eos qui a communi ... a. a. O. 212 f.: Illum quoque veterem tractandae theologiae morem non aeque feliciter cessisse omnibus; neque mirandum, si et hac scholastica (quam vocant) disputandi via, multi ob judicii inopiam sint abusi.

10) Ed. M. Piazzius, 149 f.

11) Vgl. F. Dittrich, Gasparo Contarini, Braunsberg 1885, 210; ders., Regesten und Briefe des Cardinals Gasparo Contarini, Braunsberg 1881, 277 f. Nr. 22.

untunlich, sie zum gegenwärtigen Zeitpunkt zum Druck zu besorgen. Er bat Morone um sein Urteil, was mit der Schrift geschehen solle[12]. Einige Tage später, am 16. Juli, schrieb Cochläus auch an Kardinal Contarini mit dem Wunsch, dessen oder Morones Meinung zu hören, ob es gegenwärtig opportun sei, die Schrift Isidors zu publizieren[13]. Contarini antwortete, bei aller Milde und Freundlichkeit gegenüber den Protestanten müsse man doch deren falsche Verkündigung als der Lehre der Hl. Schrift und den Vätern widersprechend herausstellen. Daher begrüße er den Rat des Cochläus, die elegante und gelehrte Schrift des Isidor zu unterdrücken, denn zweifellos würde sie den Gegnern Anhaltspunkte zu Schmähungen bieten[14]. In der Adhortatio ad concordiam konnte in der Tat der Eindruck entstehen, als sehe Isidor viele Positionen der Protestanten nur als inopportun an, lehne sie jedoch nicht aus prinzipiellen Gründen ab[15]. In Modena hatten sich im 16. Jahrhundert zahlreiche humanistisch gebildete Literaten zu einer Akademie zusammengeschlossen. In diesen Kreisen wurden nicht nur antike und neuere Schriftsteller gelesen; man sympathisierte auch mit lutherischem Gedankengut. Die Akademiker standen in guten Beziehungen zu den Benediktinern des modenesischen Klosters S. Peter, und Isidor Chiari, der 1537 Prior dieses Klosters wurde, war diesen Humanisten freundschaftlich verbunden[16]. Dem Bischof von Modena, Giovanni Morone, bereitete die kirchliche Einstellung der Akademiker große Sorge. Er wandte sich daher an Contarini um Unterstützung, und dieser verfaßte in diesem Zusammenhang einen kleinen Katechismus[17].

Es geht sicher nicht an, Isidor Chiari der direkten Unterstützung lutherischer Ideen zu bezichtigen — seine spätere Haltung auf dem Konzil beweist dies und überdies wäre er unter diesen Umständen wohl nicht von Paul III. zum Bischof ernannt worden —, aber vielleicht erklärt sich seine relativ konziliante Haltung in dem Buch Adhortatio ad concordiam aus seinen Beziehungen zu den genannten Kreisen des italienischen Humanismus.

Aus der vornehmlich biblisch ausgerichteten Denkweise des Isidor Chiari ergibt sich die kritische Stellungnahme zur Tradition neben der Hl. Schrift im Votum der Äbte, das sicher von Isidor inspiriert war[18], der Wunsch der Benediktiner, hebräische und griechische authentische Ausgaben der Hl. Schrift zu schaffen[19], und die Unterstützung der Forderung nach Einrichtung

12) Edition des Briefes: W. Friedensburg, Beiträge zum Briefwechsel der katholischen Gelehrten Deutschlands im Reformationszeitalter, in: Zeitschrift für Kirchengeschichte 18 (1898) 287.
13) Friedensburg a. a. O. 289 (Inhaltsangabe).
14) Dittrich, Regesten und Briefe des Cardinals Gasparo Contarini 297 Nr. 30.
15) Eine Inhaltsangabe der Schrift findet sich bei Lauchert, Die italienischen literarischen Gegner Luthers 446—451.
16) Vgl. Dittrich, Gasparo Contarini 803 ff. und den Brief Corteses an Contarini, in: Dittrich, Regesten und Briefe 99 Nr. 328.
17) Vgl. Dittrich, Gasparo Contarini 805 ff.
18) Vgl. oben.
19) Vgl. oben.

biblischer Lektorate in den Klöstern[20]. Vielleicht ist auch der Wunsch, über die Immaculata Conceptio nichts auszusagen, der biblischen Ausrichtung zuzuschreiben[21].

Die Rechtfertigungslehre Isidors ist durchaus katholisch. Er betont die guten Werke, die von der rechtfertigenden Gnade nicht zu trennen sind, und den freien Willen des Menschen. Er lehnt es ab, Paulus gegen Jacobus auszuspielen, und betont, Paulus meine mit den „Werken" die Gesetzesfrömmigkeit der Juden, nicht aber die guten Werke der Christen[22]. Auch lehnt er die doppelte Gerechtigkeit ab[23]. Sein vorsichtiges Eintreten für eine aus dem Glauben stammende Gewißheit über den Gnadenstand[24] teilt er auch mit anderen Konzilsvätern. Jedin weist den Abt in dieser Frage dem scotistischen Lager zu[25].

Luciano degli Ottoni

Luciano, Lehrer und Freund Isidors, war ein ausgezeichneter Kenner der griechischen Sprache[26] und mit den griechischen Kirchenvätern bestens vertraut[27]. Wie erwähnt, hatte er mit seiner (heute verlorenen) Schrift: Annotationes in D. Joannis Chrysostomi in Apostoli Pauli epistolam ad Romanos commentaria, die 1538 in Brescia veröffentlicht worden war, Anstoß erregt. Das Buch kam auf den Index Pauls IV. und den sogen. Trienter Index Pius' IV[28]. Sixtus von Siena bezeichnet Luciano wegen dieses Buches als „scholasticae theologiae prorsus expers et ob id scholastici nominis perpetuus hostis"[29] und nennt ihn einen „ineptus et miserabilis homuncio"[30]. Luciano verhöhne nämlich in seinem Werk die scholastischen Theologen, so meint Sixtus, und werfe ihnen Verwegenheit vor, da sie in das innerste Heiligtum der Dreifaltigkeit einzudringen suchten und Definitionen über die Unterscheidungen der göttlichen Personen vornähmen[31].

Auch auf dem Trienter Konzil erregte eine Schrift Lucianos Anstoß. Im Juli 1545 kam das Manuskript seines Werkes Dialogus de libero arbitrio zur

---

20) Vgl. oben.
21) Vgl. oben.
22) Vgl. oben.
23) Vgl. oben.
24) Vgl. oben.
25) Vgl. Jedin, Geschichte II, 243.
26) Armellini, Bibliotheca II 78: „celebris fuit Graecae linguae singulari peritia."
27) Armellini, Bibliotheca II 78: „in Graecorum Patrum doctrina apprime versatus".
28) Vgl. Reusch, Die Indices Librorum prohibitorum des sechzehnten Jahrhunderts 194, 270; ders., Der Index der verbotenen Bücher I 400.
29) Sixtus Senensis, Bibliotheca Sancta, lib. VI, annotatio CCXXXI, secunda editio, Francofurti 1575, p. 568.
30) Ebd.
31) Ebd.

Kenntnis Kardinal Cervinis[32]. Dieser beauftragte anscheinend den Konzilssekretär Massarelli mit einer Stellungnahme[33]. Massarelli fand den Dialogus „ineptissimus"[34], ja er schien ihm sogar häretisch zu sein[35]. Am 15. September 1545 schrieb Cervini an den Präses der Cassinesischen Kongregation, Don Basilius, wegen der Publikation von Lucianos Dialog[36].

Am 20. Januar 1546 begab sich Massarelli in das Kloster S. Laurentius, um mit Domingo Soto über die Irrtümer im Buch des Luciano zu sprechen. Er traf den Dominikaner nicht an, aber dessen Ordensbruder, der Portugiese Hieronymus ab Oleastro, berichtete ihm, Soto habe wegen des Buches des Abtes Luciano große Bedenken; es sei nämlich nicht katholisch. Soto habe drei große Irrtümer darin festgestellt. Erstens habe der Autor in seinen Ausführungen über den Römerbrief behauptet, einige Theologen bezweifelten die Existenz des Feuers in der Hölle. Auf die Vorhaltungen eines Kardinals, wie er mit den Schriftstellen über das höllische Feuer zurecht kommen wolle, habe Luciano geantwortet, es stehe dort nichts von einem körperlichen Feuer. Der zweite Irrtum sei die Behauptung, die Kinder, die ohne Taufe sterben, erlitten keinerlei Strafe (pena); und drittens vertrete der Autor die Ansicht, unsere guten Werke seien der Grund dafür, daß Gott uns zum Heil prädestiniere und nicht allein der freie Wille Gottes. Massarelli berichtet, er habe all dies Kardinal Cervini vorgetragen, doch habe es dieser nicht für gut gefunden, Don Luciano öffentlich der Häresie zu bezichtigen, ohne daß dieser die Möglichkeit gehabt habe, sich zu äußern und sich entweder zu rechtfertigen oder zu korrigieren[37].

Ob sich Sotos Auslassungen auf Lucianos Dialogus de libero arbitrio beziehen oder auf dessen Adnotationes in Commentarium Chrysostomi, läßt sich nach Seb. Merkle nicht bestimmen, da beide Werke verloren sind[38]. Die Erwähnung des Römerbriefs[39] könnte vielleicht als ein Anhaltspunkt gewertet werden, daß Soto die Adnotationes zu Chrysostomus vor Augen hatte. Reusch geht davon aus, daß Soto sich auf die Adnotationes bezieht[40]. Evennett dagegen hält dies für unwahrscheinlich[41]. Sicherheit läßt sich in dieser Frage wohl nicht erlangen.

Interessant ist in diesem Zusammenhang eine Mitteilung Sirletos, der am 29. Dezember 1546 berichtet, Fra Luciano habe behauptet, alle griechischen Väter lehrten, der Mensch finde allein durch seine Werke das Heil, doch habe er diese Meinung widerrufen[42].

---

32) CT I 215. Zur Autorschaft des Luciano vgl. CT I 229.
33) CT I 215.
34) CT I 224.
35) CT I 226: mi pareva circa haeresiam. Vgl. auch CT I 229.
36) CT I 267. Er wird hier Dialogo de praedestinatione genannt.
37) CT I 380 f.
38) Vgl. CT I 215 Anm. 1.
39) Vgl. CT I 381.
40) Der Index der verbotenen Bücher I 400.
41) Three Benedictine Abbots 350 Anm. 31.
42) CT I 380 Anm. 8.

Auf der anderen Seite scheint Kardinal Jacopo Sadoleto Lucianos Meinung über die Prädestination gebilligt zu haben. Nachdem er in einem Brief an Isidor vom Jahre 1545 bereits seine Hochschätzung Lucianos zum Ausdruck gebracht hatte[43], berichtet Sadoleto in einem Schreiben vom Januar 1546 ebenfalls an Isidor — er übersandte diesem sein Werk De peccato originis —, in seiner Auffassung von der Prädestination stimme er mit Luciano überein[44]. Allerdings hatte Sadoleto seinerseits ebenfalls wegen angeblicher semipelagianischer Meinungen an der Sorbonne in Paris und in Rom Anstoß erregt[45].

Daß Luciano, ähnlich wie Isidor Chiari, der scholastischen Theologie nicht zugetan war, kam auch auf dem Konzil zum Ausdruck. In seinem bereits erwähnten Schreiben an den Herzog von Ferrara vom 14. Januar 1547 meint er, das Rechtfertigungsdekret des Konzils sei so ausgefallen, wie es die „dottori Scolastici" gewollt hätten[46].

Lucianos Stellungnahmen auf dem Konzil zur Rechtfertigungslehre wichen, wie wir gesehen haben, z. T. von der katholischen Lehre ab, so etwa seine Äußerung, der Glaube könne nicht zusammen mit der Sünde bestehen[47]. Jedin bescheinigt dem Abt, er habe sich damit eindeutig auf die Seite Luthers gestellt[48]. Sein Rückzug kam denn auch einem Widerruf gleich. Sein Eintreten für die Möglichkeit einer aus dem Glauben stammenden Gewißheit über den Gnadenstand war auf dem Konzil nicht singulär. Er teilte diese Meinung mit Isidor und anderen Theologen, vor allem aus dem scotistischen Lager[49]. Daß Luciano mit dem vom Konzil verabschiedeten Rechtfertigungsdekret nicht zufrieden war spricht er dem Herzog von Ferrara gegenüber unverblümt aus[50], wie ihm überhaupt die theologische Arbeitsweise des Konzils nicht behagte, da er eine eingehendere Auseinandersetzung mit den Argumenten der Gegner wünschte[51]. Abt Luciano aber wegen all dieser Auffassungen in die Nähe der Lutheraner zu bringen verbietet schon seine Meinung von der Prädestination und dem Stellenwert der guten Werke des

---

43) Armellini, Bibliotheca II 78: Lucianum Sodalem et Contubernalem tuum vidi Ferrariae, sumque cum eo bis collocutus, et quantum brevi illo tempore iudicare potui eius excellens ingenium, singularemque doctrinam summopere probavi.

44) Armellini, Bibliotheca II 78: De praedestinatione quid sentiam et quam cum Luciano mea mens consentiat, ex hoc quoque libro poteris habere compertum. Vgl. auch R. M. Douglas, Jacopo Sadoleto (1477—1547) Humanist and Reformer, Cambridge, Massach. 1959, 216 und den Nachweis 294 Anm. 65.

45) Vgl. Reusch, Der Index der verbotenen Bücher I 401.

46) CT X 877.

47) Siehe oben.

48) Jedin, Geschichte II 245.

49) Vgl. Jedin, Geschichte II 243.

50) CT X 776 Anm. 1, 877.

51) CT X 881: Brief Lucianos an den Herzog von Ferrara.

Menschen. Seine Bewertung der Residenzpflicht der Bischöfe als „iure divino" gegeben[52] zeigt ihn unabhängig von der strengen kurialen Partei.

Die Stellungnahme Lucianos zur Siebenzahl der Sakramente — Hinweis auf Dionysius Areopagita, der noch andere Sakramente nenne, die nicht in der Siebenzahl enthalten seien[53] — erweist ihn als einen Mann, der mit der theologischen Tradition vertraut ist und sie in ihrem historischen Gewicht ernst nimmt. Sein Vorschlag, bei der Einsetzung der Sakramente zu formulieren, diese sei „a Christo vel a discipulis" erfolgt[54], zeigt, daß er vom biblischen Befund ausgeht und nicht so sehr von scholastischen Schlußfolgerungen.

Merkwürdig muten die Ansichten an, die Luciano bei der Behandlung der Klandestinehen vorbrachte, indem er den Willen der Eltern als Konstitutivum kraft göttlichen Rechtes für die Gültigkeit der Ehe der Kinder darstellte[55].

Die Aktivitäten Lucianos auf dem Konzil zeigen, das wurde deutlich, einen durchaus eigenwilligen Theologen, der sich nicht leicht in vorgegebene Schemata pressen läßt.

Chrysostomus Calvini

Auch der dritte der Äbte aus der ersten Konzilsperiode, Chrysostomus Calvini, war des Hebräischen, Griechischen und Lateinischen kundig. Besonders seine Griechischkenntnisse werden hervorgehoben[56], was bei einem gebürtigen Calabresen nicht verwunderlich ist. Chrysostomus scheint sich mit den griechischen Vätern beschäftigt zu haben, denn er gab eine Übersetzung der Sermonen des hl. Dorotheos aus dem Griechischen ins Lateinische heraus[57]. Während der Eucharistiedebatte in Bologna wies er besonders auf die Eucharistielehre der Väter hin[58]. Auch Chrysostomus setzt sich von den Scholastikern ab[59]. Aber er war wohl kein blinder Scholastik-Gegner, denn er zitiert andererseits den hl. Thomas von Aquin[60]. Auch von Erasmus setzt sich der Abt übrigens ab, wie oben gezeigt wurde[61]. Seine Ausführungen bei der Eucharistiedebatte, in denen er die von der lateinischen sich unterscheidende Konsekrationsformel der griechischen Liturgie und die Verschiedenheit der einzelnen biblischen Einsetzungsberichte ins Spiel bringt und daher vorschlägt, man solle von der Form „ab ipso salva-

52) CT X 878.
53) Vgl. oben.
54) Vgl. oben.
55) Vgl. oben.
56) Vgl. Armellini, Bibliotheca I 117: Graecae linguae peritissimus.
57) Armellini, Bibliotheca I 117.
58) Vgl. oben.
59) Vgl. CT VI/2, 11, 40 f. Sed eo modo sopiendam censeo, ne turbas in scholiis excitemus et dissidii causas inter scholasticos seminemus.
60) Vgl. CT VI/2, 10, 31 f.
61) Vgl. CT VI/2, 10, 42 ff.

tore nostro et eius apostolis traditam" sprechen[62] ist bemerkenswert und verrät ein hohes Niveau theologischer und literarischer Kritik. Auch seine Bemerkungen zum Problem der Kommunion „sub utraque specie" — Unmöglichkeit eines Schriftbeweises für die Kommunion nur unter einer Gestalt und daher eine negative Abgrenzung gegenüber den Protestanten[63] — zeigen eine erstaunliche Weite und Verantwortung. Und schließlich ist sein beschwörender Hinweis, das Konzil verfasse seine Texte nicht nur für Gelehrte und Experten, sondern für das einfache Volk[64], nach den Worten H. Jedins eine Umschreibung des kirchlichen Lehramtes in einer auch heute noch gültigen Weise[65].

Chrysostomus erweist sich auf dem Konzil als ein vor allem von der Vätertheologie geprägter, von hoher Verantwortung für die seelsorglichen Belange erfüllter, mit bemerkenswertem kritischen Sinn ausgestatteter Theologe.

2. Teilnehmer der zweiten Sitzungsperiode

Die Benediktineräbte, die an der zweiten Sitzungsperiode des Konzils teilnahmen, zeigen kein so hervorstechendes Profil, wie ihre Kollegen von der ersten Periode. Dies liegt aber nicht nur an den Personen; die zweite Trienter Periode weist nämlich keine so brisanten Themen auf, wie die erste.

Da das Konzilsprotokoll für diese Zeit den Sprecher der Cassineser Äbte nie mit Namen nennt, lassen sich die einzelnen Beiträge auch nicht den einzelnen Vertretern zuweisen. Die beiden Cassineser Äbte stimmten in den meisten Punkten den Vorlagen zu. Wo sie Ausstände und Vorschläge machen, halten sie sich ganz im Rahmen ausgewogener Diskussionsbeiträge.

Marcus soll nach der Aussage Armellinis ein hervorragender Theologe und guter Kenner der Väter gewesen sein[66]. Armellini berichtet auch, Marcus habe auf der 13. Sessio des Konzils eine Rede über das Purgatorium gehalten, die 1557 in Brescia im Druck erschienen sei[67]. Es ist jedoch in den Protokollen Massarellis nirgends von einem derartigen Beitrag des Abtes die Rede. Außerdem erwähnt Armellini, es habe ein Manuskript existiert mit fünf Predigten (sermones) des Marcus an die Väter des Konzils von Trient über das Vaterunser[68]. Auch hierüber ist jedoch nichts bekannt.

Ähnliches wie von den Cassineser Äbten gilt auch von dem flandrischen Abt Gérard de Haméricourt. Auch seine Diskussionsbeiträge wichen nicht

62) Vgl. CT VI/2, 10.
63) Vgl. CT VI/2, 11.
64) Vgl. CT VI/2, 11.
65) Vgl. Jedin, Geschichte III 48.
66) Armellini, Bibliotheca II 89: ob insignem doctrinam ac sacrae in primis Theologia peritiam et SS. Patrum assiduum studium unacum aliis nostrae Congregationis Theologis Tridentino Concilio interfuit . . .
67) Armellini, Bibliotheca II 89. Nachforschungen in italienischen Bibliotheken, ob ein derartiges Exemplar vorhanden sei, blieben ergebnislos.
68) Ebd.

allzusehr von den Vorlagen ab bzw. hielten sich im Rahmen einer gemäßigten Kritik.

3. Teilnehmer der dritten Sitzungsperiode

Die Benediktineräbte, die an der dritten Sitzungsperiode des Konzils teilnahmen, lassen sich wieder stärker in ihrem jeweiligen Profil erfassen. Meist sind nun die einzelnen Sprecher im Protokoll wieder mit Namen genannt.

Auch die Äbte der dritten Periode nehmen in ihren Voten zuweilen unterschiedliche Standpunkte ein, daher geben oft alle drei zu einzelnen Themen Stellungnahmen ab.

Stephanus Cataneus

Stephanus gilt als ein in der Hl. Schrift bewanderter und mit Sprachkenntnissen ausgerüsteter Theologe[69].

Er erwies sich auf dem Konzil als verständnisvoller und großzügiger Mann, als er eine Neuregelung des Index der verbotenen Bücher wünschte und forderte, alle Betroffenen sollten sich persönlich vor dem Konzil rechtfertigen können[70]. Dieselbe Weite legte er an den Tag, als er bei der Frage eines Freigeleites für vom Glauben Abgewichene die Meinung vertrat, man müsse den Betroffenen in väterlicher und menschlicher Weise begegnen[71].

Bei den Diskussionen um das ius divinum der bischöflichen Residenz, bei denen es letztlich um ekklesiologische Fragen, nämlich das Verhältnis Papst/Bischöfe, ging, nahm Stephanus den kurialen Standpunkt ein: Da die Autorität des Papstes berührt sei, könne die ganze Angelegenheit nur nach Konsultation mit dem Papst behandelt werden[72]. In die gleiche Richtung weist sein Bemühen, bei den Reformen die Autorität des Apostolischen Stuhles zu wahren, und daher den Dekreten die Klausel „salva auctoritate Sedis Apostolicae" beizufügen[73].

Daß Stephanus für die Beibehaltung der Exemtion der Domkapitel eintrat[74], zeigt, daß er nicht so sehr von der Notwendigkeit einer Stärkung der Stellung der Bischöfe überzeugt war. Vielleicht schwang bei dem Abt auch die Furcht mit, bei Beseitigung der Exemtion der Kapitel könnte auch die exemte Stellung der Orden in Gefahr kommen.

Eine Reform aus dem Gedanken des Mönchtums heraus läßt sich (neben einem Rückgriff auf alte historische Vorbilder) in dem Wunsch erkennen,

---

69) Vgl. Armellini, Bibliotheca II 180–182.
70) Vgl. oben.
71) Vgl. oben.
72) Vgl. oben.
73) Vgl. oben.
74) Vgl. oben.

die Bischöfe mögen wieder zu einer vita communis mit ihren Kanonikern zurückkehren[75].

Unverkennbar und von einem Benediktinerabt auf dem Konzil auch zu erwarten ist sein Eintreten für die monastischen Belange und für die Wahrung des Besitzstandes der Klöster. Dazu gehört etwa die Forderung, daß die Seelsorgsbenefizien der Regularen nicht vom Bischof visitiert werden sollten[76] und das Verlangen nach Abschaffung des Kommendenwesens[77].

Augustinus Loscus

Von dem Spanier Augustinus heißt es bei Armellini, er sei ein „vir Theologicae scientiae et Ecclesiastice eruditionis fama plurimum commendatus" gewesen[78].

Bei der Frage des ius divinum der bischöflichen Residenz sprach sich Augustinus zunächst für eine Deklaration des ius divinum aus[79], nahm dann jedoch einen modifizierteren Standpunkt ein, indem er die potestas der Bischöfe teils unmittelbar von Christus, teils von Christus mittels des Papstes herleitete[80] und sich gegen eine Schwächung der päpstlichen Gewalt aussprach. Daß Augustinus nicht antikurial eingestellt war, zeigt auch sein Eintreten für die Beibehaltung der Klausel „salva auctoritate Sedis Apostolicae" in den Reformdekreten[81]. Dagegen sprach sich der Abt für eine Abschaffung der Exemtion der Domkapitel aus[82] (nur die Stellung des Kollegs von Alcalà sollte beibehalten werden) und für die Möglichkeit, unter bestimmten Bedingungen mehrere Benefizien innehaben zu können[83].

Häufiger noch als Stephanus trat Augustinus für die Belange der Ordensleute ein. So will er allgemein die Privilegien der Ordensleute gewahrt wissen[84]. Er spricht sich gegen die Beschränkung der Rechte der Äbte bei Ausstellung der Dimissorien aus[85]; er lehnt eine Beteiligung der Regularen bei der Finanzierung der Priesterseminare ab[86]; und schließlich wünscht er auch, daß die exemten Ordensleute nicht verpflichtet seien, an den Provinzialkonzilien teilzunehmen, es sei denn, sie hätten ein Seelsorgeamt inne[87].

---

75) Vgl. oben.
76) Vgl. oben.
77) Vgl. oben.
78) Armellini, Bibliotheca I 65.
79) Vgl. oben.
80) Vgl. oben.
81) Vgl. oben.
82) Vgl. oben.
83) Vgl. oben.
84) Vgl. oben.
85) Vgl. oben.
86) Vgl. oben.
87) Vgl. oben.

Eutychius Cordes

Eutychius, der gebürtige Niederländer, soll in der Hl. Schrift und in der Theologie der Väter besonders bewandert gewesen sein und die lateinische, griechische und hebräische Sprache beherrscht haben[88]. Er war der Verfasser zahlreicher Werke, darunter befanden sich ein Kommentar zu sämtlichen Paulusbriefen, ein biblisches Diktionarium, ein Kommentar zum Apostolischen Symbolum, eine Auseinandersetzung mit Melanchthon über die Rechtfertigung und Predigten[89].

Auch Eutychius sprach sich für eine Erklärung des ius divinum der bischöflichen Residenz aus[90]. Seine Reformvorschläge waren zahlreich: Titularbischöfe sollten nur noch in äußersten Notfällen bestellt werden[91]; bei der Priesterausbildung sei vor allem auf die moralische Qualität und Reife der Kandidaten zu achten[92]; kein Kleriker soll mehrere Benefizien innehaben[93]; die vita communis der Bischöfe und Kanoniker möge wiederbelebt werden[94]. Andererseits sprach sich der Abt dagegen aus, die Exemtion der Domkapitel anzutasten, ohne vorher die Betroffenen gehört zu haben[95]. Wie die beiden anderen Cassineser Äbte war auch Eutychius für eine Ungültigerklärung der Klandestinehen[96]. Dagegen plädierte er für eine Teilnahme von Vertretern der Klöster an den Provinzialkonzilien[97]. Schließlich bat er, die Ordensleute nicht an der Ausübung der Predigt zu hindern[98].

Da Abt *Simplicianus de Valtelina* nur als Teilnehmer an der Schlußsitzung des Konzils bezeugt ist, läßt sich über seine Konzilsarbeit kaum etwas aussagen.

Joachim Eichhorn

Vergleicht man den Einsiedler Abt Joachim mit den Cassineser Äbten, so fällt auf, daß seine Maßstäbe und seine Argumentationsweise häufig von seiner Schweizer Heimat hergenommen sind. Es war ihm dabei eine ernste Sorge, daß die kirchlichen Belange der Katholiken in der Schweiz durch die Verzögerung des Konzils und seiner Reformbeschlüsse noch größeren Schaden erleiden könnten, als sie ohnehin schon erlitten hatten. Abt Joachim besaß keine tiefergehende humanistische oder theologische Bildung. Er soll sich

---

88) Vgl. Armellini, Bibliotheca I 160.
89) Vgl. Armellini a. a. O., 160 f.
90) Vgl. oben.
91) Vgl. oben.
92) Vgl. oben.
93) Vgl. oben.
94) Vgl. oben.
95) Vgl. oben.
96) Vgl. oben.
97) Vgl. oben.
98) Vgl. oben.

deshalb unter den Konzilsvätern in Trient ziemlich unsicher gefühlt haben[98a].

In seiner Haltung zum ius divinum der bischöflichen Residenz neigt er eindeutig der kurialen Seite zu[99]. Allerdings scheinen seine Äußerungen, bei dem Streit um das ius divinum handle es sich um quaestiunculae[100], darauf hinzudeuten, daß der Abt die eigentlichen ekklesiologischen Hintergründe, nämlich die Beziehungen von Primat und Episkopat, um die es bei den Auseinandersetzungen in Wirklichkeit ging, gar nicht durchschaut hat.

Sein Eintreten für die Abschaffung aller Kommenden[101] und seine Ablehnung der Visitation der Klöster durch die zuständigen Bischöfe[102] erweisen ihn als einen Mann, der — verständlicherweise — die Interessen seines Ordens zu wahren sucht.

Bei dem Traktat über das Purgatorium[103] ist es unmöglich, den eigentlichen Anteil Abt Joachims festzustellen, da der Abt von S. Maurice, Johannes Miles, an der Abfassung beteiligt war. Die Verfasser beweisen eine gute Kenntnis der Väter und der späteren theologischen Traditionen. Ihre Argumentationsweise ist vor allem biblisch — patristisch, weniger scholastisch. Allerdings läßt das Werk einen klaren Aufbau vermissen.

4. Die theologische Richtung der Äbte

Neun der Benediktineräbte, die am Konzil von Trient teilnahmen, gehörten der Reform-Kongregation von S. Justina (Padua), die seit dem beginnenden 16. Jahrhundert auch Cassinesische Kongregation genannt wurde, an. Alle Äbte zeigten ein hohes Bildungsniveau, ganz besonders gilt dies von den drei Vertretern der ersten Tagungsperiode: Isidor, Luciano und Chrysostomus. Allerdings muß auch beachtet werden, daß diese drei von den damals behandelten Gegenständen her größere Möglichkeiten besaßen, sich theologisch zu profilieren.

Welches war die geistige Heimat all dieser Äbte? Zu Beginn des 15. Jahrhunderts entwickelte sich unter dem maßgeblichen Einfluß Ludwig Barbos das Benediktinerkloster S. Justina in Padua zu einem Zentrum monastischer Erneuerung[1]. Die Ausstrahlungskraft der Abtei bewirkte, daß sich zahlreiche andere Klöster der Reform anschlossen und daß sich um S. Justina eine Kongregation bildete, die nicht nur das Mutterkloster Montecassino (1505), sondern im Laufe des 16. und 17. Jahrhunderts fast alle italienischen Benedikti-

98a) Vgl. Tschudy, Das Kloster Einsiedeln unter den Äbten Ludwig Blarer und Joachim Eichhorn 200 f.

99) Vgl. oben.

100) Vgl. oben.

101) Vgl. oben.

102) Vgl. oben.

103) Vgl. oben. Vgl. auch die Bemerkungen bei Tschudy, Das Kloster Einsiedeln 120.

1) Vgl. Ph. Schmitz, Geschichte des Benediktinerordens III 151—166; T. Leccisotti, La Congregazione Benedettina di S. Giustina e la Riforma della Chiesa al secolo XV, in: Archivio della R. Deputazione romana di Storia patria 66 (1943) 451—469.

nerklöster in ihre Reihen aufnahm[2]. In den Anfängen war S. Justina nicht so sehr auf die Wissenschaft und die geistig-kulturelle Arbeit der Mönche ausgerichtet; das Streben nach den klösterlichen Tugenden stand vielmehr im Vordergrund[3]. Barbo, der nach Ph. Schmitz mehr ein Mann der Aktion als der Studien war[4], hatte bei seiner Conversio den „culto degli studi" verlassen und sich einer „severa vita religiosa"[5] zugewandt. Aber schon die Nähe zur Universität von Padua und der rege Austausch, der sich zwischen ihr und dem Kloster entwickelte — eine größere Anzahl von Universitätsstudenten trat in S. Justina ein — ließ das geistig-kulturelle Interesse der Mönche wachbleiben[6]. Zwar klingt es noch wie eine Abwehr humanistischer Einflüsse, wenn das Generalkapitel im Jahre 1465 mahnt, die Patres und Brüder sollen sich mehr der Lesung der Hl. Schrift widmen, als Cicero, den Dichtern und der griechischen Literatur[7] — obwohl das Kapitel ein angemessenes Studium der jungen Mönche immer wieder als notwendig einschärfte[8] —, aber es verwundert nicht, daß der Humanismus mit der Zeit doch auch in S. Justina seinen Einzug hielt. Besonders in Abt Hieronymus Aliotti (1412—1480), der 1472 der Kongregation beitrat, fanden die Studien der Mönche einen tatkräftigen Förderer. Aliotti war zweifellos stark vom Humanismus beeinflußt[9].

Zeichen der Zuwendung zur Wissenschaft ist es auch, wenn sich in der Folgezeit Anweisungen des Generalkapitels finden, die der Fürsorge der Bücher in den Klöstern gelten[10]. Besondere Studienkonvente wurden zu Beginn des 16. Jahrhunderts ins Auge gefaßt[11].

---

2) Vgl. auch Schmitz, Geschichte des Benediktinerordens IV 139—143.
3) Vgl. zur ganzen Frage der Studien in der Kongregation von S. Justina: G. M. Picasso, Gli studi nella Riforma di Ludovico Barbo, in: Los Monjes y los Estudios. IV Semana de Estudios Monasticos, Poblet 1961, Abadia de Poblet 1963, 295—324.
4) Vgl. Ph. Schmitz, Histoire de l' Ordre de Saint-Benoît VI, Maredsous 1949, 258; Homme d'action plus que de l'étude, Barbo nous a laissé peu d'écrits.
5) Picasso a. a. O. 298.
6) Vgl. Picasso a. a. O. 304 ff.
7) T. Leccisotti, Congregationis S. Justinae de Padua OSB Ordinationes Capitulorum Generalium I, Montecassino 1932, 242: hortamur etiam et admonemus ut patres et fratres plus operam dent lectioni sacre scripture quam Ciceronis, poetarum et litterarum grecarum. Vgl. auch Picasso a. a. O. 311.
8) Quod (das Studium) ut efficacius perfici valeat, volumus eis et tempus et commoditatem per prelatos et seniores, sine detrimento officii divini, concedi, quosque ipsi mediocriter edocti fuerint, et si prelati hoc neglexerint facere, ad id cogantur per visitatores, habito consilio seniorum monasterii, ut cum maturitate et pace res agantur. Zitiert bei Piasso a. a. O. 312.
9) Vgl. Picasso a. a. O. 313. Ein Grundsatz Aliottis lautete: Cum hominibus omnibus inscitiam esse notiam atque culpabilem, tum maxime in monachis arguendam. Zitiert bei Picasso 313.
10) Vgl. Picasso a. a. O. 314 f.
11) Vgl. die Konstitutionen, die 1520 gedruckt wurden. Picasso 312.

Der Akzent der Studien war nicht auf die „weltlichen" Wissenschaften gelegt, vielmehr auf die geistlich-theologischen. Auffallend ist die große Zahl der Codices der Imitatio Christi, die die Bibliothek von S. Justina und überhaupt die Kongregation damals besaß[12]. Dies läßt auf eine gewisse geistige Verbindung zum großen Umfeld der Devotio moderna schließen. Besonders waren es die biblischen und patristischen Studien, die um jene Zeit in der Kongregation von S. Justina/Montecassino gepflegt wurden. Die Mönche Giambattista Folengo[13] und Isidor Chiari waren herausragende Bibelwissenschaftler des 16. Jahrhunderts.

G. Billanovich meint, in der Kongregation sei im 16. Jahrhundert z. T. ein gewisser „Quietismus" vorhanden gewesen[14]. Er bezieht sich dabei vor allem auf den Mönch Benedikt von Mantua, den Verfasser der Schrift: Trattato utilissimo del Beneficio di Gesù Cristo crocifisso verso i cristiani. Benedikt gehörte zur Kongregation von S. Justina[15]. Die Schrift wurde wegen ihrer Rechtfertigungslehre protestantisierender Neigungen verdächtigt, doch fand sie zunächst Bewunderer auch aus dem Lager der katholischen Reformbewegung[16].

Billanovich stellt in der theologischen Schule der Kongregation von S. Justina den Mangel einer soliden philosophischen und theologischen Tradition fest[17]. Doch mahnt G. Picasso, sicher zu Recht, zur Vorsicht solch globalen Urteilen gegenüber, solange die theologischen Schriftsteller der Kongregation nicht im einzelnen durch entsprechende Untersuchungen erforscht seien. Auch über einen sogen. „Quietismus" ist nach Picasso beim gegenwärtigen Stand der Forschung nichts Sicheres auszusagen[18].

Bekanntlich ist eine Reihe bedeutender Männer der katholischen Reform im Italien des 16. Jahrhunderts in den Verdacht geraten, in ihren theologischen Ansichten den Reformatoren zu nahe zu kommen, besonders in der

---

12) Vgl. Picasso 318 f. sowie Leccisotti, La Congregazione Benedettina, a. a. O. 465—466.

13) Vgl. Picasso 321 f.

14) Vgl. G. Billanovich, Tra Don Teofilo Folengo e Merlin Cocaio, Neapel 1948, 197 Anm. 1. Das Buch von Billanovich gibt einen guten Einblick in das damalige geistige Leben der Kongregation von S. Justina überhaupt.

15) Zu der Schrift Beneficio di Cristo, die 1543 in Venedig gedruckt wurde, vgl. Fr. Domingo de Sta Teresa, Juan de Valdes, Romae 1957, 205 ff. Zur Autorschaft Benedikts von Mantua ebd. 221 f. Vgl. auch Evennett, Three Benedictine Abbots 845 f.; Billanovich, Tra Don Teofilo Folengo 162 f.

16) Vgl. Domingo de Sta Teresa, Juan de Valdes 222—224. — Massarelli und Kardinal del Monte waren mit Benedikt von Mantua befaßt. CT I 817; 818 ... ad monasterium S. Justinae ivi, ubi cum Don Clemente Perusino de Don Benedicto Mantuano verba feci. 825: Recepi litteras a D. Benedicto de Mantua ordinis S. Benedicti ex Patavio 22. Januarii (1549) datas. Rogat ut scribam ad eius generalem. 836; 839: Scripsi ad D. Benedictum de Mantua congregationis Montis Casiensis, qui detinetur Patavii. Item card. de Monte scripsit ad abbatam congregationis in favorem eiusdem Don Benedicti ...

17) Vgl. a. a. O. 196.

18) Vgl. Picasso a. a. O. 323 mit Anm. 150.

Lehre von der Rechtfertigung des Christen. Es sei nur an Gasparo Contarini erinnert[19]. Gewiß gab es einen sog. italienischen Evangelismus, obwohl auch hier erst zu fragen wäre, welche Strömungen darunter zu rechnen sind; gewiß gab es Kreise, bei denen die theologischen Konturen allzu fließend wurden. Aber es ist zu berücksichtigen, daß in den dreißiger und beginnenden vierziger Jahren des 16. Jahrhunderts noch nicht das Konzil von Trient seine Formulierungen der katholischen Glaubenslehre vorgenommen hatte und daß damals noch vieles in der Diskussion war, auch im katholischen Lager. So muß man mit der allgemeinen und schablonenhaften Charakterisierung wie „Erasmianer", „Evangelismus" usw. wohl etwas vorsichtig sein. Von daher dürfen auch Leute wie Isidor Chiari und selbst Luciano degli Ottoni mit seinen eigenwilligen theologischen Auffassungen nicht einfach in die Nähe protestantisierender Tendenzen gebracht werden[20].

Bedeutende Mönche der Kongregation von S. Justina aus dem 16. Jahrhundert standen mit den Männern der katholischen Reform jener Zeit in freundschaftlichen Beziehungen. Gregorio Cortese, der spätere Kardinal und Mitverfasser des „Consilium de emendanda ecclesia" (1537)[21] gehörte zur Kongregation und war hintereinander Abt mehrerer Klöster[22]. Isidor Chiari nennt Cortese „pater ac praeceptor"[23]. Auch mit Luciano degli Ottoni war Cortese freundschaftlich verbunden[24]. Wie erwähnt, standen Isidor, Luciano und Chrysostomus in Verbindung mit Sadoleto[25], aber auch zwischen Contarini und Isidor bestanden rege Beziehungen[26]. Die Benediktineräbte der Cassineser Kongregation waren, wie oben gezeigt, keine besonderen Freunde der Scholastik — sie hatten wohl vor allem deren spätmittelalterliche Ausuferungen vor Augen —, sie vertraten vielmehr eine biblisch-patristisch ausgerichtete Theologie. Biblisch-patristisch war der Grundtenor

19) Vgl. etwa H. Jedin, Ein „Turmerlebnis" des jungen Contarini, in: Historisches Jahrbuch 70 (1951) 115—130; wieder abgedruckt in: H. Jedin, Kirche des Glaubens, Kirche der Geschichte I, Freiburg 1966, 167—180. Außerdem: J. B. Ross, The Emergence of Gasparo Contarini: A Bibliographical Essay, in: Church History 41 (1972) 22—45.

20) Vgl. etwa auch Douglas, Jacopo Sadoleto 273 Anm. 72. — Vgl. in diesem Zusammenhang auch die „Ehrenrettung" Giambattista Folengos (Picasso a. a. O. 321 f.) und — auf anderer Ebene — seines Bruders Teofilo Folengo durch Billanovich, Tra Don Teofilo Folengo e Merlin Cocaio. Vgl. dazu auch Picasso a. a. O. 322 f.

21) Vgl. CT XII 131—145; Jedin, Geschichte des Konzils von Trient I, Freiburg² 1951, 339 ff.

22) Vgl. zu ihm H. Jedin, in: LThK² III 72.

23) Ad eos, qui a communi ecclesiae sententia discessere, adhortatio ad conordiam, ed. Piazzius 149.

24) Vgl. die Briefe Corteses an Luciano: Gregorius Cortesius, Omnia, quae huc usque colligi potuerunt sive ab eo scripta, sive ad illum spectantia, Pars II, Patavii 1774, 185—187, 194—196.

25) Vgl. Armellini, Bibliotheca Benedictino-Casinensis II 78.

26) Vgl. Dittrich, Regesten und Briefe des Cardinals Gasparo Contarini 99 (Nr. 328), 102 (Nr. 342), 277 f.; ders., Contarini 210.

der wissenschaftlichen Bemühungen der Kongregation von S. Justina in jener Zeit[27]. In die gleiche Richtung wie Bemerkungen der Äbte auf dem Konzil weisen auch folgende Zeugnisse: Gregorio Cortese bekennt in einem Brief an Augustinus Grimaldi, es sei sein Bestreben, „ut theologiae et philosophiae venustas orationis, tanquam duabus matronis, debitus cultus, et decor restitueretur, quo per iniuriam expoliatae squallentes diu, obsoletaeque iacuerant"[28]. In einem Brief an Abt Ambrosius in Florenz, der von Gussago[29] und anderen Isidor Chiari zugeschrieben wird, der aber nach Armellini von dem Florentiner Mönch Isidor Montautus stammen soll[30], sagt dieser Isidor, er übersende Ambrosius eine lateinische Übersetzung des Traktates des Mönches Nilus über die „christiana philosophia", die er angefertigt habe. Er habe gehört, so führt Isidor Montautus aus, die Mönche in Florenz würden sich dem Studium der Philosophie mit großer Hingebung widmen. Wenn sie sich nun der Beschäftigung mit Nilus hingäben, so würden sie aus dessen Lehre viel besseren und glücklicheren Nutzen ziehen, als sie dies aus den Büchern des Aristoteles bisher hätten tun können[31].

Was kommt in dieser Haltung, die nicht so sehr scholastischer Spekulation verpflichtet ist, als vielmehr der Schrift und der Väter-Theologie zum Ausdruck? War es einfachhin Humanismus? Gewiß, die Benediktiner der Kongregation von S. Justina waren gegen Ende des 15. und im 16. Jahrhundert dem Humanismus verpflichtet. Es ist offenkundig, daß die Äbte dieser Kongregation, die am Trienter Konzil teilnahmen, Isidor, Luciano, Chrysostomus u. a. vom Humanismus geprägt waren. Bereits ihre umfassenden Sprachkenntnisse (Griechisch, Hebräisch) weisen sie als Humanisten aus. Aber in der theologischen Richtung, die die Äbte in Trient vertraten, kommt doch mehr zum Ausdruck. Es ist die alte benediktinische Tradition, die weniger der spekulativen als vielmehr der stärker historisch ausgerichteten biblisch-patristischen Theologie verpflichtet ist. Es ist in neuerer Zeit, vor allem von Jean Leclercq, der Begriff „monastische Theologie" verwendet worden für eine theologische Richtung des Mittelalters, die die patristische Theologie in einer gewissen Weise fortsetzte und den Übergang zur Scholastik nicht mitmachte[32]. Diese Theologie wurde vor allem bei den Benediktinern und Zisterziensern gepflegt, war aber nicht notwendigerweise mit diesem Mönchtum verbunden. Allerdings muß beachtet werden, daß trotz des Nebeneinander der beiden theologischen Ströme dennoch auch Überschnei-

27) Vgl. Picasso a. a. O. 324.
28) Gregorius Cortesius, Omnia quae huc usque colligi potuerunt II 150. Vgl. auch Dittrich, Contarini 835.
29) Gussago, Bibliotheca Clarense II 26.
30) Armellini, Bibliotheca Benedictino-Casiensis II 57. Zu Isidor Montautus (oder Montacutus) vgl. Armellini a. a. O. II 59—61.
31) Der Brief ist ediert: Gussago, Bibliotheca Clarense II 26—27.
32) Vgl. dazu besonders J. Leclercq, Wissenschaft und Gottverlangen. Zur Mönchstheologie des Mittelalters, Düsseldorf 1963, sowie ders., Théologie traditionelle et théologie monastique, in: Irenikon 37 (1964) 50—74, wo Leclercq eine eingehende Umschreibung des Begriffes „monastische Theologie" vornimmt.

dungen und wechselseitige Beeinflussungen stattfanden. Bei dieser sogenannten monastischen Theologie ging es nicht so sehr um die verstandesmäßige, spekulative Durchdringung des Glaubens, als vielmehr um dessen existentielle Verwirklichung im praktischen religiösen Leben auf der Grundlage der Überlieferung[33]. Es geht in die gleiche Richtung, wenn die Cassineser Äbte auf dem Konzil immer wieder vor den scholastischen spitzfindigen Formulierungen warnen — etwa ein Isidor Chiari bei der Rechtfertigungslehre oder ein Chrysostomus in den Debatten über die Eucharistie — und sich für eine Ausrichtung der Konzilstexte auf das praktische Leben des Glaubens einsetzen. John Henry Newman weist in seinem Essay „The Mission of the Benedictine Order" den Repräsentanten der Hauptrichtungen des Ordenslebens verschiedene Charakteristika zu, und zwar Benedikt „the Poetical", Dominikus „the Scientific" und Ignatius von Loyola „the Practical und Useful"[34]. Newman versteht hier den Begriff „poetical" natürlich nicht in unserem engen Sinn von poetisch oder Poesie. Er meint vielmehr bis zu einem gewissen Grad das, was auch unter dem Begriff der „monastischen Theologie" verstanden wird[35] im Gegensatz zur „sciens", die mit scharfem Verstand die Dinge zu zergliedern sucht. So sehr Newmans Begriff natürlich nur in analoger Weise zu verstehen ist, so sehr hat er doch etwas Richtiges gesehen.

Wenn auch zwischen der sog. monastischen Theologie des 12./13. Jahrhunderts und dem 16. Jahrhundert ein langer Zeitraum liegt und wenn auch hier in keiner Weise vereinfachende lineare Entwicklungen angenommen werden sollen, so läßt sich doch eine gewisse Tendenz des historisch-biblischen Momentes in der Benediktinertheologie durchgehend feststellen[36]. Sie

33) Vgl. besonders Leclercq, Wissenschaft und Gottverlangen 213—259.

34) Select Essays of John Henry Cardinal Newman, ed. G. Sampson, London o. J. 187.

35) Vgl. das ganze Essay a. a. O. 186—239. Die Entfaltung dessen, was unter poetry verstanden wird, bes. 203 ff.

36) Vgl. Ph. Schmitz, Histoire de l'Ordre de Saint-Benoît V. Maredsous 1949, 137—157. Selbstverständlich gab es auch Benediktiner, die der Scholastik verpflichtet waren, aber der Orden hat keine so bedeutenden Vertreter hervorgebracht, wie die „scholastischen" Bettelorden. Viele haben sich bewußt von der Scholastik abgesetzt. Schmitz a. a. O. 144: Chose étrange: alors que ce sont des bénedictins qui ont frayé la voie à la scolastique, la génération monastique qui leur succède, ne les suit pas: elle refuse, semble-t-il, d'entrer dans le temple dont ses confrères lui ont ouvert les portes. Plus fort: elle ne s'est pas seulement montrée rétive, elle s'est déclarée hostile aux méthodes nouvelles. Ses meilleurs logiciens eux-mêmes n'ont en que sarcasmes pour la philosophie, dont il dénonçaient, avec fracas, la pédante vanité. Qu'on ne leur parle donc pas de l'introduire dans l'étude du dogme: ce serait une injure au verbe de Dieu, un danger pour l'esprit humain. Il faut étudier la révélation à la lumière des Ecritures et de la tradition. Cette attitude — qui rapelle celle de saint Grégoire le Grand et qui, peut-être, s'inspire de ses directives — paraît devenir familière à la grande majorité des fils de saint Benoît. Ils ne seront pas des spéculatifs. Parmi eux, rares seront les grands théologiens, plus rares encore les philosophes.

tritt später wieder stark bei den Maurinern hervor[37]. So scheint es nicht unangemessen, die Benediktineräbte auf dem Trienter Konzil neben ihrer humanistischen Prägung als Vertreter dieser spezifisch benediktinischen theologischen Tradition anzusehen. Sie haben die großen theologischen Dekrete des Konzils nicht sehr beeinflussen können, wie dies etwa die Dominikaner-, Franziskaner- oder Augustinertheologie vermochte. Der Grund dafür liegt auch darin, daß es eben keine fest geformte benediktinische „Schule" im strengen Sinn des Wortes gibt. Aber die Benediktineräbte haben die benediktinische Tradition in dem „Konzert" der verschiedenen Theologien auf dem Konzil zum Klingen gebracht, und das bedeutete in jedem Falle eine Bereicherung.

37) Vgl. etwa: Schmitz, Histoire de l'Ordre de Saint-Benoît V 170—174, 267—277.

Das Benediktinerstift Göttweig und seine Voraussetzungen in der Klosterbaukunst des 17. und 18. Jahrhunderts

Beiträge zu einer Entwicklungsgeschichte der barocken Klosteranlage im süddeutschen und österreichischen Raum und Untersuchungen über das Verhältnis der hochbarocken Reichsstifte zum Herrscherhaus

Von Christine Ressmann — Wien

Vorbemerkung

Es scheint mir gerechtfertigt, in meiner das Stift Göttweig betreffenden Arbeit bis auf das Vorbild des Escorial und dessen Ursprünge zurückzugreifen: gerade die Göttweiger Anlage in ihrer zweiten, ausgeführten Planung schließt sich sowohl in der Konzeption des Grundrisses und Aufrisses, als auch in der Intention, neben den monastischen Funktionen auch als temporäre kaiserliche Residenz zu dienen, am engsten von allen Klosterneubauten des 18. Jh. an das Vorbild des Escorial an.

Diese Intention wird besonders deutlich durch den Stich Salomon Kleiners aus dem Jahr 1744 hervorgehoben (er zeigt eine Ansicht der Gesamtanlage von W), der in verschiedenen Punkten große Ähnlichkeit mit der entsprechenden Ansicht des Escorial, gestochen 1587 von Pedro Peret, aufweist.

Es ist erstens die gleiche Art der Perspektive (Vogelperspektive mit zentralem Fluchtpunkt), die für Klosteransichten sowohl des 17. als auch des 18. Jh. äußerst selten angewandt wird: im 18. Jh. außer bei der Göttweiger Darstellung nur noch im Kreis der Vorarlberger Barockbaumeister, nämlich bei einer Ansicht des Klosters Einsiedeln aus dem Jahre 1708 und bei einem Entwurf für das Kloster Fischingen (um 1720, nicht ausgeführt).

Weiters können auch bei nur oberflächlicher Betrachtung verschiedene andere Parallelen festgestellt werden; so wird vor die Kirche ein Vorhof gelegt, den man durch eine repräsentative Eingangshalle betritt und der den Blick auf die Kirchenfassade freigibt. Die Kirche selbst ist eine Tambourkuppelkirche mit Doppelturmfassade und Säulenvorhalle; links und rechts neben der Kirche sind die klösterlichen Trakte vorgesehen; der Wohnpalast des Herrschers ist im Escorial jedoch hinter dem Chor im O der Kirche, in Göttweig im W-Trakt mit der Kaisertreppe an der Ecke vorgesehen.

Bezeichnenderweise scheinen alle diese charakteristischen Merkmale des Göttweiger Baus erst nach der Planänderung, also in der zweiten Planung auf. Die Frage nach den Ursachen und möglichen Motiven für die Planänderung wird im Kapitel über die Göttweiger Planchronologie ausführliche Behandlung finden.

Zu einer näheren Auseinandersetzung mit dem Problem „Entwicklung der barocken Klosteranlage" und zu kritischer Stellungnahme der bestehenden Literatur gegenüber regte mich vor allem ein Wort Braunfels' an[1]: „Die Frage nach der Entstehung der Barockabtei der Alpenländer kann man nicht chronologisch behandeln. Es kommt nicht auf die Anfänge an, bei denen die gestellte Aufgabe noch nicht deutlich erkannt worden ist, sondern vielmehr auf die Lösungen, die am Ende stehen — Weingarten, Ottobeuren, Melk, Göttweig, Wiblingen, St. Blasien."

Nach diesem Prinzip, so scheint es, haben sich alle Autoren, die bisher zum Gesamtproblem der hochbarocken Klosteranlage Stellung nahmen, ihre Aufgabe erleichtert und sich im wesentlichen auf eine Typologie der verschiedenen Grundrißformen beschränkt.

Ich glaube jedoch, daß man dieses Wort unbedingt unter anderen Aspekten auslegen muß. Zwar scheint tatsächlich in den Anfängen der Klosterneubauten im 17. Jh. die Aufgabenstellung noch nicht klar umrissen worden zu sein; es erscheint mir jedoch angebracht, durch eine gewisse chronologische Betrachtung der süddeutschen und österreichischen Klosterbauten die verschiedensten maßgeblichen Einflüsse aufzuzeigen. Weiters erscheint es wichtig, einerseits die langsame und kontinuierliche Entwicklung des Grundrisses zur hochbarocken Anlage hin zu verfolgen, jedoch andererseits an Hand einiger herausgegriffener Bauten den starken Einfluß der weltlichen Macht (in manchen Fällen einzelne Fürsten, in der Hauptsache jedoch das regierende Herrscherhaus) zu dokumentieren.

Es zeigt sich nämlich gerade im 17. und 18. Jh., daß die Kirchengeschichte und die Geschichte des Hauses Österreich unmittelbar miteinander verknüpft sind.

Daher kann es wohl nicht nur als Zufall angesehen werden, daß die Anfänge der barocken Klosterbaukunst auf österreichischem Boden noch in die Regierungszeit Ferdinands II. fallen. Dieser Herrscher war der wichtigste Verfechter der Gegenreformation in Österreich und gerade unter seiner Herrschaft entwickelte sich der „konfessionelle Absolutismus" (die Macht des Herrschers, der die Entscheidung über das Bekenntnis seiner Untertanen in der Hand hält) ebenso wie das Staatskirchentum (die Bevormundung der Kirche durch den Staat) zu hoher Blüte. Diese Abhängigkeit der Kirche vom Staat dauert durch das ganze 17. Jh. an und setzt sich nach dem Türkensieg Leopolds I. 1683 in verstärktem Maß fort.

Es kann auch ebensowenig als Zufall betrachtet werden, daß die Glanzzeit der hochbarocken Klosterbaukunst in die Regierungszeit Karls VI. fällt (1711—40), in eine Zeit, in der auch das Reich seine größte Aus-

1) W. Braunfels, Abendländische Klosterbaukunst, Köln 1969, S. 235.

dehnung hatte. Es scheint, daß die Geistlichkeit hier als Träger einer neuen, oft aus mittelalterlichen Ideen gewonnenen Reichsbegeisterung wirkte.

Den Anteil der Reichsidee an der Aufgabenstellung von anderen Einflüssen abzugrenzen, ist eine wichtige Hilfe zum näheren Verständnis der Baumotivation. Ohne eine Klärung dieser Frage kann man die Entwicklung der Barockklöster nicht voll und ganz verstehen.

Die Auswirkungen der Grundrißdisposition des Escorial bzw. Einflüsse verschiedenster anderer Herkunft auf die Gestaltung des hochbarocken Klosterbaues können nicht klar abgegrenzt werden. Im Rahmen dieser Arbeit soll jedoch der Versuch unternommen werden, vielfältige Möglichkeiten einer Beeinflussung auch aus anderen künstlerischen Bereichen darzustellen.

Der Escorial als formales Vorbild der hochbarocken Klosteranlage und seine Wurzeln

Im Escorial (begonnen 1563) finden wir den wichtigsten voll symmetrischen Programmbau, der seiner Zeit weit vorauseilte und dessen prinzipielle Grundideen erst wieder im 18. Jh. zu voller Ausführung gelangten. Es sind im wesentlichen folgende Grundideen[2]:

1. Das System eines Quadrums (das später auf verschiedene Weise abgewandelt werden kann) mit symmetrischer Anlage der einzelnen Höfe
2. Ecktürme bzw. Eckpavillons
3. ein Trakt für den Herrscher an ausgezeichneter Stelle
4. Trennung des Residenz-(Gast-)trakts vom Konventbau
5. Bibliothekstrakt an ausgezeichneter Stelle
6. zentrale Stellung der Kirche im Gesamtkomplex (in der Mittelachse) sowie Ausstattung der Kirche mit einer Doppelturmfassade und einer Tambourkuppel über der Vierung.

Wo sind nun die Ursprünge der Grundrißform in symmetrischer Disposition zu suchen? Mit dieser Frage haben sich bereits verschiedene Autoren beschäftigt, ich möchte daher an dieser Stelle nur einen kurzen Überblick über die bisherige Forschungslage geben.

Linus Birchler[3] leitet diese Grundrißelemente bereits von ägyptischer Tempelarchitektur her, möchte mesopotamische, sassanidische und byzantinische Paläste als Grundformen, die sich über den Bau der spanischen Alcazare auf die Gestaltung des Escorial auswirken, heranziehen; Birchler dürfte hier wohl etwas zu weit ausholen — die symmetrische Grundrißform der repräsentativen Monumentalbauten entwickelt sich in einer so weit

2) Schindler, Europäische Barockklöster, S. 305 ff.
3) Beiträge zur Kunstgeschichte des Klosters Muri, Zs. f. Schweizer Archäologie und Kunstgeschichte VI/1944, S. 85 ff.

gefaßten räumlichen und zeitlichen Spanne wahrscheinlich unabhängig voneinander.

Einen engeren Vorbilderkreis untersucht Herrmann[4]. Er sieht ein mögliches direktes Vorbild in den römischen Diokletiansthermen, da 1558 der niederländische Architekt Hieronymus Cook von Kardinal Granvilla nach Rom gesandt wurde, um die Diokletiansthermen baulich aufzunehmen und zu rekonstruieren; dieses Werk wurde Philipp II. gewidmet[5].

Verschiedene, meist italienische Architekturtheoretiker greifen auf derartige Anlagen zurück und versuchen, das Vorhandene nach den alten Baubeständen, jedoch auch oft verfälscht und nach ihren eigenen Vorstellungen umgeformt, zu rekonstruieren. Diese Rekonstruktionen erscheinen in architekturtheoretischen Werken — vor allem bei Serlio und Palladio — um die Anlage eines Grundrisses zu dokumentieren, der den ästhetischen Anforderungen der Renaissance gerecht wird. Auch über die Rekonstruktion der Diokletiansthermen bei Palladio[6] könnte ein Zusammenhang mit dem Escorial bestehen. Juan Bautista de Toledo, der entwerfende Architekt des Escorial, absolvierte sein Studium in Italien bei Peruzzi, Sansovino und Palladio[7], so daß ihm diese Thermenanlage sowohl im originalen Zustand als auch in Serlios und Palladios Rekonstruktion bekannt gewesen sein mußte[8]. In den Architekturtraktaten werden nicht nur Grundrisse von Thermenanlagen, sondern auch von Foren, Häusern und Palästen rekonstruiert. Alle Grundrisse dieser Art zeigen wesentliche — im Escorial und auch im hochbarocken Klosterbau wiederkehrende — Charakteristika:

1. achsiale Symmetrie
2. Höfe und Gartenanlagen werden in die organische Einheit des Baukörpers mit einbezogen
3. die Anlage hat sowohl im Grund- als auch im Aufriß ein betontes Zentrum, die Haupträume liegen meist entlang der Mittelachse (Thermen: Caldarium, Frigidarium, Tepidarium).

Es erscheint daher auch eine Beeinflussung von verschiedenen Rekonstruktionen nach antiken Bauwerken durch die Vermittlung von Juan Bautistas architektonischen Lehrern wahrscheinlich. Als weitere durch die Person Baldassare Peruzzis als Lehrer J. Bautista de Toledos vermittelte beispielgebende Anregungen haben sicherlich dessen Klosterentwürfe gedient[9]. Herrmann zeigt eine Verbindung von Thermenbau und Klosterbau durch Peruzzi auf[10].

---

4) Wolfgang Herrmann, Der hochbarocke Klosterbautypus, Diss. Leipzig 1928.
5) Herrmann, a.a.O., S. 39.
6) Palladio, I quattro libri dell'Architettura, Venedig 1570, 2. Buch.
7) Herrmann, a.a.O., S. 25.
8) Eine vergleichende Beschreibung dieser beiden Anlagen — Escorial und Diokletiansthermen — siehe Herrmann, S. 42/43.
9) Florenz, Uffizien, Dis. Arch. Nr. 349 A, 350 A.
10) Herrmann, a.a.O., S. 47: Der runde Hof auf einem Plan und die Form der Kirche auf dem anderen gehen auf einen großen Saal der Agrippathermen zurück.

Peruzzis Form der Klostergestaltung mit vorgestelltem, mit dem Chorraum in die Anlage hineinragendem Kirchenbau findet jedoch wenig Anklang bei J. Bautista de Toledo. Sein kompositorisches Anliegen ist die umgebende Einfassung und Eingliederung der Kirche durch einen Vorhof, dessen begrenzende Trakte im rechten Winkel zur Kirchenfassade in die Fassadentürme münden, wodurch die totale Einbindung der Kirche in den Klosterkomplex erfolgt.

Der architektonische Typus mit vorgelagerter Kirche findet jedoch in Italien einige Nachfolgebauten (Peruzzis Entwürfe selbst wurden nie ausgeführt). Problematisch erscheint die Datierung des Benediktinerklosters von Catania, dem größten tatsächlich nach einem regelmäßigen Bauschema errichteten Klosterkomplex dieser Art in Italien, dessen Grundsteinlegung 1558 erfolgte — also 5 Jahre vor der des Escorial[11]. Die Pläne wurden vom Benediktiner P. Valeriano de Franchis erstellt; leider wurde der Bau, noch nicht vollendet, bereits 1661 von einem Ausbruch des Ätna vollständig zerstört — daraufhin wurde die Anlage der Neubauten verändert, so daß wir heute eine andere Situation vorfinden.

Der bei Hittorf und Durm als Plan de Franchis' bezeichnete Entwurf ist ein sehr ausgereifter Grundriß mit etwas vorgebauter monumentaler Kuppelkirche und 4 symmetrischen Höfen. Neben die Kirchenfassade ist eine Art Scheinfassade geblendet. Durch diese seitlichen Fassadentrakte waren auch zwei symmetrische Zugänge zum Kloster, die dann beidseitig zu den eigentlichen Konventgebäuden — über zwei repräsentative Treppenhäuser führend — weiterleiten, geplant. Mönchschor und Querschiff der Kirche sind von den Klostergebäuden her direkt zugänglich[12].

Handelt es sich bei diesem erwähnten Grundriß tatsächlich um den Entwurf de Franchis' von 1558, so sind Anregungen dieses Komplexes, die sich auf den Bau des Escorial auswirkten, wahrscheinlich, da Sizilien seit 1479 zu Spanien gehörte. Die Ähnlichkeit der beiden Grundrisse wird besonders offensichtlich, wenn einer der beiden um 180° gedreht, d. h. nicht von W nach O, sondern in umgekehrter Richtung abgelesen wird.

Dann übernimmt der Hof hinter der Kirche in Catania die Rolle des Vorhofs im Escorial, und der vorspringende Teil der Kirche in Catania entspricht dem im O herausragenden Teil des Königstraktes im Escorial. Mit dieser „Umkehrung" des Grundrisses hat sich jedoch ein Wandel in der Gesamtauffassung ergeben: Wirkt in Catania die Kirche infolge ihrer Lage vor den Klosterbauten eindeutig dominierend und das Kloster

---

11) Hittorf — v. Zanth, Architecture moderne de la Sicile, Paris 1835, Durm, Die Baukunst der Renaissance (Handbuch der Architektur, II. Teil, 5. Band), Stuttgart 1903, S. 558/559.

12) Die Abbildung des Planes bei Hittorf läßt jedoch keine Rückschlüsse auf das Entstehungsdatum zu: so besteht die Möglichkeit, daß es sich auch um einen erst nach 1661 entstandenen Riß handeln könnte.

sozusagen als „Anhängsel", so ist im Escorial eine Integration der Kirche in den Gesamtkomplex völlig erreicht[13].

Weitere Einflüsse auf die Architektur des Escorial werden aus dem Bereich des Hospitalbaus angenommen. Ausschlaggebend für die Entwicklung der Hospitalanlage war die Notwendigkeit eines von allen Seiten zugänglichen Kirchen- bzw. Kapellenraumes[14]. Der Prototyp des kreuzförmigen Spitalsgrundrisses findet sich bei Filarete in dessen Entwurf für das Ospedale Maggiore in Mailand und im Entwurf eines Hospitals für die Idealstadt Sforzinda[15]. Die in Kreuzform angelegten Krankensäle mit ihren vier rahmenden Trakten zeigen das Bestreben, einen abgeschlossenen Spitalstrakt zu schaffen. Die Regelmäßigkeit der Anlage ist ein Postulat der Renaissance, die sich an der Symmetrie antiker Bauten orientierte.

Bei diesen Spitalsentwürfen Filaretes[16] finden sich jedoch noch verschiedene Differenzen in der gesamten Konzeption im Verhältnis zur Anlage des Escorial: die Kirche steht noch isoliert frei im mittleren Hof und der Eintritt erfolgt durch drei gleichwertige Portale im Gegensatz zu einem repräsentativen Eingang beim Escorial. Wesentliche Aufrißdetails sind jedoch dort bereits vorgebildet: sowohl die Betonung der Ecken durch Türme — was einen festungsartigen Charakter schafft — als auch die Hervorhebung der Kirche durch Türme und eine Kuppel.

Dieser Hospitaltypus fand auch in Spanien Verbreitung. Die Anlage des Hospitals S. Bautista de Afuera in Toledo (1511—1599, Architekt ist der Jesuit Bartolomé de Bustamente)[17] zeigt noch eine gewisse Abhängigkeit von Filaretes Entwurf, jedoch Abwandlungen besonders die Lage der Kirche betreffend. Ob seitens dieser Anlage Einflüsse auf die Disposition des Escorial erfolgt sind, kann nicht mit Sicherheit geklärt werden. Herrmann[18] arbeitete einige grundlegende Unterschiede aus: so wurde das Toledaner Hospital nicht nach einem einheitlichen Bauplan errichtet, es gibt in Toledo keinen Vorhof, der den Blick auf die Kirchenfassade freigibt, sondern der Blick wird vielmehr durch einen Trakt versperrt. Die

---

13) Der „italienische" Typus der Klosterbauten mit vorgezogener Kirche wird später bei Furttenbach in dessen „Architectura civilis" übernommen, den man als Vermittler eines derartigen Grundrisses nach Deutschland betrachten kann; diese Frage wird später jedoch in ausführlicher Form zur Sprache kommen.

14) Elisabeth Mahl, Donato Felice d'Allio, Beiträge zu einer Monographie, phil. Diss. Wien 1961, S. 33.

15) Peter Tigler, Die Architekturtheorie des Filarete, Berlin 1963, S. 28. — Dankwart Leistikow, Hospitalbauten in Europa aus 10 Jahrhunderten, Ingelheim 1967, S. 61 ff.

16) Irmgard Kräusel, Die deutschen Klosteranlagen des 17. Jh., phil. Diss. Frankfurt 1953, S. 99.

17) Leistikow, a.a.O., S. 67, Abb. 14.

18) Herrmann, a.a.O., S. 45.

Kirche ist hier keinesfalls mit dem Bau verklammert. Diese Verklammerung ist jedoch eine Tatsache, die beim Escorial und später bei den hochbarocken Anlagen zum charakteristischen Merkmal wird.

Es werden auch Rückgriffe auf Rekonstruktionsversuche des Salomonischen Tempels nach dem Ezechielkommentar angenommen[19]. Die bekannteste Rekonstruktion des Salomonischen Tempels zu Jerusalem erfolgte durch Joh. Baptist Villalpando, der ein Schüler des Hieronymus Prado und Mitarbeiter bei dessen Ezechielkommentar mit der Tempelvision von Jerusalem (Ezechiel, Kap. 40 ff.) war[20]. Villalpando ergänzte das Werk Prados im Auftrag Philipps II. und III. Der zweite, von Villalpando herausgegebene Band[21] handelt über Gestalt, Aussehen und Ausstattung des Tempels, der dritte beschäftigt sich mit jüdischen Maßen, Münzen und Gewichten. Beide sind 1604 erschienen.

Villalpando nahm an, daß die Maßangaben des Ezechiel nicht nur symbolische Bedeutung hatten, sondern architektonisch realisierbar waren. Sein Rekonstruktionsversuch zeigt eine Anlage von 3×3 Höfen, wobei Tempel und Vorhof den zweiten und dritten Hof der Mittelachse einnehmen[22].

Es zeigt sich jedoch, daß Villalpandos Rekonstruktion erst 40 Jahre nach der Grundsteinlegung des Escorial herausgegeben wurde. Manche Autoren[23] nehmen daher eine formale Abhängigkeit von der Planung des Escorial an; die Grundidee mußte jedoch schon wesentlich längere Zeit vor Herausgabe des Buches vorhanden gewesen sein. Auch vor Villalpando gab es bereits illustrierte Ezechielkommentare mit der Salomonischen

---

19) Herrmann, a.a.O., S. 35.

20) Ausst. Kat. „Theorie der Architektur", Göttweig 1975, S. 36/37. — Dieser erste Band erschien 1596: „Hieronymi Pradi / et / Joannis Baptiste / Villalpandi / e Societate Jesu / in Ezechielem / Explanationes / et / Apparatus Urbis, ac Templi / Hiersolymitani / Commentariis / et Imaginibus / illustratus / Opus tribus tomis / distinctum / Ex Typographia Aloisii Zanetti Romae 1596" und beinhaltet einen exegetischen Ezechielkommentar.

21) Ausst. Kat. Göttweig, S. 37. — Band II: „De Postrema / Ezechielis / Prophetae / Visione / Ioannis / Baptistae / Villalpandi / Cordubensis / e Societate / Jesu / Tomo secundi / Explanationum / Pars secunda / In qua Templi, eiusque vasorum forma- / tum commentarijs, tum aeneis quamplu- / rimis descriptionibus exprimitur. / Typis Illefonsi Ciacconij excudebat, Carolus Vullietus Anno Domini 1604."

22) Hier soll vorläufig nur die Wirkung der Rekonstruktion des Salomonischen Tempels auf den Escorial zur Sprache kommen; der direkte Einfluß dieses Werkes auf die Barockarchitektur durch Übernahme der Ideen Villalpandos seitens vieler Architekturtheoretiker und durch das Vorhandensein dieses Werkes in vielen Klosterbibliotheken wird an anderer Stelle behandelt werden.

23) z. B. Gertraut Schikola, Beiträge zu einer Prandtauer-Monographie, phil. Diss. Wien 1959, S. 4.

Tempelvision, einer der frühesten von Richardus de St. Viktoria von 1534[24].

Schon bei Francesco di Giorgio Martini (1439–1502) finden sich Entwurfszeichnungen und Rekonstruktionen antiker Gebäude, die ähnliche Anlagen mit symmetrischer Aufteilung in Innenhöfe darstellen wie Villalpandos Ezechielkommentar. Als Beispiel sei ein Entwurf für eine Basilika und einen Palazzo genannt[25].

Die Tatsache, daß Philipp II. Villalpandos Vorhaben unterstützte und finanzierte, zeigt, daß der Herrscher am Problem der symmetrischen Grundrißgestaltung, die in einem ideellen Zentrum gipfelt, interessiert war. Wieweit der selbst architektonisch geschulte Bauherr seinen persönlichen Einfluß auf die Grundrißgestaltung seines Residenzklosters geltend machte, kann aus Mangel an historischem Quellenmaterial nicht näher erfaßt werden.

Durch den Aufenthalt J. Bautista de Toledos in Neapel[26] scheint auch eine Verbindung mit dem italienischen Palastbau greifbar. Juan Bautista arbeitete unter dem Marquis de Villafranca, Vizekönig von Neapel von 1532–53, und wurde von ihm zum obersten Baubeamten des Landes mit dem ehrenden Titel „Hofarchitekt Karls V." ernannt. Es läge im Bereich des Möglichen, daß J. B. de Toledo in Neapel das Modell Giuliano da Sangallos für den Palast des Königs von Neapel mit seiner charakteristischen achsialen Symmetrie kennengelernt hatte.

Besonders auffallend ist sowohl am Escorial als auch am Palast Sangallos das Herausragen der Mittelpartie des östlichen Teiles (in Neapel ein überkuppelter oktogonaler Raum, im Escorial der Wohnpalast des Königs), weiters auch eine gewisse Ähnlichkeit in der Gestaltung des Eingangsvestibüls, ebenso die Tatsache, daß wesentliche und bedeutende Räume in der Mittelachse angeordnet werden.

Nähere Zusammenhänge lassen sich zum Oeuvre Antonio da Sangallos d. J. herstellen. Da J. B. de Toledo sich beim Bau des Escorial offensichtlich im Aufriß des Hofes der Evangelisten mit dem Vorbild von Sangallos Palazzo Farnese in Rom auseinandersetzt[27], hatte sicherlich auch der

---

24) Herrmann, a.a.O., S. 36: Die Rekonstruktion des Richardus de St. Viktoria zeigt zwar einen symmetrischen Grundriß, doch ist lt. Herrmann kein Einfluß auf den Escorial gegeben. — Villalpando war erst 1552 geboren, müßte daher unbedingt selbst vom Escorial her beeinflußt sein.

25) Uffizien, Dis. Arch. Nr. 320 A. — Roberto Papini, Francesco di Giorgio Architetto, Florenz o. Jg. Bd. 1, S. 95, Bd. 2, Abb. 59.

26) Otto Schubert, Barock in Spanien, Eßlingen 1908, S. 31.

27) Kubler-Soria, Art and Architecture in Spain and Portugal, Pelican 1959, S. 11 ff. — Hier ein Vergleich des Aufrisses der Hofarkaden im Palazzo Farnese mit dem Hof der Evangelisten im Escorial: In beiden Fällen werden rundbogige Arkaden übereinander angeordnet, wobei die vorgelagerten Halbsäulen im Erdgeschoß mit dorischen Kapitellen, im 1. Geschoß mit ionischen und im 2. Geschoß mit korinthischen Kapitellen ausgestattet sind. Die Trennung des ersten und zweiten Geschosses erfolgt in beiden Fällen durch einen Metopen- und Triglyphenfries. Vorbild für diese Ordnungen sind antike Theater und Amphitheater (z. B. das Kolosseum in Rom).

Grundriß dieses Gebäudes eine gewisse vorbildhafte Rolle inne. Wichtig ist vor allem die achsiale Symmetriebeziehung aller Räume zueinander und die Staffelung von geschlossenen Raumgruppen und offenen Höfen. Man kann bei J. B. de Toledo immer wieder eine Betonung dieser Symmetrieachse feststellen; als Beispiel sei der Entwurf des Palastes für Aranjuez genannt[28].

In diesem Sinn kann der Escorial als Synthese verschiedenster, nicht deutlich voneinander abzugrenzender Einflüsse verstanden werden.

Weitere formale Wurzeln der hochbarocken Klosteranlage

Da eine Wiederaufnahme des im Escorial vorgebildeten Grundrißschemas erst ungefähr 100 Jahre später im deutschen und österreichischen Klosterbau einsetzt[29], soll an dieser Stelle der Versuch gemacht werden, direkte Einflüsse des Escorial von solchen Vorbildern zu trennen, die ohne Vermittlung des spanischen Protagonistenbaues auf die Klosterbauten des 17. u. 18. Jhs. wirkten; d. h. es wurden einerseits bereits Gründe angeführt, die für den Escorial als generelles Vorbild sprechen, andererseits soll aber auch festgehalten werden, daß die spanische Klosterresidenz und die deutschen Klosteranlagen rein formal auf dieselben Wurzeln zurückgeführt werden können, und daß beim Entwurf barocker Anlagen auch direkte Rückgriffe auf ältere Vorbilder möglich sind.

Eine direkte Linie zwischen dem Escorial und den österreichischen hochbarocken Anlagen ist vor allem durch die Verbindung der spanischen und österreichischen Habsburger möglich; weiters auch durch die große Verbreitung der Revisionszeichnungen Herreras, die 1587 von Pedro Peret gestochen worden waren[30].

Andererseits bilden die Bauwerke der Antike und deren bauliche Aufnahme und Rekonstruktion durch die Architekturtheoretiker der Renaissance eine allgemein zugängliche Grundlage für die Entwicklung der

---

28) Agustin Ruiz de Arcaute, Juan de Herrera, Madrid 1936, Abb. S. 112/113.

29) In Spanien gibt es einen Klosterentwurf mit symmetrischem Grundriß von 1610, der vom Escorial abgeleitet werden kann. Es handelt sich dort um einen Plan für ein Noviziat der Jesuiten in Madrid. Bezeichnenderweise wurden die Pläne in Rom beim Jesuitengeneral nicht angenommen, offenbar konnte eine derartige Anlage mit dem monastischen Ideal der Jesuiten nicht vereinbart werden. Diese Pläne mußten durch weitaus altertümlichere mit seitlich angelegter und nur an ihrem rückwärtigen Teil mit den Klosterbauten verbundener Kirche ersetzt werden. Dieser Plan entspricht in der Auffassung der vorgelegten Kirche der Stilstufe von Peruzzis Klosterplänen — Lit.: A. Rodriguez de Ceballos, El Antiguo Noviciado de los Jesuitas en Madrid, Archivo Espanol de Arte, Bd. 41/1968, S. 245 ff., Abb. Tafel 1.

30) Irmgard Kräusel, Die deutschen Klosteranlagen des 17. Jh., Diss. Frankfurt 1953, S. 97 ff.

symmetrischen Grundrißform. Es kann von diesen Rekonstruktionen ein direkter Weg der Anregungen (über die zeitgenössischen illustrierten Architekturtraktate) und auch ein Weg über den italienischen Palast-, Hospital- und Klosterbau bis zu den deutschen Klosteranlagen verfolgt werden.

Die römischen Bauten, besonders die der Kaiserzeit, weisen eine Raumgestaltung aufgrund eines konsequent durchgehaltenen achsial symmetrischen Prinzips auf; für die Architekturtheoretiker der Renaissance eröffnet das Studium dieser Anlagen (z. B. der Kaiserforen, Thermen, Paläste etc.) neue Möglichkeiten der Grundrißgestaltung, bei der einer Achse die dominierende Stellung zukommt und wobei aus der additiven Raumfolge eine rhythmische Gruppierung wird und auch Höfe und Gartenanlagen in die organische Einheit mit einbezogen werden[31].

Besonders Serlio und Palladio[32] vermitteln die Eindrücke römischer Bauten. Serlio bringt Rekonstruktionen vor allem von verschiedenen Thermen[33]. Palladios Rekonstruktionen schließen nicht nur Thermenanlagen, sondern auch die Grundrisse verschiedener griechischer Foren und auch griechischer Häuser ein.

Allen diesen Grundrißaufnahmen ist ein vorbildhaftes Schema gemeinsam, nach dem Räume verschiedenster Grundrißformen einander zugeordnet werden können[34]. Nach diesem abstrakten Schema konnte man nach Belieben Teile hinzufügen oder weglassen, um dadurch verschiedene Möglichkeiten in der Gliederung der Baumasse zu haben. Die Räume, die für die Besucher gedacht sind bzw. Repräsentationszwecken dienen, werden in der Hauptachse angeordnet.

Besonders die Diokletiansthermen scheinen eine weitreichende Wirkung ausgeübt zu haben: sie wurden sowohl durch Serlio als auch durch Palladio rekonstruiert und Herrmann räumt ihnen auch einen möglichen Einfluß auf die Konzpetion des Escorial ein[35].

Wie sehr die Werke der italienischen Theoretiker des Cinquecento noch bis ins 18. Jh. hinein im deutschen und österreichischen Raum zum allgemeinen Bildungsgut gehören, zeigt Fischer von Erlach in seiner „Historischen Architektur" von 1720, in der er Serlios Grundriß der Diokletiansthermen in seiner graphisch gesehenen regelmäßigen Form wiederver-

---

31) Henny Weber, Achsialität und Symmetrie im Grundriß des italienischen Profanbaus, Diss. Berlin 1937, S. 43 ff.

32) Sebastiano Serlio, 5 Bücher von der Architektur, Venedig 1566 (3. Buch über die Antike). — Andrea Palladio, I Quattro Libri de Architettura, Venedig 1570 (3. Buch Antikenrekonstruktionen, 2. Buch über das römische Haus).

33) Thermen des Antonius, Serlio, S. 88/89, — Titusthermen, S. 92/93, — Diokletiansthermen, S. 96/97.

34) H. Biermann, Das Palastmodell Giuliano da Sangallos für den König von Neapel, Wr. Jb. f. Kg., Bd. 23/1970, S. 165.

35) Die vorbildhafte Funktion der Thermenanlagen (vor allem der Diokletiansthermen) auf den Escorial wurde bereits besprochen.

wendet; Fischer selbst weist in seiner Vorrede auf Serlio als Vorlage hin[36]. Er verwandelt jedoch den ursprünglichen Grundriß in eine dreidimensionale Ansicht in einer Perspektive mit zentralem Fluchtpunkt, wie sie ähnlich auch in Kleiners Göttweiger Ansichten verwendet wird. Es ist als Tatsache belegbar, daß die meisten Klosterbibliotheken Exemplare der verschiedenen architekturtheoretischen Werke besaßen und heute noch besitzen.

So findet sich z. B. in der Stiftsbibliothek Einsiedeln eine Ausgabe von Serlios Werk aus dem Jahr 1609[37]. In den Auer-Lehrgängen der Vorarlberger Meister (um 1700) finden sich vielfach Kopien nach Serlio[38]. Besonderen Einfluß scheint Serlio auf Kaspar Moosbrugger, den entwerfenden Architekten der Stiftsneubauten von Einsiedeln, ausgeübt zu haben. Reinle[39] fand die Kopien Moosbruggers nach Serlios 5. Buch[40]. Daher ist auch eine Auseinandersetzung Moosbruggers mit Serlios Antikenrekonstruktionen im 3. Buch anzunehmen[41].

Bemerkenswert in diesem Zusammenhang ist auch, daß Einsiedeln als

---

36) George Kunoth, Die Historische Architektur Fischer v. Erlachs, Düsseldorf 1956, S. 77.

37) Werner Oechslin, Ausbildung — Kontakt mit der Architekturtheorie, im Ausstellungskat. Vorarlberger Barockbaumeister, Einsiedeln 1973, S. 26. — Serlio, Fünf Bücher von der Architektur (deutsche Übersetzung, Basel 1609) in der Bibliothek Einsiedeln vorhanden (Signatur Kg. 222).

38) Ausstellungskat. Vorarlberger Barockbaumeister, S. 26.

39) Adolf Reinle, Ein Fund barocker Kirchen- und Klosterpläne, ZAK IX/1950, S. 241. — Ausstellungskatalog Vorarlberger Barockbaumeister, 1973, S. 26/27. In der graphischen Sammlung Luzern befinden sich Zeichnungen Moosbruggers, die Kopien nach den Holzschnitten Serlios darstellen.

40) z. B. die Kopie einer Doppelturmfassade nach Serlios 5. Buch (über verschiedene Tempelanlagen und Kirchenbauten, Abb. 16), Ausstellungskat. Vorarlberger Barockbaumeister, Abb. 131/132.

41) Zur Charakterisierung des Baumeisters Moosbrugger siehe Ausstellungskat. Vorarlberger Barockbaumeister, S. 24: „... erscheint Moosbrugger als weit mehr der Theorie und dem Experiment zugewandter Dilettantenarchitekt, dem oft die architektonische Routine zugunsten einer zuweilen unberechnbaren Offenheit gegenüber auswärtigen Bildungseinflüssen abgeht." (Zitat). — In den vorhandenen Zeichnungen bezieht sich Moosbrugger jedoch nicht auf das 3. Buch Serlios (mit Antikenrekonstruktionen und Darstellungen von Renaissancebauten), sondern auf dessen 5. Buch (Darstellung von Tempeln und Kirchen). — In den späteren Auer-Lehrgängen um 1715 setzen sich Moosbrugger und seine Nachfolger immer wieder mit dem Problem der achsialen Symmetrie auseinander, z. B. im Auer-Lehrgang I/43: Grundriß der Propstei Berau als Beispiel für die vollendete Symmetrisierung der Innenarchitektur und eine Kopie des Erdgeschoßgrundrisses eines Hotels mit Hof nach Daviler aus dem Moosbrugger-Umkreis. — Bei diesen Zeichnungen bieten die achsiale Symmetrie und die Anordnung der Räume eine Lernmöglichkeit im Hinblick auf die Anordnung von Klostertrakten. — Ausstellungskat. Vorarlberger Barockbaumeister, S. 76 und 60, Abb. 56/57 Berau, Abb. 22/23 Hotelgrundriß nach Daviler.

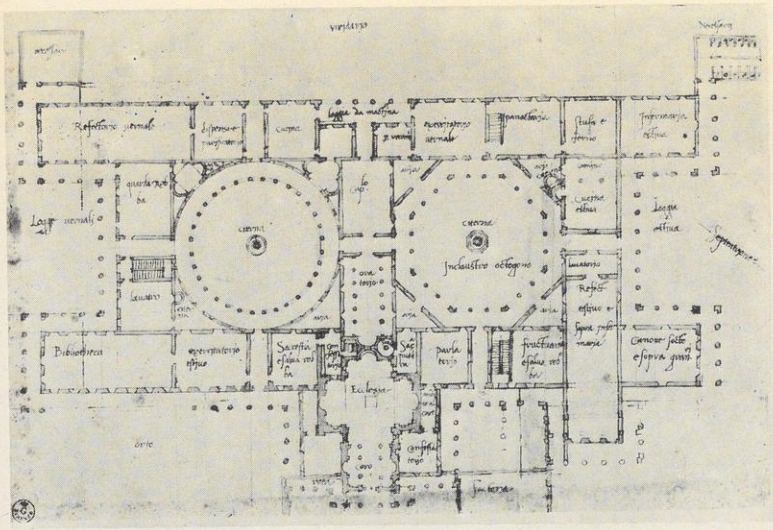


Abb. 1
Peruzzi, Entwurf für ein Kloster, Uffizien, Zg.Nr.350 A
(Foto: Gabinetto Fotografico, Sopr. Gallerie, Firenze)

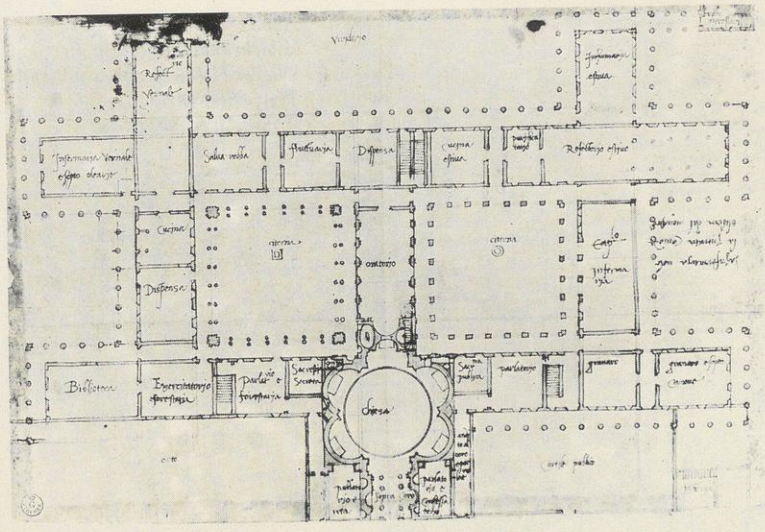


Abb. 2
Peruzzi, Entwurf für ein Kloster, Uffizien, Zg.Nr.349 A
(Foto: Gabinetto Fotografico, Sopr. Gallerie, Firenze)

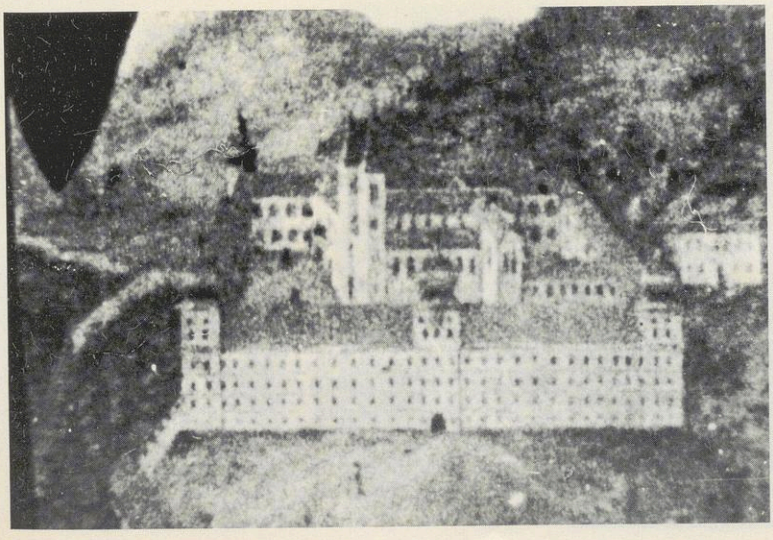


Abb. 3
Gemälde von 1632-24 mit einer Ansicht des Stiftes St. Paul im Lavanttal im Hintergrund
(Foto: Bundesdenkmalamt Wien)

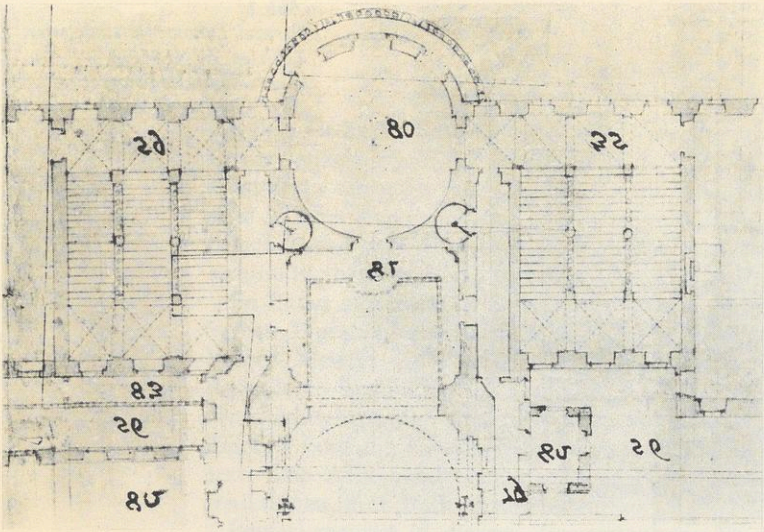


Abb. 4
Hildebrandt, Projekt für die Wiener Hofburg (Ausschnitt mit Kirchengrundriß)
(Foto: Albertina, Wien)

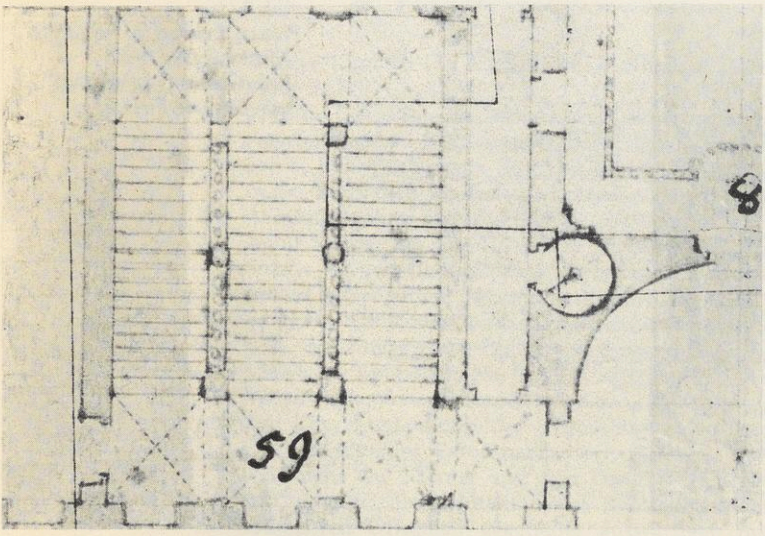


Abb. 5
Hildebrandt, Projekt für die Wiener Hofburg, Ausschnitt mit Treppengrundriß
(Foto: Albertina, Wien)

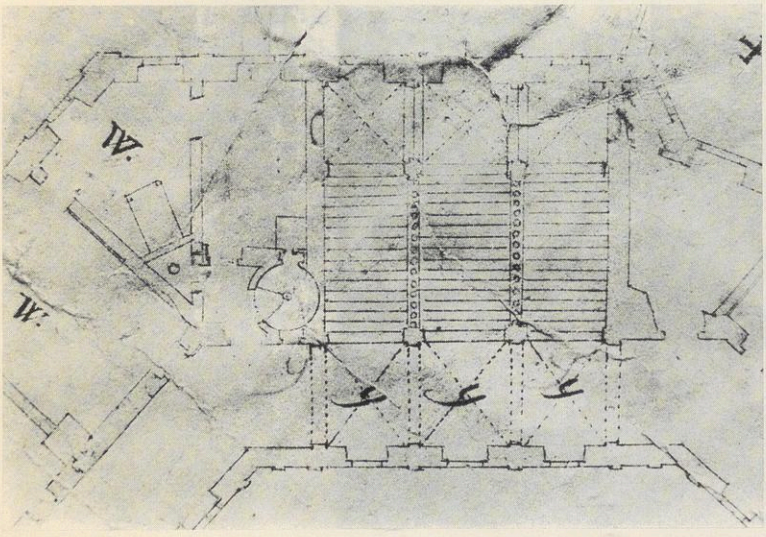


Abb. 6
Göttweig, Plan 2, Ausschnitt mit Treppengrundriß
(Foto: Ressmann, Wien)

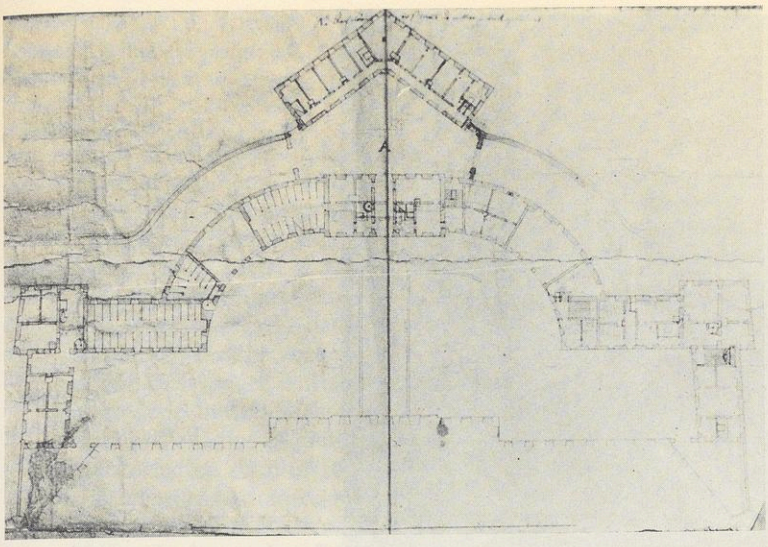


Abb. 7
Göttweig, Plan 19, Grundriß der westlichen Vorgebäude mit schematischer Angabe der Westfassade (Foto : Ressmann, Wien)

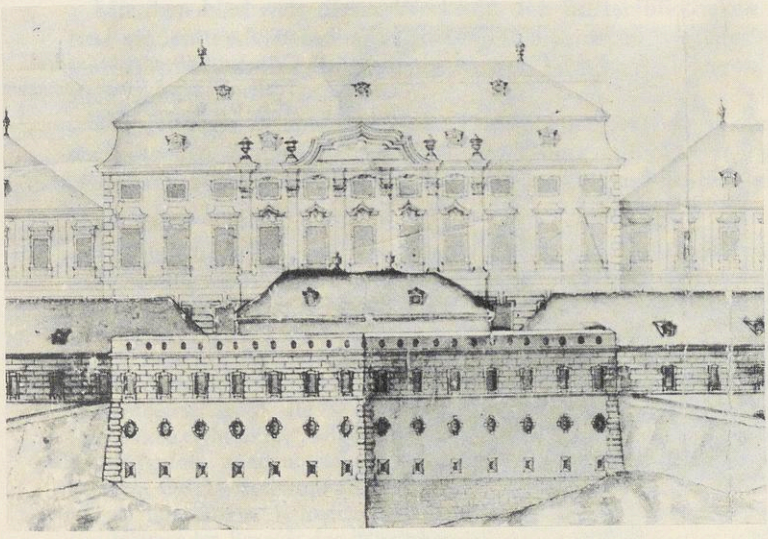


Abb. 8
Göttweig, Plan 6, Aufriß der Westfassade (Ausschnitt mit Mittelrisalit und aufgeklebten westlichen Vorgebäuden)
(Foto: Ressmann, Wien)

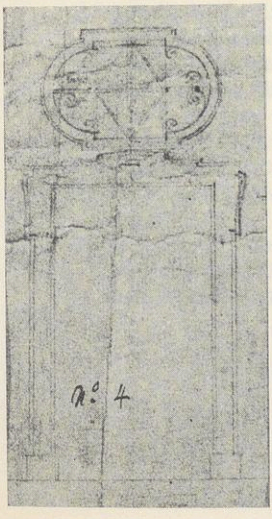


Abb. 9
Göttweig, Plan Nr., Aufriß für verschiedene Türformen (Ausschnitt)
(Foto: Ressmann, Wien)

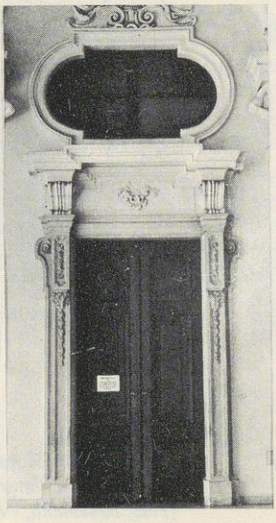


Abb. 10
Oberes Belvedere, Türe im Gang des Hauptgeschosses
(Foto: Ressmann, Wien)

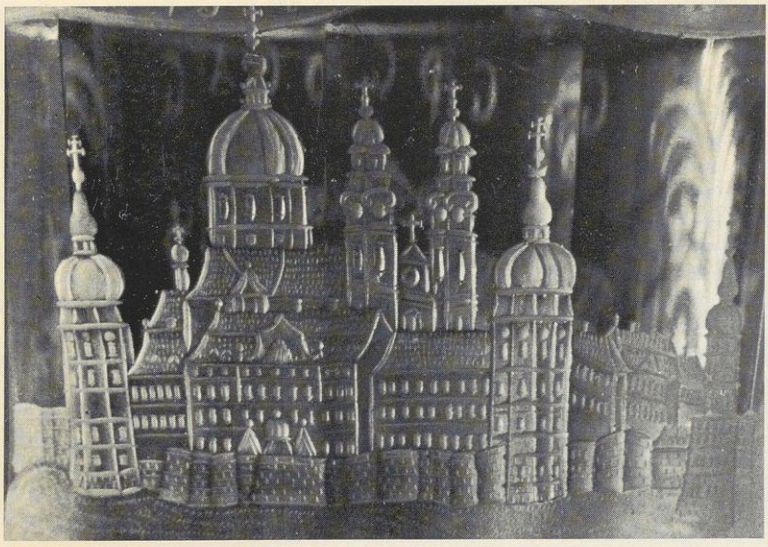


Abb. 11
Darstellung von Stift Göttweig auf einem Glas in der Göttweiger Kunstkammer
(Foto: Fasching, Wilhelmsburg)



Abb. 12
Göttweig, Stiftsansicht auf dem Titelblatt eines Missale Romanum
(Foto: Ressmann, Wien)

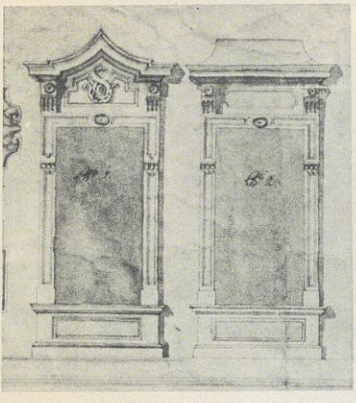


Abb. 13
Göttweig, Plan 23, Riß für verschiedene Fensterformen (Ausschnitt)
(Foto: Ressmann, Wien)

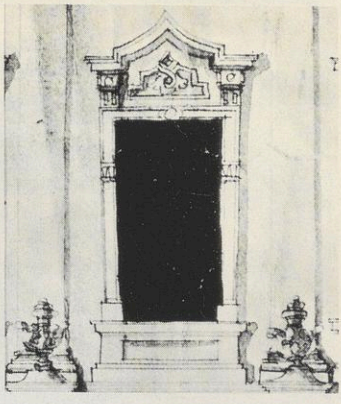


Abb. 14
Göttweig, Plan 5, Aufriß der Ostfassade aus der ersten Planung (Ausschnitt)
(Foto: Ressmann, Wien)

erster Klosterneubau bezeichnet werden kann, bei dessen Planung eine exakt eingehaltene achsiale Symmetrie zur Durchführung gelangt[42].

Bei allen vorangegangenen Bauten des 17. Jh. sind in der Grundrißdisposition immer wieder Abweichungen von der achsialen Symmetrie festzustellen. Meist werden diese Anlagen in späteren Ansichten idealisiert wiedergegeben (zum Großteil in Ansichten des 18. Jh.), die dem Beschauer eine Regelmäßigkeit des Baubestandes vortäuschen, die in Wirklichkeit in diesem Maß nicht vorhanden ist[43].

Die Göttweiger Stiftsbibliothek verwahrt ebenso wie Einsiedeln Exemplare der 5 Bücher Serlios aus dem Jahr 1609 mit Holzschnittillustrationen[44], weiters Palladios „Quattro Libri dell'Architettura"[45] und ein Exemplar der „Historischen Architektur" Fischer von Erlachs[46].

Eindeutig nachzuweisen ist die Beschäftigung mit den Antikenrekonstruktionen und Renaissancebauten aus Serlios 3. Buch für ein Münchner Skizzenbuch aus dem Dientzenhofer-Kreis, um 1700 entstanden[47].

Mit dem Nachweis dieser Werke in den Stiftsbibliotheken kann somit eine eindeutige Verbindung von den Antikenrekonstruktionen der Architekturtheoretiker der Renaissance zu den barocken Klosteranlagen hergestellt werden.

Das früheste Beispiel für einen Profanbauentwurf nach den Prinzipien der achsialen Symmetrie mit der Ausrichtung auf einen als Mittelpunkt betrachteten Raum (— dem Festsaal) bildet Giuliano da Sangallos Palast-

---

42) Beginn der Planungen 1691 durch Kaspar Moosbrugger. — Möglicherweise liegt für Moosbrugger ein nicht näher zu erfassender Einfluß einer illustrierten Vitruv-Ausgabe vor. Eine französische Vitruvausgabe befindet sich in der Stiftsbibliothek von Einsiedeln, Signatur Kg. 1124 (M. Vitruvius Pollio, Abrege des dix livres d'Architecture, Paris 1674), in der auch der Grundriß eines römischen Hauses enthalten ist. — In der Klosterarchitektur kehren eindeutig auch die Vorstellungen des römischen Hauses als „Repräsentationsarchitektur" wieder; da ja oft auch Klosteranlagen als „Haus Gottes" aufgefaßt werden (siehe z. B. die Kapitalansprache des Abtes Rupert Neß von Ottobeuren vom 30. Okt. 1722: „Est domus Dei, qui desiderat decorem ac munditiem."), liegen Zusammenhänge mit Rekonstruktionen römischer Häuser im Bereich des Möglichen.

43) Vergleich von architektonischen Aufnahmen des vorhandenen Baubestandes mit der alten Ansicht, z. B. bei St. Paul/Lavanttal, Vorau etc.

44) Ausstellungskat, Göttweig 1975: Theorie der Architektur, S. 26—27, „Seb. Serlii / Von der Architektur / Fünff Bücher. / Darin: die gantze lobliche und zierliche Baw- / kunst / sampt den Grundlegungen und Auffzuegen ma- / nigerley Gebäuwen ... Getruckt zu Basel / In verlegung / Ludwig Koenigs / 1609." — Stiftsbibliothek Göttweig, Signatur VI D b 32.

45) Ausstellungskat. Göttweig 1975, S. 30—32.

46) 1975 vom Kustos der Göttweiger Kunstsammlungen, Dr. G. Lechner OSB, aufgefunden.

47) Hauttmann, Geschichte der kirchlichen Baukunst in Altbayern, Schwaben und Franken 1550—1780, S. 143. — Ausstellungskat. Vorarlberger Barockbaumeister, S. 27.

modell für den König von Neapel, in den Achtzigerjahren des 15. Jh. entstanden[48]. Auch die Anordnung der Räume folgt den Prinzipien der achsialen Symmetrie[49]. Es handelt sich um eine Vierflügelanlage mit Innenhof, wobei ein oktogonaler Trakt über den Baublock hinausragt. Die Funktion dieses Oktogonraumes bei Sangallo ist noch nicht ganz geklärt; er entspricht jedoch in seiner Lage der „Basilica" des römischen Hauses[50]. Diese ist nach der Funktionsabfolge der krönende Abschluß der gesamten Raumfolge[51]. Sangallo setzt sich hier offenbar mit Vorbildern der römischen Antike auseinander[52]. Da beim Projekt einer Medici-Villa für Florenz (ebenfalls von Giuliano da Sangallo)[53] dieser Raum als „tempio" bezeichnet wird, liegt der Schluß nahe, daß eine Gedankenverbindung von „tempio" als Palastkapelle zur „basilica" als ebenfalls sakral umgedeutetem Raum naheliegt. Bestärkt wird diese Annahme noch dadurch, daß in Klosterentwürfen der Renaissancearchitekten[54] die Kirche sich in einer ganz ähnlichen Stellung im Baukörper befindet wie der Achteckraum Sangallos. Es sind dies z. B. ein *Entwurf Baldassare Peruzzis für eine unbekannte Anlage*[55] und ein Entwurf Antonio da Sangallos d. J. für die Kirche und das Kloster Monte Moro bei Montefiascone[56].

Während in Peruzzis Entwurf die Kirche als Rundbau konzipiert wurde, ist bei Sangallo d. J. die Kirche ein oktogonaler Bau; beide ragen wie der Achteckraum in Giuliano da Sangallos Palastentwurf und wie die „Basilica" in Fra Giocondos rekonstruiertem Grundriß des römischen Hauses in

---

48) Schon im Zusammenhang mit dem Escorial kurz erwähnt.
49) H. Biermann, a.a.O., S. 154 ff., Beschreibung S. 186.
50) „basilica" ist der Raum mit Apsis und Richterstuhl für den Hausherrn.
51) Vergleich mit dem Grundriß eines römischen Hauses: Fra Giocondo, illustrierte Vitruvausgabe von 1511 (Venedig) Lit. Biermann, Abb. 22.
52) G. da Sangallo selbst war jedoch noch keine illustrierte Vitruvausgabe zur Verfügung gestanden; er mußte sich auf die Beschreibung einer römischen „domus" Vitruvs beschränken. Der mangelnden Vorstellung wurde jedoch durch das Studium von antiken Thermen nachgeholfen (Lit. Biermann, a.a.O., S. 193). Von G. da Sangallo ist auch eine Grundrißrekonstruktion der Caracallathermen vorhanden (Biermann, a.a.O., Abb. 133, Bibl. Vaticana Cod. Barb. lat. 4424, fol. 66v und 67r), bei welcher der kreisrunde Hauptsaal wie das Oktogon im Entwurf für den Palast in Neapel über die hintere Front vorspringend gestaltet ist. Auch liegt bei den Thermen bereits ein abstraktes Schema der Achsenbeziehung der wichtigsten Räume vor (Lit. Biermann, S. 164), die sicher für die exakt symmetrische Raumkonzeption Sangallos von entscheidender Bedeutung war. Weiters entwickelt Sangallo eine gestaffelte Abfolge von geschlossenen Raumgruppen und offenen Höfen und Gärten; den Weg zu dieser Lösung fand er ebenfalls durch die Beschäftigung mit den römischen Thermen.
53) Abbildung Marchini, Giuliano da Sangallo, Tafel X/6.
54) Diese werden an späterer Stelle noch ausführlicher zu behandeln sein.
55) Uffizien, Dis. Arch. Nr. 349 A.
56) Uffizien, Dis. Arch. Nr. 1275.

dessen Vitruvillustration aus dem Jahr 1511[57] über den Baukomplex hinaus.

Wegen dieser engen Verwandtschaft der Grundrisse altrömischer Bauten und der Entwürfe italienischer Architekten kann es m. E. als sicher angenommen werden, daß auch die Grundlagen der frühen italienischen Klosterentwürfe in römischen kaiserzeitlichen Bauwerken zu suchen sind.

Ein Unterschied zwischen Palast- und Klosterkonzeption besteht darin, daß die Kirche in den Klosterkomplexen aus zweckmäßig bedingten Gründen vor den Bau gestellt wird. Der Eingang der Kirche für das Laienpublikum soll vor dem Kloster im W liegen und der Kirchenchor mit den Klostergebäuden in Verbindung stehen, um den Mönchen längere Wege zu ersparen; beim Palastprojekt liegt jedoch der Eingang gegenüber dem Festsaal, und der Festsaal kann nur von der Hofseite aus betreten werden.

Auch das römische Haus könnte für die Gesamtanlage eine vermittelnde Rolle gespielt haben. Biermann[58] sagt über die Funktion des römischen Hauses: „Es ist ein umfassendes, allen Lebensbereichen gerecht werdendes Gebilde" — dasselbe gilt auch für den Palast als Wohnsitz einer Lebensgemeinschaft, die nach soziologischen Gesichtspunkten zusammengesetzt ist[59] und auch für das Kloster, in dem eine ähnliche Lebensgemeinschaft ihren Platz findet.

Die weitere Grundrißanordnung des Palastes verlegt nach dem Vorbild römischer Häuser den Bereich der öffentlichen Repräsentation in die Tiefenachse[60] und die privaten Räumlichkeiten in die seitlichen Flügel — eine Anordnung, wie sie auch für den Klosterbau weit bis ins 18. Jh. verbindlich wird[61].

Der Hauptsaal des Palastes nimmt nicht nur funktionell, sondern auch in formaler Hinsicht die zentrale Stelle ein und kann nicht aus dem Planzusammenhang entfernt werden. („Die Stellung des Saales ist aus der Konzeption des Ganzen an seinem Ort logisch notwendig"[62].) Dasselbe kann auch über die Stellung des wichtigsten Raumes im hochbarocken Klosterbau, der Kirche, ausgesagt werden.

Gleiche Tendenzen zur Symmetrisierung des Grundrisses und zur Betonung eines Raumes durch dessen Vortreten über die Fassade können wir interessanterweise auch nördlich der Alpen feststellen: bei den Umbauten der Wiener Neustädter Burg durch Friedrich III. (ab 1437—1461). Dieser Erneuerungsbau ist in einer sehr regelmäßigen Form mit Ecktürmen

---

57) Biermann, a.a.O., Abb. 22
58) Biermann, a.a.O., S. 193.
59) Biermann, a.a.O., S. 194.
60) Biermann, a.a.O., S. 161.
61) Eingangstrakt mit Vestibül, im W-Trakt meist der Kaisersaal, dann die Kirche; im O-Trakt die Bibliothek — alle diese Räumlichkeiten liegen in der Hauptachse. Die den Mönchen und dem Abt zugeteilten, mehr „privaten" Räume liegen seitlich davon.
62) Biermann, a.a.O., S. 187.

durchgeführt; dabei greift Friedrich auf die regelmäßigen Anlagen früherer Jahrhunderte zurück, wobei dieses Historisieren offenbar zu einer seiner Zeit vorauseilenden Form führt[63].

Die Georgskapelle (1449–1460)[64] nimmt die Mitte des westlichen Traktes ein und wird durch ihren stark vortretenden W-Teil betont, so daß die zur Stadt gewendete Front der Burg durch zwei Seitentrakte und einen in die Tiefe gehenden Baukörper gegliedert erscheint. Hier haben wir es mit einem ähnlich vorspringenden Trakt wie beim Oktogonraum Giuliano da Sangallos zu tun; noch stärkere Parallelen können jedoch im Vergleich mit Peruzzis und Antonio da Sangallos — wesentlich späteren! — obengenannten Klosterentwürfen festgestellt werden: in beiden Fällen ist es der W-Teil der Kirche, der vor die Anlage verlegt wird und dessen Zugang von außen wie auch vom Inneren der Anlage her erfolgen kann[65]. Die Burg hatte zum Teil auch die Funktion eines Klosters inne: 1444 hatte Friedrich III. an der Gottesleichnamskapelle der Burg ein Kollegiatsstift für weltliche Chorherren errichtet[66].

Historische Zusammenhänge zwischen der Wiener Neustädter Burg und Giuliano da Sangallos Modell können jedoch nicht hergestellt werden, es scheinen aber „Mittel und Wege zur Erreichung des künstlerischen Zieles erstaunlich verwandt"[67]. Dasselbe kann auch über die nahe Verwandtschaft zwischen der Wr. Neustädter Burg und den italienischen Klosterentwürfen gesagt werden.

Möglich wäre es hingegen, daß Friedrich III. bei seinen Italienfeldzügen bzw. seinen Reisen nach Rom und Neapel[68] Anregungen für seinen Bau durch italienische Architekturtheoretiker erhalten hatte, deren Rekonstruktionen römischer Thermen in der charakteristischen symmetrischen Anlageform mit einem meist vorspringenden Hauptsaal von vorbildhafter Wirkung gewesen sein könnten.

Diese Art der achsial-symmetrischen Grundrißgestaltung findet viele Nachfolgebauten in der italienischen Palastarchitektur, so z. B. im Palazzo Farnese in Rom von Antonio da Sangallo d. J.[69], der 1530 entworfen wurde und bei dem ebenfalls die durch eine Achse zusammengefaßten Haupträume in ihrer Anordnung für die übrigen — die sich diesen unterordnen — bestimmend sind.

---

63) Renate Wagner-Rieger, Die Bautätigkeit Friedrichs III., Wr. Jb. f. Kg. XXV/1972, S. 149.
64) Wagner-Rieger, a.a.O., S. 147.
65) Diese Art des Zugangs zur Kirche wird noch später im Zusammenhang mit den hochbarocken Anlagen zur Sprache kommen.
66) Wagner-Rieger, a.a.O., S. 146.
67) Wagner-Rieger, a.a.O., Zitat S. 150.
68) Ausstellungskat. Friedrich III., Wiener Neustadt 1966, S. 28/29 und 69/70: Italienreisen Friedrichs III.: um 1446 Romreise und Aufenthalt in Neapel, 1452 Romzug zur Kaiserkrönung durch den Papst.
69) Bereits im Zusammenhang mit dem Escorial genannt.

Die Wirkung dieses Bauwerks war relativ weitreichend[70] und es ist sehr wohl denkbar, daß eine solche Grundrißform nicht nur für barocke Profanbauten, sondern auch für den barocken Klosterbau vorbildhaft wirken konnte. Es spricht für die große Verbreitung des Typus, daß Bernini in seinem Louvreprojekt von 1665 noch immer nach denselben Prinzipien vorgeht, indem er eine Vierflügelanlage um einen zentralen Hof konzipiert, dem nach O und W Lichthöfe vorgelagert werden; der Grundriß ist nach dem alten achsial symmetrischen Schema angelegt und kann als idealisierter Plan aufgefaßt werden. Berninis Louvreprojekt und die meisten hochbarocken Klosterentwürfe erlitten das gleiche Schicksal: sie wurden in vielen Fällen nie, in den meisten Fällen nur unvollständig gebaut. Man strebte eine Idealisierung und Schematisierung des Grundrisses an, die in der Realität in dieser Form nie erreicht werden konnte. Daher sprechen uns die Idealansichten und Grundrisse hochbarocker Klosteranlagen besonders in ihrer „ornamentalen" Qualität an[71], und auch vor allem dadurch, daß ein idealer Betrachterstandpunkt gewählt wurde, der einen Überblick über die gesamte Anlage vermittelt. Oft wurden diese Konzepte sogar ohne Konzession an bestehende Terrain- und bauliche Gegebenheiten erstellt. Daher wirkt die Ausführung oft im Vergleich mit den Konzepten enttäuschend.

Auch Berninis Louvreprojekt wurde von den Franzosen, besonders Colbert, von vornherein als nicht realisierbarer Idealplan aufgefaßt, da er den Möglichkeiten des Flügelbaues nach französischem Muster nicht entsprach und sich auch sonst über praktische Bedürfnisse und Gegebenheiten des Terrains hinwegsetzte[72] — daher wurde eine Durchführung des Projekts nie ernsthaft in Erwägung gezogen.

Zeitlich gesehen fällt dieser Entwurf ungefähr mit den entwicklungsgeschichtlichen Anfängen der Klosterbauten des „hochbarocken Typus"[73] in Österreich zusammen[74].

Grundrisse von regelmäßig gestalteten vierflügeligen Palast- und Schloßanlagen werden durch italienische, französische und deutsche Architekturtraktate übermittelt und weitergeleitet, so z. B. durch Ducerceau[75], dessen Grundrisse französischer Schlösser zum größten Teil

---

70) Vor allem schreibt man diesem Bau eine entscheidende Bedeutung sowohl für den barocken Palastgrundriß als auch für den gesamten französischen Klassizismus und für die achsiale barocke Stadtanlage zu.

71) Pinder, Deutscher Barock, S. XIX.

72) Hans Rose, Spätbarock, S. 110—112.

73) „hochbarocker" Typus: in symmetrischer Anordnung mit Ausrichtung auf die Kirche als Zentrum entworfene Anlagen (in den Anfängen erst Versuche in Richtung Symmetrie).

74) Der Beginn wird um 1630 mit der Neuplanung des Stiftes St. Paul im Lavanttal gemacht, ab der zweiten Hälfte des 17. Jh. werden mehrere Neubauten errichtet, z. B. ab 1647 Waldhausen/Mühlviertel, ab 1672 Schlierbach.

75) Jean-Androuet Ducerceau, De Architectura, Paris 1559.

Anlehnungen an den italienischen Palastbau zeigen, ferner Serlio[76], der im zweiten Buch verschiedene Villenentwürfe publiziert und dessen drittes Buch sich auch mit Antikenrekonstruktionen beschäftigt, und Palladio[77].

Joseph Furttenbach[78] bildet im ersten Teil seiner „Architectura civilis" (Paläste, Häuser etc.) von 1628 die Grundrisse verschiedener fürstlicher Paläste mit genauer Beschreibung ab. Abbildung 2 und 3 zeigen eine vierflügelige Anlage um einen quadratischen Innenhof, wobei die Palastkapelle mit einer Loggia an der Mittelachse eines seitlichen Flügels vorgelagert wird. Das Pendant dazu bildet auf der gegenüberliegenden Seite der Vorsaal der „Sala Grande". Es handelt sich hier allerdings um einen nicht rein symmetrisch ausgebildeten Typus, vor allem was die Anlage der Räume betrifft.

Abbildung 8 und 9 zeigen den „anderen fürstlichen Palast" — eine Anlage um einen kleinen zentralen Hof mit symmetrisch angeordneten Räumlichkeiten. Im Erdgeschoßgrundriß ist deutlich der „portico" als Eingangshalle zu erkennen, im Hauptgeschoß über dem Portico die „Sala", der große Saal; eine in dieser Form im Bereich des Profanbaues öfter vorkommende Anordnung, die sich auch gerade im Bereich der österreichischen Klosterbauten sehr lang hält — der Mittelteil des W-Traktes wird im Erdgeschoß von der repräsentativen Eingangshalle und im ersten Stock vom Festsaal eingenommen. (Beispiele dafür sind der Göttweiger Entwurf, zweite Planung, Seitenstetten etc.)

Vielleicht hatten sich im Fall Göttweigs Hildebrandt oder der Abt Gottfried Bessel für die zweite Neubauplanung Furttenbachs „Architectura civilis" als Anregung bedient; das Werk ist in der Göttweiger Stiftsbibliothek vorhanden[79].

Vielzitierte Beispiele für ihre vorbildhafte Wirkung auf den Klosterbau sind die Hospitalanlagen; ihr Einfluß sollte jedoch nicht überschätzt werden.

Elisabeth Mahl[80] sieht die Ursprünge des Klosterbaus in der Spitalsarchitektur, wo ein zentraler Kirchen- oder Kapellenraum geschaffen werden mußte, der von allen Krankensälen gleichermaßen leicht zu erreichen war. Sie stellt Beziehungen zwischen Spitalsarchitektur und Klosterbauten her[81] und sieht Zusammenhänge in den Klosterentwürfen Kaspar Moosbruggers mit dem Spitalsbau vor allem durch die rechteckige Anlage-

76) Sebastiano Serlio, 5 Bücher von der Architektur, Venedig 1566.
77) Andrea Palladio, I Quattro Libri dell'Architettura, Venedig 1570.
78) Joseph Furttenbach, Architectura civilis, Ulm 1628.
79) Furttenbachs Architectura civilis von 1628 findet sich in Göttweig in der Stiftsbibliothek unter der Signatur VI D a 32. Ausstellungskat. Göttweig 1975, S. 39.
80) Elisabeth Mahl, Donato Felice d'Allio, Beiträge zu einer Monographie, phil. Diss. Wien 1961, S. 33.
81) Mahl, a.a.O., S. 38.

form, die durch Kreuzarme in 4 Höfe unterteilt wird[82]. Auch für Klosterneuburg wird von Mahl ein Hospitalbau als Vorbild postuliert, da sich dort die Kirche stark dem Gesamtkomplex unterordnet[83].

Furttenbachs „Architectura civilis" stellt im 3. Teil verschiedene Hospitaltypen nach italienischem Muster vor (Abb. 38 und 39). Das Spital ist eine Vierflügelanlage, durch kreuzförmig angeordnete Trakte in 4 Höfe geteilt. Hier fehlt jedoch die Kirche völlig und wird durch einen zentralen Altar ersetzt.

Es mag zwar durchaus der Fall sein, daß die Form der kreuzweise angeordneten Trakte Anregungen auf die innere Gliederung der Höfe in Klosterbauten gegeben hatte — die Wirkung auf die Anlage in ihrer Gesamtheit kann nicht so stark gewesen sein, da bei den meisten italienischen Spitals- oder Armenhausbauten die Kirche entweder ganz ins Zentrum gestellt wird (ohne weitere Einbindung in den Gesamtkomplex), wofür Filaretes Ospedale Maggiore in Mailand als Beispiel dienen soll, oder einen Teil des in der Hauptachse verlaufenden Kreuzungstraktes einnimmt, wobei ihr jedoch keine Fassadenwirkung und keine Betonung der Fassade am Außenbau zugestanden wird (Albergo dei Poveri, Genua, Stefano Scaniglia ab 1654). So fällt ein für den hochbarocken Klosterbau wichtiges Kriterium weg: nämlich die Tatsache, daß die Kirche bei organischer Einordnung in den Gesamtbau als Zentrum und gleichzeitig als Höhepunkt immer wieder eine bevorzugte Stellung im Grundriß einnimmt und auch eine wesentlich stärkere Betonung im Aufriß erfährt.

Beides ist im Hospitalbau in diesem Ausmaß nie verwirklicht worden: die Kirche sollte dort möglichst als Bestandteil der Hospitaltrakte bestehen und ein „funktionelles" Zentrum bilden (indem sie von allen Krankensälen gleich gut erreicht werden kann), niemals ist sie aber als „ideelles" Zentrum hervorgehoben.

Ein ganz ähnlicher Einfluß wie von den Hospitalbauten geht — was die allgemeine Gestaltung des Grundrisses betrifft — auch von der Rekon-

---

82) Mahl führt die Ableitung der Klostertrakte von der Vierhofanlage auf die in den Klosterbauten noch unfixierte Stellung der Kirche zurück; hierbei ist jedoch zu erwähnen, daß gerade der Entwurf für Einsiedeln als besonders ausgereifter Plan betrachtet werden kann, und daß besonders in Einsiedeln die Kirche in allen Planungsphasen die gleiche Stelle einnimmt; lediglich bei einem Plan Moosbruggers für St. Gallen wird die Kirche in die Diagonale gestellt, was m. E. als Versuch gewertet werden kann, die Aufgabenstellung der achsialen Symmetrie auch mit Hilfe einer als Symmetrieachse gewerteten Diagonale zu variieren. Daß dieser Plan wahrscheinlich nur als eine graphische Spielerei gewertet werden muß, zeigt die Tatsache, daß nie begonnen wurde, ihn in die Realität umzusetzen.

83) Mahl a.a.O., S. 40. — Die direkten Anregungen können laut Mahl S. 39/40 vom Budapester Invalidenhaus herstammen, da Allio vielleicht diesen Bau kannte, dessen Pläne mit genauer Beschreibung durch den Prinzen Eugen Karl VI. vorgelegt werden mußten, da es sich dort um einen Bau des Hofkriegsrates handelte.

struktion des Salomonischen Tempels nach Villalpandos Ezechielkommentar aus. Hier ist der eigentliche Tempelbau nicht mit den umgebenden Trakten verbunden, d. h. noch nicht, wie die Kirche im barocken Klosterbau, untrennbarer Bestandteil der Gesamtanlage und wird auch im Aufriß nicht als Höhepunkt hervorgehoben. Für die Anlage der Klostergebäude als Quadrum mit Ecktürmen und symmetrischen Innenhöfen ist jedoch eine vorbildhafte Wirkung nicht ausgeschlossen, zumal Villalpandos Ezechielkommentar bzw. spätere, auf ihn zurückgehende Werke mit Darstellungen des Salomonischen Tempels in vielen großen Klosterbibliotheken zu finden sind[84].

Als letzte und besonders für die hochbarocken Klosteranlagen wichtige Vorbilder möchte ich Beispiele aus der Tradition des italienischen Klosterbaues anführen.

Die ersten Klosteranlagen mit symmetrischer Grundrißdisposition und mit in der Mittelachse vorgesehener Kirche finden wir in den Entwürfen Baldassare Peruzzis in den Uffizien[85]. Diese Zeichnungen wurden von Redtenbacher[86] aufgrund ihrer Bezeichnungen in Florentiner Ellen in die Zeit von Peruzzis Aufenthalt in Siena 1527—35 datiert.

Herrmann kann Zusammenhänge dieser Klosterrisse mit Thermenanlagen nachweisen: so geht der runde Hof auf *Zg. Nr. 350 A* der Uffizien auf einen Saal der Agrippathermen, die sog. Ciambella, zurück, die Peruzzi selbst für den projektierten Umbau zu einem Palast aufnahm[87], und zwar

---

84) Villalpandos Werk: „In Ezechielem explanationes et apparatus urbis ac templi hierosolymitani commentariis ac imaginibus illustratus", Rom 1596—1604, ist in der Göttweiger Stiftsbibliothek unter der Signatur II D b 1—3 vorhanden. — Weiters: Nicolai Goldmann, Vollständige Anweisung zu der Civil-Baukunst, ed. v. Leonhard Christoph Sturm, Leipzig 1696 (Abb. 2: Salomonischer Tempel), vorhanden in Einsiedeln, Stiftsbibliothek und Göttweig, Stiftsbibliothek, Signatur VI A a 6. Goldemann, Vollständige Anweisung zu der Civil-Baukunst, Braunschweig 1699 (Rückgriff auf Villalpandos Tempelbau im VII.—XXIV. Kapitel des 1. Buches, Tafel 8—17) — siehe Ausstellungskat. Göttweig 1975, S. 45/46. — Auch Fischer v. Erlach übernimmt in seiner Historischen Architektur von 1720 die Rekonstruktion des Salomonischen Tempels von Villalpando (nach seinen eigenen Worten „nach dem Villalpandi, der diesen Bau aus der heiligen Schrift am genauesten entworffen hat"). — Lit. George Kunoth, Die Historische Architektur Fischer v. Erlachs, Tafel I, Text S. 23 ff: Grundriß Salomonischer Tempel, Tafel II, Text S. 26 f: Prospekt Salomonischer Tempel. — Fischer v. Erlachs Historische Architektur war in Göttweig ebenfalls vorhanden. — Zur vorbildhaften Wirkung der Tempelkonstruktion Villalpandos auf den barocken Klosterbau siehe Gregor M. Lechner OSB: Villalpandos Tempelrekonstruktion in Beziehung zu barocker Klosterarchitektur, Festschrift Wolfgang Braunfels, Tübingen 1977, S. 223—237.

85) Uffizien, Dis. Arch. Nr. 349 A, 350 A.

86) Rudolf Redtenbacher, Mitteilungen aus der Slg. architektonischer Handzeichnungen aus der Sammlung der Uffizien in Florenz, Karlsruhe 1876.

87) Herrmann, a.a.O., S. 47.

während seines Romaufenthaltes von 1503—22. Nach dem Bericht Vasaris begann Peruzzi ein Buch über die Altertümer Roms und einen Kommentar zu Vitruv, seine Arbeiten dafür kamen in verschiedene Hände; einen Teil davon erbte Sebastiano Serlio, der sie in seinem 3. und 4. Buch über die Architektur verwertete[88].

Die zweite Entwurfszeichnung Peruzzis, *Dis. Arch. Uffizi Nr. 349 A*, scheint mir noch stärker am Grundriß der Agrippa-Thermen und des Pantheon orientiert[89].

Die Kirche wird in den Entwürfen der Anlage vorangestellt, in einem Fall handelt es sich um eine Rundkirche, im anderen um einen Longitudinalbau. Die Anordnung der Räumlichkeiten ist bei beiden Entwürfen im Prinzip ähnlich; Sommerrefektorium und Bibliothek befinden sich an seitlich vorspringenden Trakten. Peruzzi ist auch bemüht, die Symmetrie der einzelnen Räume zur Hauptachse weitgehend einzuhalten. Nach O zu sind große Gärten („viridario"), nach S Hallen für den Winter („Loggie vernali") geplant. Bei Plan Nr. 349 A ist die N- und S-Seite, bei Plan 350 A auch die ganze O-Seite mit Hallen bzw. Umgängen umschlossen.

Bemerkenswert im Hinblick auf den hochbarocken Klosterbau ist vor allem die Tatsache, daß die Kirche für das Laienpublikum durch den westlichen Eingang (vor den auch noch ein Vorhof nach italienischer Klosterbautradition gelegt werden kann[90]) zugänglich gemacht wird, während die Mönche direkten Zugang von den Konventgebäuden zum Chor und zum Oratorium, ferner auch zu den links und rechts neben der Kirche angelegten Sakristeien haben.

Die gleiche Konzeption zeigt auch ein Entwurf Antonio da Sangallos d. J. für das Kloster Monte Moro in Montefiascone[91] (nach 1526) in den Uffizien. Hier wird die Kirche einem großen quadratischen Klosterkomplex mit zwei symmetrischen Stiegenhäusern und dem Refektorium im O-Trakt

---

88) Thieme-Becker, Allgemeines Künstlerlexikon, Bd. 26, S. 452 ff.

89) Die erste erhaltene Rekonstruktion dieses gesamten Komplexes ist jedoch erst die Palladios von 1570. Sehr wahrscheinlich ist, daß sich Peruzzi selbst in seinen Arbeiten für das Buch über die Altertümer Roms an dem damals noch zu einem großen Teil vorhandenen Baubestand orientierte. — Ein Vergleich zwischen Palladios Grundriß und der Zg. Uffizien Nr. 349 A macht ihre nahe Verwandtschaft deutlich: Beide Anlagen zeigen eine große Ausdehnung in die Breitenachse, der vorgelagerte Rundbau wird organisch in den Gesamtkomplex einbezogen. In der Mittelachse liegt ein senkrechter Trakt, der die Verbindung der beiden Quertrakte herstellt. — Die Einbindung der Rundkirche in die dahinterliegenden Trakte bei Peruzzi zeigt starke Parallelen zur Anlage der Caracalla-Thermen, die zum erstenmal schon von Giuliano da Sangallo im 15. Jh. rekonstruiert worden waren.

90) Siehe Schikola, Beiträge zu einer Prandtauer-Monographie, S. 6.

91 Uffizien, Dis. Arch. Nr. 1275. — Lit. Gustavo Giovannoni, Antonio da Sangallo il Giovane, Rom 1959, Bd. 1 (Text), S. 225, Bd. 2, Fig. 201, 203.

vorgelagert. Sie ist achteckig, an ihren Seiten befinden sich zwei „portici per ricetto di popoli" und dahinter, zum Kloster gewendet, ein runder „coretto" mit zwei symmetrisch angelegten Sakristeien[92]. Von den Gängen des Klostertrakts her führen zwei seitliche Eingänge zum Mönchschor. Dieselbe Situation des Eingangs vom Kloster her können wir auch im Entwurf des Benediktinerklosters von Catania feststellen[93]. Im Gegensatz dazu befindet sich im Escorial im Osten an den Chor anschließend und über den östlichen Flügel vorspringend der Wohnpalast des Königs mit seiner Familie, und dieser nimmt auch die Plätze seitlich des Chores ein, die in den italienischen Entwürfen den Sakristeien eingeräumt werden.

Der direkte Zugang zum Chor von den Wohnräumen der Mönche her wird im barocken Klosterbau nördlich der Alpen zu einem wichtigen Bestandteil der Klosteranlage. Schon im *Neubau des Stiftes St. Paul im Lavanttal* 1637 wird der Kirchenchor durch einen langen Trakt mit dem O-Teil des Klostergebäudes verbunden; der Zweck ist hier ganz offensichtlich die leichtere Erreichbarkeit des Mönchschores von den Wohnräumen der Konventualen her[94].

Da dieser Trakt seine räumliche und funktionelle Parallele in der Räumlichkeit des „oratorio" in Peruzzis Entwürfen, jedoch nicht im O-Teil des Escorial findet, sind direkte Einflüsse des italienischen Klosterbaus durchaus vorstellbar — und dies um so mehr, als Furttenbach in seiner „Architectura civilis" von 1628[95] neben italienischen Palast- und Hospitalbauten auch italienische Klosteranlagen abbildet und beschreibt:

Bei Furttenbachs Nr. 36 und 37 „Das dritte Kloster" handelt es sich um eine Anlage mit vorgelagerter Kirche, deren architektonische Verwandtschaft mit Antonio da Sangallos obenerwähntem Entwurf für das Kloster Monte Moro auffällt. Die Kirche ist durch einen als „Klaine Kirchen" bezeichneten Raum, der hier eine Art Oratorium darstellt, mit dem Trakt des Konventbaus verbunden und das Refektorium liegt genau wie bei Sangallo in der Mittelachse des der Kirche gegenüberliegenden Flügels[96].

---

92) Giovanni, a.a.O., Fig. 203 zeigt einen zweiten Entwurf, wobei der Typus des runden Mönchschores gleichbleibt und nur die seitlichen Räumlichkeiten verändert konzipiert werden.

93) Erwähnung und Beschreibung im Zusammenhang mit dem Escorial, siehe dazu S. 5.

94) Herrmann, a.a.O., S. 58.

95) Dessen Bedeutung für den deutschen Raum wurde bereits hervorgehoben.

96) Genaue Beschreibung bei Furttenbach, S. 67/68: „Das dritte Kloster" (ein Frauenkloster, auch als „monasteriao di monache" bezeichnet) — „Dergleichen Gebäw werden nicht weniger in Italia auch gar viel und trefflich zierlich erbawet gefunden . . ." — „Daß Kupfferblatt N. 36" — „Diß ist der erste Grundriß / deß Monasterio di Monache, und ein solcher Baw / der vor wenig Jahren mit grossem Costen an einem vornemmen Ort ist auffgericht worden / Erstlich befindt sich ein schöne Kirchen / in welche jedes kommen kan . . ." etc.

In der Nr. 32 und 33 „Das erste Kloster"[97] kann man eine Symthese zwischen Peruzzis und Sangallos Entwürfen erkennen: einerseits ist die fast quadratische Gesamtanlage von Sangallo her bestimmt (wobei der O-Flügel durch eine Galerie ersetzt wird), andererseits werden Bibliothek und Refektorium an ähnlichen Stellen wie bei Peruzzi vorgesehen. Im Untergeschoß (Nr. 32) erfolgt die Verbindung der Kirche mit dem Mönchstrakt durch eine Sakristei neben dem Chor. Der Eingang zur Kirche für das Volk liegt im Westen.

Die Verbindung Kirchenchor-Mönchstrakt setzt sich im österreichischen und süddeutschen Raum bei St. Paul beginnend durch das ganze 17. Jh. fort(Waldhausen/Mühlviertel ab 1647, Idealplan des Klosters Wessobrunn ab 1673, um nur zwei Beispiele zu nennen) und kann schließlich für die wichtigsten Anlagen des 18. Jh. mit symmetrischem Grundrißschema nachgewiesen werden: so auch an beiden Göttweiger Planungen. Dadurch wird zweierlei erreicht: erstens im praktischen Sinn die Verkürzung des Weges für die Mönche, zweitens im formalen Sinn die Verankerung und Einbindung der Kirche in den gesamten Klostergrundriß.

Eine wesentliche Verwandtschaft der neuzeitlichen Klosterkonzeptionen südlich und nördlich der Alpen besteht auch in der künstlerischen Gesamtwirkung, die primär vom Entwurf ausgeht und die am ausgeführten Bau oft vom Betrachter nicht in diesem Maß nachempfunden werden kann.

Von Peruzzis Entwürfen kann nicht nachgewiesen werden, ob die Architektur für konkrete Klosteranlagen konzipiert wurde; von Sangallos Entwurf schreibt Giovannoni[98], daß er zwar verwirklicht wurde, daß jedoch von der großartigen Gesamtkonzeption der Anlage im ausgeführten Zustand für den Beschauer nur ein insignifikanter und schwacher Eindruck zurückbleibt.

So haben wir es schon in den Renaissanceentwürfen mit ähnlichen Intentionen wie im hochbarocken Klosterbau zu tun, nämlich vor allem einen idealen zeichnerischen Gesamtentwurf zu schaffen. Wer die Idealansichten Salomon Kleiners von Göttweig aus den Jahren 1744—45 mit dem tatsächlich zur Ausführung gelangten Baubestand vergleicht, empfindet Ähnliches wie der Betrachter des Klosters Monte Moro. Erst eine Flugaufnahme oder die Ansicht aus größerer Entfernung kann den Gesamteindruck wirkungsvoll vermitteln. Gleiches gilt für den Großteil der hochbarocken Klosterentwürfe.

Verschiedene Bauten der Vorarlberger Schule weisen ganz eindeutig auf

---

97) Beschreibung bei Furttenbach, S. 63/64: „Das Erste Kloster" (ein „convento di frati", also ein Männerkloster, wahrscheinlich eines alten Mönchsordens) — „Viel herrliche und ansehnliche conventi di frati werden auch in Italia gesehen, welche dann mit allen gelegenheiten solcher masser total accomodirt seind, das nicht unbillich der curiosische architetto dieselbige Manier auch gern zusehen desiderieren wirdt, derer qualiteten dann auß hernach volgenden zwayen Kupfferstucken alß Nr. 32+33 zuvernemmen."

98) Giovannoni, a.a.O., S. 226.

italienische Grundrißvorbilder mit vorgestellter Kirche hin, die durch die Vermittlung Furttenbachs oder auch auf direktem Weg Verbreitung nördlich der Alpen fanden.

Ein Beispiel dafür ist Kempten im Allgäu, das bereits 1651–53 von Michael Beer geplant wurde. Es weist eine Anlage mit vorgebauter Kirche (wenn auch noch nicht ganz in der Mittelachse) auf. Das Kemptener System gelangte in Obermarchtal/Württemberg zu perfekter Symmetrie. Die Grundrißdisposition des Gesamtbaues wird bezeichnenderweise 1674 vom Italiener Tommaso Comacio festgelegt (sehr bemerkenswert sind hier auch vor allem die an den Ecken weit vorspringenden Trakte in ihrer Parallele zu Peruzzis Entwürfen in den Uffizien!); ab 1686 baut ein Vorarlberger Meister, nämlich Michael Thumb, weiter.

Da der Kontakt der Vorarlberger Baumeister mit der italienischen und deutschen Architekturtheorie sehr eng war[99] und Furttenbachs „Architectura civilis" in Klosterbibliotheken auch in diesem Raum verbreitet war[100], kann man über die Zusammenhänge mit Italien nicht hinwegsehen.

Anhand aller dieser Beispiele aus dem Profan- und Sakralbau sollte demonstriert werden, daß der Wandel im neuzeitlichen Klosterbau zu einem großen Teil seine Wurzeln in der von der italienischen Renaissance ausgehenden Entwicklung der Architektur hat und nicht allein auf das Vorbild des Escorial zurückgeführt werden kann.

Die symmetrische Grundrißform im hochbarocken Klosterbau

1. Entwicklung der Grundrißtypen im 17. und 18. Jh.

Nach diesem Versuch, die Anfänge der Entwicklung von Klosteranlagen mit symmetrischem Grundriß zu skizzieren, soll nun auf die verschiedenen Grundrißtypen des barocken Klosterbaues ab dem 17. Jh. hingewiesen werden. Dies scheint m. E. sehr wichtig, da die Göttweiger Anlage nicht isoliert betrachtet werden kann; sie muß vielmehr als einer der Endpunkte einer langen entwicklungsgeschichtlichen Reihe angesehen werden, einer Entwicklung, die im österreichischen Raum mit dem 17. Jh. beginnt. In diesen Anlagen werden prinzipiell die gleichen charakteristischen Grundideen wieder aufgenommen, wie sie im Escorial vorbereitet sind. Wichtig ist vor allem die völlige Einbindung der Kirche in den Gesamtkomplex und ihre Stellung an einem ausgezeichneten Platz im Grundriß, auf jeden Fall in der Mittelachse.

Im 17. Jh. zeigen sich erste Ansätze zur Symmetrisierung der Klostergrundrisse im Raum nördlich der Alpen. Es entwickelt sich bereits die als „hochbarocker Typus" bezeichnete Form innerhalb der verschiedenen noch

99) Siehe dazu S. 10 und 11.

100) Furttenbach, Architectura civilis, Ulm 1628, in der Stiftsbibliothek Einsiedeln unter der Signatur Fo. 33 vorhanden. — Ausstellungskat. Vorarlberger Barockbaumeister, S. 55.

uneinheitlichen Grundrißtypen des 17. Jh. in Deutschland und Österreich[101]. Von diesem Typus soll hier ausschließlich die Rede sein.

Dieser „hochbarocke Typus" kann wieder in verschiedene Anlageformen eingeteilt werden:

A) Anlagen, die formale Ähnlichkeit mit dem Escorial aufweisen, mit der Kirche ungefähr in der Mittelachse, seitlich davon je einem Hof und einem Vorhof vor der Kirchenfassade

B) reduzierte Anlagen mit nur zwei Höfen seitlich der Kirche, bei denen der Vorhof weggelassen wird und die Kirchenfassade am Außenbau erscheint (diese Anlagen könnten auch vom Profanbau her beeinflußt sein)

C) Anlagen, bei denen die Kirche frei vor (oder hinter) den meist symmetrischen, in Form einer Vierflügelanlage gestalteten Klosterbau gelegt wird. Diese sind eindeutig vom italienischen Klosterbau abzuleiten.

Zur ersten Grundrißvariante gehört als frühester Bau *St. Paul im Lavanttal* (Gesamtplan um 1630–37)[102]. Man bemüht sich in dieser Anlage sichtlich um eine gewisse Einheitlichkeit und Geschlossenheit des Baues nach außen hin; die Bemühungen um die Symmetrisierung des Grundrisses führen noch nicht zu einer regelmäßigen Anlage im geometrischen Sinn, denn die Kirche bildet in St. Paul nur scheinbar die ideale Mittelachse. Bei näherer Überprüfung stellt sich nämlich heraus, daß der Eindruck der Symmetrie nur in der Wiedergabe in Valvasors Stich von 1688[103] erscheint; tatsächlich zeigt die Grundrißaufnahme des heutigen Baubestandes[104], daß die Kirche von der Symmetrieachse abweicht. Ginhart[105] erklärt diese Asymmetrie dadurch, daß die Prälatur an der SW-Ecke auf Grundmauern aus der 2. Hälfte des 16. Jh. errichtet wurde und natürlich auch die romanische Kirche beibehalten werden mußte.

Eine Genealogie dieses Typus erscheint sehr schwierig, da die verschiedensten Einflüsse geltend gemacht werden können. Ob nun eine Verbindung St. Pauls mit dem Escorial bestand, die Herrmann[106] annimmt, kann nicht mit Sicherheit angenommen werden. Einerseits könnte die Kenntnis

---

101) Irmgard Kräusel, Die deutschen Klosteranlagen des 17. Jh., Diss. Frankfurt 1953, S. 94 ff.

102) Baugeschichte des Stiftes St. Paul im Lavanttal: Ab 1616 Ausführung von diversen Neubauten am W-Flügel unter Abt Hieronymus Marchstaller. 1626 Fertigstellung des sechseckigen Turmes an der NW-Ecke. — 1631–33 Bau des neuen Stiftstores außerhalb des Klosterkomplexes. 1637 erfolgt die Planung für einen neuen Konventbau, für den die Grundsteinlegung am 17. Juli 1637 stattfand (es wurde beim N- und O-Flügel zu bauen begonnen).

103) Johann Weichard Valvasor, Topographia Archiducatus Carinthiae, Nürnberg 1688. — Abb. bei Florius Röhrig, Alte Stifte in Österreich, Wien–München 1966, Abb. 35 (Ansicht von Süden), und ÖKT, Bd. 37 (St. Paul im Lavanttal), Abb. 6 (Ansicht von Norden).

104) ÖKT, Bd. 37, Abb. 16.

105) ÖKT, Bd. 37, S. 182, Anm. 2.

106) Herrmann, Der hochbarocke Klosterbautypus, S. 49.

des Escorial seitens des Abtes von St. Paul, Hieronymus Marchstaller, durch die Bekanntschaft mit dem Salzburger Erzbischof Marcus Sitticus (sie war allerdings relativ lose) bestanden haben[107]; ein anderer Anhaltspunkt für Marchstallers Kenntnis des Escorial durch Perets Stichwerk wäre vielleicht seine Begegnung mit Erzherzog Ferdinand III. und dessen aus Spanien stammender Braut Maria Anna, einer Tochter Philipps III. von Spanien[108].

Andererseits könnten Marchstallers zahlreiche Reisen ihn auch in das damals neuerbaute Schloß Eggenberg geführt haben (er stand in guter Verbindung mit dem nahegelegenen Stift Rein bei Graz), dessen Anlage ihn zu einem Neubau angeregt haben mag; weisen doch die beiden Bauten in ihrem Grundriß erstaunliche Parallelen auf[109]. Der Bauherr, Johann Ulrich von Eggenberg, war Obersthofmeister der Herzogin Maria von Bayern und 1598 deren Begleiter am Hof von Spanien anläßlich der Vermählung ihrer Tochter Margaretha mit Philipp III.; auch 1620 wurde er in wichtiger Mission an den spanischen Hof gesandt. Hier fand er wahrscheinlich im Escorial das Vorbild für sein Schloß, das er ab 1625 erbauen ließ[110].

Ob Marchstaller auf seiner Romreise im Jahr 1625[111] Thermenanlagen

---

107) Der Bruder des Erzbischofs, Jakob Hannibal von Hohenems, war 1561—67 am Hof von Spanien.

108) Beda Schroll, Hieronymus Marchstaller, Abt des Benediktinerstiftes St. Paul im Lavanttal 1616—38, Klagenfurt 1891, S. 294: 1630 kam Erzherzog Leopold in Klagenfurt an, um der aus Spanien anreisenden Braut des Erzherzogs Ferdinand III., Königs von Böhmen und Ungarn, bis Triest entgegenzukommen. Abt Marchstaller wurde ersucht, für ihn das feierliche Hochamt abzuhalten und er nahm auch später mit dem Erzherzog an einem Festmahl teil. 1631 kam der Erzherzog mit der spanischen Infantin Maria Anna wieder nach Klagenfurt, wo sich auch Marchstaller aufhielt und beim Empfang anwesend war.

109) Vergleich der Grundrisse von St. Paul und Schloß Eggenberg: Schloß Eggenberg bildet einen rechteckigen Bau mit Ecktürmen und mehreren Innenhöfen; die Schloßkapelle liegt zwischen den beiden kleineren rückwärtigen Hofanlagen, nicht ganz in der Achse, da ihre Lage durch alte Baubestände vorgegeben war. Vor der Kapelle liegt der große Vorhof; der Turm in der Achse des Quertraktes soll das Zentrum der Anlage symbolisieren, das eigentlich die Kapelle einnehmen sollte. — In St. Paul wird die Kirche ebenso zwischen zwei ungleich große Höfe gelegt; vor der Kirche im Westen ist ein großer Vorhof vorgelagert. Auch das Motiv der Ecktürme ist verwandt.

110) Lit. zu Schloß Eggenberg: Renate Wagner-Rieger, Architektur des Barock in der Steiermark (Tagungsbericht der Dreiländer-Fachtagung der Kunsthistoriker in Graz, 6.—8. Juni 1972), S. 13. — Lit. zu Johann Ulrich von Eggenberg: Fritz Kryza-Gersch, Entstehung und geistiges Programm des steirischen Escorial, Alte und Moderne Kunst VI/1961, Heft 47, S. 7 f.

111) Kräusel, a.a.O., S. 98. — Beda Schroll, a.a.O., S. 109.

als mögliche Vorbilder kennengelernt hatte, kann nicht eindeutig festgestellt werden. Zu erwägen wäre ferner auch eine Orientierung an italienischen Benediktinerklöstern (in Marchstallers Reisetagebuch[112] werden Nächtigungen in verschiedenen Klöstern erwähnt). Zusammenhänge mit italienischen Entwürfen (Peruzzi, Antonio da Sangallo d. J.) zeigt St. Paul in seiner Verbindung des Kirchenbaues mit den dahinterliegenden Klostergebäuden.

Die größten formalen Ähnlichkeiten weist St. Paul jedoch eindeutig mit dem Escorial auf — sowohl im Grundriß als auch im Aufriß mit der einheitlichen Gesimshöhe für alle Trakte: Wie sehr Marchstaller bestrebt war, das Stift St. Paul einer Ansicht des Escorial anzugleichen, zeigt ein *Gemälde von Lorenz Glaber aus den Jahren 1632—34 mit der Darstellung des Hl. Benedikt,* auf dem im Hintergrund die Idealansicht des Stiftes von Süden zu sehen ist (es befindet sich in der Sakristei der Stiftskirche an der Südwand). Hier haben wir die gleiche Perspektive mit zentralem Fluchtpunkt vor uns, wie sie auch im Stichwerk Perets für die Ansicht des Escorial verwendet worden war, in Stiftsansichten des 17. Jh. jedoch sonst nie benützt wurde. (Interessanterweise zeigt auch die Stichansicht des Schlosses Eggenberg diese Perspektive mit zentralem Fluchtpunkt). Der Grund, warum man St. Paul nicht wie den Escorial von W her abbildete, sondern von S, liegt m. E. darin, daß bei einer Ansicht zur Kirchenfassade hin die Tatsache zum Vorschein gekommen wäre, daß die Kirche nicht in der Mittelachse lag — was offenbar verschleiert werden sollte. Diese Tatsache mag auch ein weiteres Motiv für die Schaffung des Eingangs im Süden gewesen sein: der Gesamtkomplex hat zwar seine Hauptachse von W nach O verlaufend, doch der Eingang erfolgt nicht von W her, da dort auch zusätzlich ein steilerer Geländeabfall Schwierigkeiten bereitete.

Für den Gesamtbau gilt das, was schon Herrmann bemerkte[113]: Es wird wesentlich größerer Wert auf die einheitliche Wirkung des Außenbaues mit seinen Ecktürmen und dem Torturm als Mittelrisalit des S-Traktes gelegt als auf eine innere symmetrische Strukturierung.

Eine ähnliche Problematik in bezug auf die Grundrißsymmetrie weisen auch alle anderen österreichischen Klöster des 17. Jh. mit ähnlicher Grundrißgestaltung wie St. Paul auf, wie z. B. Vorau, welches von Herrmann[114] als das erste Kloster im deutschen Raum nach einem symmetrisch durchdachten Plan bezeichnet wird. Es zeigt eine Rechteckanlage, welche durch die Kirche annähernd in zwei gleiche Höfe geteilt wird; jedoch wurde nur der eine Hof im Süden der Kirche (der Klausurtrakt) 1625 angelegt, der zweite dazu symmetrische Hof im Norden mit der Prälatur und der

---

112) Veröffentlicht in: Carinthia 1881, S. 129 ff. (Beda Schroll, Bericht über die Romreise Hieronymus Marchstallers).
113) Herrmann, a.a.O., S. 60.
114) Herrmann, a.a.O., S. 55.

Bibliothek erst gegen Ende des 17. Jh.[115] Auch die Vorgebäude schließen einen weiten, aber unregelmäßigen Hof im Westen ein, den ein Gemälde aus der Zeit um 1720[116] in verfälschter Form als Rechteck wiedergibt. Hier wird die Darstellung der Anlage bereits dem hochbarocken Ideal des 18. Jh. angepaßt.

Auch die Anlage von Waldhausen im Mühlviertel (ab 1647)[117] zeigt erst Tendenzen zur Symmetrisierung und noch keine konsequente Durchführung des Gedankens; die Kirche wird zwar von zwei symmetrischen Höfen flankiert, von denen der eine im Norden der Kirche durch den Konventbau mit dem Kreuzgang umschlossen wird, der andere jedoch lediglich durch eine niedrige Arkadenmauer begrenzt erscheint. Auch die Quertrakte südlich und nördlich der Kirchenfassade sind in ihrer Aufrißgestaltung stark voneinander abweichend. Der äußere Vorhof zeigt ebenso, daß zwar Ansätze zur Ausrichtung auf die Kirche als Mittelachse bestehen; dabei wird aber noch keine Regularität des Gesamtgrundrisses angestrebt.

Dasselbe gilt für das Kloster St. Georgen am Längsee (ab 1654)[118], das Herrmann zu den hochbarocken Anlagen zählt und in welchem die Kirche sehr stark von der Mittelachse abweicht.

Diese Klosterbauten bilden jedoch durch ihre bereits deutlich gewordenen Ansätze die Vorstufe für die Entwicklung des 18. Jh. — wirklich regelmäßige Gesamtanlagen nach einem einheitlichen Konzept entstehen aber erst am Ende des 17. Jh.

Der erste Bau dieser Art dürfte das Benediktinerkloster Wessobrunn sein, dessen Gesamtplan 1673 von Jakob Schmuzer erstellt wurde[119]. Der Stich stellt ein in die Länge gestrecktes Rechteck dar, das in zwei Haupthöfe und einen Vorhof unterteilt ist; die doppeltürmige Kirche liegt in der Mittelachse des Quertraktes und teilt den O-Teil in zwei gleiche Höfe; der Kirchenfassade entspricht im W-Flügel ein erhöhter Mittelrisalit[120]. Ob die Symmetrie am Originalbau wirklich in dieser Genauigkeit eingehalten wurde, kann nicht festgestellt werden, da nur ein kleiner Teil der Gebäude heute noch erhalten ist.

Wessobrunn nahe verwandt ist die Anlage von Tegernsee[121], deren

---

115) Kräusel, a.a.O., S. 81/82. — Robert Meeraus, Das Chorherrenstift Vorau, S. 6 ff.

116) Meeraus, a.a.O., Abb. 2.

117) Kräusel, a.a.O., S. 82. — Hermann de Verette, Aufnahme und baugeschichtliche Daten des ehemaligen Chorherrenstiftes Waldhausen, Diss. TH Wien, 1936.

118) Herrmann, a.a.O., S. 85. — Karl Ginhart, Die Kunstdenkmäler Kärntens, Bd. II, S. 813/814 (Bezirk St. Veit).

119) Abb. bei Hartig, Die oberbayerischen Stifte, Bd. 1. — Gestochen bei Michael Wening, Historico-Topographica Descripto, Das ist: Beschreibung deß Churfürsten- und Herzogthums Ober- und NiederBayrn, München 1701.

120) Kräusel, a.a.O., S. 95.

121) Michael Hartig, Die Benediktinerabtei Tegernsee 746—1803, S. 72, Abb. S. 17.

Neubau 1701 begonnen wurde; es fehlt jedoch der Hof im W, wodurch der Komplex nicht so in die Tiefe gestreckt erscheint wie Wessobrunn. Die Regularität ist in Tegernsee nicht so exakt geometrisch ausgeprägt wie in Wessobrunn.

Um zu den Vorbildern dieser Art der Grundrißform zu gelangen, ist man auf Hypothesen angewiesen. Die Abhängigkeit vom Escorial ist zwar nicht nachweisbar, aber wahrscheinlich, wie schon am Beispiel St. Paul im Lavanttal erörtert wurde.

Wagner-Rieger[122] bringt einen Hinweis auf die Rolle der Münchner Residenz (Neubau 1611–18 unter Kurfürst Maximilian I.)[123] in ihrer Parallele zu den Klosteranlagen des 17. Jh. mit in die Anlage eingeschlossener Kirche. Hier werden isolierte Baukörper durch verbindende Trakte zu Binnenhöfen geschlossen, die Betonung liegt nicht auf den Fassaden, sondern auf den Höfen[124].

Auch der Bautypus mit in die Klosterfassade eingebundener Kirchenfront bildet sich bereits im 17. Jh. Beispiele sind Schlierbach (ab 1672) und das Kajetanerkloster in Salzburg (ab 1685); jedoch wird der Großteil der nach dieser Anlageform gestalteten Klosterbauten erst im 18. Jh. errichtet. Herrmann[125] führt dieses Bestreben, den Vorhof wegzulassen, auf Wurzeln im Profanbau zurück. Im französischen Schloßbau beispielsweise zeigt sich die Tendenz, einen Ehrenhof zu schaffen, wodurch der Kern des Baues frei vor allen Blicken liegend erscheint.

Weiters scheint auch ein Einfluß von der Gestaltung der Wallfahrtskirchen her vorzuliegen. Diese Wallfahrtskirchen wurden so angelegt, daß die Kirchenfassaden weithin sichtbar waren; sind Klöster mit Wallfahrtskirchen verbunden, so werden diese entweder hinter der Kirche oder die Kirchenfassade flankierend angeordnet (Hl. Berg bei Olmütz)[126]. Auch der bekannteste Bau dieses Typus, Maria-Einsiedeln, ist neben seiner Funktion als Kloster auch ein wichtiger Wallfahrtsort. Doch der Entwurf gehört bereits dem 18. Jh. an[127].

Der dritte Typus ist derjenige, bei dem die Kirche frei vor (oder hinter) die – meist als regelmäßige Vierflügelanlage um einen ungefähr quadratischen Innenhof gestaltete – Klosteranlage gestellt wird. Er wurde m. E. stark durch die Vermittlung von Furttenbachs „Architectura civilis" vom italienischen Klosterbau beeinflußt; einige Anlagen wurden bereits im Zusammenhang mit diesem erwähnt[128].

---

122) Renate Wagner-Rieger, Die Baukunst des 16. und 17. Jh. in Österreich, Ein Forschungsbericht, Wr. Jb. f. Kg., XX, S. 219 f.

123) Bachmann, Residenz zu München, S. 12 ff. (Sonderausgabe der Zeitschrift „Bayernland" 1960).

124) Wagner-Rieger, Die Baukunst des 16. u. 17. Jh. in Österreich, S. 220.

125) Herrmann, a.a.O., S. 84/85.

126) G. Schikola, Beiträge zu einer Prandtauer-Monographie, S. 40.

127) Zur Baugeschichte von Einsiedeln siehe: Ausstellungskat. „Vorarlberger Barockbaumeister", Einsiedeln 1973, S. 186 ff.

128) Kempten und Obermarchtal: siehe S. 23.

Weiters gehören dem Typus noch Hradisch bei Olmütz und das Kloster Holzen (ein Frauenkloster, ab 1696) an, auch das ehemalige Benediktinerstift Fulda, das an den Dom anschließt. Bei dieser Anlageform entwickelt sich die Tradition, daß in Männerklöstern die Kirche mit ihrem O-Trakt mit den Klosterbauten verbunden wird (dadurch leichterer Zugang der Konventualen zum Mönchschor), während bei Frauenklöstern der W-Trakt der Kirche an die Klostergebäude anschließt, da der Nonnenchor auf der W-Empore der Kirche auf diese Weise leichter erreichbar wird. Problematisch bei Klöstern dieser Art wird die Gestaltung der Kirchenwestfassade, da diese ja in den Aufriß des Innenhofes der klösterlichen Gebäude miteinbezogen werden muß; die Türme werden dann meist als Chortürme konzipiert.

In Fulda wurde der Klosterneubau um 1670 begonnen; er schließt im W an den Dom an, die Domfassade mit den Türmen liegt im Osten[129]. Der Mönchschor reicht in das Klostergebäude hinein und an der NO- und SO-Ecke des Konvents liegen die Marienkapelle und die Sakristei, in der Nähe führen auch kleine Treppen in den Oberstock. Den Kirchenneubau führte ab 1700 Johannes Dientzenhofer durch, der auch zwei Flügel des Benediktinerklosters baute. Die W-Front des Konventbaues mit ihren vorgezogenen seitlichen Flügeln nähert sich stark der Vorstellung eines Schlosses mit Ehrenhof. In dieser Form mit den an der NW- und SW-Ecke vorspringenden Trakten wie auch in der Form der vorgelagerten Kirche zeigen sich starke Parallelen zu Peruzzis Klosterentwürfen in den Uffizien. Auch das Fehlen von Ecktürmen bzw. betonten Eckrisaliten spricht für eine gewisse Verwandtschaft mit den italienischen Entwürfen.

Als Verbindungsglied und Ort der Vermittlung von Einflüssen aus den verschiedensten Kunstlandschaften kann Salzburg angesehen werden, wo in der Anlage des Domplatzes mit der Domfassade und den Dombögen zusammen mit der Residenz möglicherweise Einflüsse aus der Richtung des Escorial verarbeitet wurden. So weist die Domfassade Parallelen zur Fassade der Escorialkirche auf[130], und auch das Bestreben, der Kirchenfassade mit Hilfe des Vorhofs (in Salzburg sind es die um 1660 von Giovanni Dario angesetzten Dombögen) eine entsprechende Rahmung zu geben, deckt sich mit den Intentionen des Escorial.

Auch die Salzburger Benediktineruniversität war sicher von großer Bedeutung für die Überlieferung verschiedenster klösterlicher Architekturformen nicht nur zwischen Deutschland und Österreich, sondern wahrscheinlich auch für die Vermittlung der italienischen, vielleicht auch spanischen Einflüsse. Da gerade Äbte jener Klöster im süddeutschen Raum, die

129) Schnell-Führer Fulda.

130) Wagner-Rieger, Il Palladianesimo in Austria, Bollettino del Centro Internazionale di Studi d'Architettura Andrea Palladio, VII/1965, S. 77 ff. (S. 86: Salzburg). — Parallelen des Salzburger Doms zur Fassade der Escorialkirche: Narthex zwischen den Türmen und dem eigentlichen Portal, 3 Rundbogenöffnungen mit Kolossalpilastern dazwischen, darüber rechteckige Fenster.

später große Neubauten ausführen sollten (Ottobeuren, St. Blasien, Wessobrunn, Tegernsee, Einsiedeln) bei der Gründung der Universität um 1620 maßgeblich beteiligt waren[131], und diese Klöster ihre Mitglieder häufig nach Salzburg entsandten, scheint diese Benediktineruniversität hiermit eine Art „Vermittlungsstelle" für künstlerische Konzepte gewesen zu sein.

Soweit die Anlagen des 17. Jh., die infolge ihrer Stellung am Anfang der Entwicklung noch sehr uneinheitlich wirken, deren Bedeutung als typologische Vorbilder für das 18. Jh. aber nicht unterschätzt werden darf.

Für das 18. Jh. gibt es Grundrißtypologien verschiedenster Autoren[132], die sich vor allem mit der Stellung der Kirche und der Anzahl der Innenhöfe auseinandersetzen. Diese Typologien sind m. E. jedoch nicht als unbedingt notwendig anzusehen: im wesentlichen können die Klosterneubauten des 18. Jh. noch auf die 3 Typen, die wir für das 17. Jh. herausgearbeitet haben, zurückgeführt werden.

Zu den wichtigsten Klöstern nach dem ersten Typus zählen Göttweig und Seitenstetten; für Göttweig kann — wie später ausführlich erörtert werden soll — durch die Verbindung zum kaiserlichen Oberhofbaudirektor Gundacker Graf Althan eine Beziehung zum Escorial hergestellt werden.

Der zweite Typus mit der nach außen gewendeten Kirchenfassade erfreut sich im 18. Jh. steigender Beliebtheit und wird von den ursprünglich im 17. Jh. gebildeten Anlagen mit zwei Höfen zur meist vierhöfigen Anlage erweitert. Ein frühes Beispiel für Österreich bildet die Wallfahrtskirche Mariatrost bei Graz (mit anschließendem Klosterbau), deren Planung kurz nach der Jahrhundertwende anzusetzen ist. Die Zuwendung des Gotteshauses zur Landschaft wird hier zu einem relativ frühen Zeitpunkt verwirklicht[133]. Ungefähr gleichzeitig erfolgte auch Moosbruggers Plan für Einsiedeln, bei dem ebenfalls auf den Vorhof verzichtet wurde, um die freie Lage der Kirchenfassade in vollem Umfang auszunützen. In beiden Fällen war offenbar die Tradition der Wallfahrtsorte, die Kirche immer weithin sichtbar zu belassen, von ausschlaggebender Wirkung auf die Grundrißkonzeption. Einsiedeln ist der erste nicht nur voll symmetrisch geplante, sondern auch in dieser Form konsequent ausgeführte und fertiggestellte Klosterbau. Hier finden sich in ausgeprägter Form bereits alle im Escorial vorhandenen und im 17. Jh. im deutschen und österreichischen Raum vorgebildeten charakteristischen Merkmale des hochbarocken Klosterbaus[134]. Das heißt, Kirche und Kloster sind als Ganzes zusammengefaßt, die Kirche bildet nicht mehr den vierten Flügel des Claustrums,

131) Stephan Hilpisch, Geschichte des benediktinischen Mönchtums, S. 349 ff.
132) Schindler, Europäische Barockklöster, S. 333 ff. — N. Lieb, Die Stiftsanlagen d. Barocks in Altbayern u. Schwaben, Studien u. Mitt. zur Geschichte d. Benediktinerordens, Bd. 79/1968, s. 109 ff. — Ders., Die Vorarlberger Barockbaumeister, 3. Aufl., 1976, S. 33/34.
133) Wagner-Rieger, Architektur des Barock in der Steiermark, S. 20.
134) Herrmann, a.a.O., S. 231/232.

sondern erhebt sich mit Doppelturmfassade und Vierungskuppel[135] über die Anlage; durch die Vereinigung des Kirchenchores mit den Klostergebäuden erfolgt die unlösbare Verschmelzung der Einzelglieder. Der Grundriß des 18. Jh. zeigt das Schema eines Quadrums (meist mit Ecktürmen versehen), die Bibliothek wird an eine ausgezeichnete Stelle verlegt und in den meisten Fällen kommt ein Kaisertrakt mit dazugehörigem Treppenhaus hinzu; auf alle Fälle werden Gast- und Konventtrakt voneinander getrennt.

Die künstlerische Herkunft des Einsiedler Architekten Kaspar Moosbrugger kann nicht eindeutig festgestellt werden: einerseits kann seine gute Kenntnis architekturtheoretischer Werke, vor allem italienischer Provenienz, nachgewiesen werden[136], was für einen Einfluß von Grundrissen altrömischer Thermenanlagen und italienischer Renaissancepaläste spräche, andererseits scheinen Beziehungen zum Escorial nicht zu übersehen.

Das Schema mit vorgelagerter Kirche allerdings wird im 18. Jh. sehr selten; wahrscheinlich sind die Gründe hierfür darin zu suchen, daß die Einordnung der Kirche in den Gesamtkomplex nicht stark genug ausgeprägt ist (die Kirche ist ja nur durch den Chor, nicht aber durch ihre Fassade mit den Klostergebäuden verbunden). Diese Integration der Kirche stellt jedoch eine sehr wichtige Forderung der hochbarocken Klosterarchitektur dar.

2. Der symmetrische Grundriß als ideale Verwirklichung der monastischen Ansprüche im Barock (besonders bei den Orden mit Benediktinerregel, in zweiter Linie auch in Orden mit Augustinerregel)

Da die Benediktinerregel eine geordnete, dem „Gottesstaat" vergleichbare Regelung des Klosterbaues fordert, wird ab dem 17. Jh. die großzügig nach einem Gesamtplan entworfene Anlage auch zum künstlerischen Ausdruck der benediktinischen Einstellung[137]. Nachdem gegen Ende des 17. und am Anfang des 18. Jh. die klösterliche Disziplin nach den vorhergegangenen Schwierigkeiten gefestigt und das religiöse Leben gesichert war, konnte man an den Ausbau der äußeren Erscheinung der Klöster denken. Durch diese aufgewertete religiöse Grundhaltung und auch durch neu aufgenommene weltliche Elemente erfährt das gesamte Klostergebäude im formalen Sinn eine radikale Umgestaltung.

Die prinzipielle Zweckbestimmung der einzelnen Flügel nach den alten Vorbildern (Cluny, Hirsau) bleibt jedoch erhalten: der Konventflügel behält seinen Platz im Osten bei (wo er auch noch z. B. in Göttweig zu finden ist), der Gastflügel liegt meistens im Westen, von woher auch in der

---

135) Vierungskuppel in Einsiedeln: nicht auf dem Neubauprojekt von 1702, sondern erst auf dem Projekt von 1705/06 (Stich, sog. „Augsburgerplan" nach dem Entwurf Moosbruggers).

136) Siehe auch S. 11, Anmerkungen 37—42.

137) Norbert Lieb, Ottobeuren und die Barockarchitektur Oberschwabens, Diss. München 1931 (gedruckt Augsburg 1933), S. 13.

Regel der Zugang zum Kloster erfolgt. Im Westen ist in den meisten Klöstern auch der Kaisertrakt angelegt. Auch die Wirtschaftsgebäude werden häufig in einer dem Gesamtbild untergeordneten Form konzipiert[138].

Daß das Kloster in seiner baulichen Erscheinungsform als äußerliches Symbol innerer Ordnung und Disziplin aufgefaßt wurde, beweist eine Kapitelansprache des Abtes von Ottobeuren, Rupert Neß, vom 30. Oktober 1722: „Est domus Dei et habitatio servorum eius, qui desiderat decorem ac munditiem. Structura monasterii est regularis, ornata, commoda et pellucida, habitatores ne sint minores aut irregulares, sordidi aut obscuri. Sed Deo serviamus in puritate vitae, interna et externa[139]".

Eine ebensolche Auffassung bezeugt eine handschriftliche Beschreibung des Klosters Ottobeuren[140], in welcher das Gebäude folgendermaßen bezeichnet wird: „... so hat man angetragen, ein wohl reguliertes Gebäu zu führen, welches dienen sollte, in Conventu regularem disciplinam ... zu conservieren." Gerade in Ottobeuren wird auch bei den Kapitelsitzungen immer wieder betont, daß die Regularität als Sinnbild für die nach dem tridentinischen Konzil neugewonnene monastische Disziplin dienen sollte. Es wird vom Ottobeurer Abt auch die Symbolik „iuxta systema der vier Höfe oder nach dem Kreutz" hervorgehoben[141].

Im 18. Jh. setzt man sich bereits bewußt mit der Kirche als integriertem Höhepunkt der Anlage auseinander, was wiederum durch ein Wort des Abtes Rupert Neß illustriert werden soll (Tagebucheintragung vom 23. Mai 1724)[142]: „Meine Intention geht ... ad honorem SS. Trinitatis ... talem domum Dei zu bauen. Wenn mir Gott die Gnad gibt, auch eine Kirche zu bauen, so werde ich wohl alle Kräfte anwenden, einen raren Tempel SS. Trinitatis zu bauen, wogegen das Klostergebäu nichts sein soll."

Dies stellt ein Zeugnis dafür dar, wie wichtig die Rolle der Kirche als Vollendung der Anlage im geistigen und künstlerischen Sinn war.

Der Anteil der barocken Klosterbauten an der „Reichsidee"

Um die Grundlagen der deutschen und österreichischen Klosterkultur in ihrer Gesamtheit zu erfassen, ist nicht nur eine Beschäftigung mit den Voraussetzungen in der klösterlichen Entwicklungsgeschichte, sondern darüber hinaus noch einiges mehr notwendig. Lieb stellt fest, daß für die Rekonstruktion des Phänomens „hochbarocker Klosterbau" Untersuchun-

138) Armand Dehlinger, Die Ordensgesetzgebung der Benediktiner und ihre Auswirkung auf die Grundrißgestaltung des benediktinischen Klosterbaus in Deutschland, Diss. Dresden 1935, S. 31 ff.

139) Lieb, Diss. 1931, S. 13.

140) Im Bayer. Hauptstaatsarchiv München, Ottobeuren, Kl. Lit. 45. — Dazu: Lieb, Diss. 1931, S. 12.

141) Im Bayr. Hauptstaatsarchiv München, Ottobeuren, Kl. Lit. 67: Protokolle der Kapitelsitzungen von Ottobeuren, Konventsabschluß vom 18. März 1711. — Dazu: Helga Wagner, Festsäle in süddeutschen Klosterbauten, Diss. Berlin 1965, S. 17.

142) Lieb, Diss. 1931, S. 13.

gen zur Politik, Rechtspflege, Soziologie, Wirtschaft, Handwerksorganisation und Kultur notwendig seien[143]. Da diese Aspekte in der bisherigen Literatur nur in verallgemeinernder Form angeführt bzw. ganz außer acht gelassen werden, möchte ich an dieser Stelle meiner Arbeit vor allem den Untersuchungen zur politischen Situation und kirchengeschichtlichen Entwicklung als sehr wesentlichen Faktoren Beachtung schenken.

1. Die Sonderstellung der Benediktinerklöster durch ihre traditionelle Verbindung mit dem Herrscherhaus seit karolingischer Zeit — die „Reichsstifte".

Schon in der Zeit der karolingischen Renaissance wurden die Klöster von Karl d. Großen als Träger seiner Kulturpolitik eingesetzt; diese dem König eigenen Klöster erfreuten sich der Immunität und des besonderen Schutzes von seiten des Herrschers. In Deutschland verblieben jene „Reichsklöster" bei ihrer überlieferten Ordnung; neben den Reichsklöstern, die im 13. Jh. Fürstenrang erhielten, gab es auch sog. „freie Klöster"[144]. In späteren Jahrhunderten finden sich diese nur dem Herrscher unterstehenden Klöster besonders zahlreich im österreichischen und süddeutschen Raum.

Die Äbte der Reichsstifte verfügten über einen exempten, d. h. reichsunmittelbaren Herrschaftsbereich (da sie ja keinem Bischof, sondern dem Landesherrn direkt unterstellt waren), wodurch sie weltlichen Fürsten gleichgesetzt waren und somit das Recht auf eine Residenz in Anspruch nehmen konnten[145].

Zur Klärung der weiteren Terminologie soll hier nicht unerwähnt bleiben, daß es sich bei einem „Stift" im historischen Sinn um eine Abtei handelt, deren Vorstände zugleich Mitglieder der Prälatenkurie bei den Landständen waren[146]; solche „Stifte" gibt es nur im österreichischen und süddeutschen, teilweise auch im schweizerischen Raum. Das Wesen der Landstände entwickelte sich erst im 15. Jh. vollends und der Prälatenstand setzte sich aus kirchlichen Oberen zusammen, denen „Jurisdictio ordinaria" oder „quasiordinaria in foro externo" zustand; dieses sind Papst und Bischöfe, Regularäbte und Pröpste der alten Orden, Archidiakone, Pröpste und Dekane der Kollegiatkapitel. Nicht dazugezählt werden Vorstände der jüngeren Orden, Bettelorden und der Frauenklöster[147]. Dadurch nehmen die Äbte der alten Orden eine Sonderstellung auch in der weltlichen Hierarchie ein. Da die barocken Stifte die Verbindung einer Klosteranlage im alten Stil mit einer weltlichen „Herrschaft" darstellen, ist auch das zeitliche Zusammentreffen der großen Klosterneubauten mit den großen Schloßbauten vor allem im ersten Drittel des 18. Jh. zu verstehen.

---

143) Norbert Lieb, Diss. 1931, S. 5.
144) Lexikon für Theologie und Kirche, 2. Auflage, Freiburg 1963, Bd. 8, S. 1127.
145) Helga Wagner, Barocke Festsäle in süddeutschen Klosterbauten, Diss. Berlin 1965, S. 18.
146) Herbert Schindler, Barockreisen in Österreich, S. 141.
147) Otto Brunner, Land und Herrschaft, S. 468.

Die Benediktinerregel[148] begünstigte in vielen Fällen die Besetzung der Abtstellen durch den Herrscher, d. h. das Kloster wurde oftmals verdienten Weltgeistlichen oder Laien als „Kommende" übergeben. Dieses Kommendewesen führte einerseits zum Niedergang des Klosterwesens in Ländern wie Italien, Spanien, Portugal oder Frankreich[149], andererseits begünstigte in Süddeutschland und Österreich die Tatsache, daß die Äbte oft auch auf die Fürsprache von Adeligen und Mitgliedern des Herrscherhauses hin eingesetzt wurden, das gute Verhältnis zwischen geistlicher und weltlicher Sphäre, zwischen Kloster und Reich.

In den meisten Fällen fühlten sich daher die Äbte in ihrer Stellung als Reichsfürsten verpflichtet, ihr Kloster in repräsentativer Form wiederaufbauen zu lassen.

Es scheint hier kein Zwiespalt zwischen reichsfürstlicher Repräsentation und klösterlicher Haltung vorhanden gewesen zu sein[150], denn ja auch die Sakralkunst des Barock war immer wieder bestrebt, Gottes Ruhm mit möglichst glanzvoll ausgestatteten Bauwerken augenscheinlich zu verkünden[151].

Die glanzvolle Hofhaltung des Prälaten führt einerseits zur Anlage eines vom Konvent gesonderten Abteitraktes, der „Prälatur", die meist um einen eigenen Hof angelegt wurde — was sicher ein wesentlicher Beitrag zur Symmetrisierung des Gesamtgrundrisses war — und andererseits zum Ausbau der Gastbauten. Die Pflicht der Gastfreundschaft, ebenfalls in der Benediktinerregel begründet[152], begünstigt zusammen mit der weltlichen Fürstenstellung der Stiftsprälaten die Entstehung von Kaiserzimmern und Kaisersälen (welche später noch ausführlicher behandelt werden sollen).

---

148) P. Basilius Steidle. Die Regel St. Benedikts, Beuron 1952, S. 315, Kapitel 64 der Benediktinerregel: Falls die Abtwahl nicht zufriedenstellend verlaufen sollte, war eine wesentliche Einflußnahme des zuständigen Bischofs möglich, bei reichsunmittelbaren Stiften waren auch Einflüsse seitens des Herrscherhauses möglich, da die Äbte der Benediktinerstifte im deutschen und österreichischen Gebiet bis 1803 weltlichen Landesfürsten gleichgestellt waren.

149) Wolfgang Braunfels, Abendländische Klosterbaukunst, Köln 1969, S. 231.

150) Lieb, Diss. 1931, S. 6.

151) Wohl gibt es auch Vorwürfe über die kostspieligen Klosterneubauten. Ein Zeitgenosse, der Prälat von Neresheim, schreibt 1724 an Abt Rupert Neß von Ottobeuren, daß der Klosterbau „modestiam religiosam weit und unzulässig überschreite". Daraufhin gab der Ottobeurer Abt in einer Tagebucheintragung vom 23. Mai 1724 sich selbst folgende Rechtfertigung: „Scandalum acceptum, non datum. Meine Intention geht nit dahin, sondern ad honorem SS. Trinitatis, cui unice consecravi, talem domum Dei zu bauen ... Ich hab vermeint, ich mache mir coram Deo et hominibus ein meritum ... muß aber den Lohn von Menschen entschlagen und noch von dem lieben Gott allein erwarten ..." — Lieb, Diss. 1931, S. 13.

152) P. Basilius Steidle, a.a.O., S. 257. — Benediktinerregel, Kapitel 53: „Alle ankommenden Gäste sollen wie Christus aufgenommen werden ..."

Da die Träger der Kunst am Ende des 17. und Anfang des 18. Jh. der zur europäischen Großmacht gewachsene Staat und die ihn repräsentierende Gesellschaft waren, und da jene Bischöfe und Prälaten, die ihre Kirchen und Klöster in prunkvoller Weise neu gestalteten, im wesentlichen einen Teil jener Gesellschaft ausmachten[153], kann der Klosterbau dieser Zeit nicht aus rein sakraler Motivation heraus verstanden werden; denn seine sehr enge Beziehung zum profanen Bereich und auch zur Hofkunst dokumentiert sich immer wieder.

2. Die Entstehung des Staatskirchentums in Österreich und seine Konsequenzen in bezug auf den zeitgenössischen Klosterbau.

Im Herrschaftsbereich der Habsburger existierte bereits sehr früh ein ausgeprägtes Beaufsichtigungs- und Mitbestimmungsrecht von seiten des Landesfürsten der Kirche gegenüber. Besonders im 16. Jh. traten diese landesfürstlichen Obervogteirechte in Erscheinung. Der Klosterrat Maximilians II., der 1567 gegründet wurde, schuf die Grundlagen für den neuen klösterlichen Reichtum; er war das ausführende und überwachende Organ des Herrschers und brachte alle Anordnungen zur Durchführung. Durch die Einrichtung einer „Reformationskommission" sollte der Prälatenstand erhalten werden und eine Bewahrung der Klöster vor dem wirtschaftlichen Ruin erfolgen, indem durch das Interventionsrecht z. B. beim Verkauf von Immobilien die Erhaltung des klösterlichen Gutes gesichert wird[154].

Nachdem es Ferdinand II. gelungen war, den Protestantismus zuerst in Innerösterreich und dann in den anderen habsburgischen Ländern (außer Ungarn und Schlesien) fast völlig zu beseitigen[155], wurde vor allem die Seelsorgearbeit der alten Orden unterstützt und es wurden auch neue Orden zu diesen Aufgaben herangezogen. Ferdinands Bemühungen um die Stärkung des Klosterwesens gehen auch aus dem Restitutionsedikt des Jahres 1629 hervor, in dem vorgesehen war, daß die seit 1522 verlorengegangenen Klöster und geistlichen Güter und die seit 1555 entfremdeten reichsunmittelbaren Bistümer und Reichsstifte den Katholiken zurückerstattet werden sollten; es sollte jedoch nicht verwirklicht werden[156]. Seine Beziehung zu den Klöstern, in denen er sich gern und oft aufhielt[157], gleicht der Philipps II. Doch führt diese Einstellung zwar einerseits zu einer sich laufend steigernden Prosperität des Klosterwesens, andererseits nützte Ferdinand II. den Sieg der katholischen Sache zur Stärkung der landes-

153) Taras v. Borodajkewycz, Die Kirche in Österreich, in: Srbik-Nadler, Österreich, Erbe und Sendung im dt. Raum, S. 263 ff.

154) Harry Kühnel, Staat und Kirche in den Jahren 1700—1740, phil. Diss. Wien 1951, S. 16.

155) Erich Zöllner, Geschichte Österreichs, S. 202.

156) Josef Wodka, Kirche in Österreich, S. 246.

157) G. Loesche, Geschichte des Protestantismus im vormaligen und neuen Österreich, Wien 1930, S 29 f., schreibt über Ferdinand II.: „Seine Lebensorte waren die Hofburg, der Jagdplatz, Kirche und Kloster ..."

fürstlichen Gewalt — es wurde die Machtsphäre des Staates gegenüber der Kirche stark erweitert. Das ist der Beginn des für Österreich so typischen neuzeitlichen Staatskirchentums mit dem Recht des Staates, in die äußeren Angelegenheiten der Kirche in schützender und zugleich verbietender Form einzugreifen und vor allem mit dem Recht, die Kirche nicht allein zu bevormunden, sondern sie gleichsam zu überwachen. Auch die Abhaltung bischöflicher Klostervisitationen war bereits unter Ferdinand II. an die Genehmgiung der Regierung gebunden[158].

Ferdinand III. (1637—57) setzte die Rekatholisierung Innerösterreichs fort. Auch unter diesem Herrscher konnte keine Veränderung von Personalien und Realien im Klosterbereich ohne kaiserlichen Konsens erfolgen. Die Regierungsgrundsätze Ferdinands III. glichen denen seines Vaters; er führte die bedingungslose Anerkennung der landesfürstlichen Gewalt über die Gesamtheit des Kirchengutes herbei.

Durch dieses Eingreifen der Herrscher in den monastischen Bereich ist die Konsolidierung des Klosterwesens im 17. Jh. vor allem das Ergebnis der durchgreifenden Klosterpolitik seitens der habsburgischen Landesherren. Die Interventionen des Staates erfolgten meist im Hinblick auf den weltlichen Rang der Prälaten als Landstände, von denen man sich wirkungsvolle Unterstützung gegen den Protestantismus erhoffte[159].

In die Regierungszeit Ferdinands III. fallen jene Klosterneubauten, in denen bereits Ansätze zur Symmetrisierung des Grundrisses zu finden sind, wie die bereits erwähnten Anlagen von St. Paul im Lavanttal, Vorau und Waldhausen im Mühlviertel. Engere Zusammenhänge mit dem Herrscher sind jedoch in keinem Fall festzustellen; auch verfügt keines dieser Klöster über Kaiserzimmer oder gar einen Kaisersaal.

Der erste Neubau einer Klosteranlage, der mit dem Herrscherhaus in Verbindung zu bringen ist, kann in Seckau nachgewiesen werden. Seckau bildete schon im 16. Jh. unter Fürstbischof Martin Brenner ein wichtiges Zentrum der Gegenreformation und es verband die Funktion des Fürstensitzes mit der des Klosters; außerdem wurde das Kloster durch Karl II. zur Begräbnisstätte bestimmt[160]. In Seckau erfolgt zwar noch keine Symmetrisierung des Gesamtgrundrisses, doch wird 1625 der trapezförmige Vorhof so angelegt, daß Kirche und Kreuzgang ungefähr in die Mitte der Anlage zu liegen kommen. Hier wie auch in den anderen Anlagen der ersten Jahrhunderthälfte scheint noch mehr Wert auf eine schloßartige Fassadenwirkung — wobei bereits die Form der Ecktürme als Zeichen der Befestigung verwendet wird — als auf eine echte Durchgestaltung des Grundrisses

158) Wodka, a.a.O., S. 288.

159) Dazu: Thomas Korth, Stift St. Florian. Die Entstehungsgeschichte der barocken Klosteranlage, Nürnberg 1975, S. 36 (Zitat): „Sie (die Prälaten) boten als solche das vorzüglichste Instrument zur Bekämpfung der Reformation und der protestantisch gewordenen weltlichen Stände, die gegen den Kaiser opponierten."

160) Renate Wagner-Rieger, Architektur des Barock in der Steiermark, S. 10/11.

gelegt. Erst eine Abbildung aus dem 18. Jh. zeigt die gesamte Stiftsanlage im Sinn einer symmetrischen und einheitlichen Konzeption idealisiert[161].

Das 1672 begonnene Stift Schlierbach wurde in der Amtszeit eines Abtes neu konzipiert, der zahlreiche weltliche Funktionen innehatte; er war von Leopold I. wegen seines verdienstvollen Wirkens 1669 zum kaiserlichen Rat ernannt, von den Landständen zum Ausschußrat und 1674 zum wirklichen Rat gewählt worden[162]. Dieser Abt Nivardus Geyregger verkörperte bereits jenen Typus des geistlichen Würdenträgers, der oft vom Herrscher nach dem Gesichtspunkt seiner Eignung für weltliche Ämter ausgewählt wurde. Im 18. Jh. standen derartige Prälaten mit vielfältigen weltlichen Aufgaben an der Spitze der großen Klöster, die in dieser Zeit am glanzvollsten wieder aufgebaut wurden (Abt Gottfried Bessel von Göttweig, der sich vor allem als Gesandter in kaiserlichen Diensten hervorgetan hatte; auch Abt Berthold Dietmayr von Melk, dessen Konventualen ihm seinen zu engen Kontakt zur „vornehmen Welt" und Vernachlässigung des monastischen Lebens vorwarfen[163] und der 1728 von Karl VI. zum kaiserlichen Rat ernannt wurde).

Der Aufstieg des Staates und der „Domus Austria" in den ersten Jahrzehnten des 18. Jh. bedeutete zugleich einen Aufstieg der österreichischen Stiftsbauten. Grimschitz formuliert es folgendermaßen: „Die siegreiche Idee des Absolutismus, die siegreiche Idee des aus der Gegenreformation zu neuer Macht erstehenden Katholizismus, ungeheurer Reichtum und die lebendigen Kräfte einer alten kulturellen Tradition sind die unerhört günstigen Grundlagen für den künstlerischen Aufschwung, der in Österreich nach dem denkwürdigen Datum von 1683 einsetzt[164]."

Es wurde damit nicht nur die Glanzzeit der Profanarchitektur, sondern auch eine Glanzzeit der monastischen Kultur herbeigeführt, da ja der Sieg über die Türken auch ein Sieg der Kirche war. Die Stiftsprälaten, die zu den bevorrechteten Ständen im Landtag gehörten, konnten nun ihre Sitze zu prächtigen Residenzen ausbauen. Grund für diese rege Bautätigkeit war sicher nicht allein die Liebe zu Festen und zum Prunk, wofür die Gasträume für Fürsten und Kaiser nur zum Vorwand genommen wurden[165], es zeigt sich vielmehr, daß auch die Klosterneubauten ihren Anteil an der politischen Gesamtaufgabe der neuen Baukunst leisteten. Vielfach wirkt auch die Geistlichkeit als Träger einer neuen, oft aus mittelalterlichen

161) Abb. des Stiftes Seckau von Osten (Anlage im 18. Jh. vor der Aufhebung) bei Benno Roth, Seckau, gegenüber S. 336.

162) Stiftsführer: Die Zisterzienserabtei Schlierbach, S. 20/21.

163) Keiblinger, Melk, 1. Band, Wien 1867, S. 952. — Der Anführer dieser Kampagne gegen Dietmayr war der Schriftsteller und Historiker Bernhard Pez; man forderte eine Untersuchung der Temporalienverwaltung, die Untersuchung rechtfertigte aber die Handlungsweise Abt Dietmayrs.

164) Bruno Grimschitz, Barockarchitektur in Österreich (Monatsschrift für Kultur und Politik, 1. Jg., Heft 1, Jänner 1936), S. 51.

165) Pinder, Deutscher Barock. Die Baumeister des 18. Jh., München 1961, S. 13 f.

Ideen gewonnenen Reichsbegeisterung[166]. Sedlmayr prägte den Terminus des „Reichsstils", dessen Blüte in die Regierungszeit Josephs I. fiel, welcher großartige Pläne für eine kaiserliche Residenz in Wien ausarbeiten ließ[167].

Da sich der Kreis der Auftraggeber mit dem politischen Kreis der Reichspartei am Hof deckte und dieser Reichspartei auch die Stiftsprälaten angehörten, ist dieser Typus des neuen Stiftsbaus stark mit der Entfaltung der imperialen Kunst verbunden; auch die Klöster wollten ihre wichtige Stellung im Reichsverband dokumentieren.

Eine weitere Annäherung der Klosterkultur an den Bereich der Reichsidee kann unter der Regierung Karls VI. festgestellt werden; er läßt auch den Gedanken des Staatskirchentums wiederaufleben und beweist immer wieder eine starke Einflußnahme der absolutistischen Staatsmacht auf die Kirche. Mit Karl VI. gelangte auch die spanische Partei am Wiener Hof zu verstärktem Einfluß (denn Karl VI. war ja als Karl III. spanischer König gewesen)[168] und diese spanische Partei brachte nicht nur die Praxis des traditionellen absolutistischen Staatskirchentums aus ihrer Heimat mit, sondern auch Reminiszenzen an die Verbindung Kloster-Residenz im Escorial.

Auf diesen Umstand kann es zurückgeführt werden, daß erst unter Karl VI. die Idee des Klosters als Platz einer kaiserlichen Residenz konkrete Formen annahm; die vorangegangenen Herrscher hatten sich auf ähnliche Appartements zum vorübergehenden Aufenthalt im Kloster beschränkt, wie sie auch den Fürsten im Rahmen der klösterlichen Gastfreundschaft zustanden.

Ein wesentliches Motiv für die enorme Steigerung der Klosterneubauten zu Beginn des 18. Jh. war auch die Flucht vor den kaiserlichen Steuern, die in erhöhtem Maß von den reichsunmittelbaren Stiften eingehoben wurden (diese standen direkt unter der Schirmvogtei des Landesherrn, welche ein besonderes Schutzverhältnis und damit den Anspruch auf Rat und Hilfe begründete — und welcher auch ein verstärktes Maß an Steuerleistungen entsprach, die besonders zur Finanzierung der Türkenkriege in Anspruch genommen wurden). Prunkvolle Neubauten schienen besonders dazu geeignet, die Finanzkraft des Stiftes so zu erschöpfen, daß für die kaiserlichen Ansprüche nichts mehr blieb. So wurden auch z. B. in St. Florian die Türkensteuern mit Erfolg niedrig gehalten, indem der Propst auf die Verschuldung des Stiftes hinwies[169].

Karl VI. zeigte jedoch das Bestreben, diese Kapitalflucht einigermaßen unter Kontrolle zu halten und erließ am 21. März 1715 den Befehl, daß bei allen Stiften in Nieder- und Oberösterreich „kein neuers oder mehrers und

166) Lieb, Diss. 1931, S. 6.

167) Hans Sedlmayr, Die politische Bedeutung des deutschen Barock (Der „Reichsstil"), in: Festschrift für Heinrich Srbik, München 1928 (Abdruck in: Epochen und Werke, Bd. II, 1960, S. 140 ff.)

168) Taras von Borodajkewycz, Die Kirche in Österreich, in: Srbik-Nadler, Österreich, Erbe und Sendung im deutschen Raum, Salzburg 1936, S. 296.

169) Korth, a.a.O., S. 41.

große Kosten erforderndes Gebäu ohne vorhergehender Untersuchung von Sr. Kay. May. p. Regierung, ob es zu Nutzen sey? und woher die Mittel zu nehmen? angefangen werde"[170].

Das steht jedoch im Widerspruch zur Hypothese Paukers. Pauker vertritt die Auffassung, daß vor allem die Regierung die Klöster zu großen Bauunternehmungen drängte. Durch zwei Maßnahmen sollte ein Klostersturm vorbereitet werden: und zwar einerseits durch die Berufung von hohen Geistlichen für repräsentative Stellungen im Staatsdienst und die damit herbeigeführte Entfremdung der Klostervorsteher von ihren Konventualen — und andererseits durch eine finanzielle Schwächung, die auf die Ansprüche des Kaiserhauses den Klöstern gegenüber zurückzuführen wäre (indem der Bau von prunkvollen Kaisertrakten forciert wurde)[171]. Pauker bezieht sich dabei auf die Schriften des Freiherrn von Sonnenfels, die allerdings schon dem Josefinismus angehören und in denen betont wurde, daß die Äbte vermögender Klöster an den Hof berufen werden und mit Ehrenstellen bekleidet werden sollten; weiters sollte ihr Ehrgeiz zur Erbauung von kostspieligen Bibliotheksanlagen, Kirchen und ähnlichen Bauvorhaben angefacht werden, womit der finanzielle Ruin der Klöster beschleunigt würde, die Volkswirtschaft und die Konjunktur hingegen belebt werden könnten[172].

In der ersten Hälfte des 18. Jh. waren derartige, aus der Sicht der Volkswirtschaft konzipierte Grundsätze noch unbekannt; die Berufung der Prälaten zu hohen weltlichen Ämtern, oft auch im Dienst des Kaisers, führte zum Typus der auf Kultur und Politik eingestellten Barockprälaten, die bestrebt waren, ihre Stifte zu Zentren der Bildung, der Kunst und der Kultur zu machen, die aber auch auf eine verstärkte innere Ordnung und gefestigte Wirtschaftsgebarung in ihren Klosterbereichen achteten. Eine der hervorragendsten Persönlichkeiten, die diese Eigenschaften zum Vorteil ihres Klosters zu verbinden wußten, war Abt Gottfried Bessel von Göttweig. Es scheint jedoch, daß die nachfolgende Generation von Prälaten nicht mehr über genügend persönliche Durchschlagskraft verfügte, um gegen die nach 1750 einströmende josefinische Gesinnung zu wirken, und daß sie auch mit dem ihr hinterlassenen Vermächtnis von meist unvollendeten Anlagen nichts anzufangen wußte, da sich die politische Einstellung vom absolutistischen Ideal abgewandt hatte.

Kühnel gelang es, in seiner Auseinandersetzung mit der These Paukers nachzuweisen, daß die Intentionen des Herrscherhauses zu Anfang des 18. Jh. nicht dazu führten, die Stifte systematisch der Aufhebung näherzubringen, sondern vielmehr durch die Dienste der Prälaten der nach dem Dreißigjährigen Krieg wirtschaftlich und staatspolitisch geschwächten

---

170) Korth, a.a.O., S. 41, Anm. 247.

171) Pauker, Donato Felice d'Allio, Beiträge zur Baugeschichte des Stiftes Klosterneuburg, Wien 1907, S. 6 ff.

172) Josef von Sonnenfels, Grundsätze der Polizey-, Handlung- und Finanzwissenschaft, Wien 1770 (Klöster S. 56—62).

Monarchie neue Impulse zu verleihen[173]. Repräsentative Stiftsbauten waren neben prunkvollen Schloßbauten die eindrucksvollste Dokumentation für die Macht des Reiches und der Stände zu dieser Zeit.

3. Die Tradition der Klosterresidenzen und die Entstehung von Kaisersälen und Kaiserzimmern.

Nicht nur aus der rechtlichen Stellung der österreichischen und süddeutschen Prälaten als Mitglieder der Landstände im weltlichen Sinn, sondern auch aus immer wieder historisch belegbaren Beispielen für die Verbindung Residenz-Kloster geht die enge Beziehung zwischen Herrscher und Kirche im klösterlichen Bereich hervor.

So bildete in Klosterneuburg die sog. „Pfalz" (gegründet unter Leopold III. und erneuert unter Leopold IV. um 1230) das Gegenstück der Klosteranlage[174]. Auch die Residenz Friedrichs III. in der Wr. Neustädter Burg war mit der Klosteranlage verbunden, da Friedrich III. 1444 in der Gottesleichnamskapelle der Burg ein Kollegiatstift für weltliche Chorherren einrichten ließ[175].

Besonders Spanien kann auf eine lange Tradition von „Königsklöstern" zurückblicken[176], die klassische Verwirklichung des Gedankens einer Verbindung von Königsschloß und Königskloster finden wir im Escorial. Dort nimmt der Wohnpalast des Königs und seiner Familie den bevorzugten Platz in der Mittelachse, unmittelbar an den Chor der Kirche anschließend, ein[177].

Was die Ausstattung betrifft, kann der Königspalast des Escorial jedoch nicht mit hochbarocken Kaisertrakten verglichen werden. Auch das monumentale Treppenhaus gehört im Escorial nicht zum Palast, sondern zum Klostertrakt.

Festsäle als Erweiterung und Bereicherung der Abtwohnung und der Gästezimmer finden wir bereits in Klosterentwürfen des 16. und 17. Jh. Furttenbach zeigt in seiner „Architectura civilis" von 1628 im Klostergrundriß Bl. 32 einen mit „Sala maggiore" bezeichneten Raum im Erdgeschoß[178]. Hier handelt es sich eindeutig um einen Raum zur Beherber-

---

173) Kühnel, a.a.O., S. 117 ff.

174) Renate Wagner-Rieger, Vorlesung im Wintersemester 1971/72 an der Universität Wien über Klosterbaukunst.

175) Renate Wagner-Rieger, Die Bautätigkeit Friedrichs III., Wr. Jb. f. Kg., XXV/1972, S. 146: „Vielleicht war dieses Konzept auch für die Ausbildung der Klosterresidenz des Escorial Philipps II. nicht ohne Bedeutung." (Zitat.)

176) Z. B. die Zisterzienserklöster Santas Crues (hier liegen die Kirche und die monastischen Gebäude in der Mitte, der Königspalast um einen eigenen Kreuzgang im Osten) und Poblet, in seiner Gesamtanlage gleich konzepiert wie Santas Crues. — Dazu: Braunfels, a.a.O., S. 221/222.

177) Braunfels, a.a.O., S. 228. — „Durch seine Nähe zum Allerheiligsten war seine Stellung in Welt und Überwelt festgelegt." (Zitat.)

178) Helga Wagner, a.a.O., S. 21/22.

gung von Gästen[179], diese Gasträumlichkeiten waren aus Repräsentationsgründen in den Klöstern der alten Orden notwendig geworden. Außerdem erfreuten sich die gastfreundlichen Stifte als Reisestationen großer Beliebtheit, da eine große Anzahl von ihnen durch ihre Lage an den Durchgangsstraßen Deutschland-Italien einerseits und Wien-Paris andererseits für diesen Zweck prädestiniert erschien.

Das früheste Beispiel eines Festsaales finden wir im Kloster St. Georgen in Stein am Rhein (Schweiz), der bereits 1515/16 unter Abt David von Winkelsheim errichtet wurde; er gehörte noch zu den Wohnräumen des Abtes[180]. Später standen diese Festsäle meist in Verbindung mit den Gästezimmern.

Als Vorläufer der Kaisertrakte in den österreichischen Stiften könnte man den „Fürstentrakt" des Tiroler Klosters Stams bezeichnen, der 1615—18 auf Wunsch Erzherzog Maximilians des Deutschmeisters errichtet worden war. Maximilian hatte schon 1602 den Wunsch geäußert, sich für seine zukünftigen Besuche hier ein Absteigequartier zu schaffen und sich einmal ganz in dieses zurückzuziehen[181]; jedoch konnte der Bau seinen eigentlichen Zweck nie erfüllen, da der Erzherzog bereits 1618 starb.

Es existieren auch spätere Entwürfe für einen Festsaal in Stams mit dazugehöriger zweiarmiger Treppenanlage (von Pietro de Layos, 1676), die jedoch nicht ausgeführt wurden[182]. Hier handelt es sich um Ansätze zu einer Entwicklung, die bereits auf das 18. Jh. vorausweisen; denn die Kombination Kaisertrakt-Festsaal-repräsentatives Treppenhaus wird zum wesentlichen Bestandteil der österreichischen hochbarocken Klosteranlage.

Im Zusammenhang mit der Terminologie des Kaisersaals, bzw. Kaiserzimmers sollte man bemüht sein, die Definitionen klar herauszuarbeiten:

A) Der Kaisersaal als rein ikonographischer Begriff ist ein Saal mit der Ausstattung einer Versammlung römisch-deutscher Kaiser in einer zusammenhängenden Folge, wobei die deutschen Kaiser als Nachfolger der antiken Cäsaren dargestellt werden; damit soll die Kontinuität der Weltherrschaft des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation gekennzeichnet werden[183]. Das stellt sozusagen eine Reverenz gegenüber dem Herrscherhaus dar und soll die reichsunmittelbare Stellung der Klöster

---

179) Dazu die Legende bei Furttenbach, S. 63/64. — G. „ein großer Saal / daran 4 Kammern / einen / frembden Herren zu alogieren."

180) H. Wagner, a.a.O., S. 19.

181) Heinrich Hammer, Zur Baugeschichte des Zisterzienserstiftes Stams, Wr. Jb. f. Kg., X/1935, S. 24 ff. — Gert Amman, Barock in Stams, Festschrift „700 Jahre Stift Stams, 1273—1973", S. 49.

182) Irmgard Kräusel, Die deutschen Klosteranlagen des 17. Jh., S. 127.

183) Arnulf Herbst, Zur Ikonologie des barocken Kaisersaales (106. Bericht des Historischen Vereins für die Pflege der Geschichte des ehemaligen Fürstentums Bamberg), Bamberg 1970. — S. 214: Georg Ridinger legte in seinem Kupferstichwerk über den Schloßbau in Aschaffenburg die Funktionen des „kayserlichen Saales" genau fest.

dokumentieren und auch daran erinnern, daß das Aufblühen der großen Klöster und Fürstenschlösser nur unter dem Schutz des Kaisers erfolgen konnte. Es bedeutet aber keine Aussage darüber, ob der Saal tatsächlich mit der Person eines Herrschers in Verbindung zu bringen ist; so besteht bei der rein ikonographischen Bedeutung kein Zusammenhang damit, daß der Raum von einem Herrscher in Auftrag gegeben wurde oder daß eine Person aus der kaiserlichen Familie jemals in einem solchen Aufenthalt genommen hatte.

B) Der Kaisersaal, wie er im allgemeinen im Zusammenhang mit hochbarocken Reichsstiften genannt wird, ist im Sinn eines Festsaales oder Prunkraumes zum Empfang hochgestellter Persönlichkeiten aufzufassen, bzw. als repräsentative Lokalität, die durch die Anwesenheit eines Kaisers einmal ausgezeichnet wurde.

Im 18. Jh. scheint der Begriff „Kaisersaal" in der offiziellen Terminologie nicht auf[184]. Interessanterweise findet sich auch in Göttweig in keiner Planlegende der Begriff Kaiserzimmer, Kaisersaal oder Kaisertreppe. Salomon Kleiner nennt in seinem umfangreichen Göttweiger Stichwerk von 1744 die uns heute unter diesem Begriff so geläufige Kaisertreppe „Scala maior", den nicht ausgeführten Festsaal im Mittelteil des W-Traktes „Triclinium aestivale maius" und die später als Kaiserzimmer bezeichneten Räume „Habitationes pro Hospitibus honorariis"[185]. Wann in Göttweig die Begriffe Kaiserzimmer und Kaisertreppe[186] zum erstenmal auftauchten, ließ sich nicht eruieren.

C) Die Kaiserzimmer sind Gastzimmer in speziell repräsentativer Ausgestaltung als temporäres Quartier für durchreisende Monarchen; sie sind nicht in allen Fällen mit einem Festsaal verbunden.

Kaisersaal und Kaiserzimmer liegen außerhalb der Klausur in einem meist gesonderten Hof in der Nähe der Abtwohnung; dadurch waren die Gäste des Abtes unabhängig vom klösterlichen Tagesablauf und seiner Disziplin[187].

Durch die von der Klosterregel vorgeschriebene Gastfreundschaft der Stifte und durch ihre oft günstige Lage an wichtigen Reisewegen wurden diese auch oft schon in früheren Jahrhunderten zu temporären Aufenthaltsorten für Mitglieder der kaiserlichen Familie, die sich auf der Durchreise befanden. So läßt sich beispielsweise in St. Florian die Errichtung eines

---

184) Herbst, a.a.O., S. 213. — Als Beweis dafür wird angeführt, daß der Universalenzyklopädist des 18. Jh., Johann Heinrich Zedler, das Lexikonstichwort „Kaisersaal" nicht anführte.

185) Salomon Kleiner, Grundriß des Erdgeschosses und des 1. Stockes.

186) Auch Abt Bessel von Göttweig nennt in seinem Diarium und in diversen Bauabrechnungen die Kaisertreppe immer „Hauptstiegen" oder „newe Stiegen". — Z. B. Diarium Gotw. Bd. III, S. 531. — „Puncta pro Architecto Pilgram, die 19. Martij 1738" (Arch. Göttw. Signatur K.G.L. 1).

187) Helga Wagner, Barocke Festsäle in deutschen Schlössern und Klöstern, München 1974, S. 16 ff.

Gastgebäudes mit „Kaiserstube" für den Besuch Kaiser Maximilians I. nachweisen[188].

Aber erst unter Ferdinand III. setzt die eigentliche Tradition der Kaisersäle im österreichischen Schloß- und Klosterbau ein. Es gab bereits zur Zeit Ferdinands in der Hofburg den sogenannten „Großen Saal" oder „Kayser-Saal", einen Versammlungsraum, der allerdings völlig schmucklos war und nur zu besonderen Anlässen mit Teppichen dekoriert wurde[189].

Daß Ferdinand III. sich mit dem Gedanken trug, auch in verschiedenen Klöstern Räume für seinen Aufenthalt ausstatten zu lassen und daß er auch in die Klosterkonzeption eingriff, wenn es ihm notwendig schien, zeigt das Beispiel St. Lambrecht. Der Kaisersaal in diesem Stift wurde im Zusammenhang mit der neuen Klosteranlage ab 1640 neu errichtet, und zwar erfolgte der gesamte Neubau auf Befehl Ferdinands III. Eine zeitgenössische Handschrift im Stiftsarchiv, deren Autor P. Petrus Weixler war, dokumentiert, daß die Freude der Konventualen am luxuriösen Neubaukonzept nicht besonders groß war. Weixler macht weniger dem Abt, sondern vor allem dessen Ratgebern, namentlich dem Kämmerer P. Leander Peck, der oftmals mit dem Kaiser, der Kaiserin und den Erzherzogen über den Neubau gesprochen hatte, Vorwürfe[190].

1645 wurde der Festsaal in St. Lambrecht — im W-Trakt in der Flucht der Kirchenfassade gelegen — mit Ölgemälden ausgestattet, die habsburgische Kaiser darstellten; die nördliche Stirnwand wurde mit dem Wappen Ferdinands III. geschmückt. Diese Ahnengalerie, die vor allem politische Ziele dokumentieren sollte, wurde mit der Darstellung der Hochzeit von Kana, des Gastmahls bei Simon mit der Fußwaschung Petri und der Darstellung Christi in der Wüste kombiniert. Hier handelt es sich also um eine Bestimmung des Kaisersaals als „Refektorium für weltliche Gäste", da die genannten Sakraldarstellungen an Vorbilder der traditionellen Refektoriumsikonographie anschließen. Dieser Saal wurde innerhalb des Klosterkomplexes zum festlichen Empfang und zur Bewirtung der kaiserlichen Gäste angelegt[191].

Die Ideen Ferdinands III., sich im Kloster eine — wenn auch nur temporäre — Residenz zu schaffen, scheinen m. E. doch deutliche Wurzeln

---

188) Erika Kirchner-Doberer, Stift St. Florian, Wien 1948, S. 7.

189) Herbst, a.a.O., S. 211. — ÖKT Bd. 14/Hofburg, S. 212, Abb. 138.

190) ÖKT Bd. 31/St. Lambrecht, S. 53, Anm. 162. — P. Petrus Weixler, Geschichtswerk aus dem 17. Jh., fol. 247 a.

191) Dazu: Herbst, a.a.O., S. 292: „Am Beispiel St. Lambrecht zeigt sich auch, daß der Kaisersaal nicht unbedingt mit dem Festsaal identisch sein muß. In entsprechender paralleler Situation befindet sich im O-Trakt des Stiftes der Konklave- oder Prälatensaal, der in seiner Dekoration von 1739 Maria Theresia und Franz von Lothringen neben den Gründern des Stiftes Graf Marquard und Herzog Heinrich und deren Frauen in großfigurigen Bildnissen vorstellt." (Zitat.)

in der Bestimmung des Escorial zu haben; denn Ferdinand hatte die spanische Infantin Maria Anna, eine Tochter Philipps III., geheiratet[192].

Der Kaisersaal des Stiftes Seckau war bereits 1640 eingerichtet worden; er wurde mit Porträts von deutschen Kaisern des 17. Jh. dekoriert und weist daneben auch ein Bildnis Ferdinands III. und die Wappen der österreichischen Erbländer auf.

Der Name Kaisersaal taucht in Seckau jedoch erst 1660 zum erstenmal auf; der Anlaß dafür war eine Übernachtung Kaiser Leopolds I. zur Feier der Markterhebung des Ortes[193].

Diese steirischen Beispiele sind bei weitem die frühesten. Mit Seckau und St. Lambrecht beginnt bereits die Entwicklung der Tradition in den österreichischen Stiften, die Kaiserappartements im westlichen Trakt anzulegen.

Unter Leopold I. erfährt die Anlage des Kaisersaales im wesentlichen keine Weiterentwicklung. Zwar stellt Herbst[194] die Hypothese auf, daß eine von Paul Strudel 1696 im Auftrag Leopolds entstandene Serie von Kaiserstatuen für den Wiener Hof zur Ausgestaltung eines geplanten Festsaales in der Hofburg bestimmt gewesen sein könnte, und auch der Kaisersaal des Schlosses Troja bei Prag mit seiner dynastischen Ahnengalerie des Hauses Habsburg in Form von Statuen und Büsten und einer Darstellung des Sieges, den das christliche abendländische Kaisertum über die Türken errang, war unter der Regierung dieses Monarchen entstanden[195], im Klosterbereich findet sich jedoch kein Kaisersaal, der direkte Hinweise auf Leopold I. brächte. Lediglich das Stift Lilienfeld begann 1695 mit der Anlage von Kaiserzimmern (im Nordflügel, von der NW-Ecke ausgehend). Sie dienten den Kaisern und ihrem Gefolge bei den Wallfahrten nach Mariazell als Quartier. Es finden sich jedoch keinerlei ikonographische Hinweise auf das Herrscherhaus: im Kaisersaal zeigt die Stuckdecke nur allgemeine allegorische und heraldische Darstellungen[196].

Im 18. Jh. wird die Integrierung eines eigenen Treppenhauses in den Trakt, in dem sich die Kaiserzimmer und oft auch der Festsaal befinden, allgemein gebräuchlich. Diese Verbindung der kaiserlichen Appartements mit dem repräsentativen Treppenhaus findet sich zum erstenmal in St. Florian und Melk (in St. Florian war der Bau der Kaiserzimmer 1713 abgeschlossen, die Treppe 1718 vollendet). Das St. Florianer Treppenhaus bildet den Aufgang zu den im zweiten Stock des W-Trakts befindlichen Kaiserzimmern, deren vestibülartige „Saletta" die Mittelachse des Trep-

192) Beda Schroll, Hieronymus Marchstaller, Klagenfurt 1891, S. 11 ff. — Karl Uhlirz, Handbuch der Geschichte Österreichs, IV. Bd., Graz—Wien—Leipzig 1944, S. 152.

193) Herbst, a.a.O., S. 292. — P. Benno Roth OSB, Seckau, Geschichte und Kultur 1164—1964, Wien—München 1964, S. 223.

194) Herbst, a.a.O., S. 227.

195) Herbst, a.a.O., S. 295 ff.

196) Norbert Mußbacher, SOCist., Das Stift Lilienfeld, Österreich-Reihe, Bd. 292/293, S. 32/33.

penhauses fortsetzt und die eigentlichen Kaiserzimmer von den Räumen des Gefolges trennt.

Der Marmorsaal liegt etwas entfernt von den Kaiserzimmern im Mittelrisalit des S-Traktes. Hier zeigt das Programm des Deckenfreskos eine Allegorie auf den Türkensieg unter Karl VI. (1723 von Bartholomäus Altomonte) und an der Hofseite die Verherrlichung Karls VI. als römischer Triumphator[197]. Auch dieser Raum war — wie schon in St. Lambrecht — ursprünglich als Speisesaal für kaiserliche Besuche gedacht.

In Melk wurde die Hauptstiege 1715—16 angelegt, der Gasttrakt entstand 1725—27[198]. Im Zusammenhang mit den Melker Kaiserzimmern ist eine alte Quelle erwähnenswert, welche die Bedeutung solcher Räumlichkeiten in den Klöstern hervorhebt: nach der in dem „Fundations-Instrument expresse enthaltenen Clausul" sei der Bau des Stiftes deshalb so prächtig und weitläufig ausgeführt worden, damit „wenn allenfalls aus dem Erzherzogl. Haus Österreich jemand in allerhöchster Person daselbst in Melk eintreffen werde, für sich und dero Suite ein kommentliches Unterkommen" bereitgestellt sei[199]. An die Kaiser- und Gastzimmer anschließend befindet sich der Hauptsaal. Zu diesem führt die Treppe mit ikonographischen Hinweisen auf den Herrscher, nämlich in der Mitte der Decke eine Darstellung des kaiserlichen Wappens, des Doppeladlers, und im Treppenhaus selbst die Darstellung der Devise Karls VI. „Constantia et fortitudine". Die Funktion der Treppe ist es nicht nur, zu den Kaiser- und Gastzimmern zu führen, sondern auch, dem Eintretenden die staatspolitische Bedeutung des Stiftes an einem auch den kaiserlichen Repräsentationen dienenden Bau vor Augen zu führen[200].

Beim Programm des Deckenfreskos im Göttweiger Treppenhaus (1738 durch Paul Troger) wird diese Absicht besonders deutlich: es enthält die Darstellung Karls VI. als Apoll auf dem Sonnenwagen, eine Darstellung, wie sie eigentlich in vielen anderen Klöstern dem Kaisersaal oder Festsaal selbst vorbehalten bleibt. Vielleicht ahnte der Göttweiger Abt bereits, daß der Festsaal im Mittelteil des W-Traktes nie vollendet, ja nicht einmal begonnen werden sollte. Der Bau der monumentalen Kaisertreppe an der NW-Ecke der Anlage ab 1736 stellte nach einer deutlich merkbaren Verlangsamung des Baufortschrittes 1727[201] den einzigen bedeutenden Bauteil dar, der noch vollendet wurde. Es scheint, daß für das Stagnieren des

197) Otto Wutzel, Das Chorherrenstift St. Florian, Linz 1971, S. 30/31.
198) ÖKT Bd. 3/Melk, S. 284—86. — Gertraud Schikola, Beiträge zu einer Prandtauer-Monographie, S. 62.
199) Fridrich Carl von Moser, Teutsches Hofrecht 1754—55, 9. Buch, 5. Kapitel „Von den Reisen des Hofes", zitiert in: Franz Windisch-Grätz, Die Kaiserzimmer, deren Verwendung, Ausstattung und das Hofzeremoniell. Katalog Jakob Prandtauer und sein Kunstkreis, Melk 1960, S. 133 ff.
200) Ausstellungskat. Jakob Prandtauer und sein Kunstkreis, S. 212 ff.: Zur Ikonologie des Marmorsaales.
201) P. Emmeram Ritter OSB, Festschrift Gottfried Bessel 1672—1749, S. 111.

Göttweiger Bauvorhabens in den Jahren 1727–36 auch die Tatsache wesentlich maßgeblich war, daß Karl VI. sein Interesse offenbar mehr dem 1730 begonnenen Neubau von Klosterneuburg zuwandte, in dem er ja einen ganzen Residenzbau vorsah[202].

Ein sehr wesentliches Detail der Grundrißgestaltung betont die vergleichsweise größere Nähe der Klosterneuburger Anlage zum Escorial als es bei den übrigen großen österreichischen Stiften der Fall ist: der Residenztrakt wird im Osten, hinter dem Kirchenchor, geplant. Die Kaisertrakte in den übrigen österreichischen Stiften — beginnend bei St. Lambrecht und sich bis zum Göttweiger Projekt fortsetzend, lagen im W-Flügel der Anlage. Der Gedanke an eine Residenz scheint in allen diesen Bauten auch nie so gegenwärtig wie in Klosterneuburg. So schließt sich mit der letzten monumentalen Anlage des 18. Jh. der Kreis der Entwicklung, die mit dem Escorial begonnen hatte.

Die Form des symmetrischen Grundrisses als Ausdrucksmittel der „imperialen Architektur" — Entwicklung und Beispiele

Es ist sicher von großer Bedeutung für die Entwicklung im Klosterbau des 18. Jh., daß der achsial-symmetrische Grundriß mit der Anordnung der wichtigsten Räumlichkeiten in der Mittelachse sich nicht nur als ideale Form in bezug auf monastische Bedürfnisse erwies, sondern daß er auch geradezu prädestiniert erschien, den Anteil der hochbarocken Klöster an der Reichsidee und die Verbindung der reichsunmittelbaren Stiftsanlagen zum Herrscherhaus zu dokumentieren. Offenbar ging die zunehmende Verbindung Herrscherhaus-Kloster mit der Entwicklung symmetrisch durchkonzipierter Gesamtanlagen Hand in Hand.

Ansätze zu dieser Tradition im Klosterbau finden sich im österreichischen Raum zwar bereits in der zweiten Hälfte des 17. Jh., in einer Zeit also, in der auch die Ausstattung der ersten Stifte mit Kaisersälen erfolgte; bewußt aber wurde die Aufgabenstellung erst im 18. Jh. erkannt, als das symmetrische Bauschema gemeinsam mit der Planung von Kaisertrakten für Projekte verwendet wurde, für die eine enge Beziehung zum regierenden Monarchen nachweisbar ist.

Entscheidend für diesen Aufstieg der Architektur im 18. Jh. zu imperialer Größe war der Sieg über die Türken. Der Sieg über die Türken vor Wien 1683 und die Eroberung Belgrads 1717 hatten Österreich den Ruhm eines siegreichen Verteidigers der Christenheit gebracht. Das Machtgebiet Karls VI. umfaßte nun Belgien, die österreichischen Vorlande vom Breisgau angefangen, Tirol und die deutschen sowie die böhmischen Erblande mit Schlesien, das ganze Ungarn und Siebenbürgen, reichte in den nördlichen Balkan und beherrschte Italien mit dem Besitz Mailands, Mantuas, Neapels und Siziliens. Karl VI., der zugleich auch römisch-deutscher Kaiser

202) Pauker, a.a.O., S. 7.

war, stand auf dem Höhepunkt seiner Macht[203]. Karl war wie sein Vorgänger Josef I. durchdrungen von der Würde des kaiserlichen Amtes und von seiner Bedeutung für die Machtstellung des Hauses. Die Hauptträger der Reichsgesinnung waren zu dieser Zeit vor allem die katholischen geistlichen Reichsstände und die Reichsstädte[204]. So kann der Aufschwung der großen Klosterneubauten des 18. Jh. zu Trägern imperialer Baugedanken gleichzeitig mit dem Aufstieg Wiens zu einer imperialen Stadt ab 1700 mit der Entstehung neuer Stadtpaläste des Adels, den großzügigen Planungen für das kaiserliche Schloß Schönbrunn und den Plänen für die Neugestaltung der Hofburg[205] verfolgt werden.

Im Lauf der Geschichte zeigt sich immer wieder, daß eine gewisse Regularität des Grund- und Aufrisses in der Architektur jene Form darstellt, die den Anspruch auf Herrschaft nach außen hin am besten zu verkörpern vermag.

Bereits in der römischen Kaiserzeit konnte ein Bauwerk mit vierflügeligem achsial symmetrischem Grundriß und Ecktürmen (als Zeichen der Befestigung) als Verkörperung des „imperialen Bereiches" angesehen werden. Das Kastellschema in Form eines Quadrums ist das anerkannte Symbol des „Deus patrius", das Zeichen imperialer Souveränität[206]. Ein exemplarisches Vorbild dafür findet sich im Diokletianspalast in Split (kurz nach 300 n. Chr.), in dem die Binnenstruktur durch die kreuzförmig angelegten Straßenzüge festgelegt wird[207].

Stanislaus von Moos bemerkt in seinem Werk über die politische Ikonographie der italienischen Renaissancearchitektur[208]:

„Symmetrie und Regelmäßigkeit von Palast- und Burgenfronten war seit jeher eine Eigenschaft, die sich für Bauten mit repräsentativem Anspruch besonders empfiehlt. Ihre Funktion zur Sicherung fürstlicher, ja — in Rom und bei den Hohenstaufen — kaiserlicher Macht gab diesen

---

203) Oswald Redlich, Das Werden einer Großmacht, Österreich 1700—1740, S. 180.

204) Redlich, a.a.O., S. 243.

205) Gerhart Egger, Barocke Architektur als Ausdruck imperialer Ideen, Alte und Moderne Kunst, 20. Jg., 1975, Heft 138, S. 20.

206) Stanislaus v. Moos, Turm und Bollwerk. Beiträge zu einer politischen Ikonographie der italienischen Renaissancearchitektur, Zürich 1974, S. 43 ff.

207) Fischer v. Erlach vermittelte eine Rekonstruktion des Diokletianspalastes von Split in seiner „Historischen Architektur" von 1720; hier wird deutlich eine Anlage mit 4 Ecktürmen, in Innenhöfe aufgeteilt, abgebildet. Das Zentrum bildet der Jupitertempel mit seinem hohen, spitzen Dach. Dadurch ist eine gewisse Ähnlichkeit zu hochbarocken Klosterbauten gegeben. — Dazu: George Kunoth, Die Historische Architektur Fischer v. Erlachs, Abb. 59, Text S. 79 ff. — Das Vorhandensein von Fischers Historischer Architektur in der Göttweiger Stiftsbibliothek könnte Anlaß zu Spekulationen geben, ob unter Umständen ein gewisser Einfluß auf die Konzeption der zweiten Göttweiger Planung in seiner Form als Quadrum gegeben war. Möglicherweise beeinflußte das Werk, das sich auch in der Wiener Hofbibliothek befand, ebenso die Vorstellungen des Kaisers.

208) Stanislaus v. Moos, a.a.O., S. 47.

Bauten schon früh politische Bedeutung als Symbole der Institutionen, zu deren Sicherung sie dienten. Sie waren, als heraldische Sprachformeln, nicht nur passive Symptome, sondern aktive Faktoren der Politik, zu deren Ästhetisierung sie ebensosehr beitrugen wie der Krieg selbst. Sie hatten sich dem Volk als einleuchtende Signete der Herrschaft einzuprägen und als solche erschienen sie dann auch auf Münzen, Kartenwerken und Bildern. Bereits in der römischen Kaiserzeit: auf den auf Marmortafeln eingravierten Karten sind die Garnisonen und Kolonien des Reiches abstrakt durch die Symbolform des ‚castrum' vergegenwärtigt; durch quadratische, mit Ecktürmen bewehrte Mauergevierte." (Zitat)

Auch der mittelalterliche Kastelltypus stellt eine Bauform dar, in der utilitäre Vorzüge mit ästhetischen zusammenfallen. Die monumentalen Bauten der römischen Kaiserzeit, wie die Caracallathermen, die Thermen des Diokletian sowie die heute nicht mehr erhaltenen, damals aber noch in großem Umfang vorhandenen Thermen des Konstantin in ihrer symmetrischen Grundrißform mit den Haupträumen in der Mittelachse und der rhythmischen Abfolge von offenen und geschlossenen Raumgruppen sind von vorbildhafter Wirkung auf die italienische Renaissancearchitektur. Den Beweis, daß auch ein profaner Thermensaal eines heidnischen römischen Kaisers als geeignet angesehen wurde, dem Christentum in Rom zu dienen, liefert der Auftrag Papst Pius' IV. an Michelangelo aus dem Jahr 1561, eine Restaurierung der Diokletiansthermen durchzuführen und darin ein Kloster und eine Kirche (Sta. Maria degli Angeli) zu errichten[209].

Dieser kastellähnliche Bautypus wird kontinuierlich noch bis ins 18. Jh. tradiert: auch die großen Vierflügelanlagen im barocken Schloßbau entstanden dort, wo der Monarch absolutistische Machtansprüche anstrebte, beginnend bei der Ausgestaltung des Louvre im 17. Jh. als Vierflügelanlage mit seiner kastellartigen Geschlossenheit des Außenbaues und weiterführend zu den Anlagen des Berliner und Stockholmer Schlosses[210].

In der Profanarchitektur des 14. und 15. Jh. in Oberitalien wird der Kastelltypus zum Instrument und zum Bildzeichen der von Kaiser und Papst verliehenen Fürstenwürde. Die Berufung auf Kaisertradition und Kaiserwürde wird zum feststehenden Thema der künstlerischen und literarischen Selbstdarstellung und der Propaganda der oberitalienischen Fürsten. So liebte es beispielsweise Francesco Sforza, seine Person im Bild eines antiken Imperators wiedergegeben zu sehen[211].

---

209) Näheres zu den Rückgriffen auf antike Bauwerke und deren Bedeutung während des 15. und 16. Jh.: siehe Egger, a.a.O., S. 15 und S. 18.

210) Renate Wagner-Rieger, Gedanken zum fürstlichen Schloßbau des Absolutismus, in: Fürst, Bürger, Mensch (Untersuchungen zu politischen und sozio-kulturellen Wandlungsprozessen im vorrevolutionären Europa) hrsg. v. F. Engel-Janosi, Wien 1975, S. 50/51.

211) Francesco Sforza ließ sich in einem Bericht über die Kriegshandlungen des mailändisch-venezianischen Krieges 1451—52 als „Hannibal" bezeichnen. — Dazu: St. v. Moos, a.a.O., S. 49.

In den Bildzyklen, in denen sich oberitalienische Fürsten des 15. Jh. in wichtigen Staatsaktionen darstellen ließen, ist die Berufung auf die römische Kaisertradition ein immer wieder aufklingendes Motiv. Hier haben wir es mit einem erstaunlichen Parallelfall zur ikonographischen Tradition der Kaisersäle im habsburgischen Machtbereich zu tun. Als Vergleichsbeispiel kann Mantua herangezogen werden: in der Camera degli Sposi (1474 von Mantegna für Gonzaga ausgemalt) finden sich in den Zwickeln der Decke Brustporträts der ersten acht altrömischen Kaiser, durch deren Gegenwart die Darstellung zu einer Glorifikation der Dynastie der Gonzaga erhoben wird[212].

Ebenso wird in den Kaisersälen vieler reichsunmittelbarer Stifte im Gebiet des Habsburger Reiches die kaiserliche Ahnenreihe, in welcher deutsche Kaiser als Nachfolger der antiken Caesaren dargestellt werden, zum konstituierenden Element[213]. Als Beispiel kann der Kaisersaal von Ottobeuren angeführt werden (1711–25), wo sich auf dem Gang, sozusagen als Vorbereitung, die Stuckbüsten der römischen Kaiser, im Kaisersaal selbst 16 Statuen habsburgischer Kaiser befinden[214]. Das Programm des Deckenfreskos im Marmorsaal von St. Florian zeigt an der Hofseite die Verherrlichung Karls VI. als römischer Triumphator.

In den großen niederösterreichischen Stiften des 18. Jh. wird die Darstellung Karls VI. in allegorischer Anspielung als Herkules (Melk) oder Apoll (Göttweig) zum geläufigen Ausdruck habsburgischer Macht und Kaiserwürde.

Eine fast ebenso erstaunliche Verwandtschaft kann bei der Betrachtung von Grundrissen italienischer Fürstensitze und österreichischer Reichsstifte festgestellt werden. Derselbe Francesco Sforza, dessen Vorliebe für einen Vergleich seiner eigenen Person mit Hannibal bereits festgestellt wurde, faßte 1450 den Plan, das alte Castello di Porta Giovia in Mailand wieder aufzubauen, wobei er in Grund- und Aufriß im wesentlichen dem regelmäßigen, castrum-artigen Plan des früheren Komplexes folgte[215]. Die quadratische Grundrißform mit Ecktürmen (von denen zwei als zylindrische Wehrbauten, die anderen beiden stadtauswärts gerichteten als eckige Türme mit Repräsentationsräumen konzipiert waren), wird auch im Barock zum immer wieder im Klosterbau angewandten Grundrißschema. Ebenso kann der für das Mailänder Kastell geplante Eingangsturm in der Mitte der Front unmittelbar mit den Tortürmen der Klöster des 17. Jh. verglichen werden (St. Paul im Lavanttal, Seckau, Waldhausen etc.). Auch Leonardos Studien für den Ausbau des Mailänder Castello Sforzesco zeigen im

---

212) St. v. Moos, a.a.O., S. 49.

213) Arnulf Herbst, Zur Ikonologie des barocken Kaisersaales, Bamberg 1970, S. 215.

214) Kaisersaal von Ottobeuren: Helga Wagner, Barocke Festsäle in bayrischen Schlössern und Klöstern, München 1974, S. 112 ff.

215) St. v. Moos, a.a.O., S. 55/56.

Grundriß ein den Klosterbauten des 18. Jh. sehr verwandtes Schema[216]. In die Reihe dieser Grundrisse kann auch Bramantes Entwurf für den Palazzo dei Tribunali in Rom eingefügt werden, der mit großer Wahrscheinlichkeit vom Ausbau des Castello Sforzesco in Mailand beeinflußt wurde[217].

Das erste Beispiel für eine Verbindung zu imperialem Gedankengut im Klosterbau unter gleichzeitiger Verwendung einer symmetrischen Grundrißform stellt der Escorial dar; die Merkmale des imperialen Baues sind in der kastellartigen Grundrißdisposition und in der Anlage von Räumlichkeiten für Philipp II. gegeben.

Das programmatische Beispiel des Escorial sollte jedoch für mehr als hundert Jahre in Vergessenheit geraten. Es gab im 17. Jh. im Bereich des Habsburgerreiches zwar Klöster, die eindeutig durch ihre Kaisersäle mit Herrschern in Verbindung gebracht werden können, auf der anderen Seite gab es auch Klosterneubauten, bei denen sich Bestrebungen zur Regularisierung des Grundrisses zeigten; aber es gab im 17. Jh. noch keinen Neubau, der die symmetrische Grundrißform mit der Ausbildung eines Herrschertraktes vereinigte. Bei Stift Seckau und in St. Lambrecht, den beiden ersten mit Kaisersälen ausgestatteten österreichischen Anlagen, kann noch nicht von einer neuen Gesamtkonzeption in symmetrischer Form mit der Kirche in der Mittelachse gesprochen werden.

In Seckau wurde der trapezförmige Vorhof so angelegt, daß die Kirche mit dem Kreuzgang ungefähr in die Mitte der Anlage rückte. Im Aufriß des W-Traktes, dessen Ecken mit Türmen mit zwiebelförmigen Helmen befestigt sind, werden Tendenzen zur Symmetrisierung sichtbar, einer Symmetrisierung jedoch, die sich noch nicht auf den Grundriß erstreckt. Auch in St. Lambrecht klingt zwar das Streben nach einer gleichmäßigen Anlageform an, jedoch wird die Kirche noch nicht einbezogen — daher kann noch nicht von einer symmetrischen Gesamtkonzeption gesprochen werden.

Das Motiv der Ecktürme, das offenbar ebenso zum herrschaftlichen Bauprogramm gehört, findet sich bereits in Seckau und auch schon in anderen Klosterneubauten des 17. Jh. (St. Paul im Lavanttal, Waldhausen)

---

216) Leonardo orientiert sich immer wieder an der Bauform der Burganlagen mit Ecktürmen aufgrund ihrer ästhetischen und repräsentativen Vorzüge.

217) St. v. Moos, a.a.O., S. 64 (Beschreibung). — Es ist möglich, daß von diesem Bau unmittelbare Einflüsse auf die frühen italienischen Klosterentwürfe ausgingen, da ein Vergleich des Grundrisses des römischen Palazzo dei Tribunali mit dem Grundriß von Antonio da Sangallos Kloster Monte Moro bei Montefiascone deren starke Ähnlichkeit zeigt: die symmetrische Anordnung der Räume und Stiegenhäuser um den quadratischen Innenhof und das Vorspringen der bedeutendsten Räumlichkeiten — im Kloster die Kirche, im Palazzo dei Tribunali der Hauptsaal — beweisen das. Das Fehlen der Ecktürme in allen italienischen Klosterbauten und -entwürfen zeigt, daß jene im Unterschied zu den österreichischen Bauten keinen Anspruch auf weltliche Macht dokumentieren wollten.

in ganz ähnlicher Form wie später z. B. in den Göttweiger Entwürfen. Zum Großteil gingen diese Ecktürme auch auf alte Baubestände zurück, als die Klöster zum Zeichen ihrer Befestigung meist über einen, selten über mehrere Türme verfügten; die Gestalt dieses Turmes beeinflußte in vielen Fällen auch die neuen Turmentwürfe[218].

Die entscheidende Wende zum eigentlichen hochbarocken Klosterbau in Form eines Quadrums mit Ecktürmen oder betonten Eckrisaliten mit allen seinen charakteristischen Merkmalen, von denen der Kaisertrakt nicht ausgeklammert werden kann, vollzieht sich erst mit der Thronbesteigung Karls VI. 1711. Den Anstoß zu dieser neuen Bauwelle gab einerseits die neue Bedeutung des Reiches nach den siegreich beendeten Türkenkriegen, andererseits scheint die Person Karls VI. in sehr wesentlichem Maß dazu beigetragen zu haben. In ihm finden wir den direkten Übermittler des im Escorial voll ausgebildeten Prototyps nach Österreich[219].

Die Frage, inwieweit die von Karl VI. 1713 proklamierte Pragmatische Sanktion mit ihrer Feststellung, daß die Länder des Reiches „indivisibiliter ac inseparabiliter" vereint seien, Einflüsse auf die Darstellung des Einheitsgedankens mit Hilfe der Architektur (dokumentiert durch Bauten kaiserlicher Stiftung) zeigt, wird von Wagner-Rieger erörtert[220]. Da die Pläne zur Neugestaltung der Wiener Hofburg zum dominierenden kaiserlichen Residenzbau als Ausdruck der Ideen Karls VI. zum engeren Zusammenschluß seines Reiches aufgefaßt werden können[221], läßt die Verwandtschaft in der Auffassung der Klosterbauten mit ihren Kaisertrakten als „temporären kaiserlichen Residenzen" den Schluß zu, daß auch für den zeitgenössischen Klosterbau die Pragmatische Sanktion nicht ohne Auswirkungen blieb.

Die erste unter Karl VI. begonnene Gesamtanlage stellt Melk dar (1711 erste Erwähnung des Klosterrisses, Kirchenneubau allerdings schon 1702[222]). In Melk wird aus terrainbedingten Gründen eine Abwandlung des symmetrischen Grundrißschemas angewandt; die Anlage wird von Herr-

---

218) Als wichtigstes Beispiel ist Göttweig zu nennen: dort wurde der alte Frauenturm an der NO-Ecke in seiner Lage beibehalten. Seine polygonale Form und der zwiebelförmige Turmhelm wurden von Hildebrandt fast wörtlich übernommen. Hieraus ergibt sich die noch sozusagen „altertümlich" anmutende Form der Ecktürme, die in ihrem Aufriß noch große Parallelen zu St. Paul im Lavanttal aufweisen. Die „moderneren" Entwürfe bedienen sich der Form der betonten Eckrisalite, wie es z. B. in Klosterneuburg oder Klosterbruck bei Znaim der Fall ist.

219) Wie bereits erwähnt, war Karl VI. spanischer König gewesen, ehe er in Wien den Thron bestieg. Er fand in seinem Hofbaudirektor Gundacker Gf. Althan einen kongenialen Mitarbeiter und großen Verfechter spanischer Ideen am Wiener Hof. — Dazu: Wilhelm Hauser, Das Geschlecht derer von Althann, phil. Diss. Wien 1949, S. 113.

220) Renate Wagner-Rieger, Die Pragmatische Sanktion und die Kunst, in: Der Donauraum, 9. Jg., 1964, Heft 1, S. 67 ff.

221) Wagner-Rieger, a.a.O., S. 69.

222) Schikola, Beiträge zu einer Prandtauer-Monographie, S. 33 ff.

mann dem Aufriß nach den hochbarocken Anlagen zugeordnet[223]. Der Kaisertrakt ist bereits voll entwickelt: Gastzimmer, Marmorsaal und Haupttreppe sind mit ikonographischen Hinweisen auf den Herrscher ausgestattet[224].

Der erste Bau auf österreichischem Gebiet, der die Grundrißsymmetrie einer echten Vierflügelanlage mit Ecktürmen und den voll ausgebildeten Kaisertrakt mit Kaiserzimmern, Treppe und Festsaal als Symbole der imperialen Architektur in seiner Konzeption vorsieht, ist Göttweig[225].

Den Höhepunkt und gleichzeitig Endpunkt dieser Bestrebungen stellt Klosterneuburg dar[226]. Hier wurde der Kaisertrakt zur kompletten kaiserlichen Residenz ausgeweitet. In der Gesamtkonzeption der Anlage — wieder als Quadrum mit betonten Eckrisaliten — tritt im Aufriß die monastische Bedeutung zugunsten der imperialen Symbolik völlig in den Hintergrund. Nicht mehr die Kirchenkuppel stellt das zentrale Motiv dar, sondern die Kuppeln über dem Residenztrakt im Osten mit den augenfälligen Symbolen der Kronen über dem Tambour dominieren.

Mit Recht vertritt daher Herrmann in bezug auf Klosterneuburg die Meinung, daß sich in diesem großen Unterschied zum Escorial — in dem der Residenztrakt keineswegs dominierend war — der Weg von der Königsherrschaft des 16. Jh. zum Absolutismus des 18. Jh. ausdrückt[227].

Das Stift Göttweig als typisches Beispiel einer hochbarocken Stiftsanlage

Göttweig wird allgemein als charakteristisches Beispiel einer Klosteranlage des 18. Jh. angesehen. Für die Forschung, die sich mit der Entwicklung des hochbarocken Klosterbaues in allen seinen Ausprägungen, vor allem auch mit dessen Stellung im weltlichen Bereich und dessen Beziehungen zum Herrscherhaus auseinandersetzt, bietet das vorhandene Planmaterial dieses Stiftes eine einzigartige Dokumentation: hier vollzog sich mit der Planänderung eine Wandlung von der im wesentlichen monastischen Bedürf-

---

223) Herrmann, Der hochbarocke Klosterbautypus, S. 126.

224) Siehe S. 45.

225) Jedoch geschieht dies erst in der zweiten Planung. — Aus verschiedenen archivalisch belegbaren Gründen ist anzunehmen, daß Hofbaudirektor Graf Althan als kaiserlicher Vertreter Anteil an dieser Planänderung hatte. Näheres dazu im Beitrag zur Göttweiger Planänderung und Planchronologie.

226) Bezeichnenderweise wie in Göttweig erst in der zweiten Planung, deren Ausarbeitung nachweisbar vom Hof — mit Althan als Vertreter — beeinflußt wurde. — Dazu: Pauker, Beiträge zur Baugeschichte des Stiftes Klosterneuburg, Wien—Leipzig 1907, S. 7/8 und II. Teil, S. 17 (Wiedergabe einer Abschrift des Originalberichts von D. F. d'Allio über seine Tätigkeit im Stift Klosterneuburg).

227) Herrmann, a.a.O., S. 209.

nissen angepaßten Anlage — die noch in der Tradition des 17. Jh. steht — zum hochbarocken Repräsentationsbau, dessen monumentaler Kaisertrakt nunmehr ein dominierendes Element der Gesamtanlage darstellt.

Der Grund für diese Planänderung kann nicht nur in der mangelnden Koordinierung des ersten Planes mit den vorhandenen Terraingegebenheiten gesucht werden[228]: schließlich deutet die Bereicherung der Anlage um den gesamten W-Trakt, der ausschließlich Räumlichkeiten zur Aufnahme hochgestellter weltlicher Gäste enthalten sollte (Anlage eines Festsaales im Mittelteil des W-Traktes und zahlreiche Gastzimmer, die wie der Festsaal über zwei monumentale Treppenhäuser erreichbar sein sollten), auf eine gravierende Beeinflussung seitens des regierenden Monarchen oder seiner Umgebung hin. Es gibt zu denken, daß in der ersten Planung des Stiftes nur einige kleinere Gastzimmer in der Nähe der Abtei geplant waren, die keineswegs einen eigenen Trakt in Anspruch nahmen. Auch die Tatsache, daß die Dienste des Göttweiger Abtes Gottfried Bessel in diplomatischen Missionen die volle Anerkennung Karls VI. fanden[229] und daß Bessel in seinem „Chronion Gotwicense" (welches er Karl VI. gewidmet hatte) die Verdienste des Herrschers um das Stift besonders hervorhebt[230], weist auf engere Beziehungen des Abtes zum Wiener Hof hin.

Daher erscheint eine Untersuchung aller eventuell für die Planänderung maßgeblichen Umstände äußerst wichtig, ebenso die Erörterung der damit verbundenen Frage, ob die Diskrepanz zwischen der ersten und der zweiten Planungsphase als Beispiel einer neuen Haltung des Kaiserhauses den Klöstern gegenüber gewertet werden kann, die ihren Höhepunkt um 1730, zur Zeit des Stiftsneubaus von Klosterneuburg, erreichte.

Überblick über die Forschungslage zum Göttweiger Planmaterial

Die erste ausführliche Beschreibung des Benediktinerstiftes Göttweig und der Pläne zum Stiftsneubau des 18. Jh. liefert die Österreichische

---

228) P. Emmeram Ritter OSB., Gottfried Bessel als Bauherr und Kunstmäzen, in: Festschrift Gottfried Bessel 1672—1749 (Quellen und Abhandlungen zur mittelrheinischen Kirchengeschichte, hrsg. v. Franz Rudolf Reichert, Bd. 16), Mainz 1972, S. 102.

229) Besonders die Konversion der protestantischen Herzogstochter Elisabeth Christine von Braunschweig-Wolfenbüttel, der späteren Gemahlin Karls VI., im Jahr 1707 trug Abt Gottfried Bessel die Gewogenheit des Hofes ein. Bei der Abtwahl für Göttweig im Jahr 1714 machte sie auf Wunsch des Kurfürsten Lothar Franz von Schönborn ihren großen Einfluß geltend. — Dazu: Friedhelm Jürgensmeier, Dr. Gottfried Bessel im Dienste der Reichsgrafen von Schönborn, Festschrift Bessel, S. 47.

230) P. E. Vasicek, Abt Gottfried Bessel (Studien und Mitteilungen aus dem kirchengeschichtlichen Seminar der theologischen Fakultät der Universität Wien, Heft 10), Wien 1912, S. 131/132.

Kunsttopographie im Jahr 1907[231]. Hier werden bereits die wichtigsten Daten der Baugeschichte anhand von Notizen im Diarium Gotwicense des Priors G. Schenggl erwähnt; an Planmaterial finden sich der später von Ritter mit Plan „2a" bezeichnete Gesamtgrundriß, welcher heute verschollen ist[232], weiters die damals noch nicht mit einer Nummer versehenen Aufrisse der O-Fassade und des westlichen Traktes mit der Kirchenfassade (später von Ritter Plan 4 und Plan 5 benannt)[233] und der heute mit Plan Nr. 6 bezeichnete Aufriß der W-Fassade mit der Darstellung der vorangestellten Bastion und der Vorbauten mit halbelliptischem Grundriß. Der Aufmerksamkeit der Verfasser entgangen war jedoch die Tatsache, daß Plan 4 und 5 ganz offensichtlich einem anderen Grundriß zuzuordnen sein mußten als Plan 6 und keinesfalls als zu Plan 2a gehörig betrachtet werden konnten, da die Anzahl der Fensterachsen im O-Trakt bei diesen beiden Rissen keine Übereinstimmung aufweist und vor allem der Aufriß mit der Darstellung der Kirchenfassade wegen seiner mit dargestellten Rechteckbauten keinesfalls passend erscheinen mußte. (Diese rechteckigen Seitentrakte wurden für Aufrisse der schrägen Treppentrakte im SW und NW des späteren Planes 2a gehalten.) Lediglich Plan 6 kann als Aufriß zur späteren Planung mit bereits geschlossenem W-Hof betrachtet werden.

Die Rolle Pilgrams als Stiftsbaumeister ab 1734 fand noch keine Erwähnung. Zu vermerken ist auch eine unrichtige Grundrißdarstellung des heutigen Baubestandes[234], die an folgenden Stellen dem tatsächlich ausgeführten Zustand nicht entspricht: das heutige Treppenhaus der Kaiserstiege weist nach außen nicht 5, sondern 6 Fensterachsen auf, und der von S nach N verlaufende Trakt seitlich der Kirchenfassade, der sog. „Vestibültrakt", verfügt über einen fünfachsigen vorspringenden Mittelrisalit, welcher ebenfalls nicht angegeben wurde.

Grimschitz übernimmt in seiner Hildebrandt-Monographie von 1932 die Baugeschichte aus der Kunsttopographie; auch er setzt sich noch nicht mit dem Problem einer möglichen Existenz zweier verschiedener Grundrisse auseinander, sondern beschränkt sich auf die Beschreibung und Abbildung des Grundrisses 2a[235] und der übrigen, auch in der Kunsttopographie abgebildeten Risse. Wir finden noch keine Erwähnung der Tätigkeit Pilgrams im Stift; in bezug auf das Treppenhaus erklärt Grimschitz kategorisch, ohne Heranziehen von Stilvergleichen, es offenbare „unverfälscht Hildebrandts ursprünglichen Entwurf". Dasselbe ohne wesentliche Änderungen erscheint auch bei Grimschitz im Jahr 1959[236].

P. Emmeram Ritter, dem langjährig tätigen Stiftsarchivar, ist der Fund des Grundrisses zur ersten, nicht ausgeführten Göttweiger Planung zu ver-

231) ÖKT, Bd. 1, Die Denkmale des politischen Bezirkes Krems, bearbeitet von Hans Tietze, Wien 1907, S. 431 ff.
232) ÖKT, Fig. 331.
233) ÖKT, Tafel XXII.
234) ÖKT, Fig. 332.
235) Bruno Grimschitz, Hildebrandt 1932, S. 84 ff., Abb. 141.
236) Bruno Grimschitz, Hildebrandt 1959, S. 99 ff.

danken. Er publiziert ihn erstmals im Jahr 1961[237] und versieht ihn mit der Bezeichnung „Plan 1". Da Hildebrandt am 4. Mai 1719 dem Stiftskapitel bereits ausgearbeitete Baupläne vorlegte und einstimmig der Beschluß gefaßt wurde, Hildebrandt für dieses Bauvorhaben als Bauleiter heranzuziehen, und da das Kapitel weiters auch beschloß, die Durchführung des Neubaus „gemäß den vorliegenden Plänen zu beginnen"[238], kann mit Sicherheit angenommen werden, daß es sich bei diesen von Hildebrandt entworfenen und eingereichten Plänen um Plan 1 mit den dazugehörigen Aufrissen 4 und 5 handelt, zumal Plan 1 eine Inschrift trägt, die darauf hinweist, daß er bei der Grundsteinlegung im Juli 1719 in Verwendung stand[239]. Auf Hildebrandt als entwerfenden Architekten weisen vor allem auch die starken stilistischen Übereinstimmungen zu dessen Oeuvre aus dieser Zeit hin[240]. Ausgeführt wurden die Risse von Hildebrandts Bauzeichner Johann Weribert von Person.
Ritter bringt — etwas ausführlicher als die Kunsttopographie — eine genaue Aufzählung aller wichtigen Baudaten anhand des Göttweiger Diariums und weiters eine detaillierte Beschreibung des bisher unbekannten Planes Nr. 1, dem er die bereits in der Kunsttopographie abgebildeten Aufrisse Nr. 4 und 5 zuordnet.

Diesem Entwurf wird Plan 2a als Grundriß gegenübergestellt, welcher — abgesehen von einigen Abweichungen im Detail — in seiner Gesamtheit der heute ausgeführten Anlageform entspricht und bei welchem die beiden rechteckigen Abschlußbauten im Westen zugunsten eines vor die Kirche gelegten geschlossenen Hofes mit den Treppenhäusern an den abgeschrägten Ecken im NW und SW aufgegeben werden. Ritter bringt die Gegenüberstellung beider Grundrisse mit eingehenden Beschreibungen, setzt sich aber nicht konsequent mit der wesentlichen Frage auseinander, welche Gründe für diese — doch sehr gravierende — Änderung der Planung in Betracht kommen könnten. Er spricht lediglich die Vermutung aus, daß der Ausführung des ersten Planes bautechnische Schwierigkeiten entgegengestanden sein könnten bzw. daß die Ansicht des Stiftes nach N hin (also zu den Städten Krems, Stein und Mautern gewendet) nach Plan 1 keine bauliche Einheit dargestellt hätte und somit geändert werden mußte.

Weiters gebührt Ritter das Verdienst, aus dem Studium der in Göttweig vorhandenen archivalischen Quellen die Beteiligung Franz Anton Pilgrams ab 1734 als Bauleiter, dem auch selbständige Entwürfe zugeschrieben werden können, nachgewiesen zu haben.

Ritter bringt jedoch in seinen späteren Publikationen zum Thema Göttweig nur mehr — mit geringfügigen Änderungen versehene — Wieder-

---

237) P. Emmeram Ritter OSB., Neue Forschungsergebnisse zur Bau- und Kunstgeschichte des Stiftes Göttweig, in: Mitteilungen aus dem Kremser Stadtarchiv, 1961, S. 57 ff.
238) Archiv Göttweig, Kapitel-Protokollbuch von 1715—1749, S. 35 ff.
239) Siehe S. 60.
240) Z. B. mit dem Bau der Österreichischen Hofkanzlei (ab 1717).

holungen seines ersten Aufsatzes in den Jahren 1970[241] und 1972[242]. Er stellte auch im Zuge der Neuordnung des Göttweiger Stiftsarchivs eine willkürliche Numerierung der Pläne auf. In diesem Zusammenhang ist zu erwähnen, daß in meiner Arbeit die Bezeichnung der Pläne aus dem Göttweiger Archiv nach der Numerierung Ritters erfolgt; dies geschieht vor allem, um den Überblick über das Planmaterial zu bewahren, der durch die verschiedenen Bezeichnungen der anderen Autoren in Frage gestellt wird. Es erscheinen jedoch im gesamten neue Planbezeichnungen wünschenswert, die mit der Chronologie der Planung in besserem Einklang stehen müßten.

Die erste genauere Chronologie der wichtigsten Göttweiger Entwurfszeichnungen mit Hilfe von zeitgenössischen Stiftsansichten erfolgte durch Judit Sebesy-Josintzi[243]. Sie weist vor allem auf die wichtige Rolle zweier Grundrisse des ersten Stockes (Plan 2 und 3) für die Rekonstruktion der wichtigsten Phasen der baulichen Entwicklung des Stiftes hin; und sie ordnet den Aufriß Plan 6 aufgrund der gleichen Anzahl der Fensterachsen im nördlichen Teil des W-Traktes dem Grundriß Nr. 2 zu. Für den Entwurf des Treppenhauses nimmt Sebesy Hildebrandt als Urheber an, Pilgram wären lt. Sebesy nur gewisse Detailänderungen am Aufrißkonzept zuzuschreiben.

Pal Voit stellt sich die Aufgabe, vor allem den Anteil Pilgrams von dem Hildebrandts abzugrenzen[244]. Durch mangelnde Kenntnisse des tatsächlichen Baubestandes bzw. durch seine Orientierung an der falschen Darstellung des heutigen Grundrisses in der Kunsttopographie kommt er jedoch zu der unrichtigen Annahme, den heute nicht mehr erhaltenen Plan 2a bereits in die späteste Bauphase zu datieren[245].

Auch Rizzi[246] beschäftigt sich neben einer im wesentlichen mit Sebesy übereinstimmenden Chronologie der Gesamtpläne eingehend mit Pilgram

---

241) Ritter, Neue Forschungsergebnisse zur Bau- und Kunstgeschichte des Stiftes Göttweig 1714—1749, Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktinerordens 1970, Heft III—IV, S. 407 ff.

242) Ritter, Gottfried Bessel als Bauherr und Kunstmäzen, Festschrift Bessel 1972, S. 93 ff.

243) Seminararbeit am Kunsthistorischen Institut der Universität Wien bei Prof. R. Wagner-Rieger im WS 1970/71.

244) Pal Voit, Unbekannte Entwürfe F. A. Pilgrams, Wiener Jb. f. Kg., Bd. XXIV/1971. — Ders., Unbekannte Pläne Johann Lucas von Hildebrandts und der Neuaufbau des Stiftes in Göttweig 1719/46, Wr. Jb. f. Kg., Bd. XXVIII/1975.

245) Eine Stellungnahme dazu siehe S. 80.

246) Rizzi, Johann Lucas von Hildebrandt — Ergänzungen zu seinem Werk, Diss. TH Wien 1975, S. 42 ff.: „Ergänzungen zur Baugeschichte des Stiftes Göttweig". — Ders., Ergänzungen zur Baugeschichte des Stiftes Göttweig, Wr. Jb. f. Kg., Bd. XXIX/1976. — Ein Überblick über die Baugeschichte des Stiftes Göttweig findet sich bei P. Gregor M. Lechner OSB, Stift Göttweig und seine Kunstschätze, 1977, S. 52 ff.

als Urheber verschiedener Entwürfe, vor allem der Zeichnungen für die westlichen Vorbauten. Er nimmt auch das Gliederungssystem der Stiegenhauswände und die Detailformen für Pilgram in Anspruch, schreibt aber die Gesamtkonzeption der Kaisertreppe Hildebrandt zu.

Planchronologie aufgrund stilistischer Vergleiche

1. Die erste Planung

besteht aus folgenden Plänen:

Archiv Göttweig, Plansammlung Nr. 1: Erdgeschoßgrundriß der Gesamtanlage

Archiv Göttweig, Plansammlung Nr. 4: Aufriß des Quertraktes mit der Kirchenfassade

Archiv Göttweig, Plansammlung Nr. 5: Aufriß der O-Fassade. Alle Pläne sind signiert und datiert „J. W. G. Person delineavit Ao. 1719".

Beschreibung des Planes Nr. 1[247]:

Es handelt sich hier um einen Grundriß, der die Kirche in der Mittelachse einer zweihöfigen Anlage vorsieht, vor welche an der NW- und an der SW-Ecke je ein rechteckiger Trakt vorgelagert wird. Dadurch wird der Eindruck eines offenen Ehrenhofes vor der Kirche vermittelt; diesen schließt nach W zu eine Kolonnade mit halbelliptischem Grundriß ab. Der O-Flügel, welcher den Konvent beherbergen sollte, wird aus einem vorspringenden 11achsigen Mittelrisalit und zwei seitlichen Trakten, die je 12 Achsen besitzen, gebildet. Es war eine Übernahme der bereits bestehenden frühbarocken Kirche vorgesehen, bei der es sich um einen einfachen Longitudinalbau — noch ohne Kuppel und Vorhalle — handelte. Es hat den Anschein, als ob sich Plan 1 sehr genau an den alten Baugegebenheiten orientieren wollte. Als Vergleich möge ein Grundriß der Stiftsanlage vor 1718 dienen[248]: hieraus ist ersichtlich, daß die Form der Kirche im wesentlichen gleichgeblieben ist und nur um die im O angebaute Sakristei bereichert wurde. Ebenso fand sich der Gang, der seitlich neben der Kirche parallel zur Kirchennordwand verläuft, bereits auf dem alten Grundriß und wurde auf Plan 1 genau übernommen. Auch die gesamte Anlage der NO-Ecke mit dem polygonalen Frauenturm ist im alten Bestand vorgebildet[249]. Allerdings wurde der auf dem Plan der Anlage vor 1718 von den

247) Abbildungen des Planes Nr. 1 bei Pal Voit, Unbekannte Entwürfe Lukas v. Hildebrandts und der Neuaufbau des Stiftes in Göttweig, Wr. Jb. f. Kg., Bd. XXVIII/1975, Abb. 106, und bei P. Gregor Lechner OSB., Stift Göttweig u. seine Kunstschätze, Abb. 44.

248) 1718 zerstörte ein Brand einen Großteil der Stiftsgebäude. Dieses Ereignis gab den unmittelbaren Anlaß zum Neubau des Stiftes. — Dazu: Ritter, Festschrift Bessel, S. 94. — Grundriß der Stiftsanlage vor dem Brand: ÖKT, Bd. 1/Krems, Fig. 318.

249) Dazu auch Grimschitz, Johann Lukas von Hildebrandt 1932, S. 86: „Hildebrandt ging in seinem Grundrißentwurf ... von dem nordöstlich der Stiftskirche gelegenen Gebäudekomplex aus und deutete diesen, sein Rechteck viermal wiederholend, zum Raum der Gesamtanlage aus." (Zitat.)

seitlichen Chorkapellen der Stiftskirche ausgehende, zum O-Trakt parallel laufende Quertrakt zunächst nicht in die neue Planung übernommen, da sonst der Hof in zwei ungleich große Teile zerlegt worden wäre — diese Unregelmäßigkeit hätte der Art der Grundrißauffassung jedoch nicht entsprochen. Erwähnenswert erscheint auch der Ansatz des nordwestlichen Rechteckbaues: dieser liegt ungefähr dort, wo auch vor 1718 ein Gebäudekomplex bestand. In der Planung von 1719 waren die Räumlichkeiten im nördlichen Teil den „Capellknaben", Offizialen und Ämtern, im südlichen Teil den Gästen zugedacht. Der planende Architekt Johann Lukas von Hildebrandt muß auf alle Fälle mit dem alten Baubestand vertraut gewesen sein, da ja bei der ersten Neuplanung auch die Einfahrt in das Kloster im südlichen Seitentrakt vorgesehen war wie im alten Zustand[250].

Vergleicht man die beiden zur ersten Planung gehörigen Aufrisse, vor allem Plan Nr. 5 (Aufriß der O-Fassade)[251] mit einem Stich mit dem Porträt des Abtes Berthold Mayer und der Darstellung Göttweigs vor dem Brand[252], so zeigt sich der gravierende Unterschied in der Aufrißgestaltung der Türme. Während der NO-Turm vor 1718 sehr hoch, mit dominierendem Zwiebelhelm, ausgeführt war, werden der NO- und der SO-Turm der neuen Planung niedrig, mit spitz zulaufendem Helm, konzipiert. Auch die Turmgrundrisse sind leicht voneinander abweichend: im alten Bestand 5 Seiten eines Siebenecks, in den neuen Entwürfen 6 Seiten eines Achtecks.

Daß man bei der zweiten Planung allerdings wieder auf die Betonung der Ecktürme in ihrer Höhe gegenüber den Fronten und auf ihre Bekrönung mit Zwiebelhelmen zurückgriff[253], erscheint sehr signifikant für die Änderung der Baugesinnung in der zweiten Planung zu sein (in der zweiten Planung verlagert sich das Schwergewicht auf den kaiserlichen Trakt im Westen, die gesamte Anlage wird zu einer geschlossenen vierseitigen Form abgeändert). Das Motiv der betonten Ecktürme einer Vier-

---

250) In diesem Zusammenhang interessant wäre ein Grundriß des Stiftes vor dem Brand mit eingezeichnetem Entwurf für den Neubau, der sich laut ÖKT im Vorsaal „zum Archiv-Kanzlei an der Wand" befunden haben soll. (ÖKT, Bd. 1/Krems, S. 494.) Dieser Grundriß konnte jedoch leider nicht aufgefunden werden.

251) Aufriß der O-Fassade, signiert „J. W. G. Person delineavit Ao 1719", Federzeichnung, koloriert, mit der Aufschrift: „Profil des Hinteren Theils des löblichen Stiffts Göttweig, wo daß Priorat und die Bibliothec ist." — Archiv Göttweig, Plansammlung Nr. 5. — Abbildungen des Planes Nr. 5 bei Lechner, a.a.O., Abb. 46 und in der ÖKT, Bd. 1/Krems, Tafel XXII.

252) Stich mit dem Porträt des Abtes Berthold Mayer und der Darstellung Göttweigs vor dem Brand: Signatur Pfeffel und Engelbrecht, bez. D-CXIX-I, 439, Nr. 18. — Kat. Gedächtnisausstellung zur Wiederkehr des 300. Geburtstages von Abt Gotfried Bessel 1672—1749, Buchen, Mainz, Göttweig 1972—73, Kat. Nr. 16.

253) Diese Turmform verwendete Hildebrandt auch 1719 bei seinem Entwurf für den Kirchturm vor Furth bei Göttweig. — Dazu: Ritter, Festschrift Bessel, S. 111, Anm. 107. — Grimschitz, Hildebrandt 1959, S. 103.

flügelanlage bildet ein im Lauf der Geschichte immer wiederkehrendes Symbol der Macht und den Ausdruck einer „imperialen Architektur"[254].

Außer den Änderungen im Aufriß der Ecktürme in der zweiten Planungsphase (abgesehen von den anderen Helmformen wurde auch noch über den Obergeschoßfenstern eine Reihe von Ovalfenstern konzipiert), wurde auch die Anzahl der 1719 geplanten Fensterachsen des O-Traktes später um zwei reduziert.

Plan Nr. 4[255] übernimmt in seinem Aufriß der seitlich geplanten Rechteckgebäude in der Form wörtlich den Aufriß des Mittelrisalits am O-Trakt, nur um zwei Fensterachsen reduziert und ohne Portal, da die Eingänge an den Seiten geplant waren. Über dem gebänderten Erdgeschoß mit einfachen Fenstern erhebt sich das Hauptgeschoß; es zeigt hohe Fensterformen mit charakteristischen Rahmungen, die mit den Sohlbänken auf den Gesimsen des unteren Geschosses aufliegen und ein rechteckiges, oft auch verziertes Feld zwischen oberem Fensterabschluß und Giebel aufweisen. Die Fenster des Mittelrisalits wurden mit repräsentativen Giebelformen ausgestattet, die Mezzaninfenster sind querrechteckig, ohne besondere Rahmung. Die mittleren 5 Fensterachsen treten nur ganz leicht hervor, wobei die Fenster durch flache Pilaster mit ionischen Kapitellen voneinander getrennt sind; die Betonung dieser 5 Achsen in der Dachzone erfolgt durch eine Balustrade mit Figuren, die seitliche Hervorhebung des Mittelrisalits durch Ortsteine.

Diese Art der Aufrißgestaltung entspricht Hildebrandts übrigem Oeuvre aus dieser Zeit, z. B. der Österreichischen Hofkanzlei (ab 1717)[256] und wird im wesentlichen auch in den späteren Entwürfen — nur mit geringfügigen Änderungen (wesentlichste Veränderung: die Figurenbalustrade wurde durch einen gemischtlinigen Giebel mit seitlichen Vasen ersetzt) — übernommen. Die Portale sind rundbogig mit darüberliegendem Gesims; sie werden von Säulen mit darauf stehenden Vasen flankiert.

Die Kirchenfassade weist noch keine Säulenvorhalle zwischen den Türmen auf — diese wurde erst nach der Planänderung vorgesehen. Was die

---

254) Stanislaus von Moos, Turm und Bollwerk, S. 67: Moos führt als eines von vielen Beispielen Leonardos Projekt für einen Palast für den florentinischen Stadtherrn Lorenzo di Piero de'Medici an (1515—16), der als Vierflügelanlage mit oktogonalen Ecktürmen geplant wurde. Das Vierturmschema wurde in diesem Fall als Emblem und Metapher der eben wiederhergestellten Macht der Medicifamilie verwendet.

255) Archiv Göttweig, Plansammlung Nr. 4: Aufriß des Quertraktes mit der Kirchenfassade, koloriert, signiert „Joh. W. G. Person delineavit Ao 1719", 2152:520 mm, mit der Aufschrift: „Profil des Frontispicii des Löblichen Stiffts Göttweig." — Abbildungen des Planes Nr. 4 bei Lechner, Göttweig, Abb. 45 und in der ÖKT, Bd. 1/Krems, Tafel XXII.

256) Österreichische Hofkanzlei: Beschreibung, Baugeschichte und Abbildung siehe Grimschitz, Hildebrandt 1959, S. 88 ff,. Abb. 87, 88.

Form der Türme betrifft, so können Parallelen im Turmentwurf Fischer v. Erlachs für Herzogenburg festgestellt werden[257].

Der Grundriß des Planes Nr. 1 trägt die Inschrift: „Grundt-Riss, wie das Löbl. Exempte Stifft Göttweig von Grundt auf — die alleinige Kirch ausgenomben — wiederum erbauet werden solle, worzue den 2. July 1719 durch legung dess ersten Stains der Anfang gemacht worden[258]." Diese Inschrift bildet den Grund zur Annahme, daß der O-Trakt in seiner Gesamtheit tatsächlich nach Plan 1 errichtet wurde[259]. Beim Bau des Osttraktes wurden jedoch derartige Änderungen vorgenommen, daß sie m. E. nicht zu vernachlässigen sind:

1. beträgt am ausgeführten Bau die Anzahl der Fensterachsen an den seitlichen Trakten nicht 12, sondern nur 11
2. erfolgte die Anlage der Mönchszellen nach einem anderen Schema
3. erscheint der Ansatz der zu den Kirchenseitenwänden parallel verlaufenden Trakte nicht dort, wo er in der ersten Planung vorgesehen war, sondern um jeweils eine Achse nach außen verlegt. Diese Verlegung war erst in der zweiten Planungsphase vorgesehen[260]: einerseits, weil die Kirche durch die neugeplante Kuppel etwas breiter geworden war und andererseits, um den Ansatz der Gänge in ein optisch günstigeres Verhältnis zum Mittelrisalit des Osttraktes und zu den Westtürmen der Kirche zu bringen.

Plan 1 kann daher zwar noch bei der Grundsteinlegung seine Gültigkeit besessen haben, mußte aber wahrscheinlich noch vor April 1720 einem anderen Plan weichen. Am 10. April 1720 nämlich erfolgte die Grundsteinlegung für die Konventgartenmauer; anläßlich dieses Ereignisses wird ausdrücklich erwähnt, daß zu diesem Zeitpunkt die Grundmauern des Osttraktes bereits vollendet waren[261]. Einen eindeutigen Terminus ante quem für die Planänderung bildet die Tatsache, daß am 23. November 1721 mit dem Aufsetzen des Dachstuhls an einem Flügel des O-Traktes begonnen werden konnte[262]. Das bedeutet, daß man Ende 1721 bereits nach einem neuen Grundriß vorging, da ja zu diesem Zeitpunkt der Ansatz zumindest des einen parallel zur Kirchenseitenwand verlaufenden Traktes schon vorhanden war, und zwar laut heutigem Baubestand an jener Stelle, an der er in der zweiten Planung vorgesehen war.

---

257) Turmentwurf Fischer v. Erlachs für Herzogenburg: Ausstellungskatalog Johann Bernhard Fischer v. Erlach, Graz, Wien, Salzburg 1956/57, Kat. Nr. 56/1, Abb. 31 b.

258) Eine genauere Beschreibung des Grundrisses bei Ritter, Festschrift Bessel, S. 99. — Als erster Bauteil wurde der Osttrakt in Angriff genommen.

259) P. Emmeram Ritter, Festschrift Bessel, S. 100: Ritter stellt „geringfügige" Abweichungen in der Ausführung fest, für die seiner Ansicht nach kein neuer Grundriß erforderlich war.

260) Siehe Pläne Nr. 2, 3 und 2a.

261) Ritter, Festschrift Bessel, S. 110.

262) Diarium Gotwicense, Bd. I, S. 537. — Dazu: Judit Sebesy-Josintzi, Göttweig, Seminararbeit des KHI der Universität Wien, WS 1970/71, S. 12.

Die Dächer der beiden seitlichen Risalite des O-Traktes wiesen in der ersten Planung noch keine Abwalmung zum Mittelrisalit hin auf, wie es schließlich zur Ausführung kam. Als am 15. Juni 1722 die Maurer ein Stockwerk auf den ursprünglich niedriger geplanten Frauenturm aufzusetzen begannen[263], dürfte der neue Plan schon länger in Verwendung gestanden sein.

Ebenso wichtig für die Fixierung der Planänderung im Jahr 1720 erscheint ein von Hildebrandt unterzeichneter und 1720 datierter Entwurf mit der Darstellung von zwei verschiedenen Fensterformen[264]. Es handelt sich hier eindeutig um die Mansardenfenster des Osttraktes, und zwar in der Form, wie sie am bestehenden Bau erscheinen (darauf weist auch die Beischrift auf dem Riß: „für die Konvent Decher" hin). Da in der Planung des Jahres 1719 noch keine Mansardenfenster aufscheinen (siehe Plan 4 und 5), muß angenommen werden, daß der Riß für die neuen Mansardenfenster 1720 im Zug der gesamten Neuplanung entstanden ist.

Die Annahme eines schwerwiegenden Grundes für die Änderung der Gesamtplanung wird dadurch verstärkt, daß der ausführende Baumeister Jänggl sich laut Kontrakt vom 22. Mai 1719 verpflichtet hatte, sich genau an die Pläne Hildebrandts zu halten und „an keiner Stelle abzuweichen"[265], wonach ein Vorgehen ohne vorherige — sowohl vom Abt als auch von Hildebrandt genehmigte — Planänderung nicht möglich war. Aus den archivalischen Quellen geht ebenso hervor, daß bereits am 7. Mai 1719 ein Generalkapitel einberufen worden war, dessen einstimmiger Beschluß lautete, daß „das ganze Kapitel die Pläne Hildebrandts so approbieren solle, daß nicht nur der gegenwärtige Prälat, sondern auch seine Nachfolger ... zur Durchführung des Neubaus kraft des Beschlusses gegenwärtigen Kapitels jetzt und in Hinkunft verpflichtet seien"[266]. Weiters hatte sich auch Hildebrandt beim Kontraktabschluß im Mai 1719 verpflichtet, nichts an dem von ihm eingereichten Plan ohne Wissen und Befehl Bessels zu ändern[267]. Diese gegenseitigen — auch schriftlich festgehaltenen — Verpflichtungen zur Einhaltung des eingereichten Planes schließen m. E. aus, daß Plan 1 ohne vorherige genaue Ausmessungen des Terrains angefertigt wurde, und daß man sich erst nach der Grundsteinlegung der bautechnischen Schwierigkeiten bei der Ausführung bewußt wurde. Archivalisch zu

---

263) Ritter, Festschrift Bessel, S. 110, Anm. 104. — Diarium Gotwicense, Bd. II, S. 55, 15. Juni 1722.

264) Archiv Göttweig, Plansammlung Nr. 22: Federzeichnung, 116 : 182 mm. — Kat. der Gedächtnisausstellung zur Wiederkehr des 300. Geburtstages von Abt Gottfried Bessel, Kat. Nr. 65 (Abb. o. Nr.).

265) Archiv Göttweig, Kontrakt 1719 V-22, KGL. 1 Wien. — Dazu: Ritter, Festschrift Bessel, S. 97.

266) Diarium Gotwicense, Bd. I, S. 61. — Ritter, Festschrift Bessel, S. 97.

267) Ritter, Festschrift Bessel, S. 96/97, Anm. 29. — Archiv Göttweig, Kontrakt 1719, KGL. 1. — Verpflichtung Hildebrandts, nichts an dem von ihm eingereichten Plan ohne Wissen und Befehl Bessels zu verändern.

belegen sind Grundausmessungen, die schon Ende des Jahres 1718 vorgenommen worden waren[268].

Existierte nicht die Inschrift auf Plan 1, die besagt, daß dieser bei der Grundsteinlegung in Gebrauch war, könnte man aufgrund der gegenseitigen Verpflichtungen zur Beibehaltung der Pläne zu dem Schluß kommen, daß der Einreichungsplan nicht mehr Plan 1, sondern ein bereits verändertes Exemplar war[269]. Gegen einen solchen Schluß spricht aber auch

---

268) P. Emmeram Rtiter, Neue Forschungsergebnisse zur Bau- und Kunstgeschichte des Stiftes Göttweig (1714—1749), Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktinerordens, 1970, Bd. 81, Heft III/IV, S. 409, Anm. 18. — Archiv Göttweig, Diarium Gotwicense, Bd. I, S. 55. — (Auch Ritter, Festschrift Bessel, S. 95.)

269) Für eine Planänderung vor Mai 1719 könnte folgender Brief des Reichsvizekanzlers Friedrich Karl von Schönborn vom 8. Februar 1719 an seinen Oheim Kurfürst Lothar Franz von Schönborn sprechen (Friedrich Karl war mit Abt Bessel eng befreundet und hatte einige Tage vorher zusammen mit diesem die Göttweiger Pläne begutachtet): „In simili dass totum prälaticum Göttweig, worahn wir Donnerstag fleissig gezirklet, und der Jean Luca wahrhaftig ein meisterstuckh nostri temporis ratione situs auff diesem tzipflichten berg, eben wie in der österreichischen cantzley crudelem situ, ahngetragen, obwohlen nun dieses opus summae perfectum so gar in architectico et symetrico gewesen wäre, quod tandem ipsius sfera, so hätte er den prälath herentgegen wohl 1000 schritt mitt einem gang durch die kirchenbühne hinwech gesperet, infolglich bestialisch circa vitam et commercium humanum fähl geschossen, so nun hoffentlich saltem ad 3°4 gastos primores aut ordinarios solle gar manirlich redressiret, mitthihn das opus totum in summa perfectione kommen, amen." Dieser Brief enthält also die Kritik, die Abtwohnung wäre im ursprünglichen Plan zu weit von der Kirche entfernt gewesen; dieses mußte korrigiert werden. (Brief im Schönborn'schen Archiv Wiesentheid, wiedergegeben bei Grimschitz, Hildebrandt 1959, S. 99.) Leider läßt sich die Lage des Abteitraktes auf Plan 1 nicht genau rekonstruieren, da nur ein Erdgeschoßgrundriß vorhanden ist und die Abtei lt. Legende im ersten Stock lag; wahrscheinlich im nordwestlichen Rechteckanbau, da auch beim alten Bau der Abteitrakt ein nordwestlich vorgebauter Komplex war. — Jedoch konnte die Kirche durch den seitlichen Quertrakt leicht erreicht werden, auch der Gang zur Sakristei im Osten war durch den parallel zur Kirchennordwand verlaufenden Korridor leicht möglich. Im Vergleich zu den späteren Plänen, auf denen die Wohnung des Abtes im östlichen Teil des N-Traktes an den Frauenturm anschließend gelegen war (und wo sie sich heute noch befindet), war der Weg zur Sakristei allerdings verhältnismäßig weit. Auf den späteren Plänen wurde von der Abtwohnung ein Quertrakt zu einer seitlich an die Kirche angebauten Sakristei gelegt (die im Plan 1 ebenfalls noch fehlte), wobei die Wegstrecke erheblich verkürzt wurde. — Die Hypothese, daß Schönborns Brief auf diese Änderung von Plan 1 zu späteren Plänen anspielen könnte, wird jedoch durch die Inschrift auf Plan 1 entkräftet, die besagt, daß er bei der Grundsteinlegung im Gebrauch war. Es muß sich also um eine noch frühere Modifizierung der Pläne handeln, die durch keine anderen Archivalien zu belegen ist.

die Tatsache, daß die Pläne — sowohl Grundriß als auch Aufrisse — vom Zeichner J. W. v. Person in sehr sorgfältiger Ausarbeitung hergestellt wurden und außerdem auch signiert und datiert sind und daß der Grundriß mit einer derart ausführlichen Legende versehen wurde. Alle diese Dinge weisen darauf hin, daß diese Pläne als Einreichungspläne gedacht waren. Interessanterweise findet sich in der Signatur keinerlei Hinweis auf Hildebrandt als entwerfenden Architekten[270].

2. Die Planänderung und ihre möglichen Gründe

Daß die spätere Planung, nach welcher der Bau schließlich ausgeführt wurde, Gewicht auf den repräsentativen Kaisertrakt mit der Kaisertreppe legte (er sollte die Gebäudetrakte um den gesamten Westhof einnehmen), daß vor allem auch die ganze Anlage nach dem Vorbild des Escorial nun als geschlossener vierseitiger Komplex mit Ecktürmen und einer neu konzipierten Kuppelkirche mit Säulenvorhalle geplant und allseitig mit Bastionen umgeben wurde — das alles bedeutet nicht nur eine einfache Änderung der Grundrißkonzeption infolge mangelhafter vorheriger Auseinandersetzung mit den landschaftlichen Gegebenheiten, sondern bezeugt eine eindeutige Änderung der gesamten Bauauffassung. Es mußte sich hierbei um eine Änderung handeln, deren Gründe nicht in einem Gesinnungswandel des Abtes zu suchen sind (dieser hatte sich dem Stiftskapitel gegenüber zur Einhaltung der Einreichungspläne verpflichtet!), sondern vielmehr in einer maßgeblichen Beeinflussung von höherer Stelle.

Einen Grund für die Planänderung in den Zwanzigerjahren könnten folgende Ereignisse darstellen: 1719 suchte Karl VI. bei Papst Clemens XI. um Erhebung des Bistums Wien zum Erzbistum an, wozu der Papst seine prinzipielle Einwilligung gab. Es lagen jedoch Proteste des Passauer Bistums vor; diese Einsprüche und der Tod Clemens' XI. verzögerten die Ausführung dieser Sache und Wien wurde erst am 1. Juni 1722 durch Innozenz XIII. zum Erzbistum erhoben[271]. Aus dem Protest des Passauer Bischofs Damianus Gf. v. Lamberg geht hervor, daß nach dem Plan Karls VI. die Klöster Melk, Göttweig und Klosterneuburg zu Suffraganbistümern erhoben werden sollten[272]. Der Briefwechsel des Hofkanzlers,

---

270) Die Signatur „J. W. G. Person delineavit Ao 1719" erscheint unvollständig. Man müßte eigentlich annehmen, daß der entwerfende Architekt mit „Joh. L. v. Hildebrandt invenit" angegeben war. — Dazu: Pal Voit, Unbekannte Pläne Johann Lucas von Hildebrandts und der Neuaufbau des Stiftes in Göttweig 1719—46, Wr. Jb. f. Kg., Bd. XXVIII/1975, S. 127.

271) G. Winner, Passau, Lorch und das Erzbistum Wien, Jb. f. Lk. von Wien und NÖ, XXXVI/1964, S. 385 ff.

272) Wiener Diözesanblatt 1872, S. 59. — Schreiben des Bischofs von Passau an Karl VI.: „... Euer Röm. Kaiser. Majestät geruhen anbei in allermildeste Erwägung zu nehmen, welchermassen auch die angesuchten Suffraganei Melk, Göttweih und Klosterneuburg ... theils Passauische Lehen (sind), theils aber mein Hochstift als milde Stifterin und Gutthäterin erkennen..."

des Reichsgrafen Ludwig v. Sinzendorf, mit Abt Gottfried Bessel von Göttweig vom Anfang des Jahres 1722 dokumentiert die Absicht Karls VI., das Stift gegen eine Leistung von 40 000 fl. zum Bistum zu erheben, wozu das Göttweiger Kapitel auf Zureden Bessels seine Einwilligung gab[273]. Weniger Erfolg hatte Sinzendorf hingegen in Melk: dort herrschte große Erregung, da man eine spätere Aufhebung des Stiftes befürchtete; der Melker Abt Berthold Dietmayr reiste daraufhin nach Wien, um das Projekt zum Scheitern zu bringen[274]. Dieses Projekt wurde schließlich auch nie realisiert.

Bessel hatte sich jedoch im Gegensatz zu Dietmayr offenbar eher Vorteile für sein Stift erhofft. Es ist denkbar, daß der Abt bereits 1720 inoffiziell von der Absicht des Kaisers erfahren hatte. Seine Verbindung zum Herrscherhaus, besonders zur Kaiserin, wurde bereits erwähnt, und auch Bessels Kontakte zu Reichsvizekanzler Friedrich Karl v. Schönborn[275] hätten dies leicht ermöglichen können. Der Wille, den zukünftigen neuen Stand des Klosters würdig zu repräsentieren, könnte zu einer Änderung der Pläne geführt haben, da ja Plan Nr. 1 in seiner gesamten Konzeption nur den monastischen Bedürfnissen angepaßt erscheint und keine eines Bischofs würdigen Repräsentationsräumlichkeiten enthielt. Als Bischofskirche erschien eine Kuppelkirche weitaus angemessener als die alte frühbarocke Kirchenanlage, die in der ersten Planung noch übernommen worden war.

Ein weiterer, durchaus in Betracht zu ziehender Grund für eine Planänderung im Jahr 1720 kann von archivalischen Quellen her rekonstruiert werden, aus denen hervorgeht, daß bei der feierlichen Grundsteinlegung im Jahr 1719 Hofbaudirektor Gundacker Gf. Althan als Vertreter des Kaisers anwesend war[276]. Graf Althan hatte kraft seines Amtes auch entscheidend in die Planung des Stiftes Klosterneuburg eingegriffen[277]. Laut Pauker ging die Idee des Klosterneubaues nicht vom Klosterneuburger

273) Vasicek, Abt Gottfried Bessel von Göttweig, Wien 1912. — Briefregister Nr. 172: Reichsgraf Ludwig von Sinzendorf an Bessel, Wien, 7. Februar 1722. Sinzendorf teilt mit, daß der Kaiser beabsichtige, Göttweig gegen Leistung von 40 000 fl. „pro mense Archiepiscopali" zum Bistum zu erheben. — Briefregister Nr. 173: Bessel an Sinzendorf, Göttweig, 3. Februar 1722. Das Göttweiger Kapitel hat seine Zustimmung gegeben.

274) Dazu: Ausstellungskatalog Jakob Prandtauer, Melk 1960, S. 118, Kat. Nr. 47 (Brief des Hofkanzlers Sinzendorf an Abt Berthold Dietmayr vom 24. Dezember 1721 wegen Errichtung eines Bistums in Melk).

275) Friedhelm Jürgensmeier, Dr. Gottfried Bessel im Dienste der Reichsgrafen von Schönborn, Festschrift Gottfried Bessel, Mainz 1972, S. 25 ff. — Hugo Hantsch, Reichsvizekanzler Friedrich Karl von Schönborn 1674—1746, S. 221.

276) Vasicek, a.a.O., S. 99. — Diarium Gotwicense, Bd. I, S. 105—22. — Ritter, Festschrift Bessel, S. 110, Anm. 99. — Ritter, Neue Forschungsergebnisse zur Bau- und Kunstgeschichte des Stiftes Göttweig, Studien und Mitt. des Benediktinerordens, Bd. 81/1970, Heft III-IV, S. 415, Anm. 52.

277) Pauker, Donato Felice d'Allio, Beiträge zur Baugeschichte des Stiftes Klosterneuburg, 1907, S. 70/71.

Prälaten Ernest Perger aus, sondern sie wurde ihm von einigen der Regierung nahestehenden Persönlichkeiten aufgenötigt. Prandtauer hatte bereits im Jahr 1706 Neubaupläne angefertigt, wobei keineswegs an einen Repräsentationsbau gedacht war. Ernest Perger zögert den Neubau jedoch bis 1730 hinaus; schließlich bringt der Melker Abt Berthold Dietmayr den Architekten Donato Felice d'Allio nach Klosterneuburg und schlägt ihn zum Architekten des neuen Stiftsgebäudes vor. Am 15. November 1730 (im Mai desselben Jahres war die Grundsteinlegung erfolgt) kommt der Hof wie alljährlich nach Klosterneuburg. In Begleitung Karls VI. ist Gf. Althan, gleichzeitig weilt auch Abt Dietmayr von Melk im Stift. Althan schlägt bei dieser Gelegenheit den Aufbau einer kompletten kaiserlichen Residenz vor; er gewinnt erst Dietmayr für dieses Projekt, der seinerseits Ernest Perger überredet[278]. Anstelle des projektierten einfachen Klostergebäudes sollte ein Bau entstehen, der den Zweck hatte, primär nicht mehr als Kloster, sondern als kaiserliche Residenz zu gelten. Ähnliches wie in Klosterneuburg könnte sich auch bei der Grundsteinlegung im Stift Göttweig 11 Jahre früher abgespielt haben. Der Unterschied in der Auffassung des Abtes bestand dann wohl auch im wesentlichen darin, daß Althans Vorschläge, bzw. die Wünsche des Kaiserhauses nach repräsentativen Räumlichkeiten in einer Palast-Klosteranlage bei Abt Bessel nicht einer Vermittlung bedurft hatten, sondern wahrscheinlich sofort auf Zustimmung stießen. Denn Bessel hatte neben seinem geistlichen Stand auch hohe weltliche Ämter zu versehen und ein gewisses Repräsentationsbedürf-

278) Das geht aus einem Bericht Donato Felice d'Allios vom 22. Jänner 1755 über seine Tätigkeit in Klosterneuburg hervor: Nachdem die Grundsteinlegung vollzogen war, wurde „an den Fundamenten zu bauen fortgefahren, bis zu ebener Erde, aber immer war nur der Entwurf, dieses gebäude ohne alle pracht und ganz klostermäßig, al conventuale, aufzuführen ... wie man sowohl aus den ersten grundrissen als auch jenen der facciaten und profilen sehen kann." — Bericht Allios zur Umgestaltung: „An dem fest des hl. Leopold des nämlichen Jahres verfügte sich Seine Majestät gewöhnlichermaßen nach Klosterneuburg. In Höchstderoselbem geleite befand sich auch Seine excellenz, der herr general, Graf von Althann, oberstallmeister und oberst-hofbaudirector. Nachdem Seine excellenz, obgenannter herr graf, die risse besehen, so wie sie ohne aller verzierung verfertigt worden, stellten seine excellenz dem herrn prälaten von Mölck, als von dem herrn prälaten von Klosterneuburg benanntem ersten director des gebäudes vor, daß dieses gebäude einesteils auch für eine residenz Seiner Majestät des Kaisers bestimmt sei und folgsam sollte es mit größerer pracht und mehr aufwand gebaut und nicht so fortgeführt werden, wie selbes angefangen worden. Der herr prälat von Mölck meldete die meinung des herrn Grafen dem herrn prälaten von Klosterneuburg und überredete denselben, das angefangene gebäude mit größeren kosten fortführen zu lassen, als es angefangen war." — Dazu: Pauker, a.a.O., Teil II, S. 17 ff. (Donato Felice d'Allio, Informazione della fabrica imperiale di Closterneuburg). — Im Grundriß der Gesamtanlage konnten keine Veränderungen mehr geschaffen werden, wohl aber wurden neue, wesentlich aufwendigere Aufrisse erstellt.

nis lag in seiner Natur. Für die Planungsänderung sowohl in Göttweig als auch in Klosterneuburg wird man einen ähnlichen Zeitpunkt annehmen können: nämlich in beiden Fällen nach der Grundsteinlegung, jedoch in Göttweig noch vor der Vollendung der Grundmauern des Osttraktes.

Die Familie des Grafen Althan bildete lange Zeit den Mittelpunkt der spanischen Partei am Hof Karls VI.[279], und auch Graf Gundacker Ludwig war selbst in Spanien gewesen und hatte dort die Anlage des Escorial kennengelernt; so liegt es durchaus im Bereich des Möglichen, daß er die künstlerischen Anregungen von dort her als Oberhofbaudirektor im Sinne des Kaisers in Österreich einzubürgern vermochte.

Bei der Planänderung in Göttweig wie auch in Klosterneuburg ist eine Entwicklung von der zwar symmetrischen, jedoch im wesentlichen noch monastischen Bedürfnissen angepaßten Anlage, wie es sie bereits im 17. Jh. in Österreich gab, zu einer in den Funktionen wie auch im Aufbau unmittelbar vom Escorial abhängigen Anlage gegeben.

Das erste Göttweiger Projekt weist deutlich auf den Schloßbau mit Ehrenhof als Vorbild hin, mit dessen Formen sowohl Abt Bessel durch seine Bekanntschaft mit der Familie Schönborn als auch sein Architekt Hildebrandt bestens vertraut waren. Auch im Klosterbau gibt es bereits frühere Anlagepläne, die den Typus der ersten Göttweiger Planung vorwegnehmen[280].

Mit Recht aber wird Göttweigs tatsächlich ausgeführte zweite Planung als der formal dem Escorial am nächsten stehende Klosterkomplex bezeichnet: in beiden Fällen ist vor die Kirche im Westen ein Vorhof gelegt, der durch eine repräsentative Eingangshalle betreten wird; sie gibt den Blick auf die Kirchenfassade frei. Die Kirche selbst ist nun im Gegensatz zur ersten Planungsphase eine Kuppelkirche mit Säulenvorhalle zwischen den beiden Fassadentürmen; links und rechts neben der Kirche sind die klösterlichen Trakte vorgesehen; der Wohnpalast des Königs liegt im Escorial jedoch hinter dem Chor im Osten der Kirche, in Göttweig im Westteil der Anlage mit den Treppenhäusern an den Ecken.

Es scheint daher naheliegend, eine Planänderung auf Wunsch Karls VI., der durch seinen Hofbaudirektor Althan sowohl in Klosterneuburg als auch bereits 11 Jahre früher in Göttweig vertreten wurde, anzunehmen. Hinweise auf ein Eingreifen Karls VI. in die Göttweiger Neuplanung finden sich in der früheren Literatur[281]. Reischl schreibt hier wörtlich:

---

279) Ilg, Die Fischer von Erlach, Wien 1895, S. 383.

280) Z. B. die Anlage von Wiblingen, deren Neubaupläne 1714 von Christian Wiedemann erstellt worden waren; hier sind die Wirtschaftsgebäude und der Gasttrakt in ähnlicher Form wie die seitlichen Rechteckbauten in der Göttweiger Planung angelegt. Da in Wiblingen bereits 1714 an diesen seitlichen Rechteckbauten zu bauen begonnen wurde, ist ein Einfluß dieser Klosteranlage auf Göttweig nicht auszuschließen. Die weiteren Gebäudeteile entstanden jedoch erst — wie in Göttweig — in der Zeit bis 1750, die Kirche erst 1772.

281) Friedrich Reischl, Die Stiftsherren, Wien 1917, 4. Auflage, S. 52.

„Göttweig begann mit seinem Werke leider etwas spät. Auch hier wie in Kolsterneuburg trat eine Verzögerung durch Karl VI. ein, der die Pläne abverlangte und sie abändern ließ." Diese Bemerkung über eine Änderung der Pläne wurde leider vom Autor nicht mit einer Quellenangabe versehen. Diese wäre jedoch von höchster Wichtigkeit, da die Tatsache, daß in Göttweig zwei verschiedene Planungen stattgefunden hatten, der Forschung erst seit 1961 bekannt und erst seit dieser Zeit durch den wiedergefundenen Grundriß der ersten Planung eindeutig zu belegen ist[282].

In einigen Details unterscheidet sich die Göttweiger Neuplanung von der in Klosterneuburg: in Klosterneuburg wurde der Situationsplan beibehalten, da die Fundamente und Grundmauern für einen größeren Teil der Anlage bereits vorhanden waren; in Göttweig mußte ein kompletter W-Trakt hinzugefügt werden. Neu geplant wurden in Klosterneuburg die innere Raumaufteilung und die Aufrißgestaltung der zwei östlich gelegenen, für die kaiserliche Familie bestimmten Höfe. Parallelen für die beiden Stiftsanlagen ergeben sich in der Hinzufügung einer gesonderten, ausschließlich für den kaiserlichen Gast bestimmten Treppenanlage, sowie durch die Bereicherung der Anlage durch Bastionen mit Gärten. Für Klosterneuburg wird bei Pauker folgendes erwähnt[283]: „. . . ging man auch daran, das äußere Ansehen des Gebäudes entsprechend umzugestalten; zu diesem Behufe wurden große Gartenanlagen, ferner eine großartige, mit Balustern, Vasen und Statuen geschmückte Riesentreppe, in das neue Projekt aufgenommen." Dasselbe kann von Göttweig gesagt werden.

Hofbaudirektor Althan dürfte sich für den Bau der Stiftsanlagen nur auf einzelne bauliche Anregungen beschränkt haben[284]. Die fertigen Pläne des Stiftes Klosterneuburg mußten schließlich Karl VI. zur Begutachtung vorgelegt werden[285].

---

282) Noch im Jahr 1959 erwähnte Grimschitz in seinem Werk über Johann Lukas von Hildebrandt (S. 99 ff. Göttweig) nichts über eine Planänderung, obwohl ihm zwei verschiedene Aufrisse des westlichen Traktes zur Verfügung standen (Abb. 143 u. 144). Grimschitz hielt den Aufriß der W-Seite gemäß der ersten Planung für einen Riß des Quertraktes mit der Kirchenfassade, wobei er die beiden seitlichen Rechteckbauten vernachlässigte. Erst 1961 publizierte P. Emmeram Ritter den bei der Neuordnung der Stiftsarchivalien seit 1954 aufgefundenen Plan Nr. 1, den Grundriß zur ersten Göttweiger Planung (Federzeichnung koloriert, 1100:1800 mm, signiert J. W. G. Person delineavit Ao 1719). — Ritter, Neue Forschungsergebnisse zur Bau- und Kunstgeschichte des Stiftes Göttweig, Mitteilungen aus dem Kremser Stadtarchiv, 1961, S. 57 ff. (Beschreibung Plan 1 auf S. 60, Anmerkung 51, Abbildung gegenüber S. 64).

283) Pauker, a.a.O., S. 72.

284) Althans Direktiven bezogen sich nur darauf, daß das Gebäude „mit größerer Pracht und mehr Aufwand" gebaut werden solle. Konkretere Angaben finden sich im Bericht Donato Felice d'Allios über das Eingreifen Althans in das Baugeschehen nicht.

285) Pauker, a.a.O., S. 77.

Betrachtet man Göttweig unter ähnlichen Aspekten wie Klosterneuburg, so bestehen Gründe für die Annahme, daß es sich bei Plan 1 und den dazugehörigen Aufrissen um jene Pläne gehandelt haben könnte, die dem Hofbauamt zur Begutachtung eingereicht werden mußten[286]. Möglicherweise wurden diese an allerhöchster Stelle jedoch nicht akzeptiert und mußten daher durch eine völlig neue Planung ersetzt werden. Wegen des Mangels an archivalischen Belegen kann jedoch diese Rekonstruktion der Umstände, die zu einer Planänderung führten, nur im Bereich der Hypothese bleiben.

3. Die zweite Planung nach Änderung des Gesamtgrundrisses

A) Die erste Planungsphase unter Hildebrandts Bauleitung

Zu dieser Planung gehört, als wahrscheinlich frühester Entwurf, Plan Nr. 2 der Göttweiger Plansammlung. Es handelt sich um einen Grundriß des ersten Stockes, unsigniert und undatiert[287]; eine Federzeichnung in grau-schwarzer Tusche, auf der Änderungen in brauner Tusche eingezeichnet wurden. Er zeigt bereits das Projekt der allseitig geschlossenen Anlage mit dem Vorhof vor der Kirche und schrägen Ecktrakten, in denen die Treppenhäuser untergebracht sind. Die einzelnen Räume sind mit Buchstaben bezeichnet, die wie die Änderungen in brauner Tusche mit stärkerem Strich ausgeführt wurden. Die östlichen Höfe der Anlage waren ursprünglich ohne Quergänge geplant — diese Quergänge wurden später in dunkelbrauner Tusche hinzugefügrt. Auch für die Kirche sollte offenbar anfänglich die alte Form mit dem übernommenen langgestreckten gotischen Chor beibehalten werden wie auf Plan 1 (die ursprüngliche Zeichnung auf Plan 2 würde diesem Grundriß entsprechen), später wurde eine Kuppel mit entsprechend verstärkten Pfeilern eingezeichnet und man fügte auch Querarme und zwei Seitenapsiden hinzu.

Die Gänge seitlich der Kirchennord- und -südwand sind nun nicht mehr an diese Wände anschließend und im W in die Türme mündend konzipiert, sondern davon abgesetzt. Daher zeigen die Höfe links und rechts neben der Sakristei im Osten bereits 3 Fensterachsen an der Schmalfront, nicht mehr nur 2 wie auf Plan 1; die Gänge münden nun im Osten an der Stelle der beiden äußersten Fensterachsen des Mittelrisalits ein. Da am heutigen

---

286) Hans Petermair, Die bauliche Anlage der Stifte in Altenburg, Herzogenburg und Seitenstetten, Diss. TH Wien 1934, S. 115 (Anm. 101): Petermair führt an, daß die Prälaten um die Baubewilligung für Klosterneubauten bei Hof einkommen mußten und daß die vorgelegten Pläne fachlich durch das Hofbauamt begutachtet werden mußten.

287) Archiv Göttweig, Plansammlung Nr. 2, unsignierte und undatierte Federzeichnung, rosa koloriert. — Dazu: Sebesy, a.a.O., S. 13. — Wilhelm Georg Rizzi, Johann Lucas von Hildebrandt, Ergänzungen zu seinem Werk, Diss. TH Wien 1975, S. 46. — Abbildungen des Planes Nr. 2 bei Pal Voit, Wr. Jb. f. Kg. XXVIII/1975, Abb. 111 (Voit bezeichnet diesen Plan mit „Serie Hildebrandt II, a") und bei W. Georg Rizzi, Ergänzungen zur Baugeschichte des Stiftes Göttweig, Wr. Jb. f. Kg. XXIX/1976, Abb. 103.

ausgeführten Bau die Ansätze der Gänge an ebendieser Stelle zu sehen sind, bedeutet dies, daß man relativ bald nach der Grundsteinlegung bei der Aufführung der Mauern nach dieser zweiten Planung vorgegangen sein mußte[288]. Weiters wurden kleinere Änderungen in der Raumaufteilung mit dunklerer Tusche eingezeichnet.

Die beiden Treppenhäuser an den abgeschrägten Ecken zeigen den gleichen Typus wie im Oberen Belvedere, d. h. einen zweiarmig gegenläufigen Treppenduktus[289]. Im Belvedere beginnt die Treppe im Erdgeschoß einläufig und wird zweiläufig weitergeführt; in Göttweig ist der Stiegenverlauf nicht eingezeichnet. Dieser Entwurf unterscheidet sich von den späteren Planungen: später werden zwei offene Treppenkerne eingeführt.

Der an der Kaisertreppe anschließende Westtrakt weist 8 Fensterachsen an seinem seitlichen Teil, das Treppenhaus selbst eine nach innen vorgelagerte Loggia mit 3 Fenstern und nach außen hin 5 Fensterachsen auf.

Zieht man stilistische Vergleiche zur Beantwortung der Frage nach dem Urheber von Plan 2 heran, so kann festgestellt werden, daß diesem Grundriß im Werk Hildebrandts dessen Entwürfe für die Wiener Hofburg (signiert, datiert 1724/25) am nächsten stehen. Die beiden Pläne weisen Ähnlichkeiten im Zeichenstil auf, vor allem in der Art des feinen Lineaments; in beiden Fällen sind auch Überzeichnungen sichtbar[290] (erkennbar z. B. in der Gestaltung der Hofburgkirche). Große Parallelen zeigen sich in der Konzeption der Göttweiger Kirche im Vergleich zur *Kirche der Hofburg*, besonders den Kuppelraum betreffend: die abgeschrägten Pfeiler finden sich in beiden Entwürfen (in Göttweig mit Nischen), die Trennung der Kuppel von den übrigen Raumteilen erfolgt durch doppelte Gurtbögen. Wesentliche Ähnlichkeiten ergeben sich auch im Entwurf der beiden Treppenhäuser: diese sind im *Hofburgprojekt* links und rechts seitlich der Kirche geplant und stimmen in ihrer gesamten Konzeption genau mit den *Treppen auf dem Göttweiger Plan 2* überein; nur sind in Göttweig die Treppenhäuser in die Diagonale verschoben. Ein minimaler Unterschied findet sich darin, daß in Göttweig im Halbstock zwei

---

288) Zum Terminus ante quem siehe S. 60.

289) Auch zeitlich stimmt der Bau des Oberen Belvedere mit dieser Göttweiger Planungsphase überein: das Belvedere wurde 1721 begonnen und war 1722 bereits im Rohbau vollendet. — Dazu: Grimschitz, Hildebrandt 1959, S. 96. — Treppengrundriß des Oberen Belvedere: Abb. bei Grimschitz, S. 94/95.

290) Wien, Albertina, Mappe 49, Umschlag 2, Nr. 3—5. — Gesamtgrundriß des Erdgeschosses der Wiener Hofburg: Dieser Grundriß wurde wie der Göttweiger Grundriß in grauer Tusche und rosa Kolorierung angelegt; es erfolgten ebenso etwas gröbere Ausbesserungen in anderer Tusche, auch die Ziffern, die zur Erläuterung angegeben werden, sind in etwas gröberem Strich eingezeichnet.

rechtwinklig zu den Haupttreppenläufen verlaufende Zwischenstufen eingeführt werden.

Diese Parallelen in der Konzeption ganzer Räume wie auch große Detailähnlichkeiten in der Strichführung und in der Art der Beschriftung lassen den Schluß zu, daß Plan Nr. 2 wahrscheinlich durch Hildebrandt selbst oder in seinem nächsten Umkreis angefertigt wurde[291], und nur ein Teil eines Komplexes von mehreren Grund- und Aufrissen war (vgl. dazu die Hofburgprojekte in der Albertina — sie bestehen aus 2 Grundrissen und 4 Aufrißansichten). Auch die Beschriftung deutet darauf hin: durch die Bezeichnung der einzelnen Räumlichkeiten mit Buchstaben (zu denen zweifellos, wie auf Plan 1, eine Legende vorhanden gewesen sein mußte) ist dieser Entwurf als für Baumeister und Abt als Richtlinie zu verwendender Plan gekennzeichnet.

Zu diesem Plan gehörig erscheint m. E. ein *Grundriß der westlichen Vorgebäude* (Göttweig, Plansammlung Nr. 19), in dem auch der W-Trakt mit der Treppe skizziert wurde. Dieser W-Trakt mit der Treppe zeigt genaue Übereinstimmungen mit der Zeichnung des Westtraktes auf Plan 2: der Winkel, in dem das Treppenhaus zum W-Teil liegt, ist der gleiche; das Treppenhaus besitzt 5 Fensterachsen nach außen und der seitliche Flügel des W-Traktes umfaßt 8 Fensterachsen. Vor allem die letztere Tatsache weist auf die Zusammengehörigkeit der beiden Risse hin: alle weiteren Grundrisse zeigen an dieser Stelle nur 7 Fensterachsen. Auch der Maßstab ist der gleiche wie auf Plan 2. Plan 19, in brauner Tusche ausgeführt und rosa koloriert, weicht in der Strichführung von der ursprüng-

---

291) Aufgrund des besonders schlechten Erhaltungszustandes wurde Plan 2 bei Rizzi, Diss. 1975, S. 46 (Anm. 15) als „graphisch wenig wertvoll" bezeichnet. Dieser extrem schlechte Zustand macht exakte Vergleiche in der Strichführung nicht möglich. Es wäre jedoch z. B. denkbar, daß die Pläne in Hildebrandts Baubüro durch Zeichner angefertigt wurden und daß die Überzeichnungen, Beschriftungen und — in den Hofburgentwürfen — die Signaturen von Hildebrandt nachträglich hinzugefügt wurden. — Das Heranziehen von Zeichnern, die für Hildebrandt arbeiteten, wird durch Grimschitz, Hildebrandt 1959, S. 159, bestätigt: „Hildebrandt hat zeichnerische Hilfskräfte herangezogen, vor allem für die Anfertigung von Kopien seiner Entwürfe" (Zitat). Auch die Risse zur ersten nicht verwirklichten Göttweiger Planung wurden vom Zeichner Weribert von Person erstellt. Es ist denkbar, daß Person auch noch weitere Bauzeichnungen im Auftrag Hildebrandts anfertigte, die vom Baumeister korrigiert und überarbeitet wurden. Person stand nachweisbar bis zum Jahre 1732 mit Göttweig in Verbindung (dazu: Ritter, Studien und Mitteilungen des Benediktinerordens, 1970, S. 417). — Die Frage der Eigenhändigkeit von architektonischen Rissen erscheint immer schwierig zu beurteilen. Dazu betont Grimschitz, Hildebrandt 1959, S. 61, daß die geistige Autorschaft der architektonischen Zeichnungen über die unmittelbare Eigenhändigkeit hinausreiche.

lichen Zeichnung auf Plan 2 ab, jedoch können Übereinstimmungen mit den Überzeichnungen von Plan 2 festgestellt werden[292].

Weiters dürfte auch — aufgrund des gleichen Maßstabes — ein Grundriß für den Konventgarten im O der Anlage zu Plan 2 gehören[293]. Er ist im wesentlichen an der Form des Gartens in der ersten Planung orientiert; Unterschiede ergeben sich in der Gestaltung des mittleren Gartenteils, der nun nicht mehr aus ornamentalen Beeten wie auf Plan 1 besteht, sondern nur mit Bäumen bepflanzt werden sollte — dagegen wurden die seitlichen dreieckigen Stücke mit ornamentalen Blumenbeeten geplant. Eine Datierung dieses Gartengrundrisses um 1720 ist anzunehmen, da am 10. April 1720 die Grundsteinlegung für die Umfassungsmauer des östlichen Konventgartens erfolgte.

Zur Datierung des Grundrisses Plan 2 muß festgestellt werden, daß die Ähnlichkeit der ursprünglichen Zeichnung im östlichen Teil mit Plan 1 (besonders die — später korrigierte — Form der Kirche), bzw. die eingezeichneten Änderungen (die auf späteren Plänen übernommen wurden) darauf schließen lassen, daß Plan 2 eine Zwischenstufe zwischen der ersten Planung und den erhaltenen späteren Plänen darstellt; wir haben hier m. E. den ersten Grundriß nach der Planänderung vor uns, der um das Jahr 1720 entstanden sein muß, auf alle Fälle aber vor November 1721, da zu dieser Zeit bereits ein Teil des O-Traktes bis zum Dachstuhl vollendet war[294].

Den zum Grundriß Plan 2 gehörigen Aufriß stellt Plan Nr. 6 dar[295]. Aufgrund der Anzahl der Fensterachsen im Westtrakt (seitlicher Flügel), nämlich 8, besteht kein Zweifel an der Zusammengehörigkeit, da alle weiteren Grundrisse an diesem Trakt — wie bereits erwähnt — nur mehr 7 Achsen aufweisen.

Die Gestaltung des Westtrakts im Detail entspricht im wesentlichen noch den Aufrissen der ersten Planung; es werden die gleichen Fensterformen

---

292) Plan Nr. 19 wurde von Ritter, Festschrift Bessel, S. 105 Jänggl zugeschrieben, auf S. 106 jedoch Pilgram zugeordnet. — Rizzi, Diss. 1975, S. 55 (Anm. 27), schreibt diesen Plan Jänggl zu. Jedoch kann dieser Plan 19 durch die Anzahl der 8 Fensterachsen am westlichen Seitenrisalit nicht mehr dem späteren Grundriß des ersten Stockes, Plan 3, zugeordnet werden, da jener nur mehr 7 Fensterachsen an dieser Stelle aufweist. Durch die Zugehörigkeit dieses Planes zu Grundriß Nr. 2 erscheint mir eine Zuschreibung in die nähere Umgebung Hildebrandts wahrscheinlich.

293) Göttweig, Plansammlung o. Nr., Federzeichnung, bunt angelegt, 375:723 mm, unsigniert und undatiert. — Kat. der Gedächtnisausstellung zur Wiederkehr des 300. Geburtstages von Abt Gottfried Bessel 1672—1749, Göttweig 1972—73, Kat. Nr. 66.

294) Der Osttrakt wurde bereits in einer von Plan 1 abweichenden Form errichtet — siehe S. 60.

295) Göttweig, Plansammlung Nr. 6, Federzeichnung, grau angelegt, 1482:390 mm. — Signiert „Joh. Luc. de Hildebrandt S. C. et Cat. M. Consil. et Prim. Aulae Archit. inven. et delin.", nicht datiert; Abbildung in der ÖKT/Bd. 1, Tafel XXII.

und Fensterumrahmungen verwendet. Ein Unterschied besteht darin, daß auf dem späteren Aufriß Nr. 6 die ursprünglich den Mittelrisalit krönende Figurenbalustrade durch einen borrominesken gemischtlinigen Giebel über den drei mittleren Achsen und durch je zwei seitlich angebrachte Vasen ersetzt wurde (dieser Giebel gelangte bereits am O-Trakt zur Ausführung), daß das Dach durch Mansardenfenster eine gewisse Gliederung erhielt und nun zum Mittelrisalit hin abgewalmt wurde. Die wesentlichste Differenz im Aufriß zwischen Plan 1 und Plan 6 besteht in der Gestaltung der Ecktürme, die auf Plan 6 bereits um ein Stockwerk erhöht und mit Zwiebelhelmen bekrönt dargestellt wurden[296]. Durch diese Veränderungen wirkt der Gesamteindruck in der Dachzone wesentlich lebendiger und mehr aufgelockert, als es vor der Planänderung der Fall war.

Es fällt auf, daß bei diesem Plan mit Bleistiftstrichen eine *Erhöhung der gesamten W-Front um ein Stockwerk* angedeutet ist: diese Erhöhung wurde auch in einem Gemälde Samuel Hötzendorfers im Altmannisaal dargestellt[297] und kam am ausgeführten Teil des W-Traktes zur Durchführung.

---

296) Terminus ante quem für diese Zeichnung wäre das Jahr 1722: am 15. Juni 1722 begannen die Maurer, ein Stockwerk auf einen der ursprünglich niedriger geplanten Ecktürme aufzusetzen. — Diarium Gotw., Bd. II, S. 55.

297) Abbildung d. Gemäldes bei Lechner, Göttweig, Abb. 43. — Zur Datierung dieses Gemäldes: Hötzendorfer bekam im Jahr 1723 150 fl. Anzahlung; 1728 wurden ihm 78 fl. für Kost und Quartier während der Zeit, „da er das alte und neue Kloster abgemalt hat", verrechnet (Quittung: Archiv Göttweig, BAR 1728, Qu. Nr. 381). — Dazu: Ritter, Festschrift Bessel, Die Graphische Sammlung, S. 130 Sebesy, a.a.O., S. 14. — Rizzi, Diss. 1975, S. 47/48; Rizzi, Wr. Jb. f. Kg. XXIX/1976, S. 195; Abb. 107. — Rizzi möchte die Entstehungszeit dieses Gemäldes näher eingrenzen. Er nimmt an, daß Hötzendorfers Ansicht erst um 1727 entstanden sei; dazu zieht er die archivalische Nachricht über einen (nicht erhaltenen) Kleiner-Stich von 1727 heran. Da Hötzendorfers Gemälde mit der späteren Übereckansicht Kleiners von 1744 Übereinstimmungen zeigt, nimmt Rizzi die Möglichkeit an, daß Kleiner wahrscheinlich im Jahr 1727 mit der Vorzeichnung beauftragt wurde, nach welcher Hötzendorfer dann sein Gemälde anfertigte. — Da jedoch diese Annahme nur Hypothese bleiben muß, kann weiterhin als Grundlage nur eine Datierung des fertigen Gemäldes in die Jahre 1724—28 angenommen werden. — Dieses Gemälde stellt seinerseits wiederum die wichtigste Datierungshilfe für die in Göttweig vorhandenen Baupläne dar. Wichtig sind vor allem folgende Detailformen: a) Die Anzahl der Treppenhausfensterachsen beträgt 5. — b) Die Anzahl der Fensterachsen am westlichen Seitentrakt neben der Treppe beträgt 8. — c) Der W-Trakt erscheint bereits um ein Stockwerk höher als im Aufriß Nr. 6. — d) Die westlichen Vorbauten sind in halbelliptischer Form vorgewölbt. — e) Das Tor der westlichen Vorbauten weist noch nicht die charakteristische später ausgeführte Form auf. — f) Die Gartentrakte im Norden und Süden bestehen aus zwei Ebenen, die in der Hauptachse durch einstöckige, von Säulenhallen umgebene Gartenpavillons verbunden werden.

Weiters fällt auf, daß zwischen der Zeichnung des W-Traktes und der Zeichnung der westlichen Vorgebäude wesentliche Diskrepanzen bestehen; diese westlichen Vorbauten wurden aus Papier ausgeschnitten und aufgeklebt. Das unter der Überklebung Liegende läßt sich nur in kleinen Partien, an denen sich das Papier abheben läßt, annähernd rekonstruieren. Es ist jedoch mit Sicherheit anzunehmen, daß die darunterliegenden Vorbauten in anderer Form geplant waren als in der heutigen hufeisenförmigen Ausführung. Hinweise darauf finden sich auf einem Gemälde in der Bibliothek mit der Darstellung des Abtes Gottfried Bessel, das auch Grundriß und Vogelschauansicht des geplanten Stiftes wiedergibt[298]. Darauf ist zu erkennen, daß die westlichen Vorbauten nicht halbrund wie auf unserem Aufriß, sondern mit trapezförmigem Grundriß verlaufen; im N und S waren noch keine Gärten geplant.

Auch ein Vermessungsplan der Gesamtanlage[299] zeigt diesen trapezförmigen Grundriß der westlichen Vorbauten und stimmt hierin mit dem Porträt des Abtes überein.

Ob nun die Zeichnung unter der Überklebung eine mit den beiden oben genannten Grundrissen übereinstimmende Form aufweist, könnte nur durch eine Restaurierung des Aufrisses Nr. 6 geklärt werden.

Die Zeichnung der Vorbauten auf Plan 6 erfolgte jedenfalls mit dunklerer Tusche und wesentlich gröberer Federführung als das übrige Lineament; hierin ist es durchaus den Verbesserungen auf Plan 2 vergleichbar. Zugleich mit den geschwungenen Vorbauten dürfte man auch erstmals an die Anlage von Gärten im Norden und Süden gedacht haben; sie waren auf den Stiftsdarstellungen des Bessel-Porträts noch nicht wiedergegeben. Die Zeichnung der nach Norden und Süden verlaufenden Gartenmauern mit abschließendem Pavillon findet sich erstmals auf Plan 6.

Der Text der Signatur „Joh. Luc. de Hildebrandt S. C. et Cat. M. Consiliarius et primus Aulae Architectus invenit et delineavit", die im graphi-

---

298) Es ist leider undatiert. Da aber festzustellen ist, daß der Grundriß der östlichen Höfe mit der Kirche noch dem Plan 1 entspricht (d. h. die Kirche ist noch keine Kuppelkirche und die Gänge parallel zur Kirchennord- und südwand schließen direkt an den Kirchenraum an und münden in die Türme), kann eine Datierung um 1719/20, wahrscheinlich noch vor Plan 2, angenommen werden. — Rizzi, Wr. Jb. f. Kg. XXIX/1976, Abb. 100 und 101. — Auch Sebesy, a.a.O., S. 10, bezeichnet diese auf dem Porträt aufscheinenden Ansichten als ein „Zwischenstadium" zwischen Plan 1 und den diesem folgenden Grundrissen. — Auffallend ist auch, daß offenbar in diesem Planungsstadium noch keine Gartenanlagen im Norden und Süden vorgesehen waren.

299) Göttweig, Plansammlung o. Nr., erstmals publiziert bei Rizzi, Wr. Jb. f. Kg. XXIX/1976, Abb. 102. — Federzeichnung, rosa angelegt, 1060:370 mm. — Im Vermessungsplan wurde bereits die Kuppelkirche dargestellt, auch die Gänge parallel zur Kirchennord- und -südwand entsprechen der Darstellung auf Plan 2.

schen Stil zur Zeichnung der aufgeklebten Vorbauten gehört[300], beweist, daß die Zeichnung der aufgeklebten Vorbauten erst nach 1723 entstanden sein kann: denn Hildebrandt hatte die Stelle des Ersten Hofbaumeisters erst nach dem Tod Johann Bernhard Fischer v. Erlachs am 5. April 1723 erhalten[301]. Ungefähr gleichzeitig mit den neuen Vorbauten könnte auch die Entstehung des zu Plan 2 passenden Grundrisses der bereits geschwungenen Vorbauten (Plan Nr. 19) angenommen werden.

M. E. ist die Zeichnung der W-Fassade einerseits wegen der Übereinstimmung mit Grundriß Plan Nr. 2 und andererseits auch durch die stilistischen Ähnlichkeiten zu Hildebrandts Rissen für das Schloß Mirabell[302] um 1720 anzusetzen, die Zeichnung der geschwungenen Vorbauten jedoch frühestens 1723.

Im Göttweiger Stiftsarchiv finden sich noch einige Detailpläne, die sich ebenfalls dieser Planungsphase zuordnen lassen: an Aufrissen der bereits erwähnte, von Hildebrandt signierte und 1720 datierte Riß für zwei Mansardenfensterformen (Plan Nr. 22) und ein stilistisch eng damit verwandter, jedoch weder signierter noch datierter *Aufriß für den Eingang zum Kapitelhaus* und die Tür zwischen der Bibliothek und dem Kapitelhaus, der auch noch den Grund- und Aufriß für einen nicht näher bezeichneten Kuppelraum enthält. Er trägt schriftliche Bezeichnungen und Numerierungen[303]. Ein Vergleich der Schriftzüge auf diesem Türriß mit

---

300) Daß die Signatur Hildebrandts in der linken unteren Ecke eindeutig in der selben Tusche und Strichführung wie die Vorbauten ausgeführt wurde, läßt an eine Überzeichnung durch Hildebrandt persönlich denken. Die ursprüngliche Zeichnung stammt vielleicht von einem Zeichner aus Hildebrandts Umkreis, unter Umständen von J. W. v. Person.

301) Grimschitz, Hildebrandt 1959, S. 9.

302) Schloß Mirabell wurde vor 1721/22 geplant. Vergleich Göttweig W-Fassade mit Mirabell, Aufriß der Gartenfassade (Abb. Grimschitz 1959, 158): gleiches gebändertes Erdgeschoß, darüber das Hauptgeschoß mit ähnlichen Fensterformen. Die Fenster des Hauptgeschosses ruhen mit ihren Sohlbänken auf dem Sockelgeschoß auf; die mittleren 3 Fensterachsen werden durch den darüber angebrachten gemischtlinigen Giebel betont. Am Mittelrisalit werden die einzelnen Fensterachsen durch Riesenpilaster voneinander getrennt. Ortsteinlagen heben die Ecken hervor. Identisch sind in den Entwürfen für Göttweig und Mirabell die Formen der Mansardenfenster (Dachfenster) und der das Dach bekrönenden Vasen.

303) Göttweig, Plansammlung o. Nr., Bleistiftzeichnung, 400 : 260 mm. Zum erstenmal publiziert bei Pal Voit, Unbekannte Pläne J. L. v. Hildebrandts und der Neuaufbau des Stiftes in Göttweig 1719—46, Wr. Jb. f. Kg., Bd. XXVIII/1975, S. 132, Abb. 116. — Aufschrift links: „No 4 Daß ist die Thür ins Capitlhaus zu Ebener Erdt". — Aufschrift rechts: „No 5 Thür auswendig ins Capitl Haus und Bibliothek" und „Thür einwendig ins Capitl Haus und Bibliothek", Beschriftung von anderer Hand als bei Beschriftung zu Nr. 4. — Eine ebensolche Form der Supraporte wie bei der Göttweiger Kapitelsaaltüre findet sich an den Fensterbekrönungen des Schlosses

dem Namenszug Hildebrandts auf Plan 22 bestätigt die Annahme, daß es sich hier um eine eigenhändige Zeichnung des entwerfenden Architekten handeln muß; ebenso wird dies durch den graphisch flüssigen und lockeren, jedoch gleichzeitig auch die geometrische Genauigkeit nicht vernachlässigenden Zeichenstil, welcher für Hildebrandt charakteristisch ist, dokumentiert. Auch die Form der Türe, die mit „No 4" bezeichnet ist, kann mit ihrem darüberliegenden Fenster als typisch für den Stil Hildebrandts angesehen werden. Eine *fast identische Türform findet sich im Oberen Belvedere* (1721 begonnen) im Gang des Hauptgeschosses. Es erscheint daher eine Datierung des Risses in die Jahre 1720/21 — vor der Vollendung des einen Teils des O-Traktes bis zum Dachstuhl — gerechtfertigt.

Sicherlich dem engeren Umkreis Hildebrandts zugeordnet werden kann eine rosa kolorierte Bleistiftzeichnung in der Göttweiger Plansammlung[304]. Sie zeigt zwei Lösungsmöglichkeiten für den Kuppelraum der Stiftskirche: rechts wurde die Kuppel näher an den Chor herangeschoben, die linke Variante mit der zurückversetzten Kuppel entspricht der Überzeichnung des Kirchengrundrisses auf Plan 2, wie sie auch auf den späteren Grundrissen übernommen wurde.

Diese Pläne in ihrer Gesamtheit stellen die erste, für die Grundrißform der Gesamtanlage entscheidende Phase der Göttweiger Neuplanung nach der Planänderung dar. Sie bestehen aus einem Grundriß des ersten Stockes, einem dazugehörigen Aufriß der W-Fassade und Entwürfen für die westlichen Vorgebäude; diese Vorgebäude waren ganz zu Beginn offenbar noch mit trapezförmigem Grundriß konzipiert (Dokumentation durch das Porträt Bessels und den Vermessungsplan). Die Änderung zugunsten eines nach außen geschwungenen Vorwerks mußte in den Jahren 1723—25 erfolgt sein; diese Annahme kann einerseits durch die Signatur Hildebrandts auf dem Aufriß der W-Fassade, und andererseits durch das Datum der Grundsteinlegung für die Vorbauten, April 1725[305], abgegrenzt werden, da zu diesem Zeitpunkt die Planungen für den Gesamtgrundriß der Vorbauten mit einiger Wahrscheinlichkeit im wesentlichen bereits abgeschlossen sein mußten.

In dieser Planungsserie fehlt ein Gesamtgrundriß des Erdgeschosses mit dem Entwurf für Gartenanlagen und Bastionen im Norden und Süden.

Mirabell am Mittelrisalit (Grimschitz, Hildebrandt 1959, Abb. 158). Diese beiden Türformen finden sich am ausgeführten Bau an den im Plan erwähnten Stellen im Osttrakt. — Mitte: vielleicht Darstellung eines Gartenpavillons? Eine sehr eng verwandte Kuppelform findet sich am Mittelteil des Schlosses Rackeve (Grimschitz, Hildebrandt 1959, Abb. 33). Voit schreibt — sicherlich mit Recht — diese Zeichnung Hildebrandt zu.

304) Göttweig, Plansammlung o. Nr., Bleistiftzeichnung, 440:390 mm. Ausstellungkat. Gedächtnisausstellung Bessel, Kat. Nr. 67, Voit, a.a.O., S. 131, Abb. 114.

305) Diarium Gotwicense, Bd. II, S. 249. — Dazu: Ritter Festschrift Bessel, S. 111.

Hingegen kann das Fehlen von Aufrissen für die Ost-, Nord- und Südfassade dadurch erklärt werden, daß man sich für diese Bauteile genau an den Entwurf der Ostfassade nach der Zeichnung von Person von 1719 — nur die Differenz der Fensterachsen war zu berücksichtigen — halten konnte.

Eine Darstellung der gesamten Stiftsanlage, wie sie in dieser Zeit geplant war, gibt das Gemälde Hötzendorfers wieder. Aus diesem kann die Planung der Gärten im Norden und Süden ersehen werden, weiters kann man aus der Anzahl der Fensterachsen im W-Trakt neben dem Treppenhaus schließen, daß noch die alte Treppenform mit 3 parallelen Läufen ohne Kerne vorgesehen war: denn auf den späteren Planungen mußten die seitlichen Flügel des W-Traktes (wegen der Verbreiterung der Treppe durch die Einführung der zwei offenen Treppenkerne und wegen des damit verbundenen geänderten Winkels der Treppe zum W-Trakt) um jeweils eine Achse von 8 auf 7 Fensterachsen reduziert werden[306]. Hötzendorfers Gemälde zeigt noch 8 Fensterachsen in diesem Gebäudetrakt; bis zu Malbeginn mußte also noch die ursprüngliche Planung mit der dreiarmig gegenläufigen Treppenkonzeption Gültigkeit besessen haben. Durch die Unklarheiten über den Zeitpunkt des Malbeginns (möglich von 1723—27) kann die Konzeptänderung der Treppe in dieser relativ langen Zeitspanne nicht näher festgelegt werden. Möglicherweise könnte man jedoch die zweite Planungsphase mit bereits geändertem Treppenhaus im Zusammenhang mit Hildebrandts Übergabe der Baudirektion an Jänggl im Jahr 1725 in Verbindung bringen[307].

B) Die zweite Planungsphase nach Hildebrandts Niederlegung der Baudirektion 1725

Die wichtigsten Risse dieser Phase sind Plan 3 (Grundriß des ersten Stockes) und Plan 2a, ein Erdgeschoßgrundriß der Gesamtanlage mit westlichen Vorbauten und Gartenanlagen. Diese beiden Pläne können nicht mehr der durch das Hötzendorfer-Gemälde dargestellten Planungsstufe angehören, da die Anzahl der Fensterachsen am westlichen Seitentrakt neben dem Treppenhaus bereits von 8 auf 7 reduziert wurde.

Plan 3[308] entspricht bis auf die Veränderung der Anlage des Treppen-

---

306) Dies macht ein Vergleich des Westtraktes mit der Treppe auf Plan 2 und dem späteren Plan 3 sichtbar: Plan 3 zeigt einen flacheren Treppenwinkel, wobei bei gleichbleibender Zahl der Fensterachsen im Treppenhaus die Anzahl der Fensterachsen des Westtraktes zwangsläufig um je eine an jeder Seite reduziert werden mußte.

307) Ritter, Neue Forschungsergebnisse zur Bau- und Kunstgeschichte des Stiftes Göttweig, Studien und Mitt. des Benediktinerordens, 1970, S. 431/432.

308) Göttweig, Plansammlung Nr. 3, Grundriß des ersten Stockes, Federzeichnung in grauer Tusche mit rosa und grauen Lavierungen, nicht signiert und datiert, ohne Beschriftungen. — Dazu: Sebesy, a.a.O., S. 16 (Sebesy bezeichnet ihn als Plan IV), Pal Voit, a.a.O., S. 130, Abb. 112 (Voit bezeichnet diesen Plan mit „Serie Hildebrandt II, b").

hauses und die damit verbundene Reduktion der Fensterachsen am seitlichen Flügel der Westfassade dem verbesserten Plan Nr. 2, d. h. die Kirche wird mit allen auf Plan 2 eingezeichneten Änderungen als Kuppelkirche übernommen, auch die Quergänge links und rechts neben der Kirche, welche die seitlichen Höfe unterteilen, sind vorhanden.

Der wesentlichste Unterschied gegenüber Plan 2 besteht in der Gestaltung des Treppenhauses: es werden nicht mehr drei parallel laufende Treppenarme vorgesehen, sondern die Treppenläufe werden rechtwinklig um offene Kerne herumgeführt und vereinigen sich in einem Lauf. Laut Plan müßte die Treppe einläufig beginnen; der heutige Bauzustand weist jedoch einen zweiläufigen Beginn auf. Sebesy wird durch diese Tatsache zur Annahme gebracht, daß hier ein Fehler des Zeichners vorliegen müsse; m. E. kann es sich jedoch auch um eine bewußte Planung in dieser Form handeln, denn es existieren sehr viele einläufig beginnende Treppen dieses Typus — eine der frühesten stellt die Treppe von S. Giorgio Maggiore in Venedig dar (1643—45 durch Baldassare Longhena).

Der Unterschied in der Anzahl der Fensterachsen des W-Trakts ist durch die Verbreiterung der Treppe um die beiden Kerne bedingt. An Hand späterer Pläne und Abbildungen wird sich herausstellen, daß das Treppenhaus schließlich nicht exakt nach diesem Entwurf ausgeführt, sondern neuerlich einer Veränderung unterzogen wurde.

Die Anzahl der Fensterachsen des Stiegenhauses nach außen war gegenüber Plan 2 gleichgeblieben, nämlich 5, während innen die Zahl der Achsen von 3 auf 5 erweitert wurde.

Zur Datierung und Einordnung dieses Grundrisses in den gesamten Planbestand kann festgestellt werden: Plan Nr. 3 ist eine Nachzeichnung des bereits besprochenen Planes Nr. 2, in der Art der Zeichnung und Strichführung jedoch von diesem abweichend, da er sehr genau, mehr „konstruiert" wirkt als Plan 2. welcher mehr aus der Idee heraus, schneller und sozusagen mehr intuitiv konzipiert zu sein scheint. Bei Plan Nr. 3 hingegen wird sehr korrekt mit Hilfskonstruktionen, z. B. beim Winkel der Treppe, gearbeitet.

Der Zeichenstil Hildebrandts wird schon bei Grimschitz[309] als „graphisch flüssig" und übereinstimmend mit dem Charakter seiner zwar regelmäßigen, jedoch „flüssig ausfahrenden" Schrift bezeichnet. Dieser Vergleich charakterisiert wohl am besten die Stellung des früheren Planes Nr. 2 zu Plan Nr. 3: Plan 2 ist zwar bis in alle Einzelheiten sorgfältig und korrekt durchgeführt, man kann jedoch eine gewisse freie Strichführung feststellen — weitgehend unabhängig von geometrischen Hilfsmitteln. Plan 3 ist geometrisch durchkonstruiert, zwar sorgfältig und genau, doch ohne graphische Selbständigkeit. Hildebrandt selbst faßte jedoch seine Blätter als Graphiken auf[310]. Auch ein Vergleich mit Hildebrandts Hofburg-

309) Grimschitz, Hildebrandt 1932, S. 136 ff.

310) Grimschitz, Hildebrandt 1959, S. 160: es sollten z. B. die Entwürfe für Mirabell gerahmt übergeben werden.

entwürfen macht die Unterschiede im Lineament deutlich: Plan 2 kommt den Entwürfen für die Hofburg sehr nahe, Plan 3 steht sowohl in den Details als auch in der Gesamtauffassung weiter davon entfernt. M. E. entspricht ein solcher Stil wie auf Plan 3 eher der Hand des ausführenden Baumeisters Jänggl, der sich den Plan des Baudirektors Hildebrandt möglicherweise als genauere Richtlinien für seine Bauarbeiten kopiert hatte.

Problematisch bleibt die Veränderung der Treppenanlage; wann, durch wen und aus welchen Gründen sie erfolgt sein kann, wird aus den archivalischen Quellen nicht erhellt.

Rein theoretisch könnte ein Eingreifen Fischer v. Erlachs d. J. in die Planung der Treppe zeitlich möglich sein. Lt. archivalischen Belegen[311] war er 1723 und 1724 in Göttweig, um Arbeiten an Aufzugmaschine und Wasserleitung durchzuführen. Ob Fischer allein in seiner Funktion als Ingenieur dort arbeitete oder ob er Abt Bessel in bezug auf die Architektur konstruktive Ratschläge erteilte, ist aus den Quellen nicht ersichtlich. Das Kapitel über die Treppenanlage wird sich mit dieser Problematik noch eingehend befassen.

Das Blatt Nr. 3 ist auf alle Fälle nach der Entstehung von Plan 2 und dem dazugehörigen Aufriß Plan 6 zu datieren, außerdem mit großer Wahrscheinlichkeit erst nach dem Malbeginn von Hötzendorfers Gemälde mit der Ansicht des Stiftes nach dem Hildebrandt'schen Plan (da ja die bereits erwähnten Unterschiede im W-Trakt neben der Kaisertreppe bestehen)[312].

Möglicherweise wurde dieser Plan erst 1725 ausgearbeitet, nach dem Zeitpunkt, als Hildebrandt die Baudirektion niederlegte und an Franz Jänggl übergab. Aus den archivalischen Quellen geht hervor, daß Jänggl ab dieser Zeit auch selbst Baurisse anfertigte[313]. Da Hildebrandt noch bis 1731 sein gewohntes Honorar als Stiftsbaumeister bezog[314], ist es denkbar, daß die wichtigen Entwürfe, wie beispielsweise die abweichende Gestaltung der Kaisertreppe, von Hildebrandt erstellt wurden, jedoch nicht erhalten sind. Jedoch besteht die Wahrscheinlichkeit, daß wir in Plan 3 bereits die künstlerische Handschrift Jänggls vor uns haben, dessen Aufgabe darin bestanden haben könnte, die bereits geänderte Treppenform in

---

311) Notizen im Diarium Gotwicense, Bd. II, S. 152 (22. Nov. 1723: Fischer v. Erlach d. J. greift in die Planung der Aufzugsmaschine ein). — Diarium Gotwicense, Bd. II, S. 176 (2. März 1724: Fischer kommt wieder nach Göttweig, um die Wassermaschine in Gang zu setzen).

312) Siehe S. 81.

313) Prozeßakt F. A. Pilgrams gegen Abt Odilo Piazol von Göttweig aus dem Jahr 1751. — Dazu: Ritter, Studien und Mitt. des Benediktinerordens 1970, S. 431: „Ab dem Jahre 1725 habe auch Jänggl die Baurisse selbst angefertigt und dadurch dem Stifte alljährlich 600 fl., die sonst Ingenieur Lukas v. Hildebrandt bekommen hätte müssen, erspart."

314) Ritter, Studien und Mitteilungen des Benediktinerordens 1970, S. 414.

den Gesamtkomplex einzubeziehen und einen neuen Gesamtplan zu erstellen[315].

Wichtig als Hilfe für eine genauere Datierung dieses Planes wäre ein Riß Salomon Kleiners mit der Ansicht von Göttweig aus dem Jahr 1727, von dem in den archivalischen Quellen berichtet wird[316]. Diese Ansicht ist jedoch in Göttweig nicht mehr vorhanden.

Zeitlich und auch stilistisch zu diesem Planungsstadium passend erscheint ein Teilgrundriß des ersten Stockes des Nordflügels bis zum Quertrakt neben der Kirchenfassade[317]. Er zeigt bis auf eine kleine Abweichung im Bereich des Kapellenraumes die Raumaufteilung in genau derselben Form, wie sie auch auf den Plänen Nr. 2 und 3 aufscheint. Dieser Plan ist mit großer Wahrscheinlichkeit vor 1727 anzusetzen, da in diesem Jahr bereits der hier dargestellte Teil des Nordflügels bis zum Mittelrisalit vollendet war[318].

Ungefähr gleichzeitig mit Plan 3 datiert werden kann Plan 2a, ein Erdgeschoßriß der Gesamtanlage[319]. Dieser Plan stellt den einzigen Gesamtgrundriß mit der Darstellung der westlichen Vorbauten und der Gärten im Norden und Süden dar, der uns außer den 1744 entstandenen Stichen Salomon Kleiners überliefert wurde: um so bedauerlicher erscheint

---

315) Leider können stilistische Vergleiche nicht angestellt werden, da bis jetzt keine eigenhändigen Entwürfe Jänggls nachzuweisen sind. Auch für die Mariahilferkirche, deren Umbau 1711 nach Entwürfen Jänggls erfolgte, sind keine Pläne oder Entwurfszeichnungen erhalten. — Einen historischen Überblick über das Leben Jänggls gibt Else Spiesberger, Ein Beitrag zur Lebensgeschichte des Bau- und Maurermeisters Franz Jänggl, Wien 1968 (Aus: Das Josefstädter Heimatmuseum 49/50, S. 202—209).

316) Archiv Göttweig, RAR des Jahres 1727: Bestätigung Salomon Kleiners vom 30. Juni 1727, „vor den gemachten neuen Closter Rißs, von Niedergang gegen Aufgang anzusehen" 150 fl. erhalten zu haben. — Dazu: Ritter, Geschichte der graphischen Sammlung des Stiftes Göttweig, in: Ostbairische Grenzmarken, Passau 1969, S. 265.

317) Göttweig, Plansammlung o. Nr.: Grundriß für einen Teil des N-Flügels Federzeichnung, rosa laviert, mit der Aufschrift „Der obere Grundt-Riß gegen Crembs, N° 13 (?)". — Dazu: Voit, a.a.O., Abb. 120 (Voit datiert diesen Riß ohne Angabe von Gründen fälschlicherweise um 1730).

318) Ritter, Festschrift Bessel, S. 111. — Diarium Gotwicense, Bd. II, S. 314: Fertigstellung des ersten Teils des Nordtraktes bis zum Mittelrisalit Anfang 1726. — Diarium Gotwicense, Bd. II, S. 459: Bauarbeiten am restlichen Teil des Nordtraktes bis zum Quertrakt neben der Kirchenfassade am 9. Dezember 1727 vollendet. — Der westliche Teil des Nordtraktes nach dem Quertrakt, dessen Grundstein 1725 gelegt worden war, wurde jedoch erst 1736 unter Franz Anton Pilgram vollendet; dieser Trakt wurde als „Hauptmannschaft" bezeichnet. — Dazu: Ritter, Studien und Mitt. des Benediktinerordens 1970, S. 437. Diarium Gotwicense, Bd. III, S. 516.

319) Federzeichnung, farbig angelegt, nicht beschriftet. — Das Original ist in Verlust geraten, eine Reproduktion in der ÖKT, Bd. 1/Krems, Fig. 331 und bei Grimschitz, Hildebrandt 1959, Abb. 142.

sein Verlust, da eine genaue Datierung nur mit Hilfe der Abbildungen nicht möglich ist[320].

Die Anlage des Grundrisses stimmt bis in die kleinsten Details mit dem

---

320) Daher äußern die einzelnen Autoren verschiedene, wesentlich voneinander abweichende Meinungen über die Stellung dieses Risses in der Planchronologie. Ich möchte an dieser Stelle kurz zu den verschiedenen Datierungen und ihren Begründungen Stellung nehmen: Ritter, Studien und Mitt. des Benediktinerordens 1970, S. 421, legt eine Datierung von Plan 2a vor 1723 nahe, mit der Begründung, daß 1723 der Grundstein für den Nordtrakt gelegt wurde, welcher nach Plan 1 anders geworden wäre. Ritter übersieht dabei, daß als Zwischenstufe zwischen der ersten Planung und den späteren Entwürfen Plan 2 für den Nordtrakt als Richtlinie verwendet werden konnte. — Sebesy, a.a.O., S. 14—16 plädiert für eine Datierung nach 1723 (da keine Übereinstimmung mit dem Gemälde Hötzendorfers mehr in bezug auf die westlichen Fensterachsen besteht) und vor 1734 (da der Quertrakt seitlich der Kirchenfassade anders ausgeführt wurde als auf Plan 2a und 1734 die Grundsteinlegung für diesen Quertrakt erfolgte). Diese Argumente erscheinen im wesentlichen richtig; eine nähere Eingrenzung dieser Zeitspanne sollte noch angestrebt werden. — Rizzi, Diss. 1975, S. 48 schließt sich dieser Datierung an. Voit. a.a.O., S. 133/134 bringt Argumente für eine Spätdatierung 1738 und Zuschreibung an Pilgram. Voit ist der Meinung, daß die auf dem früheren Plan 6 (Aufriß der Westfassade) mit dargestellten Basteigärten anders ausgebildet seien als auf Plan 2a, und daß Plan 2a bereits dem auf den Kleiner-Stichen von 1744 dargestellten Zustand entspräche. Plan 6 zeigt jedoch nur den Aufriß der Umfassungsmauer und gibt keinen Hinweis auf die genaue grundrißliche Konzeption der Gärten. Der Grundriß 2a gibt eine Planung der nördlichen und südlichen Basteigärten in zwei horizontale Terrassen unterteilt und stufenförmig verlaufend wieder, wobei im Zentrum ein Gartenpavillon geplant war. Diese Darstellung ist identisch mit der Wiedergabe der Gärten auf Hötzendorfers Gemälde (1723—28 anzusetzen), welches Voit offenbar nicht bekannt war. Daher kann die Gartengestaltung keinesfalls als Argument für eine Datierung um 1738 herangezogen werden. Auch Voits Behauptung im Wr. Jb. f. Kg. Bd. XXIV/1971, S. 3 („Unbekannte Entwürfe F. A. Pilgrams"), daß „dieser Grundriß der Gesamtanlage mit der heutigen Bauausführung" übereinstimme und daher aus der letzten Bauperiode um 1737 unter Pilgram stammen müsse, konnte bereits von Sebesy, a.a.O., S. 15/16, widerlegt werden. Eindeutig gegen eine Spätdatierung spricht nämlich die Tatsache, daß der Vestibültrakt seitlich der Kirchenfassade (1734—37 erbaut) zum Unterschied von Plan 2a mit einem vorspringenden Mittelrisalit versehen und um eine Fensterachse erweitert ausgeführt wurde, und auch das Faktum, daß die Kaisertreppe im heutigen Zustand 6 Fensterachsen gegenüber 5 Achsen auf Plan 2a aufweist. — Voit scheint den tatsächlichen Baubestand nicht zu kennen: er bediente sich offenbar der falschen Wiedergabe des heutigen Baubestandes in der ÖKT, Bd. 1/Krems, Fig. 332.

vorher besprochenen Plan 3 überein; auch die Treppe beginnt ganz offensichtlich einläufig, und nicht — wie man bisher annahm — zweiläufig[321].

Als Datierungshilfe für diesen Grundriß Plan 2a kann wiederum das bereits vielzitierte Gemälde Hötzendorfers mit der Stiftsansicht herangezogen werden: zeigt Hötzendorfer noch, wie auch auf Plan 2 und dem Aufriß der W-Fassade ersichtlich, 8 Fensterachsen im seitlichen W-Trakt, so sind es sowohl auf Plan 3 als auch auf Plan 2a nur mehr 7 Achsen. Daraus folgt, daß diese beiden Grundrisse erst entstanden sein können, nachdem Hötzendorf sein Gemälde begonnen hatte — also im frühesten Fall 1723, im spätesten 1728. Terminus ante quem müßte das Jahr 1734 sein, in dem der Grundstein für den Vestibültrakt gelegt wurde[322], welcher in der Ausführung — um die achsiale Symmetrie mit dem Portal im Zentrum zu bewahren — um eine Fensterachse erweitert wurde und dessen mittlere 5 Fensterachsen nun risalitartig vorspringen (1736 war der Vestibültrakt vollendet). Diese heutige Ausführung gibt die Stichfolge Salomon Kleiners wieder.

Leider können diese Zeitangaben nicht näher präzisiert werden, da — wegen des fehlenden Originals — keinerlei Schlüsse auf den Zeichenstil gezogen werden können. Auch die Annahme Rizzis, daß die westlichen Vorbauten auch hier erst nachträglich aufgeklebt wurden[323], muß mangels der Überprüfungsmöglichkeit am Original als Datierungshilfe ausgeschieden werden.

Dieser Plan müßte noch im wesentlichen Ideen Hildebrandts dokumentieren; falls Pilgram, der ab 1734 neuer Stiftsbaumeister wurde[324] und sich möglicherweise zu seinem Amtsantritt einen neuen Gesamtplan anfertigte,

---

321) Der vom Erdgeschoß aus begehbare mittlere Treppenarm wurde voll durchgezeichnet, die erst vom Halbstock anschließenden beiden seitlichen Treppenarme wurden nur zur Hälfte, wie üblich diagonal abgeteilt, angegeben.

322) Interessant in diesem Zusammenhang erscheint eine Quelle (Archiv Göttweig, BAR 1734, Qu. Nr. 21, Qu. Nr. 9), welche die Erzeugung des Portals für das Vestibül durch den Bildhauer Glimpfinger für das Jahr 1734 nach dem „unterschriebenen und ausgehändigten Riß von 1733" belegt. Ein solcher Riß ist im Göttweiger Archiv jedoch nicht mehr erhalten. — Dazu: Ritter, Neue Forschungsergebnisse zur Bau- und Kunstgeschichte des Stiftes Göttweig, Mitt. des Kremser Stadtarchivs, 1961, S. 79. Das Portal wurde am 30. Juli 1736 fertiggestellt.

323) Rizzi, Diss. 1975, S. 46.

324) Archiv Göttweig, Attestatum zum Prozeßakt Pilgrams gegen Abt Odilo Piazol vom 23. V. 1751. Dieses Attestatum bestätigte den Tod Jänggls am 15. 2. 1734. Nach dem Tod Jänggls übernahm dessen Neffe Franz Anton Pilgram die Bauleitung. (Archiv Göttweig, BAR 1734, Qu. Nr. 1, nennt Pilgram als „neuen Stiftsbaumeister".) — Pilgram war schon ab 1726 des öfteren mit Jänggl zusammen nach Göttweig gekommen, was ebenfalls durch dieses „Attestatum" bestätigt wird.

der Urheber wäre, müßte er sich extrem schnell, nämlich noch im Verlauf des Jahres 1734, aus uns nicht bekannten Gründen entschlossen haben, einige sehr wesentliche Änderungen den Vestibültrakt betreffend vorzunehmen. Weitere Änderungen im Sinn einer Vernachlässigung von Plan 2a beziehen sich dann noch auf die Kaisertreppe, deren Fundamente Anfang 1736 ausgehoben wurden[325], bei der die äußere Front um eine Fensterachse verlängert wurde und deren Stiegenverlauf schließlich im Erdgeschoß zweiläufig beginnend ausgeführt wurde. Es scheint aus diesen Gründen daher eher wahrscheinlich, daß Pilgram bereits mit ganz neuen konkreten Ideen, die sich von der Konzeption des Planes 2a unterschieden, die Bauleitung übernahm und nicht für die Planverfassung dieses Risses herangezogen werden kann.

Noch ein kurzer Exkurs zur Entwicklung der Anlage der Gärten im Norden und Süden in dieser Planungsphase: schon auf dem Aufriß der Westfassade in der früheren Phase (Plan 6) ist bereits deutlich die Stufe der Außenmauer an jener Stelle erkennbar, an der die Abtreppung des Gartens und die Unterteilung in zwei horizontale Terrassen erfolgte, und keine „gleichmäßig abfallende Böschung", wie es von Voit beschrieben wurde[326]. Hötzendorfers Gemälde und auch der spätere Plan 2a zeigen eine identische Gartenplanung, die sich nur geringfügig in Einzelheiten von Plan 6 unterscheidet: so wurde der jeweils an der äußersten Spitze der Umfassungsmauer gelegene kleine Pavillon weggelassen und statt dessen ein größeres Pavillongebäude im Bereich der Abstufung konzipiert.

Auch was das Problem der westlichen Vorbauten betrifft, muß eine Auseinandersetzung mit der Ansicht Voits erfolgen: im Gegensatz zur theoretischen Planung auf Aufriß 6 wurden erst später Terrainschwierigkeiten im Bereich des westlichen Hanges erkannt, die eine Modifizierung des ursprünglichen Vorbauentwurfs notwendig machten. Voit nimmt an, daß diese Terrainprobleme erst unter Pilgram erkannt wurden — er zieht dazu den Stich Salomon Kleiners von 1744 mit der Ansicht des geplanten Stiftsneubaus von Westen heran, auf dem die westlichen Vorgebäude mit einem wesentlich höheren Unterbau dargestellt werden als auf Plan 6[327]. Jedoch zeigt bereits das Gemälde Hötzendorfers einen zwei Stock hohen Unterbau, was beweist, daß der stärkere Abfall des Geländes auf alle Fälle bereits vor dem Jahr 1728 bekannt gewesen sein mußte; auch die später beschriebenen Ansichten von 1729 stimmen hierin mit Hötzendorfer überein.

Schließlich zeigt Kleiners späterer Stich eine neuerlich modifizierte Form des Unterbaues: im NW existiert eine ebenso hohe Substruktion wie auf den früheren Ansichten, nicht aber im SW, wo das Terrain wieder leicht

---

325) Diarium Gotwicense, Bd. III, S. 531: Am 31. Jänner 1736 erfolgten die Aushebungsarbeiten für die Fundamente der Kaisertreppe. — Dazu: Ritter, Studien und Mitteilungen des Benediktinerordens 1970, S. 437.

326) Voit, Wr. Jb. f. Kg., 1975, S. 133.

327) Voit, Wr. Jb. f. Kg., 1975, S. 134; Abb. 108.

ansteigend verlief. Erst diese Phase würde der Änderung durch Pilgram entsprechen.

In den Jahren 1729–1734 wurde eine größere Anzahl von Stiftsansichten verfertigt, die leider für genaue Vergleiche mit den erhaltenen Grundrissen durch ihre schematische Ausführung nicht ausreichen: es handelt sich um eine Medaille aus dem Jahr 1729 mit einer Ansicht des Projekts von SW[328], ein *Glas in der Kunstkammer mit der Ansicht von NW*[329], zwei Darstellungen des Stiftsprojekts in dem von Abt Gottfried Bessel verfaßten „Chronicon Gotwicense" (auf dem Titelblatt eine Ansicht von Osten, eine weitere Ansicht von Südwesten) aus dem Jahr 1729[330], und weiters auch eine Abbildung des Stiftes von SW auf dem *Titelblatt eines „Missale Romanum"* mit dem Benediktinerproprium, welches das Datum 1734 trägt[331].

Wir haben hier eine Serie von Ansichten der ganz oder teilweise ausgeführten Trakte (O- und N-Trakt) und der erst projektierten Gebäudeteile (W-Front mit Treppenhäusern und Vorbauten, S-Trakt) von verschiedenen Beobachtungsstandpunkten (von SW, NW, W und O) vor uns, die bereits eine ähnliche Zielsetzung erkennen läßt wie die Serie der rund 15 Jahre später entstandenen Kleiner-Stiche: nämlich den Bau, dessen Fertigstellung mehr und mehr in Frage gestellt wurde, aus möglichst vielen Perspektiven wiederzugeben. Gerade nach dem Jahr 1727, nachdem der Nordtrakt zur Hälfte vollendet war, gerieten die Bauarbeiten am Stift merklich ins Stocken[332]. Das mag den Abt dazu bewogen haben, den geplanten Bau der

328) Silbermedaille mit dem Porträt Bessels und der Idealansicht Göttweigs, Durchmesser 50 mm; sie trägt auf der Rückseite die Ansicht Göttweigs von der SW-Seite ähnlich der Ansicht Hötzendorfers. Umschrift: „OB. MONASTERIUM. AB. INCENDIO. RESTITUTUM." und im unteren Segment die Aufschrift: „PRIOR. & CAP. GOTV. D. D. C. MDCCXXIX" publiziert im Katalog der Gedächtnisausstellung zur Wiederkehr des 300. Geburtstages von Abt Gottfried Bessel, Kat. Nr. 144.

329) Zum selben Anlaß wie die Medaillen (zum 10. Jahrestag der Grundsteinlegung) wurde wahrscheinlich das Glas hergestellt, das sich heute in der Kunstkammer des Stiftes befindet. Es zeigt eine Ansicht des geplanten Neubaus von NW, auf der die gleiche Gartenanlage wie auf Hötzendorfers Gemälde zu erkennen ist. Nähere Einzelheiten, wie die Fensterachsen des W-Trakts, sind nicht genau dargestellt. — Dazu: ÖKT, Bd. 1/Krems, S. 432, Fig. 420.

330) Zwei Darstellungen aus den „Chronicon Gotwicense", signiert „Beduzzi 1729", Ansicht von SW und Ansicht von O. — (Abb. der Ansicht von O siehe Kat. der Gedächtnisausstellung zur Wiederkehr des 300. Geburtstages von Abt Gottfried Bessel, Kat. Nr. 101.)

331) Missale Romanum, Handschrift auf Pergament mit Miniaturbildern und Initialen in Gouache. — Titelblatt: Dreifaltigkeit mit Maria, Petrus und Paulus, unten St. Benedikt und St. Altmann, ganz unten Medaillon mit der Ansicht nach dem Hildebrandt'schen Projekt von SW. Auf dem Deckel trägt die Handschrift das Datum 1734.

332) Ritter, Festschrift Bessel, S. 111.

Nachwelt durch die erwähnten ab 1729 entstandenen Ansichten zu überliefern[333], zu denen Plan 2a als repräsentativer Grundriß nicht nur als Ergänzung der Serie, sondern auch zeitlich zu passen scheint.

Hiermit wäre in diesen Ansichten jene Planungsphase wiedergegeben, in der die geänderte Anlage der Treppe mit offenen Kernen bereits festgelegt war.

C) Der Anteil Franz Anton Pilgrams an der spätesten Phase der Planung — die endgültige Ausführung

Nach der Einsetzung Pilgrams zum neuen Bauleiter kam es nach der Stagnation des Baues in den Jahren ab 1734 wieder zu einer verstärkten Aufnahme der Bautätigkeit. Die Änderungen am Baukonzept, die auf Ideen Pilgrams zurückzuführen sind, werden im Stichwerk Salomon Kleiners von 1744 wiedergegeben, das dem heutigen Bauzustand entspricht. Da der Anteil Pilgrams am Göttweiger Bau in der letzten Zeit Gegenstand näherer Untersuchungen war[334], möchte ich hier lediglich zur Vervollständigung des Überblicks über sämtliche Bauphasen eine kurze zusammenfassende Aufzählung von Pilgrams Veränderungen bringen:

Der westliche Teil des Nordtraktes, der 1736 vollendet wurde[335], zeigt an der inneren Hofseite gegenüber Plan 2a eine Fensterachse weniger — statt ursprünglich 10 nur mehr 9 Achsen. Dieser Verringerung der Achsenzahl entspricht eine Erweiterung der äußeren Achsen des Treppenhauses auf 6 Fenster. Ein Zwischenstadium gibt ein Grundriß des Nordtraktes mit der Kellerstiege unter der Kaisertreppe wieder[336]: er kann eindeutig als der späteste der erhaltenen Grundrisse, nach dem wahrscheinlich auch beim

---

333) In einer ganz ähnlichen Situation sollten später die Stiche Salomon Kleiners entstehen: Nachdem nach Wiederaufnahme der Bautätigkeit von 1736—41 die Arbeiten schließlich endgültig zum Stillstand kamen, wurde Kleiner 1743 mit der Abbildung des Stiftes beauftragt. Die Stiche Salomon Kleiners umfassen neben Aufrißansichten aller Fronten und einer Übereckansicht von SW auch Grundrisse des ersten Stockes und des Erdgeschosses mit allen Vorbauten und Gärten. — Abbildungen der Kleiner-Stichserie finden sich bei P. Gregor Lechner OSB., Stift Göttweig und seine Kunstschätze, Fig. 5—9.

334) Rizzi, Diss. 1975, S. 50 ff. — Voit, Wr. Jb. f. Kg., 1975, S. 133 ff.

335) Siehe Anmerkung 318: Der westliche Teil des N-Traktes, die sog. „Hauptmannschaft", dessen Grundstein 1725 gelegt worden war, konnte erst Ende 1736 eingedeckt werden. — Diarium Gotwicense, Bd. III, S. 516.

336) Archiv Göttweig, Plansammlung Nr. 10: Grundriß des N-Traktes mit der Kellerstiege, braune Tusche, rosa angelegt, unsigniert und undatiert. Aufschrift auf der Rückseite: „Der unter Gang auf der nördlichen Seite." — Dazu: Voit, Wr. Jb. f. Kg., 1975, S. 138, Abb. 131. — In diesem Zusammenhang erscheint eine Klärung des Sachverhaltes wichtig: Voit nimmt fälschlicherweise aufgrund der unrichtigen Abbildung des heutigen Bauzustandes in der ÖKT nur 5 Fensterachsen an der äußeren Front der Kaisertreppe in der tatsächlichen Ausführung an; die Stiche Kleiners stimmen jedoch — im Gegensatz zu Voits Beobachtungen — mit der heute sichtbaren Zahl von 6 Fensterachsen an der Kaisertreppe überein.

Bau der Kaisertreppe vorgegangen wurde, angesehen werden. Da er zwar im Bereich des Treppenhauses 6 Fensterachsen nach außen, im nördlichen Teil des Innenhofes, dem „Hauptmannschaftstrakt", jedoch 10 statt der ausgeführten 9 Achsen zeigt, muß er noch vor 1736, vor der endgültigen Fertigstellung des Nordtraktes, angesetzt werden.

Ein Grundriß des eigentlichen Treppenhauses in der neuen Form hat sich im Göttweiger Stiftsarchiv nicht erhalten; den näheren Umständen zur Anlage der Kaisertreppe und deren Veränderungen im Verlauf der Planänderungen sowie stilistischen Vergleichen wird das folgende Kapitel gewidmet sein.

Im selben Jahr wie der Nordtrakt, nämlich 1736, wurde auch der sog. „Vestibültrakt", die Querverbindung zwischen Nordtrakt und Kirchenfassade, fertiggestellt[337]. Hier wurde die gesamte äußere Erscheinung des Traktes verändert: es wurde eine Fensterachse zur Erweiterung auf 11 Achsen eingeschoben, um das Tor in die Symmetrieachse zu rücken. Die wichtigste Veränderung erfolgte durch die Gestaltung der mittleren 5 Achsen dieses Gebäudeteils in Form eines vorspringenden Mittelrisalits. Rizzi stellt fest, daß dieses Bestreben nach Kleinteiligkeit durch Einfügung eines Mittelpavillons als Gestaltungsprinzip ein Charakteristikum im Oeuvre Pilgrams darstellt, dessen Entsprechung am Pavillonsystem der Stifte Klosterbruck und St. Gotthard fortgesetzt wird[338]. Auch die Dreiecksgiebel, die heute am Süd- und Nordtrakt statt der von Hildebrandt vorgesehenen gemischtlinigen Giebel aufscheinen und deren Durchführung auch ursprünglich für den Westtrakt geplant war, sind auf die Invention Pilgrams zurückzuführen; sie weisen deutlich auf eine spätere, schon dem Klassizismus angenäherte Stilstufe hin, wie sie beispielsweise auch bei Fischer v. Erlach d. J. verkörpert wird[339].

In der Grundrißgestaltung der westlichen Vorbauten hielt Pilgram sich im wesentlichen an die bereits bei Hildebrandt festgelegte Konzeption. Das Stiftsarchiv Göttweig verwahrt mehrere Grundrisse der Vorgebäude, die nur den nördlichen Teil derselben wiedergeben[340]. Dadurch unterscheiden sie sich von Plan 19, auf welchem die gesamten Vorgebäude im Grundriß zu sehen sind und welcher durch die skizzierte Anzahl der Fensterachsen im Westtrakt eindeutig noch in die Planungsphase unter Hildebrandt einzuordnen ist[341]. Weiters können zwischen Plan 19 und den übrigen Grundrissen für die westlichen Vorgebäude auch Unterschiede im

337) Diarium Gotwicense, Bd. III, S. 327.

338) Rizzi, Diss. 1975, S. 50.

339) Projekt Fischer v. Erlachs d. J. für die Gestaltung der Michaelerfront der Hofburg. — Thomas Zacharias, Joseph Emanuel Fischer v. Erlach, Wien 1960, Abb. 42.

340) Archiv Göttweig, Plansammlung Nr. 13—18. — Voit, Wr. Jb. f. Kg., 1975, Abb. 124—127.

341) Dieser Plan 19 wurde in der bisherigen Literatur mit den Plänen 13—18 zeitlich gleich angesetzt und für Jänggl oder Pilgram in Anspruch genommen. — Voit, Wr. Jb. f. Kg., 1975, Abb. 123.

Lineament und in der graphischen Behandlung festgestellt werden, wodurch eine Anfertigung von gleicher Hand weitgehend ausgeschlossen werden kann[342]. Die Tatsache, daß einer dieser Grundrisse[343] eine Bereicherung in bezug auf die Grundrißorganisation im Bereich der Einfahrtshalle erkennen läßt — die Durchfahrt wird durch Hinzufügen eines kuppelig überwölbten Mitteljochs und seitlich erkennbarer Wandnischen gegliedert — läßt auf Pilgram als Urheber schließen; vor allem zumal Rizzi auf ein dazugehöriges Blatt mit maßstäblichen Bleistiftskizzen hinweist, das Grund- und Aufriß dieser Einfahrtshalle der Vorbauten detailliert wiedergibt und das er aus stilistischen Gründen Pilgram zuordnet[344].

Auch das äußere und innere Torgewände in seiner konkaven Nischenform, die im detaillierten Riß aufscheinen, dürften auf Pilgrams Invention zurückgehen. Zu diesem Tor mit konkavem Gewände mit strahlenförmiger Streifenteilung und darüber angesetztem gemischtlinigem Giebel gibt es einen halbseitigen Aufrißentwurf im Göttweiger Stiftsarchiv, der sicherlich ebenfalls Pilgram zum Urheber hat[345]. Nach diesem Riß sollte der Bildhauer Glimpfinger das Portal nach einem Kontrakt des Jahres 1742 anfertigen[346]. Diese Torform schien auf dem Entwurf Hildebrandts für die westliche Front des Stiftes mit den überklebten Vorbauten offenbar noch nicht auf, da zumindest die Spitze des Giebels über dem Portal vor dem Dach der Vorbauten sichtbar sein müßte. Auf dem Gemälde Hötzendorfers kann die Ausführung des westlichen Torbaus nicht eindeutig festgestellt werden[347]. Bei der ausgeführten Toranlage handelt es sich um eine Torform, die im Oeuvre Hildebrandts nicht nachweisbar ist und die bereits einer späteren Stilstufe entspräche. Lediglich der obere Teil der Toranlage nach der Skizze und in der heutigen Ausführung zeigt eine fast exakt identische

342) Als Urheber der späteren Federzeichnungen Nr. 13—18 kämen gleichermaßen Jänggl und Pilgram in Frage. — Ritter, Festschrift Bessel, S. 105, erklärt Jänggl als Urheber, um sie dann auf S. 106 für Pilgram in Anspruch zu nehmen. — Rizzi, Diss. 1975, S. 50, schreibt sie „aufgrund ihrer primitiven Ausführung" Franz Jänggl zu.

343) Archiv Göttweig, Plansammlung Nr. 18. — Voit, Wr. Jb. f. Kg., 1975, Abb. 124.

344) Rizzi, Diss. 1975, S. 51: genaue Beschreibung. — Archiv Göttweig, Plansammlung o. Nr., unsignierte und undatierte Bleistiftzeichnung, 330:495 mm. — Dazu bemerkt Rizzi: „Wahrscheinlich eigenhändig von Pilgram" (Anm. 28). — Voit, Wr. Jb. f. Kg., 1975, S. 136, Abb. 128. — Voit schreibt den Gesamtgrundriß der Vorgebäude sowie die detaillierte Bleistiftskizze zur Einfahrtshalle Pilgram zu.

345) Archiv Göttweig, Plansammlung Nr. 20: Federzeichnung, grau laviert, unsigniert und undatiert, 550:440 mm; Voit, Wr. Jb. f. Kg., 1975, Abb. 129.

346) Rizzi, Diss. 1975, Anm. 29. — Archiv Göttweig, BAR 1743, Kontrakt A.

347) Ein Stich von G. Merz nach E. Werner von 1740, der noch ungefähr der Phase des Hötzendorfer-Gemäldes entspricht, zeigt noch eine wesentlich einfachere Form des Portals.

Form mit dem Torbau an der Ehrenhofseite des Belvedere[348]. Der geplante Torbau der Einfahrt in den Haupttrakt der Westfront schien noch auf den frühen Entwürfen unter Hildebrandt in einfacher rundbogiger Form mit darüberliegendem horizontalem Gesims und seitlich je einer leicht vor die Mauer gerückten Säule mit aufgesetzter Vase auf; dies kann durch das Gemälde Hötzendorfers eindeutig belegt werden[349]. Dieselbe Portalform wird bereits auf den ersten von Person gezeichneten Entwürfen vor der Planänderung verwendet[350] und wurde von Pilgram später noch für das Tor des Vestibültraktes in Anspruch genommen. Salomon Kleiners Ansicht des Stiftsprojekts von Westen hingegen zeigt die Einfahrt zu einer dreitorigen Anlage mit mittlerem rundbogigem Portal und seitlichen kleineren Toren erweitert, dazwischen wurden Säulenpaare konzipiert und darüber eine Verbindung aller drei Tore in der Horizontalen durch einen Balkon vorgesehen. Dies ist eine Torform, für die Vorbilder im Bereich des Hildebrandt'schen Oeuvres gefunden werden können — wie etwa beim Hofburgprojekt, Aufriß der Fassade gegen die Stadt[351] — welche bei Pilgrams Schloß Riegersburg jedoch in einer leichten Veränderung zum Flächenhaften hin aufscheint[352], so daß man unter Umständen noch an eine späte Invention Hildebrandts denken könnte, die allerdings durch keine der frühen Planungen zu belegen wäre.

Unter dem voarhandenen Planmaterial befindet sich auch ein *Riß für verschiedene Fensterformen*[353]. Diese Fensterrisse waren erstmals von Ritter Hildebrandt zugeschrieben worden[354]. Da nämlich laut einem Kontrakt vom 24. März 1720 Fensterstöcke für den Neubau des Osttraktes „gemäß dem verfertigten und unterzeichneten Riß" angefertigt wurden, postuliert Ritter die Datierung dieser Risse 1720 und die Urheberschaft Hildebrandts. Auch Voit datiert dieses Blatt bereits um 1719, mit der Begründung, daß alle diese Fenster- und Rahmenformen und auch die Darstellung eines Teils der Kreuzgangarkaden mit den Formen der frühe-

348) Sebesy, a.a.O., S. 23: Da auch das Savoy'sche Kreuz, Wappen des Prinzen Eugen, am Göttweiger Torbau sinnwidrig wiederholt wurde, kann diese Gestaltung sicher nicht als Invention Hildebrandts bezeichnet werden.

349) Ebenfalls noch in dieser Form auf dem Stich von G. Merz nach E. Werner zu sehen.

350) Archiv Göttweig, Plansammlung Nr. 5, Aufriß des Osttraktes. — Archiv Göttweig, Plansammlung Nr. 4, Aufriß des Quertraktes mit der Kirchenfassade.

351) Grimschitz, Hildebrandt 1959, Abb. 171.

352) Zacharias, a.a.O., Abb. 120. — H. Dornik-Eger, F. A. Pilgram, der Baumeister von Schloß Riegersburg, Österr. Zs. f. Denkmalpflege XXI/1967, Abb. 165. — Hier fallen die Säulenpaare zwischen den Toren weg und werden durch sehr flache Pilaster mit Reliefs ersetzt.

353) Archiv Göttweig, Plansammlung Nr. 23, Federzeichnung laviert, 520:654 mm. — Abbildungen des Planes 23 bei Voit, Wr. Jb. f. Kg. XXVIII/1975, Abb. 110 und Lechner, Göttweig, Abb. 47.

354) Ritter, Studien und Mitt. des Benediktinerordens 1970, S. 427.

sten Planung übereinstimmen[355]. Der graphische Stil und die Schrift der Maßstabbezeichnung weisen hingegen keinerlei Ähnlichkeiten mit Hildebrandts signiertem und 1720 datiertem Riß für zwei Mansardenfenster auf, und die Ausführung dieser Zeichnungen zeigt wesentlich größere stilistische Parallelen zu Pilgrams Aufriß der Foresterie. In beiden Blättern — Fensterrisse (Plan 23) und Aufriß der Foresterie — scheint die Strichführung bei weitem nicht so leicht und flüssig wie bei Hildebrandt, sondern etwas schwerfälliger und mit sehr dunklen Lavierungen, welche die Hell-Dunkel-Kontraste besonders hart, fast ohne Schatten, zum Ausdruck bringen. Dieser stilistische Unterschied kann auch im Vergleich mit *Fensterdetails des Osttraktes* (sie stellen z. T. identische Fensterformen dar) festgestellt werden, welche 1719 durch Hildebrandts Bauzeichner Person angefertigt wurden. Diese der frühesten Planung zugehörige Zeichnung zeigt trotz der ausgemalten Fensteröffnung in der Gestaltung des Lineaments und in der Angabe der Schatten eine ganz andere, bei weitem nicht so kühle und kontrastreiche Wirkung.

Aus diesem Grund erscheint es wahrscheinlicher anzunehmen, daß die Fensterformen des O-Traktes und die Kreuzgangarkaden an der Innenseite des O-Traktes von Pilgram kopiert wurden, um in diesen Kopien genaue Vorbilder für die gleichen Fensterformen am N-Trakt (der bereits unter Pilgrams Bauleitung fertiggestellt wurde) und am projektierten S-Trakt zu besitzen.

Nicht unerwähnt bleiben sollen in diesem Zusammenhang auch zwei Blätter mit dem Aufriß einer Türe mit darüberliegendem Oberlichtfenster und ein Riß, der wahrscheinlich dieselbe Türe mit einer Variation des Oberlichtfensters sowie den Grundriß einer Treppe zeigt[356]. Um welche Treppe es sich dabei handelte, ist ungeklärt; im heutigen Baubestand scheinen auch derartige Türformen nicht auf.

Auch sie können nicht mehr, wie von Voit angenommen wurde, der Hildebrandt'schen Stilstufe entsprechen, da die Art der Türgestaltung in Verbindung mit einem derartigen Oberlichtfenster bei Hildebrandt an keinem Bau nachgewiesen werden kann[357]. Ähnliche Formen finden aber in etwas späterer Zeit — besonders bei Fischer v. Erlach d. J. — wiederholte Verwendung[358].

---

355) Voit, Wr. Jb. f. Kg., 1975, S. 129, Abb. 107.

356) Voit, Wr. Jb. f. Kg., 1975, S. 132, Abb. 117, 118, 119. — Der Türriß mit dem Grundriß der Treppe war im Göttweiger Stiftsarchiv nicht mehr aufzufinden. (Voit, Abb. 117.)

357) Eine für Hildebrandt charakteristische Tür mit Oberlichtfenster findet sich am Entwurf für den Eingang zum Kapitelhaus, der auch in dieser Form noch unter Hildebrandts Bauleitung ausgeführt wurde. — Siehe dazu Anm. 303.

358) Entwurf Fischer v. Erlachs d. J. für den Stiftsneubau von Klosterneuburg um 1730 (Schnitt durch den Stiegenhaustrakt) und Tor mit Supraporte im großen Saal von Schloß Eckartsau. — Zacharias, a.a.O., Abb. 36 und 118.

Archivalische Belege für verschiedene Detailarbeiten Pilgrams am Göttweiger Stiftsbau wurden in Aktenstücken des Göttweiger Stiftsarchivs gefunden, die „Puncta pro Architecto F. Antonio Pilgram" bezeichnet sind und aus dem Jahr 1738 stammen[359].

Abgesehen von den hier erwähnten Änderungen manifestieren sich Auffassung und persönlicher Stil Pilgrams vor allem in der endgültigen Ausführung der Kaisertreppe.

Die Planung und Ausführung der Kaisertreppe und die Anteile der einzelnen Göttweiger Baumeister an deren Konzeption

In den Entwürfen für den Stiftsneubau ist keine Planungsserie mit einheitlicher Treppenhausplanung nachzuweisen; es erscheinen vielmehr verschiedene — sowohl im Grundriß als auch im Aufriß der Außenmauern voneinander abweichende Konzepte in den einzelnen Planungsstufen. Ein Aufriß des Treppenhausinnenraumes aus der Bauzeit ist nicht erhalten.

In der ersten Planung, die noch den Klosterbau mit offenem Ehrenhof vorsah, ist noch keine monumentale Treppenanlage erkennbar, sondern es scheinen nur kleinere, rein funktionelle Treppen auf[360]. Im nördlichen Rechtecktrakt können zwei verschiedene Treppentypen unterschieden werden:

1. die in der Legende als „Hauptstiege" bezeichnete Treppe (mit der Buchstabenbezeichnung „gg") — eine zweiarmige gegenläufige Konstruktion, die drei parallele Treppenläufe ohne offenen Kern aufweist und deren stilistische Entsprechung sich im Treppenhaus des Oberen Belvedere[361] findet.

2. eine Treppe mit zwei rechtwinklig gebrochenen Läufen, die auch als „verdoppelte Turmtreppe" bezeichnet wird[362]. Ein Vorbild für diese Treppenform fand sich z. B. in Potsdam, kurfürstl. Schloß (1661—69), die ein Stich aus dem Jahr 1672 zeigt[363]. Die Göttweiger Treppe dieses Typs führt zum Erdgeschoß und in den Garten. Wichtig erscheint die Tatsache, daß hier die Turmtreppe zwar verdoppelt wurde, aber noch in symmetrisch voneinander getrennter Form vorhanden ist. Beim heute ausgeführten

---

359) Archiv Göttweig, Signatur KGL. 1. — Eine genauere Angabe der einzelnen Punkte bei Ritter, Studien und Mitt. des Benediktinerordens 1970, S. 437 f. — Eine nähere Auseinandersetzung mit der baulichen Durchführung der in den 20 Punkten angegebenen architektonischen Detailfragen erfolgte bei Voit, Wr. Jb. f. Kg., 1975, S. 135 ff.

360) Plansammlung Nr. 1.

361) Siehe S. 69.

362) Friedrich Mielke, Die Geschichte der deutschen Treppen, Berlin/München 1966, S. 238.

363) Mielke, a.a.O., Abb. 302.

Typus der Göttweiger Kaiserstiege handelt es sich im Prinzip noch immer um eine verdoppelte Turmtreppe, die jedoch zu einer geschlossenen Einheit zusammengezogen wurde. Dies geschieht dadurch, daß die jeweils ersten oder letzten Arme jedes Laufes in einem gemeinsamen Lauf vereinigt werden[364].

Die zweite Planung zeigt in ihrem Grundriß des ersten Stockes (Plansammlung Nr. 2) bereits das neue System der Gesamtanlage mit zwei monumentalen Treppenhäusern an den abgeschrägten Ecken des nunmehr geschlossenen Westhofes. Der Typus der Treppe ist hier noch derjenige der sog. „Hauptstiege" auf Plan Nr. 1: d. h. zweiarmig gegenläufig ohne offene Kerne, mit dreiachsiger Vorhalle. Diese Gestaltung entspricht nicht nur der Treppe des Oberen Belvedere, sondern auch den Treppenhäusern in Hildebrandts Hofburgplanung (1724), wobei im Grundriß genaue Übereinstimmungen mit dem Göttweiger Plan 2 festgestellt werden können[365]. Auf dem Göttweiger Grundriß ist nicht zu erkennen, ob die Treppe im Erdgeschoß ein- oder zweiläufig beginnen sollte — es ist daher anzunehmen, daß ebenso wie bei den Hofburgentwürfen ein Erdgeschoßriß vorhanden gewesen sein mußte, in dem der Treppenverlauf gekennzeichnet war.

Die Tatsache, daß Hildebrandt in einer so repräsentativen Planung, wie es bei der Hofburg der Fall war, noch bis 1724 an seinem Treppentypus ohne Kerne mit einfachen parallelen Läufen festhält, würde die Annahme unterstützen, daß der nächste Grundriß des ersten Stockes, Plan Nr. 3 — der eine bereits geänderte Treppenform aufweist — erst nach 1724 entstanden sein könnte. Plan 3 enthält bereits eine Treppenanlage mit rechtwinklig gebrochenen Läufen, offenen Treppenkernen und dementsprechend verbreiterter, nun fünfachsiger Vorhalle. Die Treppe sollte

---

364) Grundrißskizzen verschiedener Turmtreppen finden sich bei Mielke, a.a.O., S. 241/242. — Einläufig beginnende Treppen dieses Typus kommen weitaus häufiger vor als solche mit zweiläufigem Beginn. Als Beispiel können angeführt werden: S. Giorgio Maggiore/Venedig 1643—45, Baldasare Longhena. — Rathaus/Speyer 1712—26. — Palais Batthyany-Schönborn/Wien 1699—1706, J. B. Fischer v. Erlach. — Stift Melk 1714—16, J. Prandtauer. — Göttweig, Plan 3 und Plan 2a 1723—34, J. L. v. Hildebrandt. — Seitenstetten 1717—47, J. Munggenast. — Für eine zweiläufig beginnende Treppe konnte nur Göttweig, heutige Ausführung der Kaisertreppe, als Beispiel gefunden werden; es kommt dieser Treppe also eine gewisse Außenseiterposition zu.

365) Wien, Albertina: Hofburgentwürfe Hildebrandts. Gesamtgrundriß des Erdgeschosses und Grundriß des ersten Stockes, Mappe 49, Umschlag 2, Nr. 3—5. — Die beiden Monumentaltreppen links und rechts neben der geplanten Kirche in den Hofburgentwürfen zeigen nicht nur ähnliche Proportionen, sondern sind auch in der Detailkonzeption fast identisch mit den Treppenentwürfen auf dem Göttweiger Plan 2. Im Grundriß des Erdgeschosses wird der Treppenverlauf graphisch gekennzeichnet, nicht aber im Riß für den ersten Stock.

— im Gegensatz zur heutigen Ausführung — im Erdgeschoß einläufig beginnen.

Dieser Entwurf für Göttweig enthält das einzige Treppenhaus des Typus mit offenen Kernen, das für Hildebrandt in Anspruch genommen werden kann. Im wesentlichen finden wir bei Hildebrandt drei Treppentypen:

1. einfache Treppen mit gerader Laufführung, wie z. B. im Palais Daun-Kinsky[366].
2. zweiarmig gegenläufige ohne Kern, wie im Belvedere, Göttweig Plan 1 und 2 und im Hofburgentwurf (jeweils mit dreiachsiger Vorhalle).
3. „Turmtreppen", d. h. einarmige Anlagen mit zweimal rechtwinklig gebrochenem Lauf, z. B. im Schloß Mirabell[367] oder eine Verdopplung dieser Turmtreppen, z. B. Göttweig Plan 1 oder auch im Prinzip im Treppenhaus von Pommersfelden[368]. Hierbei handelt es sich jedoch noch um zwei symmetrische Turmtreppen, die nicht zu einem Komplex mit gemeinsamem mittlerem Lauf vereinigt wurden. Diese Verbindung beider Turmtreppen durch den gemeinsamen Mittellauf erfolgte nur im Göttweiger Plan 3.

Obwohl es also im Oeuvre Hildebrandts keine unmittelbar vergleichbare Treppenanlage gibt, kann dennoch mit großer Wahrscheinlichkeit nur er selbst als Entwerfer dieser neuen geänderten Treppenform des Planes Nr. 3 angesehen werden. Hildebrandt hatte zwar offiziell 1725 die Göttweiger Baudirektion niedergelegt und Jänggl hatte die Funktionen des Stiftsbaumeisters übernommen, er bezog jedoch noch bis 1731 sein gewohntes Honorar als leitender Baumeister und besuchte auch noch nach 1725 wiederholt das Stift[369]. Daher dürften Änderungen in der Planung, die von wesentlicher Bedeutung für den baulichen Gesamteindruck waren, noch immer von Hildebrandt angefertigt worden sein, während Jänggl — von dem berichtet wird, daß er ab 1725 selbständig Baurisse anfertigte[370] — wahrscheinlich solche Risse erstellte, die im wesentlichen die Ideen Hildebrandts wiedergeben sollten.

Auch die Tatsachen, daß Franz Jänggl als ausführender, nicht jedoch selbst entwerfender Bauleiter im Dienst Hildebrandts bekannt ist, und daß bis jetzt noch kein eigenhändiger Entwurf Jänggls nachgewiesen werden konnte[371], lassen es eher unwahrscheinlich erscheinen, daß eine so

---

366) Grimschitz, Johann Lucas von Hildebrandt 1959, Abb. 79 und 80, Grundriß S. 76.
367) Grimschitz, Hildebrandt 1959, Abb. 163, Grundriß S. 107.
368) Grimschitz, Hildebrandt 1959, Zeichnung des Grundrisses S. 79.
369) E. Ritter, Neue Forschungsergebnisse zur Bau- und Kunstgeschichte des Stiftes Göttweig, Studien und Mitt. des Benediktinerordens, Bd. 81/1970, Heft III—IV, S. 414/415.
370) Ritter, a.a.O., S. 431. Prozeßakt Pilgrams gegen Abt Odilo Piazol.
371) Auch für den Jänggl zugeschriebenen Umbau der Mariahilferkirche sind keine Entwürfe erhalten.

wichtige und einschneidende Veränderung auf die Invention dieses Meisters — der zu dieser Zeit bereits über 70 Jahre zählte[372] — zurückgeführt werden kann. Zudem hatte sich Jänggl vertraglich verpflichtet, sich genau an die Pläne Hildebrandts zu halten und von ihnen an keiner Stelle abzuweichen[373]. Jänggl wird auch in den Göttweiger Quellen immer als „bürgerlicher Maurermeister", nie aber als Ingenieur oder Baumeister wie Hildebrandt und Pilgram bezeichnet[374].

Wegen der isolierten Position dieser Treppenkonzeption in Hildebrandts Schaffen muß die Möglichkeit in Betracht gezogen werden, daß der eigentliche Initiator für diese Änderung der Planung nicht Hildebrandt selbst, sondern Abt Gottfried Bessel war. Bessel hatte im Lauf der Zeit zahlreiche Architekturstiche und architekturtheoretische Werke angekauft[375] und man könnte daher durchaus annehmen, daß er — angeregt durch ein uns nicht mehr bekanntes architektonisches Vorbild — mit der alten Treppenform nicht mehr zufrieden war.

Die ersten Entwürfe der beiden Monumentaltreppen an den abgeschrägten Ecken des W-Hofes auf Plan Nr. 2 zeigen noch — in Analogie zur Angleichung der Gesamtanlage an dieses Vorbild — Parallelen zur Treppenkonstruktion des Escorial. Im Escorial verbindet die Treppe die unteren Galerien des Kreuzganges im Hof der Evangelisten mit den oberen Wandelgängen; das Treppenhaus wurde als hohe Halle in großen Ausmaßen konzipiert, die Treppe frei in den Raum gestellt[376]. Der Treppengrundriß zeigt eine zweiarmig gegenläufige Konstruktion ohne Kerne, mit mittlerem Anlauf und gegabeltem Rücklauf. Die spätere Konzeption auf dem Göttweiger Plan 3 entfernt sich bereits sehr wesentlich von diesem Vorbild in der Führung der Treppenläufe, die nunmehr in rechtwinkliger Brechung um die offenen Kerne herumgeführt werden.

Auffallend ist die Ähnlichkeit des neuen Treppenduktus in diesem Plan mit der Anlage der bereits 1716 fertiggestellten Melker Treppe: in Melk wie in Göttweig, Plan 3, ist die Grundrißform gleich — die Treppe beginnt

372) Pal Voit, Unbekannte Pläne Johann Lucas von Hildebrandts und der Neuaufbau des Stiftes in Göttweig 1719—46, Wr. Jb. f. Kg., Bd. XXVIII/1975, S. 124.

373) Kontrakt im Archiv Göttweig vom 22. Mai 1719. Ritter, a.a.O., S. 412, Anm. 29.

374) Ritter, a.a.O., S. 412.

375) Ritter, Geschichte der graphischen Sammlung des Stiftes Göttweig, Mitt. des Kremser Stadtarchivs 1963, S. 63—99.

376) Lopez de Ayala, Der Escorial und das königliche Schloß zu La Granje de S. Ildefonso, München 1965, Abb. S. 70. — Der Grundrißentwurf zur Treppe des Escorial stammt von Juan de Herrera oder Juan Bautista de Toledo, die Ausstattung von J. B. Castello, genannt „El Bergamesco", gest. 1569 in Madrid. — Zur Frage der Zuschreibung und zur Ableitung des Treppentypus im Escorial siehe Catherine Wilkinson, The Escorial and the Invention of the Imperial Staircase, The Art Bulletin, Bd. LVII/Nr. 1, März 1975, S. 65 ff.

mit einem Mittelast, der sich nach beiden Seiten teilt und nach zweimaliger rechtwinkliger Brechung in den zu einem Stiegenpodest gestalteten Gang des oberen Stockwerks mündet[377].

Wegen der Nähe dieser beiden Benediktinerklöster kann eine vorbildhafte Wirkung der Melker Treppenführung (sozusagen als Prototyp der „repräsentativen Klostertreppe") auf Abt Bessel von Göttweig nicht ausgeschlossen werden. In der späteren Ausführung der Göttweiger Kaisertreppe wurde jedoch eine wesentlich monumentalere räumliche Wirkung als in Melk erzielt: der Gesamtraum ist wie im Escorial nach oben bzw. nach den Seiten für den Beschauer offenstehend, in Melk hingegen steht die Treppe nicht derartig frei in einer großen Halle, sondern der Beschauer kann wegen der engeren räumlichen Verflechtungen von Treppe und Treppenhaus meist nur Ausschnitte des Gesamtraumes erfassen.

Eine Beeinflussung Abt Bessels in bezug auf die Gestaltung des Treppengrundrisses könnte theoretisch durch das Eingreifen Joseph Emanuel Fischer v. Erlachs stattgefunden haben. Fischer d. J. hatte nachweislich zweimal in Göttweig technische Aufgaben zu lösen: das erstemal am Ende des Jahres 1723, als er in die Planung der Aufzugsmaschine eingriff[378] und ein zweites Mal am 2. März 1724, als er wieder nach Göttweig gerufen wurde, um die Wassermaschine in Gang zu setzen[379]. Diese Daten könnten durchaus mit dem Zeitpunkt der Abänderung des Treppengrundrisses in Relation gebracht werden; ob Fischer d. J. lediglich in seiner Funktion als Techniker nach Göttweig kam oder ob er sich auch mit der Bautätigkeit und den Planungen auseinandersetzte, ist aus den archivalischen Quellen nicht ersichtlich.

Im Werk Fischers d. J. finden wir keine vergleichbare Treppenanlage, wohl aber bei Johann Bernhard Fischer v. Erlach in dessen Treppe im Palais Batthyány-Schönborn (1699—1706[380]. Der Grundriß dieser Treppe entspricht genau dem Grundriß Göttweig, Plan 3, d. h. sie beginnt einläufig, wird dann zweimal im rechten Winkel gebrochen, zweiläufig fortgesetzt und mündet oben in eine durch eine Balustrade begrenzte Galerie.

Die Treppengestaltung auf dem Göttweiger Plan 2a (Gesamtgrundriß des Erdgeschosses) ist im wesentlichen die gleiche wie auf Plan 3; auch hier beginnt die Treppe im Erdgeschoß einläufig[381].

In der tatsächlichen Ausführung entspricht die Göttweiger Kaisertreppe jedoch nicht mehr dieser Planungsphase. Es wurden vielmehr noch weitere nicht unwesentliche Änderungen vorgenommen: einerseits wurde die

---

377) ÖKT, Bd. 3/Melk, S. 284 f. Abb. 280.
378) Ritter, Studien und Mitt. des Benediktinerordens, S. 422. — Diarium Gotwicense, Bd. II, S. 152.
379) Ritter, Studien und Mitt. des Benediktinerordens, S. 423. — Diarium Gotwicense, Bd. II, S. 176.
380) Hans Aurenhammer, Johann Bernhard Fischer von Erlach, Wien 1956, Abb. 49.
381) Siehe S. 81.

Anzahl der Fensterachsen des Treppenhauses nach außen hin von 5 auf 6 erweitert und andererseits steigt die Treppe nun zweiarmig vom Erdgeschoß empor und erreicht schließlich nach einer doppelten rechtwinkligen Brechung mit einem Arm die Höhe des oberen Ganges.

Da mit dem Bau der Treppe erst 1736, also bereits nach der Übernahme der Bauleitung durch Pilgram, begonnen wurde[382], erscheint es naheliegend, diese neuerliche Veränderung auf die Invention Pilgrams zurückzuführen.

Für den Grundriß des Treppenhauses ergeben sich aus dem veränderten Beginn der Läufe keine Unterschiede, wohl aber für die gesamte dreidimensionale Wirkung des Raumes und auch für den Wandaufriß. Mielke[383] äußert sich zum Problem der Führung der Treppenläufe allgemein folgendermaßen: „Der Steigerungswert der Laufführung ist aus dem Grundriß allein nicht abzuleiten; die Ausbildung der architektonischen Umgebung, das verwendete Baumaterial, die Lagebeziehungen und viele andere Komponenten wirken mit und bestimmen die Aussagefähigkeit der Treppe. Ihnen allen ist es gemeinsam zuzuschreiben, wenn der Eindruck entsteht, daß sich zwei getrennt antretende Arme zu einem mittleren Aufgang verdichten oder daß sich aus der Vereinzelung eines Laufes das reichere Bild zweier weiterführender Läufe entfaltet."

Was könnte den neuen Stiftsbaumeister veranlaßt haben, die Laufführung der Kaisertreppe zu ändern? Aus den Dokumenten im Stiftsarchiv, den „Puncta pro Architecto F. Antonio Pilgram", verschiedenen Aktenstücken von 1738, in denen Pilgrams Anteil an der tatsächlichen Ausführung in Detailfragen festgelegt wird[384], scheinen keine Gründe für eine Umgestaltung der Treppenläufe auf. Aus diesem Dokument geht lediglich hervor, daß sich Pilgram mit der Ausstattung der Kaisertreppe auseinandersetzte.

Es hat den Anschein, als ob Pilgram im Gegensatz zu Hildebrandt eine ganz neue, weite und großzügige Raumwirkung des gesamten Treppenhauses anstrebte. Zieht man als Beispiel für eine monumentale Treppenanlage Hildebrandts das Stiegenhaus des Oberen Belvedere heran[385] und vergleicht dieses mit der Göttweiger Kaiserstiege, so fallen sofort Unterschiede im dreidimensionalen Aufbau auf: betritt man im Oberen Belvedere die Treppe auf dem mittleren emporführenden Lauf, so ergibt sich für diesen Treppenlauf der Eindruck einer engen, geschlossenen „Raum-

382) 1736 wurden die Fundamente ausgehoben (Diarium Gotwicense, Bd. III, S. 531), ebenso wurde 1736 ein Kontrakt mit dem Bildhauer Glimpfinger abgeschlossen, der in der Haupttreppe „alle Steinmetzarbeiten gemäß dem in der Hauptkanzlei befindlichen Riß" anfertigen sollte. Ritter, Neue Forschungsergebnisse zur Bau- und Kunstgeschichte des Stiftes Göttweig, Mitt. des Kremser Stadtarchivs 1961, S. 79. — Von wem dieser Riß stammte, geht aus keiner Nachricht hervor; es ist auch kein solcher Entwurf erhalten.

383) Mielke, a.a.O., S. 242.

384) Diese Punkte werden aufgezählt bei: Ritter, Studien und Mitt. des Benediktinerordens, S. 437/438.

385) Grimschitz, Hildebrandt 1959, Abb. 127 und 128.

schlucht", die sich erst dann öffnet, wenn der Besucher den Treppenabsatz im Halbstock betritt, von dem die beiden oberen Treppenarme ausgehen. Dagegen lassen in Göttweig die beiden seitlichen Treppenläufe bereits vom Beginn an die Weite des Raumes in seiner Gesamtheit erkennen; und der dann in der Mitte zwischen den offenen Kernen frei und gleichsam schwerelos in die Höhe führende obere Treppenarm erweckt zusammen mit der starken Überhöhung des Stiegenhauses — es reicht durch drei Geschosse, obwohl die Treppe nur das zweite Geschoß zugänglich macht — den Eindruck, daß nicht so sehr der Treppe selbst primäre Bedeutung zukommt, sondern vielmehr dem monumentalen Raum, in den sie gestellt wurde. Dazu kommt, daß Hildebrandts Treppe des Oberen Belvedere als funktionell nicht wegzudenkender Bauteil in den Gesamtbau integriert wurde, während das Göttweiger Treppenhaus in seiner ausgeführten Form quasi ein „Anhängsel" an den übrigen Bau darstellt, einen für sich stehenden Bauteil, der im Grunde genommen isoliert vom übrigen Baukörper betrachtet werden muß und dessen Treppenanlage in ihrer Funktion als Verbindung zu den übrigen Räumlichkeiten nur eine untergeordnete Rolle spielt.

Die Wirkung der Göttweiger Kaisertreppe auf den Betrachter beruht in erster Linie auf dem großartigen Effekt des monumentalen Gesamtraums, im Gegensatz zum ausgewogenen Verhältnis der einzelnen Dekorationselemente zueinander, das bei Hildebrandt immer ein wichtiges Charakteristikum darstellt. Auch in einer repräsentativen Treppe Hildebrandts, wie sie die Treppe des Oberen Belvedere darstellt, wirkt mehr der ästhetische Zusammenklang der Wanddekoration und der plastischen Ausgestaltung als der Raum als solcher. Daher erscheint m. E. die Konzeption der Göttweiger Treppe auch im Räumlichen bereits als Ausdruck einer Idee Pilgrams[386].

Das Dekorationsschema der Treppenhauswände erscheint dagegen weniger ausgewogen als die dreidimensionale Konzeption. Die fünffenstrige Stirnwand wurde zuunterst mit Pilastern zwischen den Hauptgeschoßfenstern gestaltet, darüber findet sich an den Breitseiten eine ionisierende Ordnung mit Muscheln und Rundbogen über den Fenstern. Darüber liegt eine Ordnung von Hermen — Halbfiguren von das Gesims tragenden bärtigen Männern — dazwischen rechteckige Fenster.

---

386) Einen Göttweig vergleichbaren räumlichen Gesamteindruck vermittelt uns das Stiegenhaus der Wiener Hofbibliothek, 1733 von Joseph Emanuel Fischer von Erlach begonnen; dort erscheint die Treppe zwar nur mit einem Arm gegenläufig mit offenem Kern — also sozusagen etwas mehr als die Hälfte des Göttweiger Treppenhauses — doch ist der Eindruck der übersteigerten räumlichen Monumentalität in beiden Fällen derselbe: einerseits durch die extrem flache Anordnung der Treppenstufen und andererseits durch die starke Überhöhung des über der Treppe liegenden Raumes. — Zacharias, Josef Emanuel Fischer von Erlach, Abb. 70 (Zeichnung Salomon Kleiners).

In die beiden Schmalseiten sind statt der Fenster je zwei rundbogig geschlossene Nischen mit Statuen der vier Jahreszeiten eingelassen; die rahmenden Pilaster stehen hier jeweils paarweise näher zusammengerückt – die näher beisammenstehenden werden durch ein waagrechtes Gesims miteinander verbunden, die weiter auseinander angebrachten durch abgeflachte Rundbogen; diese Dekoration soll das Eingangsmotiv der Treppenanlage wiederholen und stellt im Prinzip ein endlos aneinandergereihtes Palladiomotiv dar. Über den Gesimsen sind ovale Nischen mit darin stehenden Vasen angebracht. Im Obergeschoß erscheinen sechs ovale Nischen mit geschwungenen Gesimsen, die Stuckbüsten berühmter Maler enthalten; zwischen diesen sind wiederum Hermenpilaster paarweise angeordnet.

Die Gesamtdekoration kann in dieser Form nicht als Ganzes auf Hildebrandt zurückgeführt werden; es erscheinen nur einzelne Motive aus dessen Oeuvre übernommen. Vor allem das Motiv der rundbogigen Figurennische mit Muscheldekoration und darüber angebrachtem gemischtlinigem Giebel geht eindeutig auf Hildebrandt zurück. Die Nischenrahmung ist in der Gestaltung weitgehend den bei Hildebrandt vorkommenden Fensterrahmungen angepaßt. So wiederholen die Göttweiger Figurennischen wörtlich die Figurennischen im Schloß Mirabell[387], ebenso die ovalen Nischen mit Büsten. Gesimstragende Hermenpilaster verwendet Hildebrandt im Treppenhaus des Oberen Belvedere[388]; sie finden sich bereits bei Fischer v. Erlach, z. B. in dessen Palais des Prinzen Eugen in der Himmelpfortgasse, im Treppenhaus[389].

Die Göttweiger Wanddekoration der Kaisertreppe in ihrer Gesamtheit erscheint wesentlich vom Pommersfeldener Treppenhaus her beeinflußt, wobei die in Pommersfelden freistehenden Bogenstellungen mit den vorgelagerten Hermenpilastern in Göttweig als Wandvorlagen verwendet werden. Auch das in der Göttweiger Treppenvorhalle beim Ansatz der Treppe verwendete Palladiomotiv (das auch außen am Treppeneingang selbst anklingt), erscheint bereits in ähnlicher Form am Pommersfeldener Treppenhaus[390].

---

387) Grimschitz, Hildebrandt 1959, Abb. 163.
388) Grimschitz, Hildebrandt 1959, Abb. 127.
389) Hans Sedlmayr, Johann Bernhard Fischer von Erlach, Wien 1956, Abb. 55: Schnitt durch das Treppenhaus.
390) Das wird besonders im Vergleich des Kleiner-Stiches des Göttweiger Treppenhauses mit den Darstellungen der Treppe im Stichwerk von Pommersfelden deutlich. Bemerkenswert in diesem Zusammenhang erscheint es, daß S. Kleiner am 20. November 1728 an Abt Gottfried Bessel „Prospekte in Kupffer gestochen von Pommersfeldt und Geybach" verkaufte (Archiv Göttweig, RAR 1728). Dabei handelt es sich eindeutig um das Kupferstichwerk mit dem Titel: „Wahrhaffte Vorstellung beyder Schlösser Weissenstein ob Pommersfelden und Gaibach", herausgegeben

Die im Treppenhaus und in der Eingangsloggia aufscheinende Form der über den waagrechten Gesimsen liegnden ovalen Nischen mit eingestellten Vasen läßt sich bereits bei Fischer v. Erlach und Hildebrandt feststellen. Die Gestaltung des Eingangs als Palladiomotiv mit Ovalnischen über den seitlichen, flach abgeschlossenen Toren ist bereits bei Fischers Palais Batthyány-Schönborn als äußere Portalform vorhanden[381], findet sich verschiedentlich auch im Oeuvre Hildebrandts z. B. im Vestibül der Österreichischen Hofkanzlei 1717[392], in leicht veränderter Form auch in seinen Hofburgentwürfen[393], ähnlich auch auf einem Entwurf für Schloß Mirabell, Fassade der Stadtseite[394].

Bemerkenswert für die andere Art der Auffassung bei Pilgram erscheint es, daß Motive wie die Voluten, die in der Eingangsloggia neben und über der mittleren Türe angebracht wurden, ihre Bedeutung vom Funktionellen her (meist werden solche Voluten als tragendes und unterstützendes Element, z. B. als Konsolen für darüberliegende Balkons, Gesimse und dgl. verwendet) verloren haben und nur mehr rein dekorativen Zwecken dienen. In der Gesamtheit der Dekoration ist ein gewisses additives Moment in der Wandgliederung, die aus verschiedenen Vorbildern entnommenen Einzelelementen zusammengestellt wurde, nicht zu leugnen; ein neuer (eklektizistischer) Stil, ganz im Gegensatz zu Hildebrandt, macht sich bemerkbar, ebenso eine starke Verflachung der Wanddekoration[395].

Daraus resultiert ein kühler, nicht — wie bei Hildebrandt — unmittelbar durch die ausgewogene Detailform ansprechender Gesamteindruck; die Wirkung auf den Betrachter entsteht im Göttweiger Treppenhaus durch die beeindruckende Großartigkeit und Mächtigkeit des ganzen Raumes[396].

---

von Jeremias Wolf in Augsburg, das von verschiedenen Stechern nach den Vorzeichnungen Salomon Kleiners angefertigt wurde. — Dazu: Ritter, Festschrift Bessel 1672—1749, 1972, S. 130. Hier finden sich diese Ansichten und Schnitte der Pommersfeldener Treppe; eine direkte Beeinflussung erscheint daher wahrscheinlich.

391) Sedlmayr, a.a.O., Abb. 95.

392) Grimschitz, Hildebrandt, 1959, Abb. 89.

393) Grimschitz, Hildebrandt 1959, Abb. 173.

394) Grimschitz, Hildebrandt 1959, Abb. 155 (Stich von J. A. Corvinus).

395) Vor allem die Ecklösungen der Hermenpilaster sind in Göttweig eigenartig „unräumlich" gestaltet. Vgl. dazu die Lösung der Eckpilaster mit Hermen im Treppenhaus des Oberen Belvedere.

396) Zacharias, Joseph Emanuel Fischer von Erlach, S. 138/139. — Zacharias erfaßt diese Charakteristika des Pilgram'schen Stils völlig richtig, indem er den Bau des Schlosses Riegersburg (für den Pilgram erst später als entwerfender Architekt nachgewiesen werden konnte) als in den Details „voller Zugeständnisse" bezeichnet und ihn dem Stil Joseph Emanuel Fischer von Erlachs nicht entsprechend charakterisiert. — Zitat: „Das gesamte vorhergegangene Werk wird zitiert, doch fehlt die synthetische Kraft, die Aufzählung der Motive zu einer ‚Summe' zu bilden. Es bleibt das Imposante, die äußerliche Großartigkeit." — Diese zunehmende Ent-

Sowohl die monumentale Raumkonzeption des Treppenhauses als auch die in der Anordnung leicht unausgewogen wirkende Wanddekoration[397] zeigen bereits eine so starke Abweichung vom Stil Hildebrandts, daß m. E. Pilgram als Inventor des inneren Treppenraumes in seiner Gesamtheit zu bezeichnen ist. Im Oeuvre Pilgrams vollzieht sich — trotz der oft bis ins Detail auf Hildebrandt zurückgehenden Einzelformen — die Abwendung von der linearen Auflösung und optischen Bewegung des Baukörpers (die bei Hildebrandt immer wieder festzustellen ist) und die Entwicklung in die Richtung eines monumentalen Klassizismus[398]. Die Stärke Pilgrams liegt nicht so sehr in der Detailbildung, als vielmehr in der Schaffung neuer monumentaler Raumdimensionen, für welche die Göttweiger Kaisertreppe beispielhaft erscheint.

Zusammenfassung

Ein wichtiges Charakteristikum der österreichischen Klosterbaukunst des 17. und 18. Jh. stellt die Tatsache dar, daß ihre Entwicklung in enger Verbindung mit der Entwicklung des Habsburgerreiches zur Großmacht steht. Der Höhepunkt des österreichischen Klosterbaues wurde mit der Anlage der Stifte Melk, Göttweig und Klosterneuburg erreicht, deren Bau in eine

---

fernung von Hildebrandt dokumentiert auch ein Vergleich zwischen dem N-Trakt, der bereits unter Pilgrams Bauleitung 1740 außen verputzt wurde, und dem O-Trakt, der noch unter Hildebrandts Bauleitung 1724 fertiggestellt worden war. Trotz der wörtlichen Verwendung Hildebrandt'scher Details ist die Gesamtwirkung der Trakte völlig voneinander abweichend. Die Ausführung des N-Traktes wird am besten durch eine Äußerung in der ÖKT, Bd. I/Krems, S. 449, charakterisiert, welche besagt, daß die architektonische Durchführung den Charakter von Nutzbauten trägt, obwohl sich das Detail noch ganz in der Hildebrandt'schen Formensprache bewegt — z. B. in den Fensterformen mit den breiten Architraven über vertikalen Volutenkonsolen. Der O-Trakt hingegen zeigt sich noch ganz im Dekorationsschema Hildebrandts mit seinem ausgewogenen Verhältnis von Horizontalen und Vertikalen, unmittelbar vergleichbar etwa der Ausführung der Österreichischen Hofkanzlei (Grimschitz, Hildebrandt 1959, Abb. 88). — Auch der gemischtlinige Giebel über den mittleren Fensterachsen des O-Trakts schien Pilgram offenbar nicht mehr „modern" genug: er wählte die wesentlich schwerfälligere Form eines Dreiecksgiebels.

397) Man vergleiche dazu auch die Diskrepanz in der Größe zwischen den Figurennischen an den Schmalseiten und den Fensternischen an den Breitseiten, ebenso den etwas abrupten Übergang im Obergeschoß von den ovalen Figurennischen an der Seitenwand zu den verhältnismäßig großen Rechteckfenstern der Außenwände.

398) Rizzi, Diss. 1975, S. 52. Rizzi bezeichnet vor allem das Gliederungssystem der Treppenloggia als Ausdruck von Pilgrams klassizistischer Grundhaltung. Der wesentliche Schritt zum Klassizismus hin erfolgte m. E. bei Pilgram durch die Monumentalisierung des Treppenhauses als Raum an sich.

Zeit fiel, in der ein endgültiger Sieg der kaiserlichen Waffen über die Türken erreicht worden war (nach den Türkenkriegen 1716 und 1717), und in eine Zeit, als das Reich unter Karl VI. seine größte Ausdehnung erreicht hatte.

Dieses Bewußtsein der Macht fand seinen Ausdruck nicht nur in der Erstellung großangelegter Pläne für weltliche Bauten, sondern es kam auch der Kirche eine wesentliche Position in diesem mächtigen Imperium zu: einerseits durch ihre wichtige Rolle bei der Bekämpfung der Türken und andererseits durch die Stellung der höchsten Geistlichkeit im Reichsverband. So leisteten auch die Klöster ihren Anteil an der politischen Gesamtaufgabe der Baukunst dieser Zeit; durch die Anlage von prunkvollen Kaisertrakten in ihren Klöstern erwiesen sich die Stiftsprälaten, Mitglieder der Reichspartei am Wiener Hof und vielfach auch mit Aufgaben im weltlichen Bereich beauftragt, als dem Kaiser ergebene Untertanen.

Der Tod Karls VI. 1740 und der Beginn des österreichischen Erbfolgekrieges setzten dieser Entwicklung ein Ende: 1741 wurde der Göttweiger Stiftsbau im wesentlichen eingestellt, im selben Jahr erfolgte auch die Einstellung des Klosterneuburger Bauvorhabens. Die in der Folge eindringenden Ideen der Aufklärung führten schließlich zu einer starken Verringerung der klösterlichen Macht. Die treibende Kraft für aufwendige Klosteranlagen fehlte nunmehr; es traten die starken antiklösterlichen Kräfte der katholischen Aufklärung zutage — z. B. zog Ludovico Antonio Muratori, dessen Schriften auch in der kaiserlichen Familie Beachtung fanden, in seiner 1749 erschienenen Abhandlung „Della pubblica felicita" den Schluß, daß eine zu große Zahl von Ordenshäusern keiner Stadt und keinem Land zum Wohle gereichen könne; der Staat habe nicht nur das Recht, sondern geradezu auch die Pflicht, hier regulierend einzugreifen. Bereits unter Maria Theresia nahm der Plan einer „Reform" das Ordenswesens konkrete Formen an[399].

In der zweiten Hälfte des 18. Jh. unternahmen zwar manche Äbte noch den Versuch, den Bauauftrag ihrer Vorgänger zu erfüllen, doch zeigte sich der Konvent diesen Vorhaben nicht mehr gewachsen: 1775 wurde in Klosterneuburg ein letztes Bauvorhaben unternommen, um zumindest einen der vier geplanten Höfe abzuschließen, 1783 suchte der Göttweiger Abt Magnus Klein dem Stift durch den Bau des Südtraktes zu einer geschlossenen baulichen Einheit zu verhelfen; er scheiterte jedoch an der Vollendung dieses Traktes, der nach dem Mittelrisalit jäh abbricht.

Vielfach waren die Stifte durch die riesigen Bauvorhaben der ersten Jahrhunderthälfte noch Jahrzehnte hindurch so stark belastet, daß einzelne von ihnen der Säkularisation zum Opfer fielen. Denjenigen, deren Gemeinschaft erhalten blieb, fehlte jedoch der ideelle Hintergrund als Triebkraft für die Vollendung ihrer Anlagen.

---

399) Gerhard Winner, die Klosteraufhebungen in Niederösterreich und Wien, Wien 1967, S. 17.

Anhang

Archivalien im Göttweiger Stiftsarchiv

Urkunden: publiziert bei Fuchs, Urkundenbuch von Göttweig (zum Großteil auf die mittelalterliche Anlage bezogen); Expensenbuch des Abtes Gottfried Bessel über die Jahre 1714–1722. – Diarium Gotwicense des Priors G. Schenggl (4 Bände). – Archiv Göttweig, Rentamtsrechnungen (RAR). – Archiv Göttweig, Bauamtsrechnungen (BAR). – Archiv Göttweig, Kapitel-Protokollbuch 1715–1749.

Wichtige Daten zur Baugeschichte des Stiftes Göttweig

Mai 1719	Kontrakt mit Hildebrandt und Jänggl.
Juli 1719	Feierliche Grundsteinlegung in Anwesenheit von Hofbaudirektor Gundacker Graf Althan als Vertreter des Kaisers; Beginn des Baues am Osttrakt.
April 1720	Grundsteinlegung für die Mauer des Konventgartens im Osten, nachdem die Grundmauern des O-Traktes bereits vorhanden waren.
November 1721	Der Dachstuhl am linken Flügel des Osttraktes konnte bereits aufgesetzt werden.
Juni 1722	Der ursprünglich niedriger geplante NO-Turm („Frauenturm") wurde um ein Stockwerk erhöht.
1723	Vollendung des Frauenturms.
April 1723	Grundsteinlegung für den Nordtrakt westlich des Frauenturms.
November 1723	Fischer v. Erlach d. J. greift in die Planung der Aufzugsmaschine ein.
März 1724	Fischer v. Erlach d. J. kommt wieder nach Göttweig, um die Wassermaschine in Gang zu setzen.
November 1724	Feierlicher Einzug der Konventualen in den fertiggestellten Osttrakt.
April 1725	Grundsteinlegung für die westlichen Vorbauten („Foresterie").
1725	Hildebrandt legt die Baudirektion nieder, erhält jedoch Zahlungen bis 1731. Neuer Bauleiter ist Franz Jänggl.
Anfang 1726	Fertigstellung des ersten Teils des Nordtraktes bis zum Mittelrisalit.
November 1726	Grundsteinlegung des NW-Turms („Sebastianiturm").
Dezember 1727	Fertigstellung des östlichen Teils des Nordtraktes bis zum Ansatz des Quertraktes.
ab 1727	Verlangsamung des Baufortschrittes.
Februar 1734	Tod Jänggls, Franz Anton Pilgram übernimmt die Bauleitung.

Herbst 1734	Grundsteinlegung für den Bau des Quertraktes neben der Kirchenfassade („Gast-" oder „Vestibültrakt").
Jänner 1736	Beginn der Aushebungsarbeiten für die Fundamente der Kaisertreppe.
Mai 1736	Fertigstellung des Vestibültraktes.
1736	Fortsetzung des Baues am westlichen Teil des Nordtraktes („Hauptmannschaft").
1738	Vollendung des Sebastianiturms, Hauptmannschaft wird eingedeckt.
1739	Vollendung der Kaisertreppe.
1740	Der N-Trakt wird außen verputzt.
1743	Fertigstellung der Foresterie.
ab 1743	Der Stiftsneubau gerät ins Stocken, es erfolgt keine nennenswerte Bautätigkeit mehr.
1743–45	Serie der Stiftsansichten von Salomon Kleiner.
1746	Pilgram verläßt Göttweig.
1749	Tod Abt Gottfried Bessels.
1754–83	Johann Schwerdtfeger, ein Geselle Pilgrams, wird Stiftsbaumeister: unter seiner Leitung Bau der Kirchenfassade und Errichtung des S-Traktes (der nicht vollendet wurde).

Organa Benedictina Bavarico-Suevica

Von Hermann Fischer und Theodor Wohnhaas — Erlangen

Die wichtigsten namentlich faßbaren Autoren der musikalischen Mensurlehre im 10., 11. und 12. Jahrhundert waren Angehörige des Benediktinerordens, oder standen ihm nahe[1]. Ohne diese Beiträge zur „Grundlagenforschung" ist die Entwicklung des mittelalterlichen Orgelbaus gar nicht denkbar.

Überblickt man die Geschichte des Orgelbaus von den Anfängen bis zur Säkularisation, so haben die Benediktinermönche ihre führende Stellung behauptet. Ohne die Jünger Benedikts sähen die europäischen Orgellandschaften anders aus.

Über Meisterwerke des Orgelbaus in fränkischen und bayerischen Benediktinerklöstern haben wir bereits in dieser Zeitschrift berichtet[2]. Zu den Glanzleistungen gehören Orgelwerke in schwäbischen Benediktinerkirchen. Es sei hier nur an drei Orgelbauernamen erinnert: Riepp, Gabler und Holzhay. Im Rahmen dieser Arbeit berichten wir nur über Orgeln aus dem bayerisch-schwäbischen Raum[3].

Augsburg St. Stephan

Die heutige Kirche wurde 1755—57 erbaut an der Stelle eines frühmittelalterlichen Baues mit dem Turm von 1619. 1944 brannte sie bis auf die Umfassungsmauern aus, der Wiederaufbau in abgeänderter Form wurde 1951 vollendet.

Bereits zu Beginn des 18. Jahrhunderts ist eine Orgel in der Kirche nachweisbar. Die Ausgabenbelege für Kirchenmusik am Wahltag der Äbtissin Eva Rosina von Bodmann beweisen dies. Was aus dieser Orgel

---

1) Siehe Klaus-Jürgen Sachs, Studien zur Tradition der Mensura fistularum, Phil. Habilitationsschrift Erlangen 1978. — Man denke nur an Gerbert von Auriac (später Papst Silvester II.), der als Verfasser des Traktats Rogatus zu gelten hat, des „mit Abstand ausführlichsten, anspruchvollsten und originellsten" Textes über die Mensura fistularum (Sachs 215). Man denke ferner an Notker Labeo, Bearbeiter und Übersetzer lateinischer Mensurtexte ins Althochdeutsche (Sachs 246), an Wilhelm von Hirsau, Autor einer Nova mensura für Pfeifen (Sachs 251 ff., 295 ff.), an Aribo, einen der fruchtbarsten Autoren der Mensurlehre (Sachs 282 f.) und schließlich an Berno von Reichenau (Sachs 264 ff.).

2) Studien und Mitteilungen 82. 1971, S. 279 ff. und 88. 1977, S. 550 ff.

3) Zur Geschichte der einzelnen Klöster sei auf J. Hemmerle, Die Benediktinerklöster in Bayern, Augsburg 1970, hingewiesen.

geworden ist, wissen wir nicht, möglicherweise wurde sie für die neue Orgel verwendet oder in Zahlung gegeben.

Schon 1756 schloß die Äbtissin mit Johann Baptist Kronthaler aus Kaufbeuren den Vertrag zwecks Bau einer neuen Orgel. Wir kennen leider nicht den vereinbarten Orgelplan, sondern wissen nur, daß die neue Orgel 700 fl gekostet hat. Zur Finanzierung hatte der Augsburger Domkapitular und Propst bei Unserer Lieben Frau in München Wilhelm Freiherr von Bettendorf 252 fl „als guetthetter" beigetragen. 1757 war die Orgel fertig und Kronthaler erhielt seine Restzahlung[1].

Eine zweite, wohl kleinere Orgel befand sich auf dem Psallierchor, die aus „aigen Mittel und Costen" der Frau Äbtissin beschafft worden war. Ob auch sie von Kronthaler verfertigt war, ist nicht überliefert. Ausgeschlossen erscheint es jedoch, daß es sich dabei um die alte Orgel aus der Vorgängerkirche handelte; denn dann hätte die Äbtissin keine zusätzlichen Auslagen gehabt.

Zugleich mit Kronthaler hatte sich auch der „Orgelmacher von Thürlewang", bei dem niemand anderes als Johann Georg Hörterich, der Meister der noch erhaltenen Klosterorgel von Ettal, gemeint sein kann, um den Bau der neuen Orgel bemüht. Er erhielt 1758 „vor ein Riß zur Orgel, so aber die zu machen, wie oben zu sehen, nit bekommen".

Als das Damenstift in der Säkularisationszeit 1802 aufgelöst wurde, blieb die Kirche bis 1810 noch Pfarrkirche, nach der Aufhebung der Pfarrei wurde sie geschlossen. 1828 bestimmte sie König Ludwig I. zur Studienkirche des neu gegründeten katholischen Gymnasiums bei St. Stephan; 1834 berief er Benediktiner zu seiner Leitung. Die Kirche wurde zur Abteikirche. 1828 war noch die Orgel im Psallierchor vorhanden. In diesem Jahr erhielt der Augsburger Orgelmacher Joseph Bohl den Auftrag, unter Verwendung des Pfeifenwerks aus der „alten vorderen Orgel" eine neue zu bauen, was aber auch bedeutet, daß die große Kronthaler-Orgel längst verkauft worden war. Das einmanualige Werk hatte dann folgende Disposition[2]:

Manual C-f3		Pedal C-f	
1. Principal	8′	11. Subbaß	16′
2. Gamba	8′	12. Octavbaß	8′
3. Gedeckt	8′	13. Cello	8′
4. Quintatön	8′	14. Flötenbaß	4′
5. Flöte	4′		
6. Octav	4′		
7. Quint	2 2/3′		
8. Gemshorn	4′		
9. Octav	2′		
10. Cornett 4fach	1′		

1) Stadtarchiv Augsburg, Kath. Wesensarchiv A 36, fol. 114 f., 124 f.
2) Th. Wohnhaas, Die Orgel von St. Stephan: Stephania Nr. 47, Augsburg 1975, S. 36—41.

1845 mußte Bohl diese Orgel „nach Anordnung des Regierungsrathes Dr. von Ahorner" um vier Register erweitern. Das Manual erhielt zusätzlich Bourdon 16', Viola 8' und Mixtur 2', das Pedal wurde um Principalbaß 16' verstärkt. Später, im Jahre 1858, folgte noch der Einbau eines 2. Manuals durch den Erbauer Bohl. Es bekam die Disposition:

2. Manual C-f3

1. Salicional	8'
2. Gedeckt	8'
3. Fugara	4'
4. Flöte	4'

Das Pedal erhielt zum Ausgleich noch zwei Zungenstimmen, nämlich Bombarde 16' und Posaune 8' hinzu.

In den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts wurde das Instrument von Joseph Mühlbauer in größerem Ausmaße renoviert, so daß es seinen Dienst noch bis zum Jahre 1932 versehen konnte.

Dann schlug die Stunde der Bohl-Orgel von 1828, die in Etappen vergrößert worden war, Pfeifenwerk verschiedensten Alters beinhaltete und durch die Erweiterungen auch technisch komplizierter und damit anfälliger geworden war. Es ist verständlich, daß die für die Aufnahme der neuen Register angestückelten Windladen problematisch wurden und die mechanische Traktur schwerere Spielbarkeit verursachte.

Die 1932 abgebrochene Orgel hatte einen eigenartigen, typisch klassizistischen Prospekt. Nach dem Vorbild der Fugger-Orgel in St. Anna oder auch in St. Ulrich und Afra war die Mitte halbkreisförmig abgesenkt, während zwei schlanke Rechteckfelder die Baßpfeifen enthielten. Im Gegensatz zu den Renaissanceprospekten standen die Pfeifen jedoch nicht auf einem horizontalen Prospektstock, sondern dieser war — wie bei Positiven üblich — senkrecht gestellt und bildete ein sphärisches Dreieck. Dadurch entstand eine Gegenbewegung im Prospektaufriß, die zusammen mit dem klassizistischen kreisrunden Rankenwerk und der parallel zum Pfeifenwerk geführten Labienlinie einen ganz anderen Eindruck erzeugt. Dieser wird noch dadurch verstärkt, daß seitlich noch schmale Pfeifenfelder flügelartig mit oben und unten geschweiftem Abschluß angebracht sind. Solche „Flügel"-felder sind selten, vielleicht war der Prospekt der Stein-Orgel in Welden dafür das Vorbild.

Ausschlaggebend für den Orgelneubau, bei dem das alte Pfeifenmaterial mitverwendet wurde, war auch der Wunsch, das auf der Empore befindliche Chorgestühl besser benützen zu können. So mußte die Orgel höher gestellt werden, was mit der alten mechanischen Traktur nicht mehr zu machen war. Orgelbaumeister Max Offner sen. von Augsburg erhielt den Bauauftrag und fertigte neue Windladen mit pneumatischer Traktur und stellte das wesentlich umfangreichere Werk in einen neuen Prospekt, auf eine freitragende, vor- und zurückspringende Plattform, die an die Stelle der früheren 2. Empore trat.

Die Disposition lautete nunmehr:

1. Manual		2. Manual		Pedal	
1. Bourdon	16′	15. Geigenprincipal	8′	26. Principalbaß	16′
2. Principal	8′	16. Trompette harmonique	8′	27. Bombarde	16′
3. Gamba	8′	17. Liebl. Gedeckt	8′	28. Subbaß	16′
4. Gedeckt	8′	18. Salicional	8′	29. Octavbaß	8′
5. Viola	8′	19. Fugara	4′	30. Cello	8′
6. Quintatön	8′	20. Flöte	4′	31. Flötenbaß	4′
7. Dolce	8′	21. Nassard	$2\,^2/_3$′		
8. Octav	4′	22. Aeoline	8′		
9. Gemshorn	4′	23. Bachflöte	2′		
10. Flöte	4′	24. Terzflöte	$1\,^3/_5$′		
11. Quinte	$2\,^2/_3$′	25. Cymbel 3fach	1′		
12. Octav	2′				
13. Mixtur 2-3fach	2′				
14. Cornett	1′				

Der Umbau fiel zur vollen Zufriedenheit aus: „Aus der alten, vielfach unzureichenden Orgel wurde durch Erneuerung und Ergänzung ein schönes, vollklingendes, reichregistriges Werk, das selbst anspruchsvolle Ohren befriedigen kann." Am 25. Februar 1944 ging diese Orgel im Bombenhagel zugrunde.

Der Prospekt war ziemlich freistehend und füllte den ganzen Raum zwischen den Wänden. In der weit zurückspringenden Mitte befand sich ein Rundturm, konkave Pfeifenfelder schwangen sich seitwärts nach vorne zu den großen Baßtürmen, welche durch eine Pfeifengruppe mit der Wand Verbindung hatten. Die drei Türme waren durch breite Lisenen eingefaßt und mit reichem Neurokoko-Schnitzwerk verziert. Nur die tragende Plattform war nach vorne gesimsartig profiliert, während die Pfeifen und Türme frei ohne Obergesims endigten. Man wird diesen Prospekt als spätes Musterbeispiel eines Jugendstilprospekts einordnen müssen.

Nach dem Wiederaufbau der Kirche konnte man zunächst nicht an eine neue Orgel denken. Erst 1965 stiftete Dr. Alfons Jehle aus München eine Orgel mit 11 Registern, die Julius Zwirner, München 1966 fertigstellte. Das Instrument hatte Kegelladen, elektrische Traktur und konnte von zwei Spieltischen aus gespielt werden. Es erwies sich jedoch von Anfang an als zu dürftig für den großen Kirchenraum, so daß man schon nach wenigen Jahren nach einer anderen Lösung suchen mußte. Nach dem Plan von Franz Lehrndorfer wurde dann ein dreimanualiges Werk mit 32 Registern, jedes Teilwerk an eine Emporenwand für sich angebracht, erstellt. Da Zwirner während des Baues erkrankte, mußte ihn Max Offner jun. weiterführen, bis er 1975 abgeschlossen werden konnte. Die Disposition ist:

1. Manual		2. Manual	
1. Principal	8′	9. Gedackt	8′
2. Rohrflöte	8′	10. Weidenpfeife	8′
3. Octave	4′	11. Hohlflöte	4′
4. Spitzflöte	4′	12. Principal	4′
5. Kleinpommer	2′	13. Nachthorn	2′
6. Septimenkornett 4fach		14. Quinte	1 1/3′
7. Mixtur 5fach		15. Scharf 4fach	1′
8. Trompete	8′	16. Dulcian	16′
		17. Franz. Trompete	8′

3. Manual		Pedal	
18. Flöte	8′	24. Principal	16′
19. Rohrflöte	4′	25. Subbaß	16′
20. Sesquialter 2fach		26. Octavbaß	8′
21. Principal	2′	27. Gedacktbaß	8′
22. Cymbel 3fach	1/2′	28. Choralbaß 2fach	
23. Krummhorn	8′	29. Pommer	4′
		30. Mixtur 4fach	2 2/3′
		31. Posaune	16′
		32. Trompete (Trans.)	8′
		33. Schalmei	4′

Augsburg St. Ulrich und Afra

Über dem Grab der hl. Afra entstanden mehrere Kirchenbauten; zuerst eine spätrömische Basilika, dann ein vorromanischer und ein romanischer Kirchenbau, in dem auch der hl. Ulrich 973 beigesetzt wurde. 1012 wurde das Stift mit Benediktinern besetzt, ein neuer Kirchenbau 1187 eingeweiht. 1467 erneute Bautätigkeit. 1474 zerstörte ein Unwetter die unfertige Kirche.

Vom jetzigen Gotteshaus entstand 1475–1500 das Langhaus, anschließend wurde der Chor aufgeführt, nach längeren Unterbrechungen 1560 vollendet; in den folgenden Jahrzehnten entstanden der Turm, die Kapelleneinbauten und Gewölbe; die Westempore wurde 1606 auf Kosten der Familie Fugger erstellt[1].

Entsprechend der häufigen Sequenz von frühen Baumaßnahmen ist auch die Orgelgeschichte verwickelt und undurchsichtig. Die erste Orgel wurde in der Regierungszeit des Abtes Adelhalmus (1050–1065) erbaut, gehörte also in die romanische Kirche. Abt Konrad Winkler (1334–1355) ließ wiederum eine Orgel aufstellen; diese war aber schon für den von den Benediktinern erstellten Nachfolgebau bestimmt. Die dritte Orgel, von der wir wissen, entstand unter dem Abt Johann von Giltingen (1482–

1) T. Breuer, Die Stadt Augsburg (= Bayer. Kunstdenkmale I) München 1957, S. 42 ff.

1496) in der Zeit also, als das heutige Kirchenschiff vollendet wurde. Landensberg gibt 1492 als Baujahr an[2]. Diese Orgel kostete 107 fl. Die Chronik berichtet: „1490 cimelia et organum musicum, fistulis solummodo ligneis instructum, pretio 107 florenorum emit"[3]. Der Hinweis auf die „hölzernen" Pfeifen, der auch bei anderen Orgelanschaffungen dieser Zeit vorkommt (München), muß also so verstanden werden, daß damals tatsächlich die Holzpfeifen erst aufkamen, während vorher im Mittelalter nur Kupfer- und später die Zinnpfeifen gebaut worden sind. Es war auch die Zeit der Registerteilung, der Erfindung verschiedener Register- und Klangfarben, kurz der Entwicklung der Orgel, wie wir sie heute kennen. Über den Standort der ältesten Orgel unserer Kirche kann man nur Vermutungen anstellen. Da die Westempore noch nicht bestand, der Chor erst gebaut wurde, muß die Orgel entweder im Langhaus über den Arkaden oder an einer Querhauswand angebracht gewesen sein. Nun schreibt aber Braun[4], daß Abt Bernhard Hartfelder (1632—1664) „das Zwischengewölbe am Schluß des mittleren Schiffs, auf welchem die Orgel stand, und das der Aussicht auf den Chor nachteilig war, abtragen" und „die Orgel an der Kapelle oberhalb der Sakristey setzen" ließ. Friesenegger-Hofmiller[5] deuten diese Nachricht als Abbruch der Westempore, die ja erst 1606 errichtet wurde. Da es dafür keinen Beweis gibt, unterstellten sie Braun hier einen Irrtum. Wir glauben aber, daß es sich bei dem abgebrochenen Zwischengewölbe um einen Lettner handelte, der zwischen den östlichen Langhauspfeilern gewesen sein müßte; dafür spricht auch die frühere Lage des Kreuzaltars, der bis 1812 im 2. Langhausjoch von Osten stand. Ist unsere Lettner-Hypothese richtig, (im Dom, in Heilig Kreuz und St. Georg befanden sich ebenfalls Lettner) dann befand sich die Orgel von 1492 auf dem Lettner, wo sie zugleich dem Mönchschor und dem Laienschiff zur Verfügung stand. Um 1650 wurde der Lettner aus Sichtgründen, wohl aber auch im Zusammenhang mit den Bestimmungen des Tridentinums, entfernt, der vorgebaute Kreuzaltar blieb aber erhalten. Die Orgel kam demnach in das nördliche Querhaus. Daß dies so war, bestätigen Friesenegger-Hofmiller an anderer Stelle[6], wo sie mitteilen, daß um 1825 eine „kleine Chororgel neben der jetzigen Muttergotteskapelle (hier waren die Blasbälge der alten Orgel)" geplant gewesen sei, und identifizieren die Stelle näher als „beim sogenannten Priorstuhl". Um 1797 müßte die alte Querhausorgel abgebrochen worden sein, denn im

2) E. E. v. Seida und Landensberg, Historisch-statistische Beschreibung aller Kirchen-, Schul-, Erziehungs- und Wohltätigkeitsanstalten in Augsburg. Von ihrem Ursprung an bis auf die neuesten Zeiten, Augsburg und Leipzig o. J., I. Band, S. 107 f.

3) Stud. und Mitt. Bd. 2 H 4, S. 213 f.

4) P. Braun, Geschichte der Kirche und des Stiftes der Hl. Ulrich und Afra in Augsburg, Augsburg 1817, S. 334.

5) J. M. Friesenegger und Th. Hofmiller, Die große Orgel von St. Ulrich, Augsburg 1903, S. 48.

6) Ebenda S. 50.

genannten Jahr ließ Abt Gregor Schäffler (1795–1802) eine neue Chororgel im Presbyterium unter dem Pflasterniveau installieren, die von der Kirche her nicht sichtbar war. Sie wurde 1849 wieder entfernt.

Verfolgen wir zunächst das Schicksal der Lettner- und Chororgeln. Die 1492 gebaute Orgel mit den hölzernen Pfeifen stand also offenbar auf dem Lettner. Als Erbauer gilt der Breslauer Orgelbauer Stephan Kaschendorf[7]. Stetten erwähnt in seiner Chronik von Augsburg[8] einen weiteren Orgelbau in St. Ulrich für das Jahr 1619, der bei Braun nicht genannt ist. Es handelt sich um eine neue Orgel für die ehemalige Predigtkirche, jetzt Evgl. St. Ulrich, die 1619 dem Augsburger Orgelmacher Marx Günzer in Auftrag gegeben und 1621 zum ersten Mal gespielt wurde. Im Zusammenhang mit dem Restitutionsedikt von 1629 wurde die evangelische Kirche geschlossen und die Orgel in die katholische Kirche übertragen. Damals dürfte also die Kaschendorf-Orgel auf dem Lettner schon nicht mehr bestanden haben oder aber durch die Günzer-Orgel ersetzt worden sein[9]. Es ist nicht bekannt, ob die Orgel später wieder zurückgegeben wurde. Möglich ist es, da ja um oder nach 1650 der Lettner entfernt wurde. Hätten wir nicht den Hinweis auf die „Blasbälge der alten Orgel" im nördlichen Querhausbereich, ferner einen Stich von 1790, der die Choransicht zeigt, wo das östlichste Fenster der Querhausstirnwand zur Marienkapelle hin unten durch einen orgelähnlichen Einbau verstellt ist, (abgebildet bei Adam Horn, Dome, Kirchen und Klöster in Schwaben, Frankfurt 1963, Abb. 7; Originalkupferstich von Jacob Koppmayer, 1790 in der Kreis- und Studienbibliothek zu Dillingen) wären wir bezüglich der Chororgel nur auf Vermutung angewiesen. So aber ist es ziemlich sicher, daß bis 1797 eine Chororgel vorhanden war, über deren Erbauung oder Register wir allerdings nicht informiert sind. 1797 wurde dann die schon erwähnte neue Chororgel im Fußboden des Presbyteriums eingebaut. Sie soll „20' tief unter dem Fußboden" gestanden und 8000 fl gekostet haben; lediglich der Spieltisch war über dem Fußboden sichtbar und stand in der Mitte vor der Kommunionbank des Hochaltars. Die Spur des „Orgelgrabens" war noch lange in der Pflasterung deutlich auszumachen. Daß diese im feuchten Raum stehende Orgel sehr anfällig sein mußte, leuchtet ein. Kostspielige Reparaturen mußten 1828, 1838, 1840 und 1841 ausgeführt werden; 1847 ist die Orgel unbrauchbar und 1849 wurde die verfehlte Anlage entfernt, zumal sie auch für die Pfarrkirche keine sinnvolle Aufgabe mehr hatte. Die Orgel war vermutlich von Joseph Wirth erbaut, der damals mehrfach in der Kirche beschäftigt war, und besaß 12 Register, deren Disposition wir rekonstruieren können:

---

7) F. Krautwurst, Das Wirken des Breslauer Orgelbauers Stephan Kaschendorf in Nördlingen (1464) 1466–1483 (1496): Jahrbuch für fränkische Landesforschung 24. 1964, S. 156 f.

8) P. v. Stetten, Geschichte der Stadt Augsburg I. Band, Frankfurt 1743, S. 883.

9) H. Schmeckenbecher, Aus der Geschichte der Orgeln von Evang. St. Ulrich: 1. Ulricher Orgelzyklus (...) 1977, S. 4.

Manual		Pedal	
1. Principal	4′	10. Subbaß	16′
2. Octav	2′	11. (Octavbaß	8′)
3. (Quinte	2 2/3′)	12. (Violonbaß	8′)
4. (Mixtur)			
5. Coppel	8′		
6. Viola	8′		
7. Gamba	8′		
8. Quintatön	8′		
9. Flöte	4′		

1861 wurde aus dem eingelagerten Pfeifenwerk eine kleine Orgel für die Schule der Pfarrei hergestellt. Orgelbauer Joseph Bohl von Augsburg führte die Arbeit um 362 fl aus. Mit Ausnahme des Registers Gamba und der in Klammern stehenden Stimmen stimmt die Disposition mit der obigen überein[10].

Im Jahre 1580 erhielt Jakob Fugger die Erlaubnis, auf seine Kosten die sog. Michaels- oder Fuggerkapelle (im 2. westlichen Joch des nördlichen Seitenschiffs) als Grabkapelle einzurichten und durch ein prächtiges schmiedeeisernes Gitter abzutrennen; Fugger stiftete ferner eine Orgel „so gleich ob der Kapellen steht" und eine Organistenstelle. 1580/81 stellte Eusebius Amerbach, Orgelmacher von Augsburg, ein Orgelwerk auf, das nach Akkord folgende Stimmen haben mußte:

Manual		Pedal	
1. Principal	(8′)	12. Principal	(16′)
2. Flauttwerkh	(8′)	Die Register Nr. 1, 2,	
3. Coppelbass	(8′)	3, 7 und 10 sind auch	
4. Octaf	(4′)	im Pedal spielbar.	
5. Superoctaf	(2′)		
6. Quint			
7. Mixtur 6fach			
8. Zimbelwerkh, 2fach			
9. Klains Verdeckht	(4′)		
10. Busaune	(8′)		

11. Herrenlen (toppelte Quinten) (= Hörnlein)
Tremulant, Vogelgesang, Herbauckh, Ventil, 6 Blasbälge; 2500 fl[11].

Die Söhne des Stifters ließen im Jahre 1606 mit dem Einverständnis des Abtes Johannes Merk (1600–1632) zwischen den Schlußpfeilern des Langhauses die Orgelempore errichten und darauf die Fugger-Orgel stellen. Mit der Transferierung war der Augsburger Orgelmacher Marx Günzer beauftragt, der das Instrument dabei auf 13 Register erweiterte. 1790 enthielt die Orgel im Manual 8 und im Pedal 5 Register; von der ur-

10) Friesenegger-Hofmiller, S. 29.
11) Ebenda 33 f.

sprünglichen Disposition fehlten Flaute 8', Hörnle und Superoctav. Das Pedal war zwischenzeitlich erweitert worden, denn zum Principalbaß kommen Octavbaß 8', Fagottbaß 8', Quintbaß 4' und Mixturbaß 6fach 4'. Ferner war ein 2. Klavier vorhanden, das zum Rückpositiv gehörte; wann dieses eingebaut worden ist, entzieht sich unserer Kenntnis. In den beiden größten Pfeifen des Principalbasses 16' (Ton C und D) fanden sich Inschriften von Marcus Gvnzer aus dem Jahre 1607. Daraus geht hervor, daß er wohl den Tonumfang nach unten erweitert hat, bzw. daß die Amerbach-Orgel noch den alten Umfang F-a2 gehabt haben muß. Das gleiche tat Günzer übrigens auch an der alten Dominikanerorgel.

Bei der Transferierung auf die Westempore wurde auch ein neues Gehäuse geliefert. Der Renaissance-Prospekt mit halbkreisförmig ausgeschnittener Mitte ist ganz deutlich eine Nachahmung der Fuggerorgel in St. Anna. Da auf eine Fensterrosette nicht Rücksicht genommen werden mußte, ist die Rundung durch ein großes Fugger-Wappen und zwei überlebensgroße Engel als Wappenhalter ausgefüllt. Die Gliederung in 7 Pfeifenfelder ist die gleiche wie in St. Anna; das Schnitzwerk besteht aus Rankendekor. Der Entwurf stammt von Matthias Kager, die Schnitzarbeit von Paulus Mair, die Malerei ebenfalls von Kager[12]. Auf den Orgelflügeln ist links die Himmelfahrt Christi und rechts die Himmelfahrt Mariens dargestellt. Die Rückseiten der Flügeltüren hängen heute rechts im Chor und stellen auf der einen Seite den Apostel Jakobus, auf der anderen Seite „Anna selb dritt" dar .

Die Fugger-Orgel wurde im Laufe der Jahrhunderte mehrfach überholt und umgebaut. 1687 wurde sie um 75 fl repariert; ebenso 1743. 1775 wurde mit Andreas Stein ein Pflegevertrag abgeschlossen; 1787 waren 34 Pfeifen gestohlen worden. Beim Wiedereinsetzen dieser Pfeifen wurde 1790 von Stein und seinem Schüler Joseph Wirth ein Umbau vorgenommen, der folgende Disposition zur Folge hatte:

Manual C-c3 45 Tasten		Pedal C-a 18 Tasten	
1. Principal	8'	9. Principal 2fach	16'/8'
2. Violo di Gamba 2fach (neu)		10. Octavbaß	8'
3. Koppel	8'	11. Violoncellobaß	8'
4. Waldflöte	4'	12. Trompetenbaß (neu)	8'
5. Octav	4'	13. Kornetbaß 6fach (neu)	4'
6. Mixtur 6-8fach 3' (neu)			
7. Feldflöten 2fach	2'		
8. Cimbal 2fach 1' (neu)			

Tuttizug (neu), 6 neue Blasbälge (vorher waren es 9).

Das Rückpositiv wird nicht mehr erwähnt.

1824 war die Fugger-Orgel wieder sehr schadhaft; daher plante man den Bau einer neuen, größeren Orgel, was sich jedoch wieder zerschlug. 1835 wurden die Bälge repariert. 1846 reparierte Joseph Bohl das Werk

12) Breuer, S. 44.

für 937 fl (4 neue Bälge, Spieltisch und Stimmenergänzungen). Der Wunsch nach einem neuen 2. Manual konnte erst 1859/62 von Bohl verwirklicht werden. Die neuen Register waren:

2. Manual

1. Principal	8′
2. Octav	4′
3. Mixtur 3fach	2 2/3′
4. Flöte	4′
5. Gamba	8′
6. Querflöte	8′
7. Koppel	8′
8. Bourdon	16′

Das Pfeifenwerk war teilweise alt; die Übernahme aus der alten Chororgel scheidet jedoch aus, weil deren Pfeifen bereits für die Schulorgel verwendet worden waren. Ferner heißt es, daß die Fugger-Orgel nach der Erweiterung 33 Register gehabt habe. Eine Erklärung dafür gibt es nicht, da die bisher bekannten Register zusammengezählt nur 21 ergeben. Man müßte im Hauptmanual mindestens 6 und im Pedal 4 weitere Register ergänzen, dazu zwei Koppelzüge, um auf die Zahl 33 zu kommen. Eine solche „Erweiterung in Raten" ist aber technisch nicht möglich.

1903 wurde die alte, 1888 von Mühlbauer noch einmal gründlich überholte Orgel abgebrochen und im gleichen Jahr ein neues Werk von der Firma Koulen & Sohn in Oppenau unter Wiederverwendung und Restaurierung des alten Gehäuses erstellt. Seine Disposition war:

1. Manual		2. Manual	
1. Principal	16′	19. Lieblich Gedeckt	16′
2. Bordun	16′	20. Geigenprincipal	8′
3. Principal	8′	21. Traversflöte	8′
4. Gamba	8′	22. Rohrflöte	8′
5. Gemshorn	8′	23. Alphorn	8′
6. Salicional	8′	24. Aeoline	8′
7. Flaut-major	8′	25. Dolce	8′
8. Gedeckt	8′	26. Quintatön	8′
9. Octav	4′	27. Praestant	4′
10. Harmonieflöte	4′	28. Flaut dolce	4′
11. Fugara	4′	29. Quinte	2 2/3′
12. Quinte	2 2/3′	30. Piccolo	2′
13. Superoctav	2′	31. Progressiv-Harmonica 3fach	2 2/3′
14. Cornet 3fach	8′	32. Clarinette	8′
15. Mixtur 4-6fach	5 1/3′	33. Cor anglais	8′
16. Fagott	16′		
17. Trompete	8′		
18. Clairon	4′		

3. Manual		Pedal	
34. Salicional	16′	49. Contra-Principalbaß	32′
35. Principal	8′	50. Principalbaß	16′
36. Konzertflöte	8′	51. Violonbaß	16′
37. Gedeckt	8′	52. Dolcebaß	16′
38. Gamba	8′	53. Subbaß	16′
39. Vox coelestis	8′	54. Still-Gedeckt	16′
40. Fernflöte	8′	55. Flötenbaß	8′
41. Traversflöte	4′	56. Violoncello	8′
42. Violine	4′	57. Gedeckt	8′
43. Gemshorn	4′	58. Octavflöte	4′
44. Quintflöte	2/3′	59. Contra-Tuba	32′
45. Flageolet	2′	60. Posaune	16′
46. Terzflöte	1 3/5′	61. Trompete	8′
47. Harmonie-Trompete	8′	62. Clairon	4′
48. Oboe	8′		
Hochdruckorgel		Fernwerk	
63. Flaut major	8′	68. Bordun	8′
64. Gamba	8′	69. Salicet	8′
65. Principal	4′	70. Aeoline	8′
66. Quintatön	4′	71. Spitzflöte	4′
67. Trompete	8′	72. Trompete	8′
		73. Vox humana	8′

Registerwalze, Schwelltritt für 3. Manual; Röhrentraktur für 1., 2. Manual und Pedal, Elektrotraktur für 3. Manual, Hochdruckorgel und Fernwerk (Tonhalle über dem Kreuzaltar); Membranenladen; insgesamt 20 Koppelzüge und 3 freie Kombinationen.

Die Orgel kostete 32 555 Mark ohne Gehäusearbeiten. 1972 elektropneumatischer Umbau und Erweiterung durch Fa. Offner, Augsburg[13].

1925 lieferte die Firma Hindelang, Ebenhofen, eine Nebenorgel auf der Marienkapelle (2 Manuale, 17 Register, Opus 146). 1978 stellte Gerhard Schmid, Kaufbeuren, eine Chororgel im Presbyterium auf, die folgende Stimmen aufweist:

1. Manual		2. Manual		Pedal	
1. Principal	8′	7. Holzgedackt	8′	14. Subbaß	16′
2. Spitzflöte	8′	8. Rohrflöte	4′	15. Gedacktbaß	8′
3. Octave	4′	9. Nasat	2 2/3′	16. Rohrpfeife	4′
4. Waldflöte	2′	10. Kleinpommer	2′	17. Posaune	16′
5. Mixtur	1 1/3	11. Octave	1′		
6. Span. Trompete	8′	12. Cymbel	1/2′		
		13. Krummhorn	8′		

Das Gehäuse besteht aus einem schmalen Unterbau mit dem eingebauten Spielschrank und Schwellwerkjalousien, darüber ein 5teiliger Prospekt mit drei Spitztürmen und doppelgeschossigen Flachfeldern.

13) Freundl. Mitteilung von Herrn Chordirektor Josef Hauber.

Donauwörth Hl. Kreuz

Von der mittelalterlichen Klosterkirche sind nur noch die Turmuntergeschosse erhalten, sonst ist die Kirche ein Barockbau der Jahre 1717–20 wohl nach Plänen von Franz Beer durch Joseph Schmutzer ausgeführt. 1803 wurde die Abtei aufgehoben, die Kirche ging 1878 in den Besitz des Cassianeums (Begründer Ludwig Auer) über[1].

Der Klosterchronist Abt Cölestin Königsdorfer hat in seiner dreibändigen Klostergeschichte wesentliche Teile der älteren Orgelgeschichte von Hl. Kreuz gestreift[2].

Die 1128 vollendete Kirche wurde in den ersten Jahrzehnten ihres Bestehens nicht nur „mit prächtigen Altären und Gemälden, mit eben so massiven als niedlichen Chor- und Betstühlen, mit den kunstreichsten gottesdienstlichen Gefäßen und Paramenten ausgestattet", sondern „neben der schon vorhandenen kleinern ... auch mit einer zweyten größern Orgel" versehen. Die Kirche hatte also schon bei der Weihe im Jahre 1188 zwei Orgeln.

Königsdorfer berichtet über den Abt Johann Hager (1400–1425), daß dieser an der wirtschaftlichen Belastung des Klosters schwer getragen habe. Schon zu Beginn seiner Regierungszeit stürzte der Giebel der Klosterkirche anno 1401 ein und zerquetschte „im Sturze die größere Orgel". „Die Wiederherstellung der einen und der anderen ... forderte gewiß keine gemeine Anstrengung". Damit wird das Vorhandensein der zwei Orgeln aus dem 12. Jahrhundert erneut bestätigt. Die größere Orgel befand sich offenbar an einer Langhauswand, da die Westemporenorgel zu dieser Zeit noch unüblich war. Die kleinere Orgel wird demnach ein Chorpositiv gewesen sein.

Der Orgelneubau ist um 1405 anzusetzen, gerade zu einer Zeit, als die „Gefälle jeder Art weit ungestörter als zuvor eingebracht und ebenso leicht wieder zu geld gemacht werden konnten". So wurde die neue Orgel „zugleich mit einem neuen sehr kunstreichen Getäfer, auch andern geschmackvollen Verschönerungen herrlich ausgeschmückt, ohne daß dadurch den Kassen wehe geschehen".

Die dritte Orgelnachricht stammt aus der Zeit des Abtes Johann III. Ströler, der wahrscheinlich im Jahre 1472 „durch reichliche und geschmackvolle Verzierung seines Gotteshauses, für welches er auch eine vortreffliche Orgel aus dem Schloß Flochberg erkaufte", seinen Ruhm begründete. Einige Jahrzehnte danach, erst 1492, stiftete der Rat von Donauwörth für die Stadtpfarrkirche eine neue Orgel aus Anlaß des bevorstehenden Besuchs des Königs Maximilian in der Stadt. Erbauer war ein „damals sehr berühmter, von Sächsischen Fürsten der Stadt überlassener Meister".

---

1) A. Horn, Die Kunstdenkmäler von Schwaben III, Landkreis Donauwörth, München 1951, S. 111.

2) Cölestin Königsdorfer, Geschichte des Klosters zum Heil. Kreuz in Donauwörth, 3 Bände, Donauwörth 1819, 1825, 1829.

Leider hat Abt Königsdorfer über die Orgeln des 16. und 17. Jahrhunderts nichts berichtet. Nach der Vollendung der jetzigen Kirche im Jahre 1720 begann die Innenausstattung mit Fresken, 8 Altären und schließlich der Orgel. 1729 vollendete sie der einheimische Orgelbauer Johann Fuchs nach 5jähriger Bauzeit. Die Chronik bezeichnet sie als wohlgelungen, aber nirgends ist bisher etwas über ihren Registerumfang oder die Kosten des Baues bekanntgeworden.

Aus einem Brief des Nördlinger Musikdirektors Nopitsch an den Nördlinger Kirchenvorstand aus dem Jahre 1788 geht hervor, daß „Herr Orgelmacher Heß, welcher [. . .] von dem Neresheimer Orgelbau her ohnehin schon bekannt ist, auch nach Dischingen und ins Heiligkreizkloster nach Donauwöhrd pp. sehr gute und vortreffliche Orgelwerke verfaertigt hat"[3]. Diese aus anderen Quellen bisher nicht bestätigte Nachricht ist wohl nicht zu bezweifeln. Allerdings wissen wir nicht, ob Höß Anfang der 1780er Jahre in Donauwörth eine Chororgel oder die große Orgel erneuert hat. Da Königsdorfer von einer Chororgel nichts berichtet hat, kann es durchaus sein, daß man eine ältere Chororgel aus der alten Kirche übernommen hat, die erst jetzt durch Höß ersetzt wurde. Träfe diese Vermutung zu, so könnten wir die von Georg Friedrich Steinmeyer im Jahre 1878 aufgezeichnete Disposition[4] auf die Fuchs-Orgel von 1729 beziehen. Andernfalls würde es sich dabei um die von Höß um 1780 erbaute oder umgebaute Orgel handeln. Es handelt sich jedenfalls um die Disposition der Hauptorgel mit folgenden Registern:

1. Manual C-d3		2. Manual C-d3		Pedal C-g	
1. Principal	8′	11. Principal	4′	18. Principal	16′
2. Gamba	8′	12. Quintatön	8′	19. Subbaß 16′ offen	
3. Gedeckt 8′ Holz		13. Unda maris ab c1	8′	20. Octavbaß	8′
4. Flöte 8′ Holz				21. Posaune	
5. Spitzflöte	4′	14. Gemshorn	4′		
6. Octave	4′	15. Flöte 4′ Holz			
7. Quinte	2 2/3	16. Flageolett	2′		
8. Octave	2′	17. Fagott	8′		
9. Cornet 4fach	8′				
10. Mixtur 5fach					

4 (unbrauchbare) Bälge.

Zweifel an dem Vorliegen einer Fuchs-Disposition sind berechtigt, weil der Tonumfang C-d3 und der Pedalumfang mit 20 Tasten auf die lange Oktave hinweisen, die Fuchs beispielsweise in Fürstenfeld noch nicht gebaut hat. Wir nehmen daher an, daß es sich bei der angegebenen Disposition um die Höß-Disposition handelt, d. h. Höß hat um 1780 die Fuchs-Orgel von 1729 ganz oder wenigstens teilweise erneuert.

3) Stadtarchiv Nördlingen, Akt Orgelbau und Orgelmacher 1484—1808 fol. 149.
4) Archiv Steinmeyer, Oettingen, Georg Friedrich 14.

Da der alte Prospekt nicht mehr erhalten ist, müssen wir ihn aus den Aufzeichnungen Steinmeyers erschließen. Es steht fest, daß an den Seiten von außen nach innen aufsteigende Harfenfelder waren, dahinter die Pedalladen mit Principal 16′ im Prospekt. Der Zwischenprospekt war zweigeschossig, unten das Hauptwerk mit Rund- und zwei Spitztürmen (ob auch Flachfelder eingeschaltet waren, ist nicht sicher), oben darüber ein dreiteiliges Oberpositiv als Fortsetzung des Mittelrundturms mit zwei abfallenden kleineren Harfenfeldern. Im Prospekt standen Principal 8′ unten und Principal 4′ oben.

Diese Orgel wurde bei der ab 1878 durchgeführten Kirchenrestaurierung entfernt. Den Auftrag zum Neubau einer Orgel bekam Balthasar Pröbstl von Füssen, der „die prächtige Orgel mit 40 Registern und 2 Manualen" und wie die Inschrift besagte. „aus Opfern von ‚Onkel Ludwigs Schutzengel-Kindern' 1885 erbaut" hat. Mehr als die Hälfte der Baukosten von ca. 20 000 Mark mußte allerdings das Cassianeum selbst aufbringen[5]. Pröbstl verwendete von der alten Orgel die Statue des hl. Benedikt in der Gloriole und einige Putten. Inzwischen ist die Pröbstl-Orgel schon in die Geschichte eingegangen. Bei der letzten Kirchenrestaurierung wurde im Jahre 1959 durch Ludwig Wastlhuber aus Mößling eine neue Orgel mit 57 Registern auf 3 Manualen und elektrischen Kegelladen installiert. Das alte Gehäuse wurde nicht wiederverwendet, so daß heute ein barockisierend nachempfundener Prospekt vorhanden ist. (Vermutlich aus Unkenntnis des historischen Prospekts, dem trotzdem — abgesehen vom Oberpositiv — erstaunlich nahe gekommen ist).

Die Disposition lautet heute[6]:

1. Manual		2. Manual	
1. Principal	16′	15. Gedackt	16′
2. Principal	8′	16. Geigenprincipal	8′
3. Gedackt	8′	17. Liebl. Gedeckt	8′
4. Viola	8′	18. Weidenpfeife	8′
5. Octave	4′	19. Fugara	4′
6. Flöte	4′	20. Traversflöte	4′
7. Gemshorn	4′	21. Rohrflöte	4′
8. Quinte	2 2/3′	22. Nasat	2 2/3′
9. Blockflöte	2′	23. Octave	2′
10. Rauschquinte 2fach	2 2/3′	24. Terzflöte	1 3/5′
11. Cornett	2 2/3′	25. Schwiegel	1′
12. Mixtur 6fach	2′	26. Cymbel 3fach	1′
13. Trompete	8′	27. Oboe	8′
14. Trompete	4′		

5) J. Traber, Das Cassianeum in Donauwörth, Festschrift zum 25jährigen Jubiläum seines Bestehens, Donauwörth 1900, S. 21.

6) Orgelstatistik Paul Steichele (1914—1971).

3. Manual		Pedal	
28. Copula	8′	38. Principalbaß	16′
29. Quintatön	8′	39. Violonbaß	16′
30. Prästant	4′	40. Subbaß	16′
31. Nachthorn	4′	41. Stillgedeckt	16′
33. Superquint	1 1/3′	42. Quintbaß	10 2/3′
34. Pfeiflein	1′	43. Octavbaß	8′
35. Sesquialter	2fach	44. Violoncello	8′
36. Cornett	3-4fach 2 2/3′	45. Blockflöte	8′
		46. Choralbaß	4′
37. Krummhorn	8′	47. Rauschpeife	2′
Tremulant		48. Baßmixtur	4fach 2 2/3
		49. Posaune	16′
		50. Clarino	4′

(Ca. 30 Register stammen aus der Pröbstl-Orgel; die Disposition wurde von Domorganist Sauer aus Salzburg entworfen)

Fultenbach

Die im 8. Jahrhundert begründete Abtei mußte mehrfach durch bischöflichen Eingriff gestärkt werden; Gebäudeschäden sind aus dem Schmalkaldischen und dem 30jährigen Krieg bekannt. 1717 baute Johann Georg Fischer nach den Plänen von Johann Jakob Herkommer eine großartige Barockanlage, die aber die finanziellen Kräfte des Klosters überstieg. Nach der Säkularisation wurde die Klosterkirche Pfarrkirche. Nachdem 1805 die Pfarrei nach Ellerbach verlegt worden war, kam die Fultenbacher Kirche zum Verkauf und wurde 1811 abgebrochen.

Die Orgelgeschichte der Abtei ist nur dürftig bekannt[1]. Abt Heinrich III. Molitor (1610–26) war „sunderlich in re musica wol erfarn und ain gueter organist". Das ist Hinweis genug für den Gebrauch der Orgel in der Abtei[2].

Für die neue Kirche, deren Grundstein 1716 gelegt worden war, wurde schon unter Abt Magnus Schmid (1700–23) „eine große pneumatische Orgel mit herrlichem Prospekt" angeschafft. Sie „zierte auf der Westseite der Kirche die Empore, die von Atlanten und Karyatiden getragen wurde"[3].

Genaueres erfahren wir aus der Chronik des Abtes Magnus[4]. Am 17. September 1717 hat der Abt von Thierhaupten „das ambt alhire gesun-

1) Augustin Hafner, Geschichte des Klosters Fultenbach: Jahrbuch des HV Dillingen 27. 1914, 3–97 und 28. 1915, 255–309.
2) Ebenda S. 66.
3) Ebenda S. 265.
4) Hauptstaatsarchiv München, KL Fultenbach Nr. 16: Acta monasterii Fultenbacensis a Magno ejusdem monasterii abbate inchoata et fediliter conscripta AD 1700, S. 116, 117, 119, 121, 122.

gen und zu einem bindbandt samt seinem Convent ein Orgel in die neue Kirchen offerirt für welche – ohne dem Kasten – auf 11 Register wie die Thierhaubtische mit dem Orgelmacher zu Thonauwerth accordirt worden 320 fl." Als der Prälat von Thierhaupten am 18. Jan. 1718 wieder in Fultenbach pontifizierte, hat er „zu dem Orglkasten 50 fl verehrt, auch die mit dem Orgelmacher accordierte 3 Schaff Korn auf sich genommen". Den Bau des Orgelgehäuses „mit aller Ziere und Schneidarbeith, außer der Bildhauergedinckht" übernahm der Dillinger Schreiner Anton Berkmüller. Im Januar 1719 war der Orgelkasten fertig. Im Mai kam der Orgelmacher – wohl Johann Fuchs aus Donauwörth – und im Juni war die Orgel aufgestellt. Am 14. Juli 1719 war das Orgelgehäuse „mit Auszierung mit Bildhaur- und Schneidarbeith völlig ausgemacht, daran der Bildhaur Stephan von Dillingen 1 Gesöllen fr. nro. Anselmo 8 Wochen mitgeholffen. Diese Arbeit wird ästimirt auf 150 fl."[5] Rechnet man dazu die Schreinerarbeit, die Kosten für den Orgelbauer „angedingter Maßen 300 fl, für die Gambe 40 fl und ist wegen der Mixtur auch darauf geben worden 10 fl, machet alles zusammen bey 600 fl". Abt Benedikt Cherle von Thierhaupten erlebte wohl noch die fertige Orgel, aber nicht mehr die Einweihung der neuen Kirche. Die Chronik nennt ihn „magnus monasterii nostri benefactor, namque benevolentia eius stat organum maius novi templi". Die Innenausstattung der Kirche wurde erst unter dem nachfolgenden Abt Michael Schiele (1723–65) vollendet. Ob mit dem Positivlein, das er 1725 in das Kloster von Dillingen um 30 fl verkaufte[6], das „organum minus" gemeint ist, ist fraglich. Merkwürdigerweise ist von dem Verbleib der großen Orgel nach dem Abbruch der Kirche 1811 nichts bekannt.

Füssen St. Mang

Die Anfänge der Grabeskirche des hl. Magnus gehen in das 9. Jahrhundert zurück; 1143 wurde die romanische Abteikirche geweiht, die von 1701–17 durch den gegenwärtigen Bau nach Plänen Herkommers ersetzt wurde. Nach der Klosteraufhebung wurde die Kirche zur Pfarrkirche bestimmt; sie gehört seit 1837 der Stadt.

Der früheste Hinweis auf eine Orgel ergibt sich aus einer Urkunde aus dem Ende des 14. Jahrhunderts. Von Abt Johannes Lauginger (1392 bis 1397) heißt es, daß er sich u. a. durch feierliche Abhaltung des Gottesdienstes die Gunst des Bischofs von Augsburg erworben habe: „Cum monasterium St. Magni in Faucibus . . . rutilet personis honorabilibus, per

5) Von dem Fultenbacher Bildhauer Fr. Anselmus stammen auch die Figuren von 4 hlg. Kirchenlehrern, die 1720 in die neue Kirche kamen (Ebenda, S. 123).

6) Hauptstaatsarchiv München, KL Fultenbach Nr. 17: Diarium des Abtes Michael von 1723 bis 1731, S. 110.

quas divine laudis organa frequentantur, structurae solennes eriguntur . . ."[1].

Als Kaiser Maximilian 1510 die Stadt besuchte, „lag des Kaysers Canthrey (Hofkapelle) hye still von Jakobj usque ad festum natalis dominij. Sangen und figurierten vil malen das hochampt"[2]. Dabei wird, wie Adolf Layer richtig vermutet, die Orgel nicht gefehlt haben[3].

Im Jahre 1561 wurde der Füssener Orgelmacher Georg Gerle mit der Herstellung neuer Bälge für die Orgel und das Positiv beauftragt. In der Rechnung 1564/65 erscheinen Ausgaben an den gleichen Meister für die Ausbesserung des Regals. 1571 reparierte der Tölzer Orgelmacher Ulrich Oberburger das Positiv[4].

1595/96 ließ Abt Matthias Schober (1577–1604) eine neue Orgel aufstellen. Der Erbauer wird nicht genannt; man wird jedoch den Füssener Meister Hans Schwarzenbach als solchen annehmen dürfen. Das Renaissance-Schnitzwerk am Gehäuse schuf der Konventuale P. Abraham Hail, die Malerei — wahrscheinlich hatte die Orgel auch Flügeltüren — stammte von Jakob Hiebeler[5].

Orgel und Positiv wurden 1615 von einem nicht genannten Orgelbauer gestimmt; dasselbe geschah 1628, wobei auch das schon erwähnte Regal wieder hergerichtet wurde. Die Ausgaben beliefen sich auf 154 fl.

1642 finden wir den bekannten Orgelbauer Simon Hail aus Irsee an der Orgel beschäftigt. Sein Lohn betrug 25 fl. 1657 reparierte der Schreiner Hans Doser die Blasbälge, die ganz defekt waren. 1658 stimmte Sebastian Achamer aus Hall i. Tirol die große Orgel und das Regal für 12 fl. 1659 wurde ein neues Chorpositiv angeschafft, das wahrscheinlich der genannte Achamer gefertigt hatte. Es hatte 5 Register zu je 45 Pfeifen, darunter ein zweifaches Register, so daß insgesamt 270 Pfeifen vorhanden waren, der Preis betrug 130 fl. Hinzu kamen noch der Fuhrlohn zu 9 fl, die Kosten des Malers zu 10 fl und allgemeine Unkosten.

Die 1717 geweihte neue Kirche wurde erst nach und nach ausgestattet, stuckiert und ausgemalt. Wohl zu den ersten Ausstattungsstücken gehörte die Chororgel, ein prospektloses Instrument mit liegenden Pfeifen und 6 Registern in einem niedrigen Schrank von hübscher Schreinerarbeit. Der Erbauer des Instruments ist nicht bekannt[6].

---

1) D. Leistle, Die Äbte des St. Magnus-Stiftes in Füssen, Salzburg 1920, S. 79 mit Anm. 5.
2) Ebenda 175, Anm. 44
3) A. Layer, Zur Musikpflege des Benediktinerklosters St. Mang in Füssen: Jahrbuch d. V. f. Augsburger Bistumsgeschichte 6. 1972, S. 244.
4) Ebenda 241 ff.
5) Der bei Leistle (Wissenschaftliche und künstlerische Strebsamkeit im St. Magnusstift zu Füssen: Studien u. Mitteilungen 17. 1896, H. 1, S. 141) in die Zeit um 1580 datierte Orgelbau dürfte mit dem genannten identisch sein.
6) Ebenda 159.

Die große Hauptorgel über dem Eingang entstand in den Jahren 1752/53 aus der Werkstatt des Füssener Orgelbauers Andreas Jäger. Die Gesamtkosten einschließlich der Bildhauer- und Faßarbeiten beliefen sich auf 4181 fl. Der selbst komponierende Abt Gallus Zeiler hatte sich einen der besten Orgelbauer seiner Zeit für dieses Werk, das 34 Register umfaßte, verpflichtet. Leider sind wir nicht über die Disposition unterrichtet.

Im Jahre 1823 wurde die Chororgel von Orgelbauer Pröbstl aus Füssen gestimmt, 1839 und 1846 fanden Reparaturen bzw. Umbauten an der großen Orgel statt. Weitere Veränderungen werden für 1877 und 1958 genannt[7].

Die letzte Umgestaltung der Orgel, die keinen alten Bestand mehr an klingendem Material enthält, wurde von der Firma Zeilhuber in Altstädten durchgeführt. Seitdem besitzt das Werk 37 Register auf drei Manualen mit folgender Disposition[8]:

1. Manual		2. Manual (Schwellwerk)	
1. Principal	8′	12. Gedeckt	8′
2. Gedeckt	8′	13. Quintade	8′
3. Spitzflöte	8′	14. Prästant	4′
4. Octave	4′	15. Flöte	4′
5. (Flöte)	4′	16. Schwiegel	2′
6. Nasard	2 2/3′	17. Quinte	1 1/3′
7. Superoctav	2′	18. Zimbel	1′
8. Kornett	2 2/3′	19. Krummhorn	8′
9. Mixtur	1 1/3′	Tremulant	
10. Bourdon	16′		
11. Trompete	8′		
3. Manual (Rückpositiv)		Pedal	
20. Salicional	8′	29. Principal	16′
21. Schwebung	8′	30. Contrabaß	16′
22. Principal	4′	31. Octavbaß	4′
23. Nachthorn	4′	32. Choralbaß	4′
24. Waldflöte	2′	33. Großnasat	5 1/3′
25. Mixtur	2 2/3′	34. Flötbaß	2′
26. Fagott	16′	35. Mixtur	2 2/3′
27. Helle Trompete	8′	36. Posaune	16′
28. Clarine	4′		
Tremulant			

System: Elektrische Kegelladen, Spieltisch an der Brüstung der Empore.

Der Prospekt ist außerordentlich schön gestaltet und vortrefflich in die Drei-Fenster-Apsis hineinkomponiert. Vor dem Mittelfenster befindet sich die etwas niedrigere 3teilige Hauptwerksfassade, rechts und links hinter den schlanken Rundtürmen das Pedal, mit Seitenprospekten bis an

7) M. Petzet, Stadt und Landkreis Füssen (= Bayerische Kunstdenkmale VIII), München 1960, S. 17.

8) Orgelstatistik Paul Steichele.

die Fensternische adaptiert; ganz an der Seite, an den Langhauswänden sind nochmals Pfeifenprospekte angebracht und durch kleine Brückenpositive unter den Ovalfenstern an das Hauptgehäuse angeschlossen. An der rückwärts eingebuchteten Emporenbrüstung befindet sich noch ein 5teiliges Rückpositiv. Es wiederholt gewissermaßen im kleinen den Hauptwerkprospekt, allerdings bilden die Seitenfelder sanft geschwungene Harfenfelder und nicht schlanke Türme.

Besonders aufwendig ist das Schnitzwerk am Prospekt. Die Holzteile sind marmoriert und mit vergoldetem Rocailleschmuck dekoriert. Über dem Mittelturm steht König David. An den Baßtürmen sind geschnitzte Draperien locker gerafft, auf den Gebälken tummeln sich Putten und Posaunenengel, und die C-förmigen Volutenbalken formen eine luftige Brücke, eine Art Baldachin über dem mittleren Ovalfenster, in dem das Doppelwappen des Konvents und des Abtes Gallus schwebt. Auch an den kleinen Brückenpositiven und am Rückpositiv sind Rocaillen und Putten in unaufdringlicher Weise so verteilt, daß die Materialien in Bewegung zu geraten und Musik auszudrücken scheinen.

Der Jäger-Prospekt von St. Mang in Füssen trägt auch deutlich den Vorbildcharakter für die Orgel in Benediktbeuren (1771), der einzigen erhaltenen Jäger-Orgel in Bayern, an der wir den Stil des Meisters ablesen können. Es ist seltsam, daß man gerade von diesem Orgelbauer so wenig weiß, der solch hervorragende Orgelwerke geschaffen hat[9].

Irsee

Die älteste Kirche entstand um 1200, 1413 wurden Chor und Turm neu errichtet; von Brand- und Kriegsschäden blieb in der Folgezeit auch die Kirche nicht verschont. 1699 stürzte der Kirchturm ein, man baute daraufhin die Kirche ganz neu nach den Plänen von Franz Beer, sie wurde 1702 im Rohbau vollendet und 1704 geweiht. 1754 verlegt man das Chorgestühl auf die Westempore, gleichzeitig mit dem Bau einer neuen Orgel.

Die Irseer Klosterchronik ist noch unveröffentlicht, deshalb fehlen auch Angaben zur älteren Orgelgeschichte.

Die heutige Orgel von Irsee gehört zu den wenigen fast original erhaltenen Barockorgeln Schwabens. Ihre Baugeschichte läßt sich ganz gut rekonstruieren.

Nach dem Bau der Kirche scheint man sich mit der alten Orgel oder mit ähnlichen Ersatzlösungen beholfen zu haben. Für den Chorgebrauch genügte etwa ein Positiv. Aus dem Jahre 1730 datiert ein Dispositionsentwurf des berühmten Straßburger Orgelbauers Andreas Silbermann, der folgende Orgel für die Kirche plante[1]:

---

9) S. Hofmann, Der Orgelbauer Pröbstl: Lech- und Ammerland 4. 1953, Nr. 8.

1) H. Meyer, Orgeln und Orgelbauer in Oberschwaben: Zeitschrift des HV f. Schwaben 54. 1941, S. 352 nach den Irseer Orgelakten.

Hauptwerk		Ruckwerk		Pedal	
1. Principal	8′	12. Principal	4′	18. Subbaß	16′
2. Copel	8′	13. Copel	8′	19. Trompetenbaß	8′
3. Octav	4′	14. Nasard	3′		
4. Flöte	4′	15. Octav	2′		
5. Nasard	3′	16. Terz	2′		
6. Superoctav	2′	17. Mixtur 3fach	1′		
7. Terz	2′ (1 3/5′)				
8. Fourniture 3fach	1 1/2′				
9. Cimbel 2fach	1 1/2′				
10. Trompete	8′				
11. Voix humaine	8′				

Auch Joseph Gabler von Ochsenhausen machte eine Disposition für die Hauptorgel in Irsee, die auf 1749 datiert wird[2]:

1. Manual C-c3 49 Töne		2. Manual C-c3 49 Töne	
1. Principal	4′	9. Principal	8′
2. Copelflaute	8′	10. Octav	4′
3. Rohrflaute	4′	11. Sesquialtera 2fach	3′
4. Viola da Gamba 2 f.	8′	12. Mixtur 8-9fach	2′
5. Flageolet	2′	13. Cymbala 6fach	1′
6. Cornet 4-5fach	1′	14. Violoncello 2fach	8′
7. Mixtur 7fach	1 1/2′	15. Solicional	8′
8. Vox humana	8′	16. Copel	8′
		17. Quintatön	8′
		18. Hohlflauten	8′
		19. Fugara	4′
		20. Unda maris	8′

Pedal 18 Töne

21. Praestant oder Principalbaß	16′
22. Octavbaß	8′
23. Mixturbaß 11fach	6′
24. Violonbaß 2fach	8′
25. Hohlflauten	4′
26. Borduenbaß	16′
27. Subbaß	16′
28. Posaunen oder Fagottbaß	16′
Manual und Pedalkoppel	

2) Meyer, a. a. O., S. 354.

Den Auftrag zum Orgelbau erhielt jedoch der schwäbische Meister Balthasar Freiwiß von Aitrang, der von 1752—54 das Werk nach dem Entwurf des P. Meinrad Spieß, Irsee, ausführte. Die Disposition war ursprünglich:

Hauptmanual		Brustpositiv		Pedal	
1. Principal	8′	14. Principal	4′	22. Principalbaß	16′
2. Viola de Gamba 2fach	8′	15. Copel	8′	23. Subbaß ged.	16′
3. Solicional	8′	16. Fugara	4′	24. Octavbaß	8′
4. Copel	8′	17. Fletten	4′	25. Violonbaß 2 f.	8′
5. Quintadena	8′	18. Viola 2fach	4′	26. Hohlflauten	4′
6. Subprincipal	8′	19. Superoctav	2′	27. Cornett 5 f.	4′
7. Fletten	4′	20. Mixtur	2′	28. Fagott	8′
8. Spitzfletten	4′	21. Flauta doulce Diskant	8′	29. Quint	6′
9. Rohrfletten	4′				
10. Octav	4′				
11. Mixtur 6fach	2′				
12. Sesquialtera 2 f.	3′				
13. Cymbalum 4fach Coppel-Zug	3′				

Die Angaben über die Registerzahl gehen etwas auseinander[3]. Tatsächlich waren es nur 29, der Preis betrug 1250 fl, ohne die Materialien und die Gehäusearbeiten[4]. Um 1860 wurde die Disposition geringfügig verändert, Salicional und Quintadena wurden herausgenommen und dafür Geigenprincipal 8′ und Trompete 8′ eingesetzt. Beide Register sind heute noch vorhanden. Im Positiv wurde die Viola 4′ 2fach in eine Viola 8′ umgewandelt. Der Quintbaß $5^1/_3$′ im Pedal wurde ebenfalls um eine Oktave tiefer gesetzt, so daß er jetzt auf $10^2/_3$′ lautet. Nach dem Befund sind außerdem der 2fache Violon und das Fagott im Pedal im Pfeifenbestand erneuert.

Der Irseer Prospekt, aus 4 Teilen bestehend: Haupt- und Pedalwerk links und rechts symmetrisch um das Emporenfenster verteilt, Kronwerk über einer Uhr im Fensterscheitel und Rückpositiv an der Emporenbrüstung, gehört zu den besten Beispielen der schwäbisch-süddeutschen Orgelbaukunst. An der Lichtschneise schließen Rundtürme an, stark verformte und bis an die Decke reichende Harfentürme mit den längsten Prospektpfeifen akzentuieren jeweils die Senkrechten eines Quadrats, dessen waagrechte Seiten durch das Hauptgesims markiert, in der Deckenregion jedoch räumlich geöffnet erscheinen, so daß der Eindruck entsteht, das Kronpositiv schwebe leicht vor dem barocken Himmel, was durch das stark gekurvte Gebälk geradezu optisch vorgetäuscht wird. Seitlich schließt sich an die Harfentürme jeweils eine Dreiergruppe aus doppelgeschossigen Zwischenfeldern, Rundtürmen und kleinen Harfenfeldern an.

3) Kalender f. kath. Christen Jg. 60, 1900, S. 101: Die Orgel zählt 34 Register und kostet 4500 fl.

4) Meyer, S. 293.

Ähnlich ist auch das Brüstungspositiv gegliedert: niedriger Rundturm, schmale Zwischenfelder, Harfentürme und abfallende Harfenfelder. Das Kronpositiv ist dreiteilig mit Mittelrundturm. Typisch schwäbisch ist die Gesimsgestaltung. Die Obergesimse schwingen nicht nur wie der Grundriß vor, sondern auch gleichzeitig nach oben, so daß sie höher wirken.

Das Rokokoschnitzwerk ist Muschelwerk mit eigenartig lang gezogenen, flammenartigen Auswüchsen. Musizierende Putten und zwei große Posaunenengel symbolisieren das himmlische Orchester (Posaunen, Schalmei, Laute, Hörner, Fagott und Harfe kommen als Instrumente vor).

Auf der Empore ist auch das Chorgestühl untergebracht, das ursprünglich im Presbyterium stand. Der originale Orgelspieltisch aus Eichenholz mit Nußbaumfüllungen in geschwungener Bauweise ist ein Prachtmöbel für sich. Die Spielanlage ist die ursprüngliche.

Mit dem Freiwiß-Prospekt in Rottenbuch bestehen gewisse Ähnlichkeiten, das deutlich wahrnehmbare Quadrat mit Öffnung nach oben, das schwebende Kronpositiv und das Brüstungswerklein. Aber hier ist alles geschlossen zu einer Einheit, die sich nicht durch das Rückfenster stören läßt, daher auch nicht die symmetrische Zweiteilung.

Daß Balthasar Freiwiß für die große Orgel ausgewählt wurde, verdankt er wahrscheinlich der glänzend ausgefallenen Orgel zu Rottenbuch, die er kurz zuvor vollendet hatte, denn im Jahre 1748 wurde zuerst der Orgelbauer Johann Georg Hörterich von Dirlewang zum Bau einer Chororgel in Irsee bestellt. Aus unbekannten Gründen nahm man davon wieder Abstand und schloß am 17. Februar 1749 einen neuen Vertrag mit Balthasar Freiwiß. Offenbar traute man diesem mehr zu, während Hörterich damals noch kein größeres Instrument gebaut hatte. Die Chororgel sollte nach dem Akkord folgende Register bekommen[5]:

Manual		Pedal C-ds	
1. Principal	4′	9. Subbaß	16′
2. Portun	8′	10. Octavbaß	8′
3. Copel	8′	11. Hohlflaute	4′
4. Salicet	8′	12. Quint	3′
5. Flötten	4′		
6. Quint	3′		
7. Octava	2′		
8. Mixtur	1′		

Das Instrument müßte seinen Standort im Chor der Kirche, wo ja ursprünglich auch das Chorgestühl stand, gehabt haben. Es bleibt jedoch zu fragen, warum man schon wenige Jahre danach den Chor auf die Westempore verlegte. Was ist dann mit der Chororgel geschehen? Wann wurde sie entfernt? Da diese Fragen noch nicht eindeutig zu beantworten sind, muß auch folgende Möglichkeit bedacht werden:

Die vereinbarte Chororgel wurde überhaupt nicht gebaut, weil man

5) Meyer, S. 353.

sich in der Planungsphase dazu entschloß, den Chor auf die Westempore zu verlegen und dort eine repräsentative Orgel bauen zu lassen. So wurde aus der geplanten Chororgel schließlich die große Hauptorgel bei Verzicht auf eine kleine Chororgel im Altarraum, wo vielleicht noch ein altes Positiv zur Verfügung stand.

Kempten St. Lorenz

Die ursprüngliche Kirche der 752 gegründeten Abtei war eine romanische Basilika, die mehrfach durch Brände und Kriegseinwirkungen beschädigt wurde. Nach der letzten Brandschatzung durch die Schweden im Jahre 1632 wurde sie nicht wiederaufgebaut; vielmehr entschloß man sich zu einem Neubau auf dem Platz der alten Pfarrkirche „St. Lorenz uf'm Berg", der nach dem Plane von Michael Beer 1652–56 ausgeführt und erst nach weiteren 17 Jahren mit der Aufführung der Türme vollendet wurde. Die Herstellung der Stukkaturen und Inneneinrichtung nahm doch Jahrzehnte in Anspruch.

Über die Orgeln der mittelalterlichen Abteikirche gibt es nur wenige Nachrichten. Haggenmüller[1] berichtet von einer Orgelanschaffung unter Fürstabt Johann von Riedheim um 1490, die als „hölzerne Orgel" bezeichnet wurde. Layer[2] vermutet nicht zu Unrecht, daß wohl einer der in Kempten ansässigen Orgelbauer, Meister Augustin, der 1488 in Landsberg baute, oder Hans Peysinger, der 1498 in Eger tätig wurde, für diesen Orgelbau in Frage kommen dürfte. Der Kemptener Orgelbau hat auch literarischen Niederschlag in „Johannis Birkii Campidonensis . . Tractatus de Monasterio Campidonensi . ."[3] gefunden:

1486
Hoc autem rectum. per Campidonensem Dominum.
Nobilem ex Prosapia. de Rietheim sic illustrata.
Hic Dominus vere. multa bona fecit limpide.
Coenobio in suo. ut hic inferius noto.
Nam annis in primis. sui ipsius regiminis.
Tunc Episcopo subjectum. erat suum Coenobium.
Hoc subjectum devastavit. & Monasterium renovavit.
. . .
Deinde Officium Mariae. semper cantandum de mane.
Ex post Liebenthan Castrum. similque palatium suum.
Organum opus ligneum quod satis est rarum.
Duo in ambitu Crucis. si illa latera inspicis.

---

1) J. B. Haggenmüller, Geschichte der Stadt und der gefürsteten Grafschaft Kempten I/II, Kempten 1840-47, I, S. 465.
2) A. Layer, Kemptens Orgelbaumeister hatten einen guten Ruf: Unser Allgäu (Kempten) 8. 1955, Nr. 3.
3) Coll. scriptorum rerum hist. — monastico-eccl. var. religiosorum ordinum tomus II., pars IV., Ulm 1756. pag. 199.

Die beiden Orgeln wurden im Bauernkrieg 1525 „zerbrochen"[4]. Von Instandsetzungen oder Neubauten des 16. und frühen 17. Jahrhunderts ist nichts bekannt. Nach der Zerstörung des Klosters 1632 wurde Schloß Schwabelsberg 1646 als Interimskloster eingerichtet und diente bis 1674 als Sitz des Konvents. Die eigens angebaute Kirche hatte eine Orgel[5]. Wahrscheinlich ist diese gemeint, wenn Fürstabt Roman Giel von Gielsberg im Dezember 1652 „bei dem kunstreichen Meister Johann Ehemann, Bürger und Orgelmacher in Ulm, zwei Register im Cimbal und Octav" bestellte[6].

Anfang des 18. Jhds. bewarb sich der Orgelbauer Antonius Berger aus Oberthingau beim Fürstabt um Übertragung der geplanten großen Orgel für die neue Kirche. In seinem Bewerbungsschreiben machte er auf seine vielseitigen künstlerischen Fähigkeiten aufmerksam. Leider ist der damals beigefügte Orgelplan nicht bekannt. Berger war zunächst in Haunstetten bei Augsburg, dann von etwa 1714–17 in Augsburg seßhaft und hatte sich 1718 schon um den Bau der Eichstätter Domorgel beworben[7]; er erhielt diesen Auftrag nicht, ebensowenig wie den in Kempten. Es scheint aber, daß er mit dem in Kempten tätigen Organisten Antonius Berger, der 1738 dort starb, identisch ist[8].

Wenn nicht alles täuscht, dann wurde eine große Orgel für St. Lorenz zur Klosterzeit nicht mehr gebaut. 1683 hatte Fürstabt Rupert von Bodman (1678–1728) rechts und links des Eingangs zum Zentralbau Emporen einbauen lassen, die für Chororgeln bestimmt waren[9]. Fürstabt Anselm Reichlin von Meldegg (1728–47) beschaffte eine Orgel für die Kirche[10]. Da beide Chororgeln das Wappen dieses Abtes tragen und um 1740 erbaut sind, bezieht sich diese Mitteilung wahrscheinlich auf deren Anschaffung. Wer nun deren Erbauer gewesen ist, konnte bisher nicht festgestellt werden. Dank der Arbeit Lehrndorfers[11] über die Lorenzer Orgelgeschichte kennen wir jedoch ihre Beschaffenheit.

Die größere Orgel auf der Evangelienseite hatte 14 Register; die Disposition ist mit gewissen Vorbehalten aus den Fußtonzahlen zu erschließen[12]:

---

4) Haggenmüller I, 526.
5) Haggenmüller II, 182.
6) Die 7 Schwaben 7, 1957, S. 38.
7) Anton Berger, Orgelentwürfe Augsburg 1718, hrsg. v. H. Fischer u. Th. Wohnhaas, Berlin 1979 (= Documenta organologica V).
8) A. Layer, Musikgeschichte der Fürstabtei Kempten, Kempten 1975, S. 43.
9) Martha Roedinger, Die Stiftskirche St. Lorenz in Kempten, Burg b. M. (1938), S. 13.
10) J. Rottenkolber, Geschichte des hochfürstl. Stiftes Kempten, München 1933, S. 172.
11) F. Lehrndorfer, Über Orgelbau in der Stifts- und Pfarrkirche St. Lorenz in Kempten: Allgäuer Geschichtsfreund, Kempten 1942, Nr. 49 S. 40–50.
12) Lehrndorfer S. 42.

Manual C-c3		Pedal	
49 Tasten		11. (Subbaß)	16′
1. (Principal)	8′	12. (Octavbaß)	8′
2. (Gedackt)	8′	13. (Violonbaß)	8′
3. (Gamba)	8′	14. Quintbaß	(5 1/3′)
4. (Octav)	4′		
5. (Flöte)	4′		
6. (Superoctav)	2′		
7. (Waldflöte)	2′		
8. (Quint)	1 1/2′		
9. (Mixtur)			
10. (Zimbel oder Kornett)			

Die kleinere Epistelorgel besaß folgende 12 Stimmen[13]:

Manual C-c3		Pedal kurze Oktave	
1. Principal	8′	11. Subbaß	16′
2. Gambe	8′	12. Octavbaß	8′
3. Copel	8′		
4. Quintatön	8′		
5. Octav	4′		
6. Flauto	4′		
7. Superoctav	2′		
8. Quinte	(2 2/3′)		
9. Cembalo (=Zimbel),			
10. Mixtur			

Obwohl beide Instrumente in etwa die gleiche Disposition aufweisen, so waren sie doch verschieden hoch gestimmt. Die Evangelienorgel besaß eine hohe (Cornett?-)Stimmung und war „für den Volksgesang nicht zu gebrauchen". Die Epistelorgel stand auf Normalhöhe. Beide Orgeln waren offensichtlich von unterschiedlicher Qualität, so daß etwa um die Mitte des 19. Jhds. zuerst die Evangelienorgel unbrauchbar wurde, wobei hauptsächlich die schlechte Beschaffenheit der Metallpfeifen zu beanstanden war. Die Pfeifen der Epistelorgel sollen wesentlich besseres Material gehabt und zu deren längerer Haltbarkeit beigetragen haben. Die tiefgreifenden Reparaturen begannen bereits in den 1790er Jahren und setzten sich jahrzehntelang fort, bis man in den 1830er Jahren erstmals die Frage ventilierte: Umbau der vorhandenen oder Neubau einer größeren Orgel. Diese konnte nur auf einer Empore an der Westseite der Kirche zu stehen kommen, die aber damals noch nicht vorhanden war. Pläne dazu wurden gemacht: 1834 von Orgelbauer Georg Steiner aus Görisried und 1838 von einem Orgelmacher Hopf. An der Kostenfrage scheiterten die Projekte zunächst, so daß die alten Orgeln immer wieder notdürftig

13) Ebenda, S. 43.

hergerichtet und weiterverwendet wurden, obwohl ein Gutachten des Augsburger Orgelbauers Joseph Bohl deren Unbrauchbarkeit längst bestätigt hatte. Erst nach jahrelangen Verhandlungen zur Finanzierung des Vorhabens wurde 1864 zur Tat geschritten. Der Bau der Empore mit Wendeltreppe kostete 2400 fl und wurde von der Regierung getragen. Das Orgelwerk mit einem Gehäuse aus der Münchner Kunstanstalt Mayr nach dem Entwurf von Architekt Berger, München, wurde der Firma Walcker in Ludwigsburg in Auftrag gegeben. Die Aufstellung erfolgte im Frühjahr 1866. Die Walckerorgel kostete 9400 fl und hatte folgende Register:

1. Manual C-f3		2. Manual C-f3		Pedal C-d1	
1. Principal	16′	16. Bordun	16′	28. Principalbaß	16′
2. Principal	8′	17. Principal	8′	29. Violonbaß	16′
3. Gambe	8′	18. Gedeckt	8′	30. Subbaß	16′
4. Flöte	8′	19. Salicional	8′	31. Octavbaß	8′
5. Gedeckt	8′	20. Aeoline	8′	32. Violoncello	8′
6. Dolce	8′	21. Traversflöte	4′	33. Quintbaß	10 2/3′
7. Quinte	5 1/3′	22. Kleingedeckt	4′	34. Flötenbaß	4′
8. Octave	4′	23. Spitzflöte	4′	35. Posaune	16′
9. Rohrflöte	4′	24. Flautino	2′	36. Fagottbaß	8′
10. Gemshorn	4′	25. Cornett 5fach			
11. Quinte	2 2/3′	26. Nasard	2 2/3′		
12. Octav	2′	27. Fagott mit Schwellung	8′		
13. Mixtur 5fach					
14. Scharf 3fach					
15. Trompete	8′				

Kegelladen, mechanische Traktur, 3 feste Kombinationen: Piano, Mezzoforte, Tutti, Manualkoppel und Pedalkoppel[14].

Die Walcker-Orgel wurde 1939 von der Firma Zeilhuber in Altstädten umgebaut und erweitert auf folgende Disposition:

1. Manual C-a3		2. Manual C-a3			
1. Principal	16′	16. Bordun	16′	31. Principal	16′
2. Principal	8′	17. Principal	8′	32. Oboe	8′
3. Gedeckt	8′	18. Gedeckt	8′	33. Regal	4′
4. Gambe	8′	19. Flöte	8′		
5. Schweizerpfeife	8′	20. Quintatön	8′		
6. Dolce	8′	21. Salicional	8′		
7. Octave	4′	22. Unda maris	8		
8. Spitzflöte	4′	23. Principal	4′		
9. Rohrflöte	4′	24. Zartflöte	4′		
10. Quinte	2 2/3′	25. Traversflöte	4′		
11. Octave	2′	26. Nasard	2 2/3′		
12. Mixtur	2 2/3′	27. Flautino	2′		
13. Scharf	1 1/3′	28. Terz	1 3/5′		
14. Trompete	8′	29. Mixtur 4fach	2′		
15. Clairon	4′	30. Cimbel	1′		

14) Ebenda, S. 46.

3. Manual Schwellwerk C-a4

34. Nachthorn 16′
35. Geigenprincipal 8′
36. Soloflöte 8′
37. Fernflöte 8′
38. Gemshorn 8′
39. Vox coelestis 8′
40. Principal 4′
41. Bachflöte 4′
42. Kleingedeckt 4′
43. Quinte 2 2/3′
44. Terz 1 3/5′
45. Flachflöte 2′
46. Septime 1 1/7′
47. Sifflöte 1′
48. Cornett 3-5fach 4′
49. Cimbel 2/3′
50. Fagott 16′
51. Horn 8′
52. Klarine 4′
53. Rohrschalmei 4′
Tremulant

Pedal C-f1

54. Principalbaß 16′
55. Subbaß 16′
56. Zartbaß 16′
57. Violonbaß 16′
58. Quintbaß 10 2/3′
59. Octavbaß 8′
60. Violoncellobaß 8′
61. Gedecktbaß 8′
62. Flötenbaß 4′
63. Principalbaß 2′
64. Pedalmixtur 6fach 5 1/3′
65. Posaunenbaß 16′
66. Trompetenbaß 8′

Damals wurden bereits im Hauptspieltisch die Register für neue Chororgeln eingerichtet, aus finanziellen Gründen allerdings vorerst zurückgestellt. Die alten Werke waren bereits seit etwa 1870 im Verfall begriffen und in der Folgezeit nach und nach ausgeräumt worden, so daß nur die alten Gehäuse übrig blieben. Die Vollendung der neuen Chororgeln geschah im Jahre 1963 ebenfalls durch die Firma Zeilhuber. Die Dispositionen wurden jedoch anders als noch 1939 vorgesehen ausgeführt. Sie lauten heute:

Evangelienorgel

Hauptwerk

1. Principal 8′
2. Spitzflöte 8′
3. Octave 4′
4. Bleigedackt 4′
5. Waldflöte 2′
6. Mixtur 4-5fach 2′

Oberwerk

7. Holzgedackt 8′
8. Metallflöte 4′
9. Kleinprincipal 2′
10. Terzflöte 1 3/5′
11. Gemsquinte 1 1/3′
12. Zimbel 3fach 1/2′
13. Musette 8′

Pedal

14. Subbaß 16′
15. Pommer 8′
16. Rohrpfeife 4′
17. Zink 3fach 2 2/3′

Epistelorgel

Manual

1. Principal 8′
2. Octave 4′
3. Quinte 2 2/3′
4. Superoctave 2′
5. Kleinquinte 1 1/3′
6. Kleinoctave 1′
7. Quintlein 2/3′
8. Octävlein 1/2′

Pedal

9. Offenbaß 16′
10. Octave 8′

Die große Orgel von 1866 hatte ursprünglich eine Art Neurenaissanceprospekt mit 5 Rundbogenfeldern, das mittlere überhöht und wesentlich breiter als die anderen. Am Obergesims war etwas Schnitzerei angebracht, und über dem Mittelfeld saßen zwei Putten, die noch vorhanden sind, auf volutenartiger Schnitzerei.

Dieser Prospekt der Kunstanstalt Mayr wurde 1939 durch den gegenwärtigen nach dem Entwurf von Bildhauer Hans Miller, München ersetzt. Er geht in seinen Formen stärker auf barocke Vorbilder ein, ist jedoch deutlich als neubarocke Nachschöpfung zu erkennen. Das Hauptgehäuse ist 9achsig gegliedert, wobei das mächtige Mittelfeld und die seitlichen Harfenfelder dominieren. Der Schnitzdekor ist dezent angebracht, Schleier fehlen. An der Emporenbrüstung befindet sich ein 5teiliges Rückpositiv mit Rokokozierat in enger Anlehnung an barocke Vorbilder.

Die beiden Chororgelprospekte sind dagegen echte Denkmäler barocker Orgelbaukunst und entsprechen sich genau spiegelbildlich. Die Gliederung ist einfach, der Mittelprospekt ist dreiteilig und auf zwei Stockwerke aufgeteilt; große Harfenfelder bilden die Flanken. Eine Besonderheit sind im Oberprospekt die Nischen, in denen zwei Pfeifen„wände" nach hinten fluchten und ein Pfeifenfächer die Illusion eines nach hinter perspektivisch zusammenlaufenden Bogens vermittelt. Solche Pfeifenfächer sind selten (z. B. Niederaltaich, Innsbruck, Regensburg). Das Schnitzwerk besteht aus Rokoko-Muschel- und Gitterwerk. Die außergewöhnliche Formgebung läßt vorerst eine Zuweisung an einen bestimmten Meister nicht zu.

Mönchsdeggingen

Im Jahre 1161 wurde der Grundstein zu einer romanischen Basilika gelegt, die sich noch im heutigen Langhaus erhalten hat. Der Chor ist spätgotisch, das Langhaus, 1513–17 nach einem Brand restauriert, erhielt 1751/52 sein reiches Rokokogewand. Die Abtei wurde 1802 aufgelöst, die Kirche geschlossen und erst in jüngster Zeit wieder ihrem unsprünglichen Zweck zugeführt.

Die Bau- und Kunstgeschichte der Abtei hat Paulus Weißenberger eingehend dargestellt[1], dessen Ausführungen wir im wesentlichen folgen.

Aus der mittelalterlichen Klostergeschichte fehlen Hinweise für die Orgel. Anläßlich der ersten Barockisierung der Kirche von 1693–1702 wurde eine neue Orgel angeschafft, wahrscheinlich gleich am Anfang; denn bei der ersten Kirchweihpredigt am 13. November 1695 wird sie eigens erwähnt. Ob es sich dabei um die heute noch vorhandene Orgel handelte oder ein größeres Instrument, ist nicht zu entscheiden. Wir wissen aber, daß außer der Chororgel auch auf der hinteren Empore eine größere Orgel vorhanden war. Diese wurde 1754 von Abt Michael eingetauscht für die

1) P. Weißenberger, Zur Bau- und Kunstgeschichte der Benediktinerabtei Mönchsdeggingen i. R.: Jahrbuch des HV Nördlingen und Umgebung 21. 1938/39, S. 28–49.

ehemalige Klosterorgel von Maihingen, die 1662 erbaut, von 1746—54 in der evangelischen Kirche zu Untermagerbein gestanden hatte. Orgelbauer Allgeyer von Wasseralfingen holte das Werk in Untermagerbein ab und erneuerte es in seiner Werkstatt, um es mit einem neuen Prospekt versehen 1755 in Mönchsdeggingen wieder aufzustellen. 1781 änderte Franz und Joseph Allgeyer die Stimmung auf „medianton", und wieder ein Jahrzehnt später lieferte Orgelbauer Reiner von Dinkelsbühl neue Blasbälge.

Was aus der alten Mönchsdegginger Orgel geworden ist, ob sie im Tausch nach Untermagerbein kam oder anderweitig verwendet wurde, ist nicht überliefert.

Die Mönchsdegginger Allgeyer-Orgel von 1755, ganz oder teilweise auf die alte Maihinger Klosterorgel zurückgehend, hat heute folgende Disposition[2]:

Manual C, D, E, F-c3			Pedal C, D, E, F-gs		
47 Tasten			19 Tasten		
1. Principal	8′		11. Subbaß	16′	Holz
2. Coppel	8′	Holz	12. Octavbaß	8′	Holz
3. Quintatön	8′	Holz			
4. Gamba im Prospekt	8′				
5. Principal	4′				
6. Flauta	4′	Holz			
7. Quinte	2 2/3′				
8. Octav	2′				
9. Cembalo 1fach	1′				
10. Mixtur 4fach	2′				

Bemerkenswert ist nicht nur der kurze Umfang der tiefen Oktave in Manual und Pedal, sondern die doppelten Obertasten, wobei die erste Obertaste den Ton D gibt, die zweite darüber den Ton Fs; dasselbe gilt für die beiden Töne E und Gis. Es sieht so aus, als ob einer ursprünglich kurzen Unteroktave nachträglich die Töne Fs und Gs hinzugefügt worden seien. Die gleiche Anlage findet sich übrigens auch an der erhaltenen Baumeister-Orgel in Maihingen, die von 1734—37 erbaut worden ist. Da hier aber von einer nachträglichen Hinzufügung der beiden Tasten nicht die Rede sein kann, so scheint es sich um eine für die Gegend oder die dortigen Orgelbauer typische Eigenart zu handeln, die aber zweifellos aus dem Bestreben, die kurze Oktave „aufzufüllen", entstanden sein muß.

Die Manualuntertasten sind schwarz, die Obertasten ebenfalls, aber mit einem weißen Streifen belegt. Die Vorderkante der Untertasten ist kielbogenförmig ausgehöhlt.

Sehr reizvoll ist das im sprühenden Rokoko gestaltete Orgelgehäuse. Drei Türme — die äußeren niedriger und mit einer etwas konkav geformten

2) Orgelstatistik Paul Steichele.

Seite, der mittlere Rundturm mit ansehnlicher Überlänge — sind durch schmale Zwischenfelder voneinander getrennt. Flottes Muschelwerk verkleidet die Mündungen der schlanken Prospektpfeifen, die recht dicht stehen und ausnahmsweise dem Register Gamba zugehören.

Über dem Hauptturm und unter den Zwischenfeldern befinden sich Kartuschen mit den Inschriften „Laudate Deum in Chordis in Organo" „in Cymbalis benesonantibus" „in Cymbalis jubilationis". Die seitliche Begrenzung verzichtet auf Flügelverzierungen, dafür sind kleine volutenförmige „Nasen" angebracht, die dem Aufriß die Strenge nehmen.

Ein seltenes Instrument mit wenig Vergleichsbeispielen ist auch die Chororgel mit liegenden Pfeifen. Sie wurde laut Inschrift im Jahre 1693, also zur Zeit der ersten Barockisierung der Kirche, von dem Nördlinger Orgelmacher Paulus Prescher erbaut und ist ebenfalls komplett erhalten. Es handelt sich um einen länglichen truhenförmigen Kasten, aus dem man die seitlichen Füllungen entfernen und den Deckel aufklappen kann. An der Schmalseite zum Schiff hin ist das Manual, heute mit weißen Untertasten, darunter das Pedal. Auf dem Boden liegt die Windlade, deren Ventile durch senkrechte Stecher betätigt werden. In diagonaler Schräglage sind darüber die Pfeifen angeordnet, zuunterst Gedackt 8′, darüber das hölzerne Principal 4′, dann Flöte 4′, schließlich direkt über der Lade Octav 2′ — Quint — Octav 1′. Die Registerhebel sind zu je dreien zu beiden Seiten der Klaviatur angebracht. Auch hier ist die kurze Unteroktave vom F an vollständig, d. h. es fehlen nur die Töne Cs und Ds.

Das Pedal mit einem Gedacktbaß 16′ wurde 1757 durch die Gebrüder Franz und Joseph Allgeyer von Wasseralfingen angebaut. Damals wurde das Instrument etwas näher zum Hochaltar hin verlegt. Beide Orgelbauer lieferten im Jahre 1780 ein weiteres Positiv für die Klosterkirche, über dessen Schicksal allerdings nichts mehr bekannt ist.

Oberelchingen

Der Kern der bestehenden Kirchenanlage entstand in der Mitte des 12. Jahrhunderts als romanische Basilika und wurde nach Bränden im 15., 16. und 17. Jahrhundert immer wiederhergestellt. Als sich größere Bauschäden zeigten, ließ Abt Amandus Schindele die Kirche 1746 gründlich umbauen und im Zeitstile des Rokoko dekorieren. Nach einem durch Blitzschlag verursachten Brand wurde der Ostteil der Kirche nach 1773 erneuert, ein Jahrzehnt später das auch in Mitleidenschaft gezogene Langhaus. Nach der Klosteraufhebung 1802 wurde die Klosterkirche zur Pfarrkirche bestimmt[1].

Noch fast unbekannt ist die ältere Orgelgeschichte der Abtei bis in das 18. Jahrhundert hinein. Aus den Klosterchroniken erfährt man über die

1) Heinrich Habel, Stadt- und Landkreis Neu-Ulm (= Bayerische Kunstdenkmale, Kurzinventar XXIV), München 1966, S. 106 f.

Orgeln der alten Abteikirche folgendes[2]: Abt Anselm ließ im Jahre 1657 eine Orgel zum Preise von 510 fl machen; danach zu schließen war es eine kleinere einmanualige Orgel in der Größenordnung von etwa 8 Registern. Im Jahre 1662 wurde die größere Hauptorgel um etwa 400 fl repariert. Es ist ziemlich ausgeschlossen, daß damit die 1657 angeschaffte Orgel gemeint ist.

Abt Anselm schaffte sodann 1682 noch ein großes Positiv für Chor um 175 fl an zuzüglich Dreingabe des kleinen Positivs, das bisher vorhanden war. Die Kirche hatte demnach immer schon zwei Orgelwerke, eine Hauptorgel und eine Chororgel, außerdem ein (bewegliches d. h. tragbares) Chorpositiv. Nach der Kirchenerneuerung wurde die große Hauptorgel auf der Westempore im Jahre 1768 „von Opfern BMV zu ihrer Ehr" angeschafft. Hersteller war der Hechinger Orgelbauer Konrad Keppner, der für das Werk von 24 Register auf zwei Manualen und Pedal 1429 fl erhielt. Der Brandkatastrophe von 1773 entging das Instrument, weil die Flammen aus dem Chor nicht auf das Langhaus übergegriffen hatten; sogar die Altäre im Langhaus blieben nach einem Bericht von P. Columban Luz „unverletzt". Aber die zinnernen Orgelpfeifen litten unter der Hitzeentwicklung und waren geschmolzen, die Holzpfeifen „ganz verderbet". Doch schon vor Weihnachten 1773 konnte das Instrument von Ludwig Ehrlich aus Lauingen wieder spielbar gemacht werden, weil offenbar doch nicht so viel zerstört war, wie es anfangs schien. Nur der Prospekt blieb unvollendet. Er erhielt 1786 eine neue Ausstaffierung im klassizistischen Stil. Dazu bemerkt die Chronik: „Heute wurde das erste Mal auf der wiederum neu hergestellten, neu gefaßten Orgel geschlagen, sie ist sehr gut ausgefallen, wir sind wohl zufrieden. Der Goldfasser hat davon 500 fl bekommen, der Orgelmacher pro ratione nit mehr als 190 fl".

Allein die unterschiedlichen Ausgaben besagen, daß mit der „wiederum neu hergestellten" Orgel kein Orgelneubau gemeint sein kann, sondern die Herstellung eines neuen Prospekts. Da der Chronist auch berichtet, von neuem ganz ausgepuzet worden", ist diese Interpretation berechtigt. Man wird sogar annehmen dürfen, daß der Prospekt konstruktiv noch von der Keppler-Orgel des Jahres 1768 stammt, dann beim Brand beschädigt und 1786 mit klassizistischem Zierrat versehen wurde.

Das Orgelwerk wurde also 1773 von Ehrlich wiederhergestellt, dann 1786 vervollständigt, 1790 von Schmahl in Ulm, 1794 von Johann Nep. Holzhay repariert und 1826 von Adam Eschenbach aus Augsburg instandgesetzt. Wir kennen die Disposition der großen Orgel aus dem Jahre 1889,

---

2) Staats- und Stadtbibliothek Augsburg: 2° Cod. 378, Diaria monasterii Elchingensis 1629—1725; 2° Cod. 283 a, Chronologia Elchingensis ab anno 1600; 2° Cod. 383 b, Chronologia Elchingensis ab anno 1700 usque 1783. — Stadtarchiv Augsburg: Benedikt Baader, Merkwürdige Begebenheit [I—II] und Annales monasterii Elchingensis [III—V]. — Danach auch die folgenden Ausführungen.

als Georg Friedrich Steinmeyer das Werk untersuchte[3]. Da die Registerzahl (2–23) noch gut mit der von Keppner gebauten zu vereinbaren ist, kann man annehmen, daß es sich um das mehrfach umgebaute Instrument von 1768 handelt. Die Register waren:

Hauptmanual		Nebenmanual		Pedal	
1. Principal	8′	12. Principal	4′	18. Principalbaß	16′
2. Gamba	8′	13. Coppel 8′	Holz	19. Subbaß	16′
3. Gedackt 8′	Holz	14. Biffara	8′	20. Octavbaß	8′
4. Viola 8′	Holz	15. Salicional	8′	21. Quint	5 1/3′
5. Quintatön	8′	16. Flöte 4′	gedeckt	22. Gedecktbaß	8′
6, Spitzflöte	4′	17. Octave	2′	23. Cello	8′
7. Octave	4′				
8. Quinte	2 2/3′				
9. Octave	2′				
10. Mixtur 3fach	1 1/3′				
11. Bourdon 16′	Holz				

Zwei Jahrzehnte später baute die Firma Steinmeyer in das historische Gehäuse eine neue Orgel ein. Sie trägt die Opus-Zahl 1060 und besitzt folgende Register[4]:

1. Manual		2. Manual		Pedal	
1. Bourdon	16′	13. Geigenprincipal	8′	21. Contrabaß	16′
2. Principal	8′	14. Äoline	8′	22. Subbaß	16′
3. Seraphonflöte	8′	15. Vox coelestis	8′	23. Quintbaß	10 2/3′
4. Gamba	8′	16. Salicional	8′	24. Bourdonbaß	16′
5. Gedeckt	8′	17. Tibia	8′	25. Octavbaß	8′
6. Dolce	8′	18. Liebl. Gedeckt	8′	26. Posaune	16′
7. Quintatön	8′	19. Seraphonfugara	4′		
8. Octav	4′	20. Traversflöte	4′		
9. Rohrflöte	4′				
10. Mixtur 4fach	2 2/3′				
11. Octav	2′				
12. Trompete	8′				

Der Prospekt besteht aus einer breit gezogenen, leicht konkav geschwungenen Fassade mit zweigeschossiger Mittelzone, die von breiten Harfenfeldern flankiert wird. Da diese Seitenflügel nicht bis zur Wand reichen, ist der frei bleibende Zwischenraum durch einen Stuckbogen mit Ziervase überbrückt. Die Mittelzone bildet im Hauptgeschoß einen 5teiligen Prospekt mit drei Rundtürmen, der mittlere mitsamt seinen begleitenden Flachfeldern durch ein Quergesims nochmals abgeteilt, so daß noch ein winziges Zwischenpositiv entsteht. Im Obergeschoß folgt darüber ein dreigeteilter Rechteckprospekt als Oberpositiv, das bis zur Decke reicht. Der

3) Archiv Steinmeyer, Oettingen, Georg Friedrich 28.
4) Ebenda, Dispositionsbuch 14, 356–359 und 490 ff. Staatsarchiv Neuburg, Reg. v. Schwaben Nr. 13053.

Dekor ist klassizistisch, charakteristisch sind die Schlitze in den Friesen und der Zahnschnitt. Kunstvoll drapierte Vorhänge mit aufgelegten Schabracken aus Holz geschnitzt und gefaßt, Büschelgehänge und rechtwinklige Voluten und zwei große Engel bilden den Zierat. Der Orgelblick gewinnt außerordentlich durch die sanft geschwungene Emporenbrüstung und das sie tragende sphärische Gewölbe mit dem breit gezogenen Elipsenbogen.

Abgesehen von den nur schwach gekurvten Obergesimsen besteht eine gewisse konstruktive Ähnlichkeit mit dem Holzhay-Prospekt der Hauptorgel in Ursberg von 1775.

Die Chororgel in Oberelchingen entstand nach dem Kirchenbrand von 1773 und wurde 1775 von Johann Nepomuk Holzhey aus Ottobeuren vollendet. Zu den Kosten des Instruments trug die Abtei Ottobeuren die Hälfte, nämlich 400 fl bei. Vor dem Brand stand im Mönchschor ein Positiv, wohl jenes, das Abt Anselm 1682 um 175 fl für den Chor erworben hatte. Es verbrannte mitsamt den Choralbüchern. Die Holzhay-Orgel von 1775 hatte folgende Disposition[5]:

Manual C-d1 (51 Tasten)			Pedal C-f (18 Tasten)	
1.	Principal	8′	11. Subbaß	16′
2.	Copl 8′	Holz	12. Octavbaß (Prospekt)	8′
3.	Gamba	8′	13. Violon	8′
4.	Viola 8′	Holz	14. Bomp(arde) Holz	8′
5.	Octave	4′		
6.	Fleten	4′		
7.	Corneth 1-3fach	1′		
8.	Mixtur 4fach	2′		
9.	Fagot	8′		
10.	Claron	8′		

Im Laufe der Jahre wurde sie einige Male repariert, so 1786 durch Ehrlich in Lauingen, 1790 durch Schmahl in Ulm und 1795 durch Holzhay. Nach der Klosteraufhebung erlosch das Interesse an der Chororgel, man benötigte sie nicht mehr und ließ sie verfallen. Nach und nach wurden auch die Pfeifen geraubt, so daß schließlich nur noch die sichtbaren Prospektpfeifen und 28 Holzpfeifen übrigblieben. Die Windladen, Spieltraktur und die Spieleinrichtung fanden keine Liebhaber, so daß sie für eine Rekonstruktion der ursprünglichen Orgel zur Verfügung standen. Diese wurde im Jahre 1969 dem Orgelbaumeister Hubert Sandtner in Dillingen übertragen, der an Hand der originalen Pfeifenraster und durch Vergleich mit anderen Holzhay-Pfeifen das ursprüngliche Pfeifenwerk ziemlich originalgetreu nachbauen konnte. Sogar ein Zungenblatt fand sich noch vor, das zur Rekonstruktion der Zungen diente.

Die Chororgel ist doppelt angelegt; die Rundung an der Stelle der ehemaligen Vierung nahm nach dem Wiederaufbau die neuen Chorstühle auf.

5) Programmheft der Internationalen Orgeltagung in Ulm 1970, S. 28.

Aus Symmetriegründen wurde daher an beiden Seiten ein Orgelprospekt angebracht, jedoch nur der südliche (rechte) enthält das Orgelwerk. In ganz ungewöhnlicher Weise sind die drei leicht vorschwingenden Pfeifentürme in verschiedener Höhe und durch breite Pilaster voneinander getrennt angebracht; die Pfeifenumrahmung ist geschweift-oval. Den Obergesimsen sind Figuren aufgesetzt. Die strenge Formgebung einerseits und die weichen Rundungen andererseits ergeben ein schönes Bild des Übergangsstiles vom Rokoko zur Klassizistik. Das ganze Holztafelwerk mit den schönen, noch rokokohaft verzierten Füllungen ist in Weiß und Gold gehalten. In den Ottobeurer Orgelentwürfen Holzhays sind deutliche Parallelen zur Oberelchinger Chororgel zu erkennen.

Ottobeuren

Die vor mehr als 1200 Jahren begründete Abtei erlebte viele Kirchenbauten, die immer wieder durch Brände verursacht waren. Der Vorgängerbau der jetzigen Kirche entstand 1550—58; 1737 wurde die Barockkirche begonnen, nach verändertem Plan 1748 fortgeführt und 1766 zur Jahrtausendfeier eingeweiht. Die Abtei wurde zwar säkularisiert, aber 1834 als Priorat wiedereröffnet. Die beiden Riepp-Orgeln gelten in vielerlei Hinsicht als absolute Höhepunkte süddeutscher Orgelbaukunst, was den Prospekt, die klangliche Qualität und den Erhaltungszustand angeht.

Neben Joseph Wörsching hat Hermann Meyer durch seine verdienstvollen Forschungen über den oberschwäbischen Orgelbau diesen Orgeln auch ein wissenschaftliches Denkmal gesetzt. Wir folgen seinen Erkenntnissen, die naturgemäß für die ältere Orgelgeschichte dürftiger sind als für die Baugeschichte der Riepp-Orgeln[1].

Im Jahre 1554/57 lieferte der aus Rothenburg o. d. T. stammende Ravensburger Orgelbauer Jörg Ebert eine Orgel für die Klosterkirche. Er beschäftigte 5 Gesellen und erhielt 1500 fl als Lohn bei freier Kost im Kloster und Stellung der Materialien. Ebert baute anschließend die Orgel für die Hofkirche in Innsbruck, die relativ original erhalten ist. Da es von der Ottobeurer Orgel keine Beschreibung gibt, ist die Innsbrucker eine gute Vorstellungshilfe für Prospekt, Tonumfang, Spieleinrichtung und Disposition der Ebert-Orgel[2]. Wir wissen lediglich, daß das Ottobeurer Instrument 1 Posaune besaß, wozu „55 hölzerne Büchsen" gemacht wurden; Rückschlüsse auf den Tonumfang sind aus dieser Zahl nicht eindeutig zu ziehen (Hauptwerk C-a2 = 41 Töne oder F-a2 = 38 Töne wie Rückpositiv Innsbruck; Pedal C-b angehängt = 19 Tasten oder F-b = 16 Tasten. Eine genaue Aufteilung der 55 Büchsen läßt sich mit diesen Zahlen nicht vornehmen).

Die Ottobeurer Ebert-Orgel hatte auch Flügeltüren, die sicher mit Malereien geschmückt waren.

---

1) H. Meyer, Karl Joseph Riepp, der Orgelbauer von Ottobeuren, Kassel 1938.
2) E. Kraus, Die Orgeln Innsbrucks, Innsbruck 1977, S. 24 ff.

Um 1682 soll der gelehrte P. Christoph Vogt, der hauptsächlich als Architekt tätig war, eine neue Orgel für seine Klosterkirche gebaut haben. Näheres über dieses Instrument ist nicht bekannt. 1734 fertigte der ortsansässige Orgelbauer Joseph Zettler eine Orgel mit etwa 18 Registern für den „unteren Chor" der alten Kirche, die vermutlich auch während des Kirchenneubaues, der ja 1737 beginnt, noch eine Zeitlang weiterverwendet wurde.

Sogleich mit der Fertigstellung der neuen Kirche wurden auch neue Orgeln eingebaut. Die Wahl des aus Ottobeuren gebürtigen, aber in Dijon ansässigen Orgelbauers Karl Joseph Riepp, der besonders den französischen Orgelbaustil beherrschte, wurde für die Abtei von größter Bedeutung. Riepp war von 1754—66 mit dem Bau der großen Dreifaltigkeits-Orgel auf der Epistelseite des Chors und der kleinen Heilig-Geist-Orgel auf der gegenüberliegenden Evangelienseite betraut. Die Planung verlief nicht ohne mehrfache Korrekturen; die Grundidee der Anordnung über dem Chorgestühl mit verteilten Pfeifenfeldern und Werken auf beiden Seiten war von Anfang an vorhanden und geniales Produkt der Gemeinschaftsarbeit von Riepp, dem Bildhauer Joseph Christian von Riedlingen und dem Schreiner Martin Hörmann von Villingen. Der vom Bauherrn aber gewünschte Plan, die Orgel auf die zwei Chorseiten aufzuteilen und nach Gablerschem Vorbild von einem Spieltisch in der Chormitte zu bespielen, wurden von Riepp verworfen, der die technische Unausführbarkeit dieser Idee erkannte. Er setzte es durch, daß zwei getrennte Orgeln gebaut wurden, die nicht von einem gemeinsamen Spieltisch aus zu bedienen sind. Die Dispositionen der Riepp-Orgeln sind echte Kompromisse aus dem oberschwäbischen Orgelbaustil, wie er besonders bei Gabler zum Ausdruck kam, und dem französischen Orgelbaustil. Die endgültige Aufstellung der beiden Orgeln erfolgte 1764—66, nachdem man sich über die Standorte klar geworden war. Die Endfassung der Dispositionen geht auf das Jahr 1761 zurück, so daß man von einer etwa 7jährigen Planungs- und 5jährigen Bauzeit der Riepp-Orgeln sprechen kann.

Die Dreifaltigkeitsorgel der Epistelseite besitzt folgende Disposition:

Positiv (Untermanual) C-d3, fs $^1/g^1$ geteilt			Hauptwerk (2. Manual) C-d3	
1.	Principal Diskant	16′	16. Copel	16′
2.	Flauta	8′ B+D	17. Principal	8′
3.	Copel	8′ B+D	18. Flauta	8′
4.	Gamb	4′ B+D	19. Copel	8′
5.	Octav	4′ ungeteilt	20. Salicet	8′
6.	Flet	4′ ungeteilt	21. Gamba	8′
7.	Nazard	2 $^2/_3$′ B+D	22. Prestant	4′
8.	Quart	2′ B+D	23. Flet	4′
9.	Terz	1 $^1/_2$′ B+D	24. Quint	3′
10.	Quint	1 $^1/_2$′ B+D	25. Terz	3′

11. Fornit 5fach B+D
12. Trompet 8′ B+D
13. Cromor 8′ B+D
14. Voxho 8′ B+D
15. Clairon 4′ B+D
Tremolo dous/ Forte

26. Waldflet 2′
27. Tertz 1 1/2′
28. Cornet 5fach ab c1
29. Mixtur 4fach
30. Cimbal 4-6fach
31. Trompet 8′
32. Clairon 4′
Tremolo dous/ forte

Recit (3. Manual) C-d3 e/f geteilt

33. Cornet Resi 5fach 8′ B+D
Pfeifen ab g1; C-fs1 aus dem Echowerk entlehnt

Echo (4. Manual) C-d3 fs^1/g^1 geteilt

34. Copel 8′ B+D
35. Flet 4′ B+D
36. Quint 3′ B
Larigo 3′+2′ D
37. Quart 2′ C-e
38. Tertz 1 1/2′ B
1 1/2′+1′ D
39. Hoboi 8′ B+D
Manualkoppel
1-2 als Zug

Pedal C-c

40. Principal 16′
41. Copel 16′
42. Octav 8′
43. Gamb 8′
44. Quint 6′
45. Flet 4′
46. Mixtur 3fach 3′
47. Bomba 16′
48. Trompet 8′
49. Trompet 4′

Heilig-Geist-Orgel auf der Evangelienseite

Positiv (1. Manual) C-d3

1. Copel 8′
2. Flauta 8′
3. Prestant 4′
4. Flet 4′
5. Quint 3′
6. Doublet 2′
7. Mixtur 4fach
8. Cornet 3fach ab g
9. Schalmey 8′
Tremolo dous
Manual-Schiebekoppel

Hauptwerk (2. Man.)

10. Copel 16′
11. Principal 8′
12. Copel 8′
13. Flauta 8′
14. Gamba 8′
15. Salicet 8′
16. Octav 4′
17. Flet 4′
18. Doublet 2′
19. Mixtur 4fach
20. Cimbal 3fach
21. Cromor 8′

Pedal C-c1

22. Principal 16′
23. Copel 16′
24. Flauta 8′
25. Flet 4′
26. Quint 3′
27. Fagot 8′

Die Orgelwerke sind in der Querachse des Chors angelegt. Dadurch ergaben sich aber enorme Aufstellungsprobleme, da die Chorpfeiler im Wege und der Klangabstrahlung hinderlich sind. Andererseits ermöglichte diese Aufstellungsart reizvolle Prospektgestaltungen, die wiederum der Traktur- bzw. Windzuführung an die Prospektpfeifen technische Meisterleistungen abverlangten. Beide Orgeln entsprechen sich seitenvertauscht. Jede Orgel hat zunächst zwei Prospekte parallel zu den Hauptwerksladen,

die praktisch zur Chorempore gerichtet und vom Chorraum aus nur im Schrägblick sichtbar sind. Die zum Chor zeigende Pfeilerfläche ist durch einen großen Pedalturm verkleidet, der also sozusagen die Schmalseite der Orgel bildet. Das Positiv ist in zwei Kästen verteilt, die isoliert vom Hauptgehäuse in gleichem Abstand links und rechts der Emporenbrüstung aufsitzen mit der Prospektseite zum Chor hin. Eine Orgel besitzt also insgesamt fünf verschiedene Prospekte. Das querstehende Untergehäuse auf der Empore läßt einen Durchgang frei, dessen zum Chor gerichtete Seite jeweils den Spielschrank enthält. Der Spieler sitzt sozusagen unter dem Gehäuse und hört sich nur indirekt.

Die Riepp-Orgeln wurden nach des Meisters Tod 1775 von seinem besten Schüler Johann Nep. Holzhay aus Ottobeuren gepflegt. 1792 wollte Abt Honorat die Dreifaltigkeitsorgel auf die Westempore transferieren lassen, was Holzhay verhinderte, indem er klar machte, daß außer dem Pfeifenwerk nichts für eine derartige Versetzung verwendbar sei. Bis 1809 betreute er noch beide Orgeln; dann folgten Jahre der Unsicherheit, da man die Orgeln für den Bau eines Voglerschen Triorganons in der Michaelskirche zu München verwenden wollte. Doch der Plan zerschlug sich glücklicherweise.

Eine 1858 geplante Reparatur der Orgeln durch Othmar Sauter von Mindelheim kam nicht zur Ausführung. Dafür setzte 1862 der Augsburger Joseph Bohl die Orgeln instand und ersetzte die alten Faltenbälge durch Kastenbälge. Die Orgeln selbst hatten erstaunlich gut gehalten, lediglich die mechanischen Teile unterlagen der Abnützung. Um 1900 drohte erneut Gefahr für die Riepp-Orgeln, indem man die schwerfälligen, kaum noch spielbaren Trakturen durch moderne pneumatische ersetzen wollte. Dieser Modernisierung wären mit Sicherheit auch die Schleifladen zum Opfer gefallen. Dr. Wilhelm Widmann aus Eichstätt und P. Wilhelm[3] gelang es, diesen Plan zu verhindern, dafür die erste kunstgerechte, als vorbildlich geltende Restaurierung durch die Firma Steinmeyer aus Oettingen im Jahre 1914 durchzusetzen. Die kleine Heilig-Geist-Orgel wurde von Steinmeyer 1921/22 restauriert. Bei diesen Restaurierungen wurde nur Defektes erneuert, die Registerbeschriftung der Dreifaltigkeitsorgel nach dem Vorbild der kleinen Orgel rekonstruiert, die schadhaften Kondukten und das Gebläse erneuert, die Pfeifen repariert und gerundet, Stimmdeckel gefüttert, Stimmplatten angebracht, einige zerstörte oder fehlende Pfeifen nachgebaut, die Zungen abgeschmirgelt und die Kehlen gefüttert. Man kann sagen, die Orgeln befinden sich weitgehend noch im ursprünglichen Zustand. Namhafte Sachverständige rühmen übereinstimmend nicht nur die Qualität des Materials wie der Konstruktion, sondern auch die Tatsache, daß die Orgelwerke heute noch so aussehen, als ob sie gestern erst fertiggestellt worden wären.

3) C. Gindele, Der Anteil Beurons an der Rettung der Ottobeurer Orgeln: Der Barock, seine Orgeln und seine Musik in Oberschwaben, Berlin-Darmstadt 1951, S. 86 ff.

Mit dem Bau der außergewöhnlichen Chororgeln war der Ehrgeiz der Mönche von Ottobeuren keineswegs gestillt. Sie planten vielmehr als Krönung ihres Kirchenbaues auch eine Hauptorgel auf der Westempore, für die bereits Riepp erste Entwürfe vorlegte. Seine Dispositionsvorstellung war lange Zeit verschollen, aber über die Prospektgestaltung sind mehrere Zeichnungen vorhanden, die das Reifen einer Idee erkennen lassen: zuerst ein Projekt in klassisch-französischer Manier, dann pfeifenlose Orgelkästen im Stile französischer Möbel mit aufwendigem Dekor, vielleicht mit dem Ziel, das klingende Werk erst später einbauen zu lassen. Nach Riepps Tod lieferte Holzhay noch drei weitere Entwürfe. Der erste, monumental-nüchtern, kam wohl nicht über das Skizzenstadium hinaus. Der zweite zeigte die Holzhay-Manier vollendet: Zwischen und neben die Fenster verteilen sich vier Gehäusekästen mit lebhaftem Rokokodekor und Baldachin-Brücken, genau in der Mitte über einem niedlichen Brustpositiv noch ein winziges Kronpositiv, beide getrennt durch die Fensterfläche. Die Anlehnung an Gablers Weingartener Prospekt ist nicht zu verkennen. Der dritte Entwurf zeigt den anderen, persönlichen Stil Holzhays, wie er z. B. auch in der Chororgel von Oberelchingen zu sehen ist. Die geteilten Prospekte zwischen den Fenstern sind keine Kästen, sondern zeigen durch die Umrißgestaltung, die das konstruktive Element einer stehenden Ellipse verwenden, Formsinn und Phantasie. Keiner der fünf Entwürfe kam je zur Ausführung. Als man im Jahre 1951 ernsthaft den Plan einer Emporenorgel in Erwägung zog, war es von vornherein klar, daß eine moderne Lösung des Prospekts geschaffen werden müßte[4].

Seit 1795 stand auf der Westempore ein Positiv aus der Werkstatt Holzhays, über dessen Größenumfang es keine genauen Angaben gibt. Meyer vermutet, daß es sich um das 1735 von Joseph Zettler erbaute Positiv handelte. 1912 baute die Firma Schwarzbauer von Mindelheim eine neue Orgel, die 1938 von Steinmeyer umgebaut wurde und einen neuen Spieltisch bekam. Das Instrument kam 1956 nach Babenhausen i. Schwaben und wurde von Reiser, Biberach, dort aufgestellt. Es ist möglich, daß ein Restbestand des alten Ottobeurer Positivs im Pfeifenwerk enthalten ist.

1951 wurde durch die Initiative von Arthur Piechler und Otto Vogel der Bau einer großen Emporenorgel ernsthaft ins Auge gefaßt und die Finanzierung durch den Kulturkreis im Bundesverband der Deutschen Industrie übernommen. Auf der Grundlage von alten Riepp-Dispositionen entwarf Piechler die Disposition. P. Albert Hohn OSB von der Abtei Neuburg erweiterte den Plan von 4 auf 5 Manuale mit insgesamt 82 Stimmen und entwarf den modernen Prospekt mit freistehenden Pfeifengruppen, deren geschwungener Grundriß den Kurven der Kirchenarchitektur folgt, während das unruhige Auf und Ab der Pfeifen doch recht anschaulich den harten Gegensatz zwischen heiterer Rokoko-Architektur und strenger Sachlichkeit der Moderne zum Ausdruck bringt.

4) J. Wörsching, Alte Orgelpläne für Ottobeuren: Die neue Saat (Freiburg i. Br.) 1.1938, S. 209–213.

Mit dem Bau des Instruments der Marien-Orgel, das auch technisch eine Meisterleistung verlangte, wurde die Firma Steinmeyer in Oettingen betraut.

Die Hauptorgel auf der Empore besitzt 52 Register auf drei Manualen, Schleifladen und eigenen Spieltisch mit mechanischer Traktur. Auf den Seitenbalkonen rechts und links der Empore wurden zwei weitere Werke (Récit und Echo nebst Pedal) mit Schleifladen und elektrischer Traktur untergebracht. Sie sind nur von dem 5manualigen Generalspieltisch aus spielbar, der auch mittels einer elektrischen Zusatztraktur die Hauptorgel und damit alle 82 Register der Marienorgel erreichen läßt[5].

Die Disposition der 1957 vollendeten Marien-Orgel lautet:

1. Hauptwerk C-g3		2. Positiv C-g3		3. Brustwerk C-g3	
Principal	16′	Quintade	16′	Salicet	8′
Principal	8′	Principal	8′	Koppelgedackt	8′
Gemshorn	8′	Rohrflöte	8′	Praestant	4′
Gedackt	8′	Oktave	4′	Blockflöte	4′
Oktave	4′	Koppelflöte	4′	Waldflöte	2′
Hohlflöte	4′	Oktave	2′	Nasard	2 2/3′
Oktave	2′	Quinte	2 2/3′	Terz	1 3/5′
Quinte	2 2/3′	Terz	1 3/5′	Larigot	1 1/3′
Cornett 5fach	8′	Mixtur 4fach	1 1/3′	Flageolet	1′
Großmixtur 3-4fach		Cimbel 3fach	1′	Scharfcymbel 4fach	2/3′
Mixtur 4-5fach	1 1/3′	Krummhorn	8′	Geigendregal	16′
Trompete	16′	Schalmei	4′	Vox humana	8′
Trompete	8′			Tremulant	
Trompete	4′				

4. Récit C-g3		5. Echo C-g3		Pedal C-f1	
Bourdon	16′	Bourdon doux	8′	Principal-Untersatz	32′
Flute harmonique	8′	Viola di Gamba	8′	Principal	16′
Salicional	8′	Vox angelica	8′	Subbaß	16′
Quintade	8′	Venezianer Flöte	4′	Oktave	8′
Piffaro	4′	Viola d'amore	4′	Gedackt	8′
Flute octaviante	4′	Nachthorn	2′	Oktave	4′
Octavin	2′	Viola piccola	2′	Rohrgedackt	4′
Septimenkornett		Nonencarillon		Choralflöte	2′
3-5fach	2 2/3′	4fach	1 3/5′	Quinte	5 1/3′
Plein jeu 5fach	2′	Terzcymbel 5fach	1′	Hintersatz 5fach	2 2/3′
Basson	16′	Dulcian	16′	Posaune	16′
Trompette		Hautbois	8′	Trompete	8′
harmonique	8′	Zink	4′	Klarine	4′
Clarin	4′	Tremulant		Choralkornett	2′
Tremulant					

Pedal zum Récit
Subbaß 16′ Flute 8′ Bombarde 16′

Pedal zum Echo
Kontrabaß 16′ Violoncello 8′ Flute 4′

5) Marienorgel Ottobeuren, gestiftet vom „Kulturkreis im Bundesverband der deutschen Industrie", Augsburg (1957) o. S.

Die Marienorgel bildet — wie Quoika sagt — „den Schlußstein in der Raumgestaltung und Klangwelt Ottobeurens." Sie bildet aber auch zusammen mit den historischen Riepp-Orgeln eine Orgel-Trias, die dem Altar sozusagen von allen Richtungen des Kirchenraums zujubelt, kurz, diese Orgel-Trias ist „eine Kulturtat ersten Ranges".

Unterliezheim

Ein 1026 gestiftetes Benediktinerinnenkloster wurde 1542 aufgelöst; 1655—1802 bestand in den Gebäuden eine Propstei der Augsburger Abtei St. Ulrich und Afra. Die mittelalterlichen Gebäude waren im 16. und 17. Jahrhundert verfallen und ruinös. Die Benediktiner von Augsburg setzten wohl die Kirche zuerst notdürftig instand, ehe sie 1730—1736 eine neue Kirche bauen konnten, die 1740 geweiht wurde[1].

Wahrscheinlich hatten die Benediktiner schon in der alten Kirche eine Orgel. Die Chronik von Reistingen berichtet nämlich von einem Orgelkauf aus Unterliezheim oder Neresheim in der Zeit um 1740. Da in Unterliezheim gerade die neue Kirche mit Orgel entstanden war, während Neresheim für diese Zeit keine Orgelanschaffung tätigte, dürfte sicher sein, daß es sich um die alte Orgel von Unterliezheim gehandelt hat, welche ausdrücklich als 1719 erbaut bezeichnet wird. Wer der Erbauer war, wissen wir nicht[2].

Das Baujahr der neuen Orgel wird verschieden angegeben: 1738 und 1746; die beiden krönenden Wappen am Orgelgehäuse sind noch später zu datieren (links das Konventwappen von St. Ulrich und Afra; rechts das Wappen des Abtes Josef von Langenmantel (1753—1790), was aber mit der endgültigen Fertigstellung und Fassung zusammenhängen kann[3]. Über das Orgelwerk und seinen Hersteller fehlen noch die Quellen. 1908 wurde das Spielwerk von der Firma Maerz in München erneuert und erhielt diese Disposition

1. Manual		2. Manual		Pedal	
1. Principal	8′	9. Gedeckt	8′	13. Subbaß	16′
2. Bourdon	16′	10. Salicional	8′	14. Violon	16′
3. Gedeckt	8′	11. Geigenprincipal	8′	15. Octavbaß	8′
4. Gambe	8′	12. Fugara	4′		
5. Tibia	8′				
6. Flöte	4′				
7. Octav	4′				
8. Mixtur	2 2/3′				

Kegelladen, pneumatische Traktur

1) Handbuch der Hist. Stätten VII, Bayern, Stuttgart 2. 1965 S. 761 f.
2) P. Rummel, Auszug aus der Pfarrchronik von Reistingen: Jahrbuch d. V. f. Augsburger Bistumsgeschichte 4. 1970, S. 180.
3) J. Bartl, Unterliezheim, Pfarr- und Wallfahrtskirche (Kunstführer Nr. 521/522), München o. J., S. 14.

Die grundtönig-romantische Disposition wurde 1956 durch die Firma Sandtner, Steinheim, im modernen Sinne verändert[4]:

1. Manual		2. Manual		Pedal	
1. Principal	8′	9. Gedeckt	8′	13. Subbaß	16′
2. Bourdon	16′	10. Salicional	8′	14. Violon	16′
3. Gedeckt	8′	11. Geigenprincipal	4′	15. Octavbaß	8′
4. Weidenpfeife	8′	12. Flöte	2′		
5. Octav	4′				
6. Flöte	4′				
7. Klein Principal	2′				
8. Mixtur	$1^1/_3$′				

Der erhaltene Barockprospekt ist 5teilig, aber nicht von der üblichen Gliederung; der halbrunde Mittelturm ist relativ niedrig und trägt das Zifferblatt einer schönen Rokoko-Uhr. Die Baßpfeifen stehen in hohen Rechteckfeldern an den Seiten des Prospekts, die Zwischenfelder, welche die drei Türme miteinander verbinden, sind im stumpfen Winkel vorgeknickt. Das vergoldete Schnitzwerk zeigt den Muschelwerkstil, in den Baßfeldern mit eingearbeiteten Gitterornamenten. Die beiden genannten Wappenkartuschen bekrönen die waagrecht geschlossenen Baßfelder. Der Prospekt ist durch das schöne Rokoko-Gitter auf der Emporenbrüstung verdeckt und wird dadurch in seiner Wirkung merklich beeinträchtigt.

Für die Zuschreibung an eine bestimmte schwäbische Werkstatt ist ein Merkmal wichtig: die Knickfelder, die in diesem Bereich nur selten sind, beispielsweise am Prospekt der Frauenkirche in Günzburg, der 1745/46 von Kaspar Briegel in Aislingen stammt. Möglicherweise dürfen wir in Briegel den Erbauer der Unterliezheimer Orgel erblicken. Von den fünf bekannten Briegel-Orgeln ist nur der Prospekt von Günzburg noch erhalten.

4) Orgelstatistik Paul Steichele.

P. Paulus Johann Baptist Rath OSB aus Seitenstetten (1807–1887)

Erzieher im Hause Metternich, Direktor der Sammlungen auf Schloß Königswart in Böhmen

Ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte von Adalbert Stifters Bildungsroman „Der Nachsommer"

Von Hugo Rokyta — Prag — Salzburg

Auf Schloß *Kynžvart* in Böhmen (Königswart bei Marienbad) befindet sich ein Porträt von unbekannter Hand, das einen älteren Kleriker mit stark aszetischem Profil darstellt. Es handelt sich um eine Arbeit von guter Porträttechnik aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts[1]. Bei der Identifizierung des Porträts kam der Umstand zustatten, daß die Soutane des Benediktinerordenspriesters und eine in blauweißen Farben gehaltene Ordensdekoration der dargestellten Persönlichkeit zu der berechtigten Annahme führten, daß es sich um den Erzieher im Hause Metternich, den Schloßkaplan und Direktor der Königswarter Kunstsammlungen Professor P. Paul Rath OSB handelt[2]. Die erfolgte Identifizierung des Porträts und die Auffindung von Originalphotographien von P. Paulus Rath bot dann die längst erwünschte Gelegenheit zu einer Würdigung seiner anziehenden Persönlichkeit und damit des zu Unrecht bislang von der Forschung so unbeachtet gebliebenen Anteils von Professor Paul Rath an der Entstehung der Metternichschen Königswarter Schloß-Sammlungen sowie seiner Stellung im Hause des Kanzlers Clemens Wenzel Lothar Metternich und darüber hinaus seiner Beziehungen zu seinem einstigen Mitschüler und Freund Adalbert Stifter.

I.

Es bestand bekanntlich schon zu des Kanzlers Lebzeiten in der Öffentlichkeit kaum Zweifel darüber, daß sein intellektueller Anteil am Zustandekommen der hervorragenden Sammlungen im Wiener Rennwegpalais und auf Schloß Königswart in Böhmen gering gewesen wäre.

Zu den sprichwörtlich gewordenen Bemerkungen von Franz Grillparzer über den Charakter und das menschliche Profil Metternichs[3] und dem Wert-

1) Öl auf Leinwand, 58 x 42. Vergoldeter Rahmen mit einfacher Randverzierung. Autor nicht bekannt.

2) Durch freundliche Vermittlung des Adalbert-Stifter-Instituts in Linz/Donau konnte die Identität des Porträtierten in der Person des Professor P. Paulus Johannes Baptist Rath OSB, im Archiv des Benediktinerklosters Seitenstetten (Niederösterreich) überprüft werden. Weitere aufgefundene Fotografien des P. Paulus Rath OSB haben dies noch nachträglich bestätigt.

3) „Das Urteil über Fürst Metternich dürfte bald fertig sein; ein ausgezeichneter Diplomat und ein schlechter Politiker." — Grillparzer nennt den Kanzler in einer literarischen Grabinschrift den „Don Quichote der Legitimität". — Für die Art, in der während des Wiener Vormärz literarische Polemik geübt

urteil von Charles Postl-Sealsfield[4] reiht sich bekanntlich sein literarisches Porträt im „Nachsommer" von Adalbert Stifters Feder möglichst schonend aber dennoch überzeugend genug, in den Bericht des Freiherrn von Risach eingefügt. Es heißt dort:

„Einer, der über Kunstdinge trotz aller Belehrung, trotz alles Umganges, trotz langjähriger täglicher Berührung mit auserlesenen Kunstwerken nie anders als Ungereimtes sagen konnte, war ein Staatsmann, der die feinsten Abschätzungen seines Gegenstandes durchdrang, der die Gedanken der Völker und die Absichten der Menschen und Regierungen, mit denen er verkehrte, ... und es verstand, alle Dinge seinen Zwecken dienstbar machen zu können ..."[5]

Indes auch Franz Grillparzer zögerte nicht dem zwiespältigen Charakter Metternichs beachtliche Facetten abzugewinnen. Sachlicher klingt das Werturteil eines langjährigen Mitarbeiters des Kanzlers, Friedrich von Gentz (1764—1832):

„Kein Mann der großen Leidenschaften, des kühnen Zuges, kein Genie, aber ein großes Talent; froid calme, inperturable et calculateur par excellence ..."[6]

Welch eine Diskrepanz zwischen der Meinung über Metternich bei Charles Postl-Sealsfield, der ihn den verhaßtesten Menschen des Universums genannt und Gentz. Nun war Postl-Sealsfield ein politischer Emigrant, Prager Exkreuzherrenpriester und amerikanischer Assimilant, zudem ein lesenswerter Prosaist. Hormayr, einst Metternichs Protegé, wirft dem Kanzler „seine Trägheit und Gleichgültigkeit, seine lockeren Sitten und Unmoral, sein Epikuräertum" vor. Nun, Hormayr hatte sich vor seinem Abgang nach Bayern mit dem Wiener Hof und Metternich in Sonderheit überworfen und schleuderte Schmutz wohin er einst Blumen gestreut hatte. Lockere Sitten waren bei Metternichs Zeitgenossen nicht allzu selten. Sie wurden in der Regel kaum Gegenstand biografischer Werturteile.

Raoul Auernheimer schreibt:

---

wurde, ist folgende Chiffre bezeichnend: „Schließlich erschien dem Grillparzer Hebbel beinahe als Journalist, diesem jener als Dilletant" (Hugo von Hofmannsthal, Buch der Freunde. 1963—1964).

Franz Grillparzer hatte, was seine Person betraf, keinen Grund dem Kanzler zu grollen. Metternich erbat sich seinerzeit den Besuch Grillparzers, um ihm in Gegenwart von Friedrich Gentz seine Anerkennung auszusprechen und ihm — soweit sein Einfluß reiche — persönliche Wünsche zu erfüllen. Grillparzer, damals im Vollbesitz der Gunst und Protektion des Grafen Stadion, erklärte, er sei vollends zufrieden (A. Trabert, Franz Grillparzer. Ein Bild seines Lebens und Dichtens.

4) „Niemals hat es einen mehr gehaßten und gefürchteten Mann gegeben als Metternich." V.: Charles Sealsfield, Österreich, wie es ist oder Skizzen von Fürstenhöfen des Kontinents. Aus dem Englischen übersetzt und herausgegeben von Victor Klarwill. Wien 1919.

5) Adalbert Stifter, Der Nachsommer. Leipzig 1961. Mit einem Geleitwort von Hugo von Hofmannsthal und einem Nachwort von Prof. Dr. Joachim Müller.

6) Friedrich von Gentz, Ausgewählte Schriften. 5 Bde. 1836—1838. — Tagebücher. 4 Bde. 1873—1874 und 1920.

„Alle österreichischen Dichter der damaligen Zeit, mit einer einzigen Ausnahme des frommen Stifters, der Metternichs Kinder unterrichten durfte, waren gegen ihn, und der größte unter ihnen, Grillparzer, sein schlimmster Feind."[7]

Nun haben Dichter in der Regel kaum das letzte verbindliche Wort über Diplomaten und Staatsmänner mit völliger Sicherheit ausgesprochen. Öfter als treffend haben sie die Staatsmänner mit Ausdrücken der Devotion überhäuft. Man wird sich der Zwiespältigkeit bei der Beurteilung eines einzigen angeblichen Charakterzuges von Metternich anschaulich bewußt, wenn von seiner sprichwörtlichen Trägheit die Rede sein soll, andererseits der britische Botschafter Lord Steward von ihm behauptet, „seine (Metternichs) Arbeit hört nie auf. Sein ganzer Geist, seine ganze Zeit gehört seinem Arbeitsziel . . ."[8]

Oft zitiert wird Viktor Bibls Epitheton vom „Wagenlenker Europas" für Metternich, aber der gleiche Bibl sagt in einem Zuge:
„Er hat die Unbeweglichkeit, die Grundlage seines abscheulichen Systems verteidigt."[9]

Nach einer Unterredung mit dem Fürsten am 26. Oktober 1813 sagt Goethe von ihm, er gehöre
„zu den Personen, die auf den obersten Stufen des irdischen Daseins der höchsten Bildung teilhaftig geworden und deren Eigenschaften uns die tröstliche Versicherung einflößen, daß Vernunft und Menschlichkeit die Oberhand behalten und ein klarer Sinn das vorübergehende Chaos bald wieder regeln werde"[10].

Hingegen bezichtigt Wilhelm von Humboldt Metternich der Taschenspielerkunststücke und Gervinus nennt ihn einen üblen Höfling, der zudem arbeitsscheu gewesen. Treitschke aber sieht in ihm den Todfeind des deutschen Staates, Ottokar Lorenz „einen wahren Staatsmann, ein sicherer Pfeiler" und Heinrich von Srbik, lange Zeit hindurch Metternichs Biograph par excellence, nennt ihn den Schutzherrn Mitteleuropas und Österreichs[11].

Den Boden traditioneller einseitiger Polemik Metternich gegenüber haben erst seine neueren Biographen verlassen — mit Heinrich von Srbik, Henry Valloton, Henry A. Kissinger und Allan Palmer[12]. Klingt nicht Henry Val-

---

7) Raoul Auernheimer, Metternich. Staatsmann und Kavalier. Wien 1972.
8) Adalbert Stifter in einem Gespräch mit Metternich. S.: Hugo Rokyta, Adalbert Stifter. Český Krumlov 1978.
9) Viktor Bibl, Metternich. Der Dämon Österreichs. Wien 1936.
10) J. W. Goethe — Lexikon.
11) Heinrich von Srbik, Metternich, der Staatsmann und Mensch. 2 Bde. 1925.
12) Henry Vallonton, Metternich, Napoleons großer Gegenspieler. Eine Biographie. Hamburg 1966. — Henry A. Kissinger, Großmacht Diplomatie. Von der Staatskunst Castlereagh und Metternich. Frankfurt, Berlin, Wien 1972. — Henry A. Kissinger, A world Restorad Metternich. Castlereagh and the Problems of Peace. London 1957. — Alan Palmer, Metternich. Der Staatsmann Europas. Eine Biographie. Aus dem Englischen von Iris und Rolf Hellmut Foerster. Düsseldorf 1972.

lotons Feststellung überzeugend, wenn er von Metternichs Gesandtschaftszeit am Hofe Napoleons I. zu berichten weiß, daß Metternich „sich mit Vorliebe über Wissenschaft, Musik, Künste unterhielt". Metternichs Interesse an wissenschaftlichen Erörterungen trug ihm bekanntlich von Seiten Guizots und Disraeli das Epitheton „Professor" ein. Dabei verrät Metternich völlig unbefangen, daß er die Gelehrten nicht liebe, Künstler seien ihm unendlich lieber als jene.

Man hat Metternich zur Gallionsfigur einer Zeit gemacht, die bei einigen Völkern der einstigen Monarchie die „dunkle Zeit" — das „Temno" der Tschechen — genannt wird. Er wird dabei jedoch in Bausch und Bogen für alle politischen Maßnahmen des Polizeiregimes unter Kaiser Franz und seines Polizeiministers Sedlnitzki verantwortlich gemacht. Andere, von der Geschichte schonungsvoll vergessen, waren erwiesenermaßen um diese Zeit grausamer als Metternich. Es heißt noch lange nicht seine Politik zu rehabilitieren, wenn festgestellt werden muß, daß er für Verhaftete und auch Revolutionäre interveniert und mit Erfolg Milderung der Urteile oder auch Straffreiheit erreicht hat. Silvio Pellico, der prominenteste Häftling des Brünner Spielbergs, verdankt Metternich Leben und später seine Begnadigung. Daß der Kanzler zu seinen Mitarbeitern und Bediensteten wohlwollend gewesen, werden wir auch aus anderen Bekundungen erfahren. Sein vorangegangener Lebenswandel, der gelegentlich am Politiker beanstandet wird, hindert ihn nicht, sich am 10. Oktober 1847 für einen Mann der Kirche und ernsthaften Katholiken zu halten und er sagt dazu:

„Die Gesellschaft kann nur durch den Glauben und die religiöse Moral bestehen und gedeihen."

Es scheint, daß ihm diese Versicherung von manchen seiner Gegner mehr übelgenommen wurde, als sein vorangegangener anstößiger Lebenswandel. Auch dies sollte man bei Staatsmännern als Überraschungscoup hinnehmen. Eine uns weitaus nähere Zeit als jene Metternichs hat uns mit ganz anderen Umkehrungen vertraut gemacht.

Vielleicht sagt sein prominentester Interpret in der Gegenwart Henry A. Kissinger mit jenem Einfühlungsvermögen, das ihn erfüllt hat, als er sich Metternich und seine Zeit zum Thema genommen, das Richtige:

„Es war Metternichs Unglück, daß die Geschichte der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts von seinen Gegnern geschrieben wurde, für die er ein Fluch war sowohl vom Prinzip als auch von der Politik her, und die seine Erfolge der seltenen Konfrontation von Schläue und Glück, von eigener Mittelmäßigkeit und unfähigen Gegnern zuschrieben, ohne zugleich erklären zu können wie solch ein Mann es fertig brachte, seiner Zeit seinen Stempel aufzudrücken."[13]

Und durchaus nicht schmeichlerisch fährt Henry A. Kissinger fort:

„Seine (Metternichs) Redegabe war brillant, aber ohne dem letzten Ernst,

---

13) Henry A. Kissinger, s. w. o. Anm. 12.

sei es daheim im Salon oder auf Sitzungen des Kabinetts — elegant und geschmeidig, war er das Beau-Ideal der Aristokratie des achtzehnten Jahrhunderts, die sich nicht durch ihre Taten, sondern durch ihre Existenz rechtfertigte . . ."[14]

Und Kissingers Resumee lautet:

„Metternich war, wie der Staat, den er repräsentierte, das Produkt eines Zeitalters des Überganges . . ."[15]

Wer hat nun recht? Nicht nur sein Biograph Henry Valloton, aber auch wir stellen diese Frage. Wird sie je erschöpfend zu beantworten sein? Wir neigen eher zu der Auffassung, daß es kaum möglich sein wird sein letztes Licht in das Charakterbild dieses Mannes zu bringen. Aber wir werden nicht zögern jeden Fingerzeig und jedes Dokument zu prüfen und in Betracht zu ziehen. Denn darin liegt ja der Sinn geschichtlicher Forschung und nicht in der unserer Zeit so nachteiligen Simplizifizierung mit Gloriole oder Verteufelung.

Kann uns bei diesem Bemühen Wesentliches noch erreichen? Sind nicht schon alle Tagebücher, Korrespondenzen, Konferenzakten und Aussagen von Zeitgenossen geprüft und erschöpft worden? Fast möchte man meinen es sei so, daß jede neue Bearbeitung des Themas Metternich lediglich einer Neuinterpretierung gleichkommt.

Nun hat sich die Möglichkeit ergeben, den Bericht eines Mannes der Öffentlichkeit zugänglich zu machen, der aus der Intimsphäre des Metternichschen Haushaltes, dem er durch Jahrzehnte angehört hat stammt, und nach dem bisher kein Einziger aus der Plejade der Biographen des Kanzlers Ausschau gehalten hat. Gemeint sind die Aufzeichnungen des langjährigen Hausabbés, Erziehers seiner Kinder und Direktors seiner Kunst- und naturwissenschaftlichen Sammlungen auf Schloß Königswart im westlichen Böhmen, in der Person des Benediktinerordenspriesters aus dem Stifte Seitenstetten Professor P. Paulus Johann Baptist Rath OSB. Es entspricht ganz den Vorstellungen zeitgenössischer Kommentatoren von Metternichs Privatleben, wenn dieser Hausabbé, wenn überhaupt, dann ohne Namensnennung gelegentlich in einem Nebensatz erwähnt wird.

Man wird trotz vieler diametralen Urteile dem Kanzler beim Zustandekommen seiner Kunstsammlungen, deretwegen auch Professor Rath nach Königswart berufen wurde, gerecht, wenn man die sichere glückliche Hand erwähnt, die er bei der Berufung seiner Kustoden, besonders des dritten in der Reihenfolge derselben, besessen hat.

Die Schicksale des ersten Metternich'schen Kustos auf Schloß Königswart, des ausgedienten Egerer Scharfrichters Karl Huß (1761—1838), der zu Goethes westböhmischen Kreis gehörte und im Jahre 1828 auf Josef Sebastian Grüners Empfehlung in die Dienste des Kanzlers getreten war, sind hin-

---

14) Henry A. Kissinger, s. w. o. Anm. 12.
15) Henry A. Kissinger, s. w. o. Anm. 12.

länglich bekannt[16]. Karl Huß einverleibte der Metternich'schen Sammlung auf Schloß Königswart auf Grund eines Abkommens mit seinem Dienstherrn seine eigenen, nicht unbedeutenden numismatischen und ethnographischen Sammlungen. Sie bilden bis heute das Kernstück des sogenannten Schloßmuseums, der Kunst- oder Kuriositätenkammer, die der Öffentlichkeit zugänglich gemacht wurde. Es wurde in diesem Teil des Schlosses ein besonderer Zugang beim Umbau für die Besucher errichtet und mit der weithin sichtbaren Aufschrift „Museum" versehen. Das Königswarter Kunstkabinett erfreute sich einer zunehmenden Beliebtheit beim Bäderpublikum in Marienbad und wuchs ungemein rasch an. Es umfaßt Gegenstände und Exponate verschiedenster Provenienz, Disziplin und Qualität. Neben einzigartigen Antiken und Orientalica, Exotica standen Kuriositäten wie etwa Eselshaare und fliegende Fische im Glaspokal, neben Souvenirs und Reliquien, auch solche, die Geduldsspielen gleichkommen. Zu den Geschenken europäischer und orientalischer Potentaten, wie des Zaren und Vizekönigs von Ägypten, gesellten sich Mumien aus Pyramidengräbern, die Stela Metternich, Renaissance-Tapisserien, monumentale Malachitvasen, Zierstücke und Marmorplastiken — in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft standen Empire-Service und das Wiegenbettchen des Kaisers Franz zu dauerndem Andenken. Viele Persönlichkeiten des Metternich'schen Kreises legten geradezu Wert darauf, durch eine oder die andere Widmung in dieser Sammlung vertreten zu sein. Ja Metternich scheint sich in der Rolle des Besitzers einer Sammlung von zunehmender Popularität eingelebt zu haben. Er schenkte z. B. die einen Meter hohe Nachbildung des Obelisken von Heliopolis, die bis heute in einem Exemplar in Königswart vorhanden ist, Alexander von Humboldt[17].

An die Kunstkammer, die als museale Institution von allem Anfang an gedacht war, schließen sich die übrigen Sammlungen naturwissenschaftlichen und numismatischen Charakters an, mit den Kupferstichsammlungen, Photographischen Alben und zwei Bibliotheken, denen sich dann die Bildersammlungen in den Prunk- und Schauräumen zuordnen. Zu den repräsentativen Porträts (Napoleon, Zar Nikolaus, Kaiser Franz, Wellington und Metternich) reihen sich Familienminiaturen von Daffinger und Kriehuber. Kopien

16) Alois John „Die Schrift vom Aberglauben von Karl Huß. Nach dem in der fürstlich Metternichschen Bibliothek zu Königswart befindlichen Manuskript." — Einleitung. V.: Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde. Bd. IX. Heft 2. Prag 1910.

17) Alexander von Humboldt schenkte die Kopie dem Ägyptologen Heinrich Karl Brugsch (1827—1894) und bemerkte dazu, er könne den Oblesiken „in keine würdigeren Hände geben, als ihm, dem jungen und erfolgreichen Erforscher der Ägyptologie". — Theodor Brugsch schrieb dazu im Jahre 1956: „Dieser Obelisk stand stets auf dem Schreibtisch meines Vaters. Durch eine Bombe ist dieses Geschenk von Humboldt 1944 vernichtet worden. Aber ich besitze jetzt noch eine große Photographie dieses Obelisken mit einer Inschrift, welche seine Herkunft und Bedeutung anzeigt." — V.: Theodor Brugsch, Arzt seit fünf Jahrzehnten. Berliner Illustrierte. Jhg. XII., 2. Augustheft 1956. N⁰ 32.

von Plastiken römischer Cäsaren, Heroen und antiker Götter kontrastieren mit einer Rauch'schen Büste Friedrich II. und dem Prunkwagen des Kanzlers im Vestibül, mit Glas und Porzellan und vielen Attributen eines luxuriösen Schloßhaushaltes. Der Strigel'sche Zyklus von vier Bildern zum Thema der Legende des hl. Kreuzes und mehrere Wandteppiche säumen den Rundgang durch die Bestände an künstlerischem Inventar, zu dem sich Erinnerungswerte, Möbelstücke und Handschriften aus dem Besitz von Alexander Dumas und seiner Tochter hinzugesellen, und der mit dem Besuch der Schloßkapelle des hl. Antonius, die in kühlen spätklassizistischen Formen gehalten ist, seinen Abschluß findet.

Die Königswarter Sammlungen wurden erstmalig von Karl Huß inventarisiert. Huß hat die Sammlungen Zeit seines Lebens als ein halb dilletantisch, halb der Schaustellung dargebotenes Schloßkabinett betreut. Metternich hatte sich aus Gründen eines Bedürfnisses zunehmender Repräsentation leiten lassen, wenn er gewillt war es dem Adel gleichzutun, der gerade in Böhmen und Mähren durch einige seiner kultivierten Vertreter (Kaspar Maria Sternberg, Franz Kolowrat, Hanuš Kolowrat, Christian Christoph Clam-Gallas, Franz Anton Salm, Friedrich Mitrowský, Friedrich Sylva-Taroucca), die im Verein mit dem jungen Františik Palacký und unter dem Eindruck der Persönlichkeit von Josef Dobrovský zu den Gründern ähnlicher Anstalten auf ihren Besitzungen (Friedland in Böhmen, Elbogen usw.) geworden waren, zu einem Zeitpunkt, als kurz nacheinander die Landes- oder Nationalmuseen in Graz (1810), Teschen (1808), Troppau (1814), Brünn (1818) und Prag (1818) entstanden waren. Die Absicht und das Bestreben Museen zu gründen lag sozusagen „in der Luft". Dieser Satz stammt von Karl Maria Freiherrn von Aretin (1796—1868) und ist auf diese Zeit bezogen und seiner späteren Denkschrift vom 24. November 1853 an König Maximilian II. von Bayern entnommen und betraf die Gründung des Bayerischen Nationalmuseums:
„Bey der grossen Anzahl der vorhandenen Alterthümer und Denkmale des Bayrischen Herscherhauses drängt sich gleichsam von selbst die Idee auf, dieselben zu sammeln und in einem gemeinsamen Museum aufzustellen."

Was im Habsburgischen Bereich längst — wir werden noch darauf zurückkommen — zum Repertoire monarchischer Repräsentation gehörte — die Schatzkammer und die Sammlungen des „allerhöchsten Hauses" wurde um diese Zeit von den mittleren und kleineren souveränen Fürstenhöfen aber auch vom böhmisch-österreichischen Hochadel im Rahmen der jeweiligen Möglichkeiten nachgeahmt.

Bei Metternich war vor allem die Absicht maßgebend, mit aufwendiger Repräsentation einen prunkvollen Rahmen für seine gesellschaftliche Position zu schaffen. Viktor Bibl berichtet darüber, wie der Kanzler es dabei an seinem Amtssitz, der Wiener Staatskanzlei am Ballhausplatz, gehalten hat:
„Er hat mit ‚verschwenderischer Pracht' die Staatskanzlei, wo er seine Wohnräume hatte, eingerichtet, die kostbarsten französischen Seidenstoffe als Tapeten dazu verwendet und unbekümmert um den Einspruch des Monarchen und der Hofkammer ruhig weitergebaut, bis ihm endlich die hohe Summe

von 88 000 Gulden von Franz ‚in Gnaden' nachgesehen wurde. Er hat die Maler Lieder[18] *und Thomas Ender*[19]*, den einen nach Paris, den anderen nach Ischl als Kabinettskurie reisen lassen und konnte so den Ruhm eines Kunstmäzens sich billiger erwerben*[20]*."*

Nach dem Tode von Karl Huß im Jahre 1838 wurde die Sammlung dem ersten ständigen Schloßkaplan von Königswart[21], Joachim Auer, anvertraut, der hier in den Jahren 1838—1843 wirkte. Erst dessen Nachfolger P. Paul Rath OSB hat, wie wir im weiteren erfahren sollen, die Königswarter Schloß-Sammlungen für damalige wissenschaftliche Begriffe einwandfrei katalogisiert und mit reichlichen Kommentaren versehen, die für ihre Entstehung so überaus informativ sind. Es geschah dies gerade zu einem Zeitpunkt, da J. G. Kohl von ähnlichen Einrichtungen aus böhmischen Schlössern beeindruckt in seinem Reisebuch „Hundert Tage auf Reisen in den österreichischen Staaten" im Jahre 1842 schrieb:

„Die Gemäldegalerien, die Kunst- und Naturaliensammlungen, die Antiquitäten-Kabinette, Bibliotheken und Archive, die der gebildete Böhmische Adel auf seinen Schlössern angelegt hat, alle zu schildern, wäre eine interessante aber herkulische Arbeit."

Im Jahre 1844 bekamen somit die Metternich'schen Sammlungen in der Person des Benediktinerordenspriesters und Gymnasialprofessors P. Paul Rath ihren Kustos, wobei seine Stellung als Bibliothekar, Archivar und Direktor der Kunstsammlungen ausdrücklich betont und umschrieben wird. Johann Baptist Rath — sein späterer Vorname Paul ist der Ordensname — wurde am 10. Januar 1807 in Waidhofen an der Ybbs geboren. Das Untergymnasium absolvierte er bei den Benediktinern in Seitenstetten; das sogenannte Lyzeum, das dem Obergymnasium entsprach, in den Jahren 1825 bis 1827 in Kremsmünster. Von familiären Dingen wissen wir wenig. Er hatte Geschwister, ein Bruder spielte eine gewisse Rolle. Die Mutter teilte später in Königswart und zeitweise in Wien den Wohnsitz mit ihrem dem geistlichen Stande angehörigen Sohn. In Kremsmünster war Adalbert Stifter sein Mitschüler gewesen. Zwei Jahre verbrachten somit Rath und Stifter in der Schule des Kindermannschülers Professor P. Placidus Hall, eines gebürtigen

---

18) Franz (Friedrich) Johann Gottlieb, gen. Franz Lieder (1780 Potsdam — 1859 Budapest). Miniaturenmaler, beliebt als Porträtist des ungarischen Hochadels in der Restaurationsperiode, stark von Isabey beeinflußt. — V.: Allgemeines Lexikon der bildenden Künste. Thieme/Becker. Bd. XXIII.

19) Thomas Ender (1793—1875), ein Protegé Metternichs. Er hat als solcher an der Expedition der Fregatte AUSTRIA im Jahre 1817 nach Brasilien als Maler teilgenommen. Im Jahre 1819 begleitete er Metternich nach Italien, wo er als Akademie-Pensionär vier Jahre lang verbleiben konnte. Seit dem Jahre 1822 wieder in Wien wurde Ender Professor an der Akademie der bildenden Künste. — V.: Konstantin von Wurzbach, Biographisches Lexikon. Bd. IV.

20) Viktor Bibl, Der Dämon Österreichs. S. w. o. Anm. 9.

21) P. Joachim Auer O. P., starb als Pfarrer von Dolní Žandov (fr. Unter Sandau bei Marienbad, Böhmen) i. J. 1882. Im Jahre 1889 wurde der Egerer Dominikaner P. Albert Leuchtweiß zum fürstlichen Bibliothekar bestellt.

Kaplitzers[22]. Dann trennten sich ihre Wege für längere Zeit. Johann Baptist Rath trat noch im gleichen Jahre in das Benediktinerstift Seitenstetten ein. Ohne Zweifel haben den jungen Kleriker die Schatzkammer und die bedeutende Konventsbibliothek seines heimatlichen Klosters mit seinen mittelalterlichen Kodizes und Inkunabeln, sowie den archäologischen und naturwissenschaftlichen Sammlungen früh und nachhaltig beeindruckt[23]. Sein theologisches Studium absolvierte der Kleriker Rath in Melk. Nach feierlicher Profeß im Jahre 1831 und der Weihe im Jahre 1832 wirkte er drei Jahre hindurch (1832—1835) als Professor am Stiftsgymnasium seines heimatlichen Konvents. In den Jahren 1835—1843 sehen wir Professor Rath dann am Benediktinergymnasium bei St. Stephan in Augsburg, das gerade im Jahre 1835 von König Ludwig I. von Bayern erneuert worden war.

Der Konvent von Seitenstetten entsandte einige seiner Mitglieder als Professoren nach Augsburg, andere als Universitätsprofessoren nach Salzburg[24]. Vor seinem Abgang aus dem Lehramt in Augsburg wurde Professor Paul Rath mit dem kgl. bayrischen Kronenorden ausgezeichnet. Die blauweiße Dekoration ist sowohl an der Soutane auf einem Königswartner Porträt, als auch auf einer Altersphotographie erkennbar. Zu einer erstmaligen Begegnung zwischen Professor Rath und dem Kanzler Metternich war es laut Rath'schen Aufzeichnungen im Jahre 1842 gekommen. Schon im Jahre 1843 wurde der Professor als Erzieher der Kinder des Kanzlers in sein Haus nach Wien berufen. Hier traf er seinen einstigen Mitschüler Adalbert Stifter wieder, der seit Ende des Jahres 1843—1846 für ein monatliches Honorar von 25 Gulden als externer Hofmeister des jungen Fürsten Richard, vorwiegend für die Fächer Mathematik und Physik bestellt war.

Man stellte, was die Person des neuen ständigen Hofmeisters, Professor Rath betraf, im Hause Metternich gewisse Erwartungen an denselben. Die Fürstin Melanie schreibt unter dem Jahre 1843 in ihrem Tagebuch:
„Ich hatte gestern ein langes Gespräch mit dem neuen Caplan und Custos, Professor Rath, der mir in jeder Beziehung gefällt und den ich gern zu den Kindern bringen möchte. Professor Rath wird nach Wien kommen, wo es ihm möglich sein wird, genaue Beobachtungen über die gegenwärtige Erziehung meiner Kinder anzustellen, und ich danke Gott für die Hoffnung sie in redlichen und sicheren Händen zu sehen."[25]

---

22) Verzeichnis von ehemaligen P. T. Herren Kremsmünster Studenten, welche vom Jahre 1800—1873 ganz oder theilweise ihre Studien zurückgelegt haben. Selbstverlag des k. k. Gymnasiums in Kremsmünster. 1877.

23) P. Martin Riesenhuber, OSB, Die Abteikirche zu Seitenstetten in Niederösterreich. Wien 1916. — Petrus Ortmayr — Aegid Decker, Das Benediktinerstift Seitenstetten. Wels 1955.

24) Max Heimbucher, Die Orden und Kongregationen. Bd. I. Paderborn 1896. — Alfons Žák O. Praem., Österreichisches Klosterbuch. Statistisches Handbuch der Orden und Kongregationen Österreichs. Wien/Leipzig. 1911.

25) Fürst Richard Metternich — Winneburg, Aus Metternich's nachgelassenen Papieren. Bd. II. Teil IV. Herausgegeben von Fürst Richard Metternich und Friedrich August von Klinkowström. 8 Bde., 1880—1884.

Die Hofmeisterzeit im Hause Metternich hat bekanntlich bei Adalbert Stifter ihren literarischen Niederschlag gefunden. Hierher gehört jene ebenso sarkastische wie klassische Stelle über das „Los von Erziehern in adeligen Häusern", eingestreut in die Erzählung „Von den zwei Bettlern" im 3. Band der „Studien" (1846), also ihrer Entstehung zufolge unmittelbar aus der Zeit des Abganges aus seiner zeitweiligen Stellung, zu einer Zeit, als Stifter, wie wir wissen, mit ernstlichen Existenzsorgen zu kämpfen hatte. Stifter vergleicht hier das Los aller jener Existenzen, die in adeligen Häusern zu Dienstleistungen herangezogen wurden, um einer oder der anderen Art von Verachtung anheimzufallen, wenn man dann später ihrer Dienste nicht mehr bedurfte. Es heißt in der Novelle:

„Die Verachtung wird eingeteilt in die grobe und feine. Die grobe wirft dem Manne Brocken und Heller hin, und schaut ihn nicht an. Diese genießen die Türenbettler und die Straßenbettler. Die feine haben die Menschen innerlich gegen die, welche ihnen vorher etwas geben, dafür man den Lohn stets zu groß hält. Da sind die Komödienspieler, Gaukler, Pfeifer, Marktschreier, Tierabrichter, Hanswurstgeiger, Riesen, Zwerge und solche. Da sind die, welche in die Häuser gehen müssen, um ein wenig Erziehung und Unterricht darzureichen, und sich dann wieder von hinnen zu begeben. Und wenn die Zeit um ist, bekommst du dein Geld, und niemand kümmert sich um dich. Und wenn dich dein Herz überkommt und du aus ihm zu dem Schüler redest, und dann aufstehst, und in Demuth Abschied nimmst und fortgehst, und wenn er an dem Fenster steht, und auf den Scheiben trommelt und dich untern weggehen sieht, von Wagen, die da fahren, mit Koth bespritz, dann däucht er sich mehr zu sein als du und die Seinigen denken auch so. Und ist das nicht Hunde tanzen lassen, Dudelsack pfeifen, Unthaten singen, den Hanswurst zeigen, und dann mit der Papierdüte sein Geld sammeln gehen? Mir ist es schon lange bis zur Kehle . . ."

Woher sollte zu dieser wohl eindeutigen Charakteristik der Schattenseiten des Hofmeistertums in adeligen Häusern des 19. Jahrhunderts bei Stifter die zuverlässigste Inspiration herrühren, wenn nicht aus eigenen Erlebnissen im Kanzlerhaushalt und — wie wir noch erfahren werden — aus ähnlichen Erlebnissen des Professor Rath. Man könnte der Stelle bei Stifter über die Hofmeister noch jenes Gedicht von Ferdinand von Saar „Das erwachende Schloß" zur Seite stellen, dessen Schauplatz unschwer als Schloß Rájec (Raitz bei Brünn) identifiziert ist[26].

26) „Und später dann, von einem öden Lager,
Aus öden Träumen, heben seufzend sich
Empor die Lehrer und die Gouvernante,
Die mit ergrau'nden Häuptern immer noch
Als lebende Vocabeltrichter wandeln.
Sie schlüpfen rasch in abgenützte Tracht
Und blicken in den Hof stumpfsinnig nieder."

Ferdinand von Saar, Das erwachende Schloß. Man darf indes die Versionen bei Saar und bei Stifter nicht generalisieren. Viele Hofmeister blieben bis an

Wir besitzen bisher keine Belege dafür, ob Stifter vielleicht irgendwie bei der Berufung von Paul Rath in den Haushalt des Kanzlers eine Rolle gespielt haben könnte. Ebenso möchten wir diese Möglichkeit nicht ganz von der Hand weisen. Metternich hat, wie wir aus Äußerungen Stifters wissen, mit ihm über Fragen debattiert, die streng genommen nicht in die Kompetenz eines Erziehers seines Sohnes gehörten. Wir denken an die Stelle in der unvollständig gebliebenen Schrift über Volksschulen, die eine Unterredung Adalbert Stifters mit dem Kanzler über Fragen der Landschullehrer festhält. Es heißt hier:

„Ich hatte einmal zu dem jetzt verstorbenen Fürsten Metternich gesagt, der Landschulmeister ist eine der wichtigsten Personen im Staate. Wir sprachen weiter über die Sache, der Fürst stimmte mir bei und fragte mich endlich: Aber woher wollen Sie das Geld zur Ausführung Ihrer Pläne nehmen? Ich erwiderte: Das wisse ich nicht, aber das weiß ich, daß die Staaten, um mit all den Schätzen zurechtzukommen, die aus unzulänglicher Volkserziehung entspringen, mehr Geld ausgeben, als wenn gleich die Volkserziehung recht eingerichtet würde . . ."[27]

Vielleicht war — neben dem Bedürfnis einen geistlichen Erzieher für seine Kinder zu engagieren — die Berufung von Paul Rath für Metternich darum dringlich geworden, weil der Kanzler sich vor der Notwendigkeit sah, die Verwaltung seiner Wiener und Königswarter Sammlungen einer geeigneten Persönlichkeit anzuvertrauen. Daß Rath dieser Funktion in vielfacher Hinsicht entsprach, dürfte dem Kanzler willkommen gewesen sein. Mit den bisher genannten Pflichtenkreisen verbindet P. Paul Rath bald die eines Schloßkaplans von Königswart. Der Kanzler hatte durch die Bestände und Fonde der säkularisierten schwäbischen Benediktiner-Reichsabtei Ochsenhau-

---

ihr Lebensende Hausgenossen der Familien ihrer Zöglinge. Paulus Rath selbst ist ein Argument dafür. Man erfand mitunter bei weniger ausgeprägten Persönlichkeiten als es Rath gewesen eine angemessene Funktion, sei es die des Bibliothekars oder Archivars. Es sind nicht nur Träger von illustren Namen wie etwa Josef Dobrovský, die lebenslang sich der Obsorge von Seiten der Familien ihrer Zöglinge erfreuen durften. Später war es im österreichisch-böhmischen Bereich Usus, dem ausgedienten Hofmeister eine angemessene Stelle im Staatsdienst zu verschaffen. Für die Anhänglichkeit an den ehemaligen Erzieher ist eine Stelle aus den Memoiren des Fürsten Joseph de Ligne bezeichnend:

„Abschied des Erziehers. — Am Tage nach meiner Hochzeit (auf Schloß Feldsberg in Mähren) verließ mich mein Erzieher, Herr de la Porte. Das bereitete mir unaussprechliches Herzeleid. Er kehrte mit seinem Vater (aus Wien) heim, der ihn in Frankreich zurückließ — mit einer für mein Gefühl allzu bescheidenen Pension. Damals machte ich zum erstenmal in meinem Leben Schulden. Ich lieh mir 1200 Gulden um Herrn de la Porte in seiner Heimat ein kleines Gut zu kaufen, wo er bald darauf starb."
Gestalten und Idee. Karl Joseph Fürst de Ligne. Herausgegeben von Hans Heinrich von der Burg. Graz, Wien, Köln. 1965.

27) Adalbert Stifter. Siehe: Hugo Rokyta, Adalbert Stifter. Český Krumlov 1978.

sen, die er 1803 erworben hatte und die ihm am 30. Juni d. J. den Reichsfürstenstand eingetragen hatte, eine wesentliche Bereicherung seiner bisherigen Sammlungen erreicht. Metternich verkaufte im Jahre 1825 die schwäbische Besitzung Ochsenhausen an die Württembergische Krone und überführte die Sammlungen, vor allem die Bibliothek nach Königswart.

Professor Rath war in allen ihm anvertrauten Dingen ein Mann von äußerster Präzision, ganz besonders in Erziehungsfragen seiner Zöglinge. Wiederholt hat er Entwürfe zu einem Studien- und Lehrplan für den Privatunterricht der Kanzlerkinder ausgearbeitet und diesen Metternich persönlich unterbreitet. Aus einem Konzept vom 9. August 1848[28] spricht die Erfahrung des langjährigen Studienpräfekten. Seiner endgültigen Versetzung nach Königswart und vorwiegender Verwendung als Direktor der Schloß-Sammlungen war ein Konflikt über Erziehungsfragen mit der Fürstin vorangegangen. Diese behielt sich, wie Rath in seinem zwölf Seiten umfassenden Briefkonzept[29] an sie einleitend schreibt, vor, ein ernstes Wort mit ihm vor dem Antritt seines neuen Amtes zu sprechen[30]. Wir wissen aus anderen Berichten über den Haushalt Metternichs[31], daß die Stellung der Fürstin in ihrem eigenen Haus höchst umstritten war. Metternichs Hausarzt Dr. Friedrich Jäger[32] ignorierte nach glaubhaften Mitteilungen von L. A. Frankl die Fürstin:

„Wir haßten uns gegenseitig", fing Professor Jäger zu sprechen an. „Es kam so weit, daß ich, ohne die Fürstin zu grüßen, in ihrem eigenen Haus an ihr vorüberging. So vornehm sie sich zu geben und so elegant sie zu sprechen verstand, so gemein im Ausdruck konnte sie werden, wenn sie in Zorn geriet."[33]

Professor Rath verhehlte bei aller Korrektheit eines Angehörigen des ordensgeistlichen Standes und Gouverneurs der Kinder keineswegs der Fürstin seinen Standpunkt eindeutig klarzulegen.

Im Hause Metternich scheint, wie aus dem Schreiben des Paters hervorgeht, kein Erzieher allzulange ausgehalten zu haben. Rath zögert nicht Beispiele anzuführen, um sie dann beim rechten Namen zu nennen. Er schreibt unter anderem:

„Erinnern sich Eure Durchlaucht noch, wie einmal einer der jungen Zöglinge aus einem Bastei-Spaziergang einen seiner Gespielen fragen durfte ‚ob er seinen geistlichen Bedienten bei sich habe'. Glauben Eure Durchlaucht

---

28) Staatsarchiv, Arbeitsstelle in Klatovy (Klattau in Böhmen). Fond „P. Rath".
29) Ebendort.
30) Gemeint ist sein Antritt in Königswart.
31) Ludwig August Frankl, Fürst und Fürstin Metternich und ihr Fr. Jäger. V.: Erinnerungen von August Ludwig Frankl. Prag 1910.
32) Friedrich Jäger, Edler von Jaxthal (1784—1871), Ophthalmologe, seit 1817 Hausarzt des Fürsten Clemens Wenzel Lothar Metternich und dessen ständiger Reisebegleiter. V.: Konstantin von Wurzbach, Biographisches Lexikon. Bd. X.
33) Ludwig August Frankl, s. w. o. Anm. 31.

(schreibt Rath) gewiß, die wenn auch nicht so arg gemeinten, aber darum nicht minder ausgesprochenen Äußerungen über Erzieher und Gouvernante klingen im Gehör um so länger nach, als es dann eine willkommene Entschuldigung zu finden . . .[34]

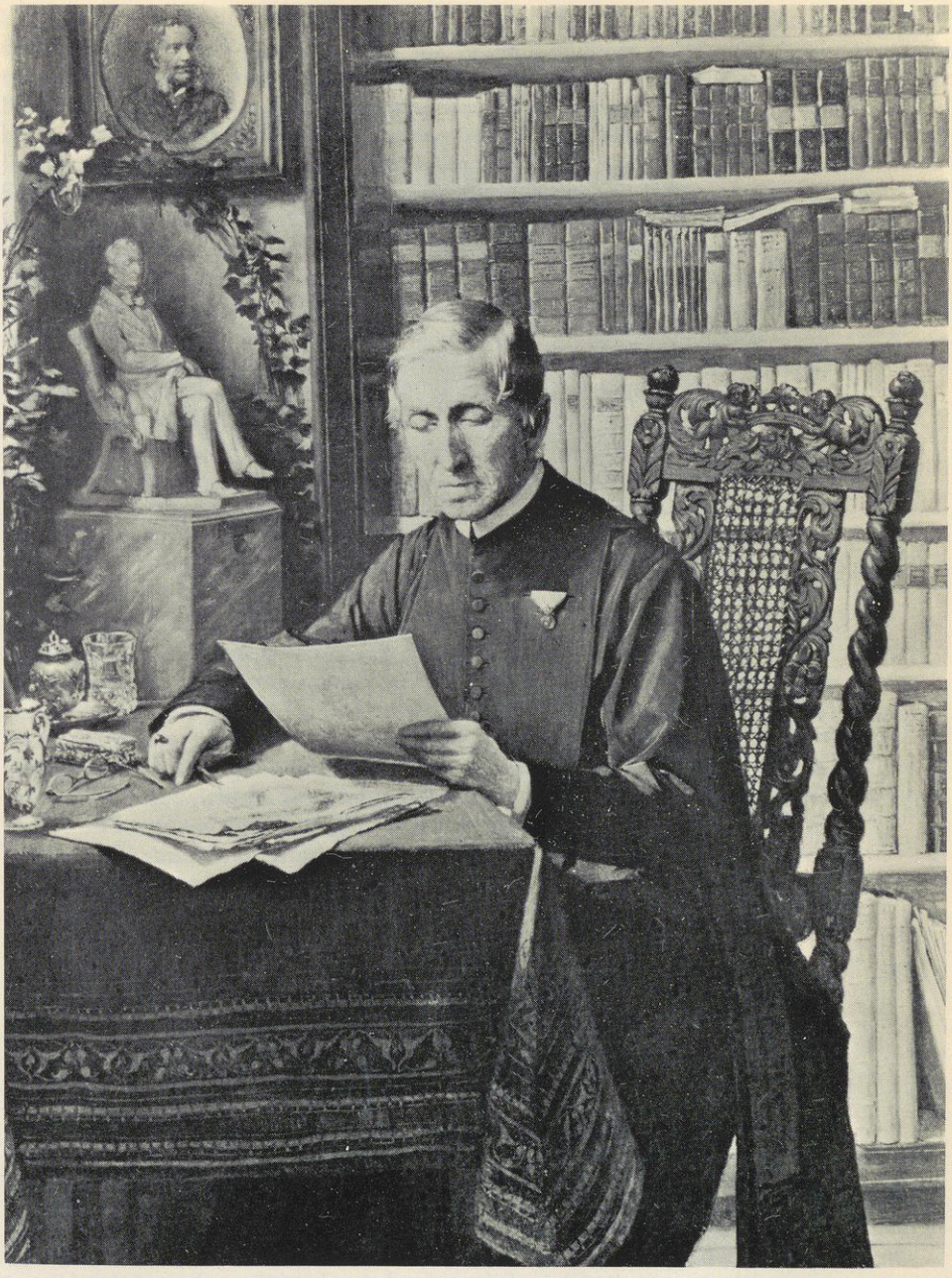
Wir sind hier wohl bei den Erfahrungen Adalbert Stifters angelangt, die ihn im gleichen Milieu bewogen haben dürften, sein Essay über die Erzieher in adeligen Häusern niederzuschreiben. Professor Raths Brief an die Fürstin Metternich ist eine im Briefton gehaltene Vorlage zu diesem.

In der Zeit der Wirksamkeit von Professor Rath als Erzieher in der Familie des Kanzlers in Wien fällt eine Episode, die nicht einer gewissen Komik innerhalb der Verhältnisse des österreichischen Vormärz entbehrt. Der Herausgeber der Wiener „Sonntagsblätter", der mit Stifter, Ebert und Uhland befreundete, aus Chrast in Böhmen gebürtige Schriftsteller Ludwig August Frankl (1810—1894), berichtet in seinen Erinnerungen[35] von einem eigentümlichen Verdienst des Metternich'schen Erziehers um den damals in seinen Anfängen stehenden Wiener Männergesangverein. Der als recht unsichere Wohltätigkeits-Akademie ohne hinlängliche behördliche Genehmigung um seine Existenz bangende Verein war bald nach seinem Entstehen ein Dorn im Auge des Kanzlers geworden. Da geschah es, daß der Erzieher im Hause Metternich in den Verein eingeführt wurde und seine Zöglinge mitbrachte. Diese hatten — nach Frankl — nach Hause gekommen, entzückt von den Erlebnissen der Mutter berichtet, wie vortrefflich sie den Abend verbracht hatten. Dies hatte zur Folge, daß der Männergesangverein eine Einladung ins Metternich'sche Palais zu einer fürstlichen Soirée bekam und naturgemäß dem Zugriff des Polizeiministers Sedlnitzki entging. Es besteht kein Zweifel darüber, daß kein anderer Erzieher für diese Zeit in Frage kommen kann, als Professor P. Paul Rath, mit dem L. A. Frankl auch noch später in Königswart zusammentreffen sollte.

In die Zeit der gemeinsamen Wirksamkeit Stifters und Raths im Hause Metternich fällt die Episode des literarischen Kränzchens, dessen Mitglieder außer Stifter, Rath und Richard Metternich noch der junge Graf August Bellegarde, der Historiker Friedrich Emanuel von Hurter (1787—1844) und der Geograph Friedrich Simony waren. Man gab im literarischen Verein des Metternich'schen Kreises jene handschriftlichen „Monatshefte literarisch-belletristischen Privatvergnügens" heraus, von denen die dritte Folge (15. März bis 15. April 1845) erhalten geblieben ist und bekanntlich eine Fortsetzung von Adalbert Stifters Aufsatz „Zur Psichologie der Thiere" enthält. Ohne einer Spezialuntersuchung über diese späte Erscheinung auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Privatgesellschaften die gründlichere Untersuchung dieser Episode in Stifters Hofmeisterdasein vorwegzunehmen, verlockt es auf die Beziehungen einzugehen, die verschiedene Mitglieder zu Stifter bzw. zu Rath unterhalten haben. Erinnert uns doch dieses literarische

---

34) Staatsarchiv. Arbeitsstelle in Klatovy (Klattau in Böhmen). Fond „P. Rath".
35) Ludwig August Frankl, s. w. o. Anm. 31.



P. Paulus Rath in seinem Arbeitszimmer auf Schloß Königswart (jetzt Kynžvart)

Kränzchen an ein ähnliches Unternehmen im vormärzlichen Prag im Hause des jugendlichen Karl Egon Ebert auf der Prager Kleinseite. — Wenig beachtet blieb bei Stifters Biographen der im Jahre 1795 geborene August Graf Bellegarde, der spätere Feldmarschalleutnant und Geheimrat sowie Oberhofmeister der Erzherzogin Sophie, der Mutter des Kaisers[36]. Er war an Jahren sowohl Stifter wie Rath überlegen. Er dürfte später immer wieder Stifter in den Kreisen des Hofes bei den vorkommenden Gelegenheiten in Erinnerung gebracht haben. Ganz besonders das Verhalten der Erzherzogin Sophie Stifter und seiner Witwe gegenüber verdient eine Untersuchung hinsichtlich des Einflusses von Graf Bellegarde.

Für sein persönliches Interesse am Maler Stifter spricht die Tatsache, daß er wahrscheinlich ein Bild erworben hat, das nach Kriegsende im Jahr 1945 in Schloß Velké Heraltice (Groß Herrlitz) bei Troppau in Schlesien aufgefunden wurde und ohne Zweifel eine vollgültige Variante zu Adalbert Stifters „Landschaft mit Burg und Fluß" dargestellt[37].

Sehr wenig wissen Stifters Biographen über den Historiker Hurter zu berichten. Friedrich Emanuel Hurter, gebürtiger Schweizer, war Antistes zu Schaffhausen gewesen. Unter dem Eindruck der deutschen Romantik war der mit Joseph Görres befreundete Hurter zum Katholizismus übergetreten und später einem Rufe Metternichs als k. k. Hof-Historiograph nach Wien gefolgt, wo er überaus vielseitig als Autor auf dem Gebiete der Mediävalistik und Papstgeschichte tätig war. Er gehörte zum Kreis der 1855 erscheinenden Katholischen Literatur-Zeitung. Sein Einfluß auf Stifter scheint noch nicht eingehend geprüft zu sein. Vielleicht hat er Adalbert Stifter manchen Zug für die bei ihm vereinzelt vorkommenden Gestalten evangelischen Glaubens — so dem Pfarrer in der ersten Fassung des „Armen Wohltäters" von 1847[38] vermitteln geholfen. Der Konvertit Hurter konnte auch auf Stifters Toleranzmotiv eingewirkt haben und gehört neben den Eheleuten August und Emilie Binzer sowie dem Verleger Heckenast und dem Maler August Piepenhagen zu den immerhin profilierten Persönlichkeiten evangelischen Bekenntnisses in Stifters persönlichem Umgang[39]. Hurter (später nobilitiert) erfreute sich, wie aus dem Einladungsschreiben Metternichs vom 18. Januar 1848 an ihn hervorgeht, der außerordentlichen Wertschätzung des Kanzlers:
„Das historische Feld ist in Oesterreich zu wenig bestellt. Sie sind auf dem-

---

36) F. L. Rieger, Slovník naučný. I (1860) — Konstantin von Wurzbach, Biographisches Lexikon. Bd. I.

37) Fritz Novotny, Adalbert Stifter als Maler. Wien 1941. II. veränderte Auflage. — Abb. 2. Text zu Seite 7 ff. und 70. Gez. Adalbert Stifter 1824.
Fritz Novotný bezeichnet Dr. Karl Prokop in Troppau als Besitzer des Bildes. Stifter hatte das Aquarell dem ihm befreundeten Moritz Heeger geschenkt.

38) Moritz Enzinger, Adalbert Stifters Studienjahre (1818—1830). Innsbruck 1950.

39) Heinrich von Hurter, Friedrich Emanuel von Hurter und seine Zeit (1787 bis 1844). Graz 1876—1877. — Historisch-biographisches Lexikon der Schweiz. Bd. IV. Neuerburg 1927 (Deutsche Ausgabe). — Konstantin von Wurbach, Biographisches Lexikon. Bd. IX.

selben ein ausgezeichneter Arbeiter; ich wünsche deren und deswegen stelle ich Ihnen die obige Frage . . ."[40]

Hurters Teilnahme am Literarischen Kränzchen scheint in diesem Zusammenhang eine Höflichkeitsgeste des von Metternich so ehrenvoll berufenen Nachfolgers des Freiherrn von Hormayers, gegenüber dem Kanzlersohn gewesen zu sein.

Weitaus eingehender sind wir über Friedrich Simony (* 13. 11. 1813 Hrochův Týnec, † 20. 7. 1896 St. Gallen i. d. Steiermark), dem Naturwissenschaftler dieses Kreises informiert. Der Sohn eines Militärarztes stammt aus dem kleinen Landstädtchen Hrochův Týnec in Ostböhmen. Er studierte bei den Piaristen in Nikolsburg, lebte zeitweise in Znaim und oblag seinen naturwissenschaftlichen Studien in Wien. Er ist als erster Professor der Geographie an der Universität und als Begründer der wissenschaftlichen Alpinistik in die Bildungsgeschichte Österreichs eingegangen. Sein Freundschaftsbund mit Stifter ist bekannt und bearbeitet worden. Sein literarisches Porträt fand er im „Nachsommer" „der Geologe mit dem Hammer"[41].

Über Stifters Verhältnis zu seinem einstigen Schüler Richard Metternich haben wir so gut wie alles aus dem Monolog über die grobe und die feine Verachtung im Hofmeisterkapitel der „Mappe" erfahren. Dennoch scheint ein, wenn auch oberflächlicher Kontakt, von Seiten des Botschafters mit dem zu Ansehen gekommenen Schriftsteller Adalbert Stifter erhalten geblieben zu sein. Sollte dies das Verdienst von Professor Paul Rath gewesen sein? Stifter scheint später gelegentlich den Botschafter um diese oder jene Protektion für seine Klientel angegangen zu haben. So etwa im Falle des Malers Carl von Binzer, dem Sohn seiner Freunde August und Emilie von Binzer. Bezeichnend genug für die kühle, reservierte Haltung von Richard Metternich Stifter gegenüber, ist die Tatsache, daß er seinem einstigen Erzieher in den von ihm redigierten Erinnerungen seines Vaters keine Zeile des Gedenkens eingeräumt hat. Unter den von der Witwe Stifters aufbewahrten Kondolenzschreiben im Jahre 1863 fehlt ein solches von Seiten Richard Metternichs. Stifter erwähnt seinerseits Richard Metternich bzw. sein Schloß Königswart in einem Schreiben vom 3. Juni 1865 aus Karlsbad an Fanni Fritsch:

„Samstag, den 10t. fahren wir nach Königswart auf das Schloß meines einstigen Zöglings, des gegenwärtigen Botschafters in Paris Richard Metternich, dort bleiben wir eine Weile, dann gehen wir nach Pilsen und von da nach Prag, wo ich Studien machen muß . . ."

Man möchte beim Lesen dieser Zeilen meinen, es sei dem Aufenthalt Stifters auf Schloß Königswart eine persönliche Einladung von Seiten Ri-

---

40) Heinrich von Hurter, Friedrich von Hurter und seine Zeit; s. w. o.

41) F. Ratzel, Friedrich Simony, Biographisches Jahrbuch. Bd. I (1897). — A. Penck, Friedrich Simony. 1898. — A. Böhm von Böhmersheim, Zur Biographie Simonys. 1899. — Wilhelm Kosch, Deutsches Literatur-Lexikon. Bd. III. 1956. II. Auflage.

chard Metternichs und nicht die seines Schloßpfarrers Rath vorangegangen[42]. Nach dem Tode Adalbert Stifters wandte sich Emilie von Binzer über Empfehlung des Fürsten Richard Metternich am 15. November 1868 an Professor Rudolf Eitelberg von Edelberg (1817—1885), einen gebürtigen Olmützer, den bekannten Wiener Kunsthistoriker und Fachmann auf dem Gebiete der Kunsthistorischen Museen mit der Bitte, den Verkauf von Stifters Prunkmobilar, den Delphinenschrank und Intarsienkasten zugunsten der arg belasteten Stifterschen Verlassenschaft zu vermitteln[43].

Es ergibt sich nun die Frage, welche Stellung Rath in diesem literarischen Zirkel im allgemeinen und Stifter gegenüber zukommt. Was das erstere betrifft, spricht eine Reihe von Gründen dafür, daß Paul Rath der Theoretiker des Kreises in Dingen der Ästhetik gewesen ist. Wo anders als hier, konnte sein erstes und namentlich bekanntes Skriptum „Theorie der Poetik und Poesie" zweckdienlicher angeregt werden oder vermutlich entstanden? Wir dürfen indes die Originalität des Opusculums nicht allzu überschätzen. Solche ästhetischen Versuche sind in der Bewunderung Schillers und Goethes oft und unterschiedlich bedeutend angestellt worden. Josef Stanislaus Zauper (1784—1850) Goethes Bewunderer in Böhmen hat in seinen „Grundzügen zu einer deutschen theoretisch-praktischen Poetik aus Goethes Werken entwickelt" (Wien 1821) und in den folgenden „Studien über Goethe als Nachtrag zur deutschen Poetik" (1822) den Versuch eines Lehrgebäudes der Poetik unternommen.

Wilhelm Hebenstreit (1774—1854) aus Eisleben in Thüringen gebürtig, Redakteur der „Wiener Zeitschrift für Kunst und Literatur" und Mitarbeiter am „Wiener Conversationsblatt" von Gräffer hat gerade damals seine „Wissenschaftlich-literarische Encyklopädie der Ästhetik, ein etymologisch-kritisches Wörterbuch der ästhetischen Kunstsprache" (Wien 1843 und teilweise 1847) herausgegeben. Der Autor wurde indes um seine Priorität von dem bereits 1835 erschienenen „Aesthetischen Lexikon" von Ignaz Jeitteles (* 1783) gebracht.

Es erscheint dabei bei Rath bei dem einzigen nennenswerten Versuch eines Opus auf diesem Gebiete geblieben zu sein, wo selbst der gelehrte Kleriker seine kunstkritischen Gedanken zu Papier gebracht hat. Was fürderhin an seinem Wirkungskreis in Wien und in Königswart von seiner Feder vorfindlich sein soll, sind fleißig bearbeitete Kataloge mit Anmerkungen über die ihm anvertrauten Sammlungen, nicht weniger als sechs an Zahl, in säuberlicher Gelehrtenschrift verfaßt, nebst zwei wichtigen Promemorien aus den Jahren 1854 und 1859 zu Händen des Kanzlers, von denen hier noch ausführlich zu berichten sein wird. Im bibliographischen Nachweis der Rath'schen Handschriften[44] auf Schloß Königswart steht die „Theorie der

42) Hugo Rokyta, Adalbert Stifter und Prag. Linz 1966.

43) Josef Buchowiecki, Adalbert Stifter im Briefwechsel der Freifrau von Binzer mit ihren Freunden. VASILO. Jhg. 8. 1959. Folge 1/2.

44) Besorgt von Ph. Dr. Pravoslav Kneidl CSc, leitendem Bibliothekar der Stiftsbibliothek Strahov in Prag, im Verbande der Gedenkstätte für die nationale Literatur.

Poetik und Poesie" an erster Stelle. Leider ist gerade diese Handschrift unauffindbar geblieben.

Zum anderen liegen noch zwei Briefe von seiten des Professors Paul Rath vor, die ein rührendes Zeugnis über den Freundschaftsbund ablegen und aus denen hervorgeht, wie es um sein Verhalten zu Adalbert Stifter bestellt gewesen ist:

(Prof. Rath an Adalbert Stifter):[45]

Marienbad, den 8. Juli 1859

Mein lieber Alter!

Hast Du meine Briefe vom Jahre 48 und 50 erhalten oder nicht? Ich weiß es nicht, das aber weiß ich, daß, was immer die Zeit an Sinneswechsel mittlerweile zwischen uns geworfen, dadurch die Gemüthslagen unserer Jugendverbrüderung nicht alterirt worden sind. In dieser Ueberzeugung nehme ich gar keinen Anstand Dir inliegendes Schriptum zugehen zu lassen. Ich habe es in diesem Augenblick erst erhalten u. da ich Dich zum Wolthun immer aufgelegt weiß, wo ein armer Schlucker mit halben Hemd am Wege sitzt der ein ganzes verdiente, so glaube ich Dir u. mir zugleich einen lang verhaltenen Freundesgruß wieder wach zu rufen, indem wir uns in ein und derselben guten Handlung begegnen, Du als Helfender, ich als Vorbittender.

Vor allem aber Deiner eigenen besseren Einsicht, rücksichtlich des Verdienstgrades der Competenten ihr Recht. Seid 14 Tagen Kurgast dahier, sehe ich nur mit halber Hoffnung einer völligen Wiedergenesung entgegen u. habe dessen keinen Gram.

Grüße mir recht vielmals Deine gute Frau u. behalt ein wenig lieb

Deinen alten Freund Prof. Rath

(Prof. Rath an Johannes Aprent):[46]

Euer Wohlgeboren

mir in diesem Augenblick erst zugegangenes Schreiben beehre ich mich mit nachstehenden Tatsächlichen zu erwidern: Allerdings zähle ich zu den ältesten Freunden Stifters; wir haben uns nämlich bereits während unserer Lycealjahre gefunden und verstehen gelernt. So alt aber auch unsere Freundschaft geworden ist u. so häufig u. vertraut zeitweilig (wie namentlich in den vierziger Jahren) unser mündlicher Ideen-Austausch auch gewesen, so unglaublich schweigsam ist, dieser ungetrübten persönlichen Intimität gegenüber, unser schriftlicher Verkehr geblieben. Da Stifter mein bei Gelegenheit seiner Ernennung zum k. k. Schulrathe an ihn gerichtetes Schreiben unbeantwortet ließ, u. ich von einigen seiner Wiener Freunde erfuhr, daß auch ihr Korrespondenz-Faden von unserem Stifter unaufgenommen geblieben, so ließ auch ich meinem ersten keinen zweiten Brief mehr folgen. So kommt es denn, daß ich thatsächlich nur zwei Briefe in meiner Schriften Sammlung habe, die mir Stifter von Carlsbad aus zugeschickt u. worin er mir seinen

45) Stifter-Archiv der Staats- und Universitätsbibliothek in Prag. Reproduktion nach einer Fotokopie des Instituts für moderne Sprachen der Tschechoslowakischen Akademie der Wissenschaften in Prag.

46) Ebendort.

wirklich auch ausgeführten Besuch in Königswart angekündigt hat. Selbstverständlich kann es mir nur Vergnügen machen, gleich nach meiner hoffentlich baldigen Heimkehr diese beiden Briefe auszuheben u. selbe zu Ihrer beliebigen Verfügung zu stellen.

Mit Hochachtung
E. W. ergebener
Prof. P. Rath

Die knappen Bemerkungen von Paul Rath über seinen Freundesbund mit Adalbert Stifter bieten ein anschauliches Bild über die gegenseitige Zuneigung beider Freunde besonders seit ihrer Kremsmünsterer-Zeit bis in die Vierziger Jahre, d. i. bis zu ihrer gemeinsamen Wirksamkeit im Hause Metternich.

II.

Zu den mannigfaltigen Funktionen, die den Schlössern in den Ländern und Kunstprovinzen Mitteleuropas seit der Herausbildung ihres architektonischen und sozialgeschichtlichen Typus zu Eigen waren, zu den Gesichtspunkten, die aus wirtschaftlichen Zuständen, Repräsentation, Standesbewußtsein und Ahnenkult und nicht zuletzt dem intellektuellen Profil ihrer Besitzer resultieren, tritt seit der Aufklärung immer stärker ein nicht zu verkennendes Bildungsmotiv hervor. Ganz besonders seit dem Einsetzen der Romantik zu Beginn des 19. Jahrhunderts, die innerhalb der Reihen der Schloßbesitzer willkommene aber auch aufnahmebereite Partner finden sollte, wird dieses neue Motiv erst völlig ausgebildet: das Schloß soll zum Milieu musealer Sammlungen werden. Dieselben unterscheiden sich jedoch hinsichtlich Umfang und Zweck durchaus von den bisherigen Schloßgalerien ihrer Besitzer, von der kleinen Schatzkammer des Landadels, der nicht zur bevorzugten Kaste des Hofadels mit weitläufigen Stadtpalästen in der Residenz gehört, unterscheiden sich von den bisher betriebenen Hausarchiven und Bibliotheken, den bisherigen angemessenen Bildungszentren der ländlichen Haus- und Hofhaltungen. Lagen diesen das zweckgebundene Bedürfnis bzw. der Gebrauch oder die Vorliebe seiner Besitzer, Bewohner und Verwalter zugrunde, entsteht im neuen Schloßmuseum ein Institut, das den Kreis der herkömmlichen Konsumenten bewußt durchbricht und sich an Besucher und Interessenten jenseits des eigenen Gesellschaftslimes und Schloßbezirkes wendet. Wir können feststellen, daß nach 1810 fast gleichzeitig mit der Entstehung von Landes- und Provinzialmuseen in den einstigen österreichischen Kronländern derartige Schloßmuseen unterschiedlichen Umfanges und Wertes auf einer Anzahl böhmischer, mährischer und österreichischer Adelssitze entstehen. Es soll nun versucht werden, die Genealogie dieser Institute zu erstellen, weil es sich erweisen wird, daß verschiedene Formen von Mäzenatentum und gepflogener Sammelbetätigung dem Schloßmuseum vielfache neue charakteristische Züge der Bildungspflege mitgeteilt haben.

Wir müssen bei den Schatzhäusern der Antike, den Tempelschätzen der großen Sanktuarien des klassischen Altertums beginnen. Sie finden ihre

Fortsetzung in den mittelalterlichen Kirchen- und Klosterschatzkammern, die der Munifizenz ihrer Stifter und Patrone ihre Entstehung, Existenz und Vermehrung verdanken. Heiligenverehrung, Reliquienkult und dynastischer Traditionalismus verleihen denselben charakteristische Züge. Sie bilden am Sitz der Dynastie, am Familienheiligtum, dem „locus originis" oder „depositionis", der „pia fundatio" Sonderformen geistlicher und weltlicher Schatzkammern aus, die — sei es als schlichte Depositarien oder auch prunkvoll gehaltene Schauräume — gleichzeitig für die Aufbewahrung von Herrscherkronen, Krönungskleinodien und Heiltümer gedacht waren.

Adelige Sammler hat es seit jenem ersten als solchen namentlich erwähnten Herzog von Berry (1340—1416) in allen Teilen Europas gegeben. Zu ihnen gehören die Päpste, die französischen Könige, Kaiser Karl IV. als König von Böhmen, die Regenten der italienischen Stadtstaaten, die aus dem reichgewordenen Stadtpatriziat der Reichsstädte kommenden Fugger und ihresgleichen, vor allem jedoch die Habsburger Philipp und Rudolf II., jener im spanischen Klosterpantheon des Escorial, dieser in der Prager Burg auf dem Hradschin und Ferdinand von Tirol auf seinem Sitz in Ambras. Spätmittelalterlicher Zelebritätenkult, den Wirkungsbereichen der Herolde und Arrangeure von höfischen Schaustellungen im Sinne der gelenkten Hofhistoriographie der Renaissance entlehnt[47], beeinflußt die Kunst-, Raritäten- und Wunderkammern der großen fürstlichen Prälaturen in Österreich, Mähren und Böhmen und macht sie zu einem stabilen Requisit des barocken Stiftes oder Klosters in Mitteleuropa[48].

Das Haus Habsburg leitet das Vorhandensein seines Bestandes von einmaligen Werten für seine weltberühmte Schatzkammer — die geistliche und weltliche genannt — aus der Mitgift von Maria von Burgund, der Tochter Karl des Kühnen und Ehefrau Maximilian I. ab. Eine Kennerin der Familiengeschichte der Habsburger, Dorothy Gies McGuigan berichtet darüber: *„In den Schatzkammern wurde nicht nur große Mengen von Gold- und Silbergeschirr aufbewahrt . . . sondern die Kammern enthielten auch alle Arten schöner und seltener Gegenstände: So etwa eine durchsichtige Lavendelschale aus Achat, von der man sagt, daß sie jenes Gefäß sei, aus welchem der Herr beim Letzten Abendmahl getrunken habe. Des weiteren gab es geschickt bearbeitete Juwelen, den größten in Europa bekannten Diamanten, sowie das berühmte Einhornschwert Herzog Karls, dass in seinem Griff ein Stück des von Zauberkraft erfüllten Hornes enthielt und den Träger von jedem Unglück schützen sollte."*[49]

Achatschale und Schwert mit dem Einhorn von Karl dem Kühnen werden in der Wiener Schatzkammer aufbewahrt.

---

47) Alphons Lhotsky, Österreichische Historiographie. Österreich Archiv. Wien 1962.

48) Julius Schlosser, Die Kunst- und Wunderkammern der Spätrenaissance. 1908. Hermann Fillitz, Katalog der weltlichen und der geistlichen Schatzkammer. 3. verbesserte Auflage. Wien 1961.

49) Dorothy Gies MacGuigen, Familie Habsburg 1273 bis 1918. Wien 1907.

Seit dem frühen Mittelalter entwickeln sich parallel zu diesen Schatzkammern die Domschätze, Reliquiendepositarien und Schatzkammern an den wichtigsten Zielen der Fernfahrten und Wallfahrtsorten wie Compostela, Köln, Loreto, Einsiedeln, Prag, Czenstochau und Mariazell und messen sich jeweils im Maßstab ihrer nationalen oder internationalen Bedeutung mit den Vorbildern, die Anlaß zu ihrer Errichtung gewesen waren.

Für lange blieb die Habsburgische Schloßsammlung auf Schloß Ambras, deren Entstehen mit 1580 angesetzt werden muß, Archetyp für ähnliche Unternehmen. Ihr Organisator war, beauftragt vom Landesherrn Erzherzog Ferdinand von Tirol, dessen Sekretär Jakob Schrenk von Nozingen. Der spätere Autor des beschreibenden Katalogs der Ambraser Schloßsammlungen, Alois Primisser, charakterisiert um 1819 dieselbe treffend, wenn er sagt: *„Die Sammlung selbst ist ein Gemenge von Dingen, welche den Rittergeist und den kindlichen Sinn jener Zeit am Wunderbaren und Kunstvollen besonders ansprachen: Leibrüstungen berühmter Männer mit ihren Waffen und Konterfeien; Körper, Geweihe und Gebeine seltsamer Tiere, besonders als Denkmahle des edlen Waidwerkes; mancherlei Kunstsachen — mehr Raritäten als streng gewählte Meisterwerke —; ein reicher Vorrath von Kleinoden und ein beträchtlicher Schatz von Büchern und Handschriften."*[50]

Münzensammler im Stile seiner Zeit war seit 1513 der Olmützer humanistische Poet und Dompropst Augustin Käsebrod (1467—1513), vormals Geheimschreiber des Königs Wladislaus II.[51] von Ungarn. Er stand in Verbindung mit Erasmus von Rotterdam. Das „Grüne Gewölbe" in Dresden besitzt aus seiner Sammlung eine schwere, massive goldene Schale in römischer Form. An ihrem Rande sind 22 antike römische Münzen eingelassen. Es ist das Verdienst von Julius Leisching auf die weiteren Schicksale und die Migration dieses Sammler-Stückes hingewiesen zu haben, das der einstige Besitzer fünf Jahre vor seinem Tode der „Gelehrten Donaugesellschaft", Societas Danubiana genannt, in Wien geschenkt hatte[52].

Wir finden Nachrichten über die Kunstkammern in der großen zeitgenössischen Literatur. Schon Jakob Christoffel von Grimmelshausen läßt in seinem Buche „Der abenteuerliche Simplicissimus" (1669) seinen Helden über eine solche berichten:[53]

---

50) Alois Primisser, Die kaiserlich-königliche Ambrasser Sammlung. Wien 1819.

51) Augustinus Olomucensis (1467—1513). Humanist, Kanoniker des Olmützer Domkapitels, später Propst in Brünn, eigentlich Augustin Käsebrod mit bürgerlichem Namen, Autor einer Geschichte der Olmützer Bischöfe „Series episcoporum Olomucensium", Wien 1511. Gegner der Mährischen Brüdergemeinde.

52) Julius Leisching, Kunstgeschichte Mährens. Brünn (ohne Erscheinungsjahr). — Josef Truhlář, Humanismus a humanisté v Čechách za krále Václava II (1894) — Humanismus v Čechách CCM, 1870. — Počátky humanismus v. Cechách. Rozpravy České akademie, 1892.

53) Der abenteuerliche Simplicissimus von Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen. Neudruck. Berlin.

„Mein Waldkleid samt der Kette und aller Zugehör wurde hingegen in die Kunstkammer zu anderen raren Sachen und Antiquitäten getan und mein Bildnis in Lebensgröße daneben gestellt."[54]

Und in einem weiteren Kapitel dieses Buches heißt es dann:

„Ich kam einstmals mit einem vornehmen Herrn in eine Kunstkammer, darinne schöne Raritäten waren. Unter den Gemälden gefiel mir nichts besser als ein Ecce Homo, wegen seiner erschütternden Darstellung, mit welcher es die Anschauer gleichsam zum Mitleiden verzückte; daneben stunden der Chineser Abgötter, in ihrer Majestät sitzend, zum Teil wie die Teufel gestaltet. Der Herr im Haus fragte mich, welches Stück in seiner Kunstkammer mir am besten gefiele. Ich deutet auf besagtes Ecce Homo; er aber sagte, ich irre mich, das Chinese Gemälde wäre rarer und daher auch köstlicher; er wollte es nicht um zehn solcher Ecce Homo missen. Ich antwortete: ‚Herr, ist Euer Herz wie Euer Mund?' Er sagte: ‚Das glaube ich!" Darauf sagte ich: ‚So ist Euers Herzens Gott derjenige, von dessen Konterfeit ihr mit dem Mund bekennet, daß es das köstlichste sei.' — ‚Phantast!' sagte jener, ‚ich ästimiere die Rarität'."[55]

Im 17. und 18. Jahrhundert gesellen sich zu den „Altertümern", Kunstsammlungen, Münzkabinetten und Raritätenkammern, sporadisch auf Schlössern auch Waffensammlungen in Nachahmung der landesfürstlichen Arsenale, aber auch wissenschaftliche Merkwürdigkeiten, Geräte, Fundstücke aus der Natur, endlich die Ansätze einer Systematik des entwicklungsgeschichtlich geschauten Weltbildes als frühe Frucht der Aufklärung. Das Rokoko bringt neue Liebhabereien für die sammelbeflissenen Schloßherren. Treffend charakterisiert Julius Leisching für Mähren diesen Wandel mit der Feststellung:

„Vom Rokoko. Das Exotische wird in der europäischen Kunst Ereignis. Überseeisches Holz (Mahagoni) findet Eingang. Das schwere Möbel wird jetzt erst, seinem Namen entsprechend, mobil, leicht und beschwingt gleich nach der Tracht. Verharren die Barockschlösser in ihren massiveren Formen, so füllen sich ihre Säle und Boudoirs doch mit diesen zierlichen, in hellen Farben auftretenden Pfeilertischchen, Spiegeln, Diwans und machen früher unbekannten Formen. Und die Faiencen von Holitsch und Mährisch Weißkirchen ahmen ihrerseits das Wiener Porzellan nach. Verschwänderisch reiche Kunstfreunde richten ganze Porzellankabinette ein. (Jarmeritz)[56] *und Graf Czobors Alt Wiener Kabinett*[57]*, später in Piatte-Dubský-schen Besitz in Brünn."*[58]

---

54) Ebendort „Das einundzwanzigste Kapitel. Das Betrügerische Glück gibt Simplicio einen freundlichen Blick".

55) S. w. o. „Das vierundzwanzigste Kapitel. Simplicius tadelt die Leut und siehet viel Abgötter in der Welt."

56) Jaromeřice nad Rokytnou. Südmährische Stadt und Schloß. Einstiger Sitz der mährischen Musikgrafen Questenberg.

57) Julius Leisching, Kunstgeschichte Mähren; s. w. o.

58) Palais Lenrey-Piatti, später Palais Dubský in Brünn, bekannt durch sein sogenanntes Porzellan-Zimmer. S. w. o. Anm. 57.

Als ein entscheidendes Datum für alle Unternehmungen, die auf museale Präsentation abzielen, ist das Jahr 1793 zu betrachten, als die Sammlungen des Louvre in Paris der Öffentlichkeit erschlossen wurden. Von hier setzt dann eine neue Epoche für Periodisierung der Schloß- oder Palastsammlungen ein. Vorerst müssen wir jedoch jenen unsere Aufmerksamkeit widmen, deren Schöpfer, Liebhaber oder Eigentümer sich in gegenseitiger Nachahmung gefallen haben.

Ausdruck höchster Persönlichkeitskultur seines Jahrhunderts stellen die Schloß- bzw. Palastsammlungen des Prinzen Eugen von Savoyen dar. In der Disposition der Innenräume des Belvederes in Wien[59] hat das Bilderkabinett ebenso seinen Platz wie sein Antikenkabinett[60] in dem die „Tabula Peutingeriana" als weltberühmte Kostbarkeit seinen Platz hatte. Aber auch die ersten aufgefundenen Plastiken von Herculanum, seither unter dem Namen „die Herkulanerinnen", finden hier ihre Aufstellung.

Winckelmann hatte diese Skulpturen „große Meisterstücke der griechischen Kunst" genannt. Sie kamen nach dem Tode des Prinzen in die Dresdner Antikensammlung König August III. Auch die Bronzestatue „Betender Knabe" gehörte zur Sammlung des Prinzen. Sie kontrastierte mit den Plastiken Domenico Parodis[61] in den Galerien des Belvederes, dem Gartensaal im Unteren Belvedere, einer Menagerie und einem Botanischen Garten und endlich mit dem Raum, der für die Aufnahme der päpstlichen Ehrengaben, die der Prinz für seine Siege über die Türken erhalten hatte, besonders für jene in Peterwardein, bestimmt waren. Im Mittelpunkt dieses Arrangements von Ehrengaben waren das geweihte Schwert und der Hut — stocco e barretone — seit dem Mittelalter Fürsten und Heerführern im Dienste von Kirche und Glauben verliehen[62]. Sie waren bevor sie im Belvedere Aufnahme gefunden hatten, im Stephansdom auf einem Altar zur Schau gestellt worden.

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts beriefen die Habsburger eine Autorität nach Wien, die mit der Betreuung der kaiserlichen musealen Schätze und Interieure auf ihren Sommersitzen beauftragt werden sollte. Es war der in kaiserlichen Diensten stehende Feldzeugmeister Johann Peter Beaulieu d'Merconnay (1725—1819), ein Wallone von Geburt und während des Siebenjährigen Krieges Adjutant des Feldmarschalls Daun. Sein Ruf als Kenner ging von seiner Schloß-Sammlung von Altertümern, Münzen und Stichen aus, die er auf seinem Schloß Jodoigne zusammengetragen hatte[63].

---

59) Gerhart Egger, Das Konzept der Innenräume des Belvedere. Prinz Eugen und sein Belvedere. Wien 1963.

60) Rudolf Noll, Die Antiken des Prinzen Eugen im Unteren Belvedere. Prinz Eugen und sein Belvedere. Wien 1963.

61) Zdrawka Ebenstein, Domenico Parodi im Dienste des Prinzen Eugen. Prinz Eugen und sein Belvedere. Wien 1963.

62) Liselotte Popelka, Die päpstlichen Ehrengaben für Prinz Eugen. Prinz Eugen und sein Belvedere. Wien 1963.

63) Johann Peter Beaulieu d'Merconnay (1725—1819). Jodoignes. (Jodoigne-Souveraine; Belgien.)

Leitbild, das indes seiner Widmung gemäß nicht nachahmbar bleibt, ist die Geistliche und Weltliche Schatzkammer der Habsburger in der Wiener Hofburg, jene Schatzkammer des Herrscherhauses, die nach der Zerstörung der Prager Rudolfinischen Kunstkammer ihren legitimen Platz am Sitz des Herrscherhauses einnimmt.

Vorläufiges Modell eines dynastischen Schloßmuseums bleibt indes für lange das nahe bei Wien gelegene Laxenburg. Oft Witwensitz des Herrscherhauses, später Lieblingsaufenthalt Karl VI., mit Lusthäusern ausgestattet, zeitweise umgeben von Sommersitzen des Hofadels, war es der Ort, den Montesquieu beschrieben hat. Franz Stephan von Lothringen, der Kaiser und Maria Theresias Gemahl, weilte hier gerne. Unter Maria Theresia erweitert durch Zukauf des Blauen Hofes, ließ Franz II. im Jahre 1795 noch einen klassizistischen Concordiatempel errichten. Doch unter dem Einfluß seines Schloßhauptmannes Michael Riedl wurde von 1798—1801 das „ritterliche Lusthaus" in den Stilformen der Neugotik erbaut. Der Kaiser hinterlegt nun hier die für Laxenburg so einmal charakteristischen Sammlungen auf Wunsch und zur Freude seiner Gemahlinnen, besonders der dritten Gemahlin, der aus dem kunstsinnigen Hause Este stammenden Ludovika, die in Teplitz in freundschaftlichem Verkehr mit Goethe gestanden und die für ihre Kunstliebhabereien manche Anregung von der Schriftstellerin Karoline Pichler (1769—1843)[64] empfangen hatte. Wir wissen indes, auf wie wenig originelle Weise mitunter diese Laxenburger Schloß-Sammlungen aus österreichischen Abteien oder aus Eger in Böhmen mit „Altertümern" angereichert wurden. Mit der Beschaffung von Kunstgegenständen für Laxenburg war der k. k. Rat, Schloßhauptmann und Direktor Michael Riedl von Leuenstein, Bau- und Gartendirektor von Laxenburg und der übrigen k. k. Lustschlösser betraut worden. Wir machen hier einen Einblick in die Arbeitsweise der Hofbürokratie bei der Ausstattung kaiserlicher Sammlungen. Joseph Sebastian Grüner hat in einem Schreiben vom 9. Juli 1827 Goethe über die, die Stadt Eger betreffende Episode, unterrichtet. Es heißt hier:

„... der k. k. Rath und Director Riedl zu Laxenburg bei Wien reiset in der Absicht um Alterthümer für S^e^ k. k. Majestät zu sammeln, womit die neu in Laxenburg dem Schlosse angebauten Säle eingerichtet, nun verziert werden sollen. Wir haben unsern vom hiesigen Tischler Haberstrumpf verfertigten im Rathaus aufgestellt gewesenen Kasten angeboten, und S^e^ Majestät haben dem Magistrate die große goldene Medaille sammt Kette durch erwähnten He. Riedl zur Aufbewahrung überreichen lassen. Dieser Director hat in Eger so viel dem Zwecke Entsprechendes aufgefunden, daß er 3 Frachtwägen damit beladen nach Wien absenden konnte."[65]

---

64) Karoline Pichler, Zeitbilder. 2 Bde. Wien 1840. — Dieselbe, Denkwürdigkeiten aus meinem Leben. 4 Bde. Wien 1841.

65) J. S. Grüner an Goethe (9. Juli 1827), Goethes Briefwechsel mit Joseph Sebastian Grüner und Josef Stanislaus Zauper. Herausgegeben von August Sauer. Prag 1917. — Heribert Sturm, Memoiren der Stadt Eger. 1936. — W. G., Egerer Kunstschätze in Laxenburg. Egerer Jahrbuch, 1884.

Die nach Laxenburg verbrachten Kunstschätze aus Eger stammen vorzugsweise aus dem sogenannten Schirdinger Haus (Plafond und die ganze Einrichtung); ferner befand sich darunter der große „Zwölfapostel-Luster", den die Nürnberger Rotschmiedegesellen der Pfarrkirche gespendet hatten, ein kostbarer Ofen, im Jahre 1575 verfertigt aus dem Ratshaus u. v. a.[66].

Treffend schildert Dorothy Gies McGuigan in ihrem Buch „Familie Habsburg"[67] die Intimsphäre von Laxenburg:

„In einem ‚Haus der Ueberraschungen' läuteten plötzlich ganz unerwartet Glöckchen, farbige Lichter blitzten auf und erloschen wieder, und Wasserstrahlen bespritzten die Besucher. Inmitten des kleinen Laxenburger Teichs ließ Franz ein mittelalterliches Wasserschloß errichten, das mit echten gotischen Möbeln ausgestattet wurde, die größtenteils aus den von seinem Onkel Josef aufgehobenen Klöstern stammten. In dem romanischen Burgverließ schmachtete ein mechanischer Gefangener, der zum gruseligen Entzücken der Besucher immer die Arme bewegen und mit Ketten rasseln konnte."[68]

Die geistreiche und belesene Autorin fährt fort:

„Man erzählte, es sei öfter als einmal vorgekommen, daß ein Höfling seinen Aufstieg zum Minister seiner Fähigkeit verdankt, bei der Kammermusik im Kaiserhaus mitzuwirken; Metternich steuerte später als erstklassiger Cellospieler bei."

Einer späteren Untersuchung bleibt das Wirken und der Einfluß der Professoren und Lehrbeauftragten der sogenannten Altertumswissenschaften an der Wiener Universität, am Theresianum und anderen Akademien vorbehalten. Hier sei nur auf die Vertreter der Realienkunde und historischen Teildisziplinen wie Marquard Herrgott, Joseph Hilarius Eckhel und Alois Primisser hingewiesen[69]. Von außerhalb Österreich gelegenen Instituten dieser Art wird, was die spielerischen Formen der Neugotik, seiner nun sprichwörtlichen Gehäuse betrifft, in der Regel Strawberry Hill an der Themse von Horace Walpole (1750), die Löwenburg auf der Wilhelmshöhe bei Kassel (1793), die „gotischen Häuser" in Wörlitz, Weimar und Weltrus in Böhmen, sowie das Gartenhaus der Markgräfin von Bayreuth, einer Schwester Friedrich II. genannt.

Zwar werden auch von manchen Generationen adeliger Schloßbesitzer, die am Landespatriotismus lebhaft Anteil nehmen (Kolowrat, Sylva-Tarouca, Berchthold u. a. m.) Bibliotheken den in Bildung begriffenen Landes — bzw. Nationalmuseen einverleibt. Die Sammlungen des Grafen Kaspar Maria Sternberg, der Grundstock des Nationalmuseums entstand sozusagen als Schloßmuseum in Březina, wurde in das Prager Sternberg-Palais auf dem Hradschin gebracht, um seiner endgültigen Bestimmung zugeführt zu werden. Ähnliches gilt von der Sammlung der im Jahre 1760 in Böhmen nobili-

66) A. John, Verlorene Schätze. Unser Egerland. Jhg. V (1901). Museumsbeilage.
67) Dorothy Gies MacGuigan, Familie Habsburg; s. w. o.
68) Ebendort.
69) Alphons Lhotsky, Österreichische Historiographie. Wien 1962.

tierten Familie von Neuberk. J. F. von Neuberk (1743—1784), ein Freund von Josef Dobrovský und M. Kramerius, legte eine umfangreiche Bibliothek und Münzsammlung an[70]. Sein Enkel J. Norbert von Neuberk (1796—1859) war am Böhmischen Nationalmuseum tätig. Dessen Sohn J. Eduard von Neuberk (1834—1892) widmete die Familiensammlung dem Kunstgewerbemuseum in Prag, die Bibliothek dem Nationalmûseum[71]. Zu den ältesten Schloßmuseen in Böhmen wird Friedland gezählt, wo um 1802 der museale Bestand des Schloßinterieurs von den Grafen Clam-Gallas der Öffentlichkeit zugänglich gemacht wurde. Eine Schloß-Sammlung musealen Charakters in Dux in Böhmen hat Johann Wolfgang Goethe im Jahre 1813 eingehend und mit Kennerblick zur Kenntnis genommen:

„Im Schloß Dux sind die Zimmer, seitdem eine Unzahl dieses Frühjahr aufgelebter und sogleich wieder verdursteter Fliegen weggekehrt worden, reinlich genug; auch die Museen und Sammlungen sehen etwas reinlicher und abgestaubter aus als sonst, weil einer Frau das Amt eines Kastellans und Konservators übertragen worden. Um ein paar moderne Bronzen habe ich den Besitzer, wie schon vormals, beneidet. Es sind fußhohe, der Antike nachgebildete Zentauren. Die Menschen- und Pferdenatur ist sehr wohl verstanden; Die Bewegungen heftiger, das Detail ausführlicher, als es ein Alter würde gemacht haben. Der Künstler hat seinen Namen an eine unscheinbare Stelle gesetzt, sich aber den Spaß gemacht, noch an die Hauptseite der Vase wunderliche griechische Namen einzugraben." — Goethe. Aus Teplitz. 1813.

Goethe hat Kunstkammern gerne aufgesucht. Unter Sonnabend, den 26. Mai 1787, finden wir in Neapel nachstehenden Eintrag in seiner „Italienischen Reise" (II. Teil):

„Auf Antrieb Freund Hackerts[72] ... führte uns Hamilton[73] in geheimes Kunst- und Gerümpelgewölbe. Da sieht es dann ganz verwirrt aus; die Produkte aller Epochen zufällig durcheinandergestellt: Büsten, Torse, Vasen, Bronze, von sizilianischen Achaten allerlei Hauszierat, sogar ein Kapellchen, Geschnitztes, Gemaltes und was er nur zufällig zusammenkaufte. In einem langen Kasten an der Erde, dessen aufgebrochenen Deckel ich neugierig beiseite schob, lagen zwei ganz herrliche Kandelaber von Bronze."

Von einer anderen Sammlung von Altertümern, die Goethes Interesse erregt hat, erfahren wir aus einem Brief, den Bettina von Arnim, geborene Brentano, am 15. Mai 1810 an Goethe gerichtet hat. Sie schreibt aus Wien:

„Hier wohne ich im Hause des verstorbenen Birkenstock, mitten zwischen zweitausend Handzeichnungen, so viel hundert alten Aschenkrügen und hetrurischen Lampen, Marmorvasen, antiken Bruchstücken und Händen und Füßen, Gemälden, chinesischen Kleidern, Münzen, Steinsammlungen, Mee-

---

70) V. Pražák, Neuberkův sborník. 1924.

71) J. Hanuš, Národní museum a naše obrození (1921 a 1923). — J. Volf, Osudy Rosova slovníku. Český bibliofil. II (1929).

72) Johann Gottlieb Hackert (1744—1773). Landschaftsmaler. S.: Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler (Thieme/Becker). Bd. XV.

73) William Hamilton (1751—1801), schottischer Porträtmaler.

resinsekten, Ferngläsern, unzählbaren Landkarten, Plänen alter versunkener Reiche und Städte, Kunstreich geschnizte Stöcke, kostbare Dokumente und endlich das Schwert des Kaiser Karolus. Dies Alles umgibt uns in bunter Verwirrung und grade in Ordnung gebracht werden, da ist denn nichts zu berühren und zu verstehen . . ."[74]

Gemeint war die Sammlung des Theresianischen Bürokraten bei der Böhmischen Hofkanzlei, Johann Melchior Edlen von Birkenstock (1738—1809), Mitglied des Kollegiums der bildenden Künste unter Josef II. Er war verschwägert mit Josef von Sonnenfels und dem aus Fulnek in Mähren gebürtigen Toleranzbischof Johann Leopold Hay. Die Bettina vertrat im Kreise der Familie des verewigten Birkenstock, die ihrerseits mit den Brentanos verwandt waren, die Interessen ihres Bruders Clemens Brentano, der auch einige Stücke aus der Wiener Verlassenschaft erworben hat[75].

Die Pantheone als Kult- und Museumsstätten gedacht, fanden keineswegs ungeteilten Beifall bei ihren Zeitgenossen. So entsetzt sich K. A. Varnhagen von Ense in seinen „Tagebüchern"[76] über den „Altdeutschen Turm", den Freiherr von Stein zur Erinnerung an die Befreiungskriege seinem Schloß in Nassau hatte anbauen lassen. Varnhagen schreibt unter dem 5. August 1836 in Ems:

„Ganz erschrocken aber bin ich über den altdeutschen Turm, den der Minister Stein zum Andenken der Befreiungskriege mit jahrelangen Anstrengungen und Kosten aufgerichtet, von dem unaufhörlich die Rede war, und der auch mir immer als eine große Sehenswürdigkeit gerühmt worden ist. So was Klägliches und Geringes, Unzweckmäßiges und Geschmackloses habe ich mir nicht vorgestellt . . . Durch noch schlechteres Treppchen gelang man oben hinauf, wo die Tafeln mit den Schlachttagen sind, und die Büsten der drei Monarchen. Die Büsten von Marmor sind schön, die Tafeln — goldene Buchstaben und Ziffern aus Eisenplatten — sind nicht übel; aber alles macht doch nur einen dürftigen Eindruck, als Denkmal ist es gar nichts . . ."

Die Befreiungskriege waren ein beliebtes Thema für monumentale Anlagen, man denke an den Obelisken am Brünner Franzensberg (1818), den Pantheon der Schlacht von Leipzig im Schloßpark von Schönhof (1815) und an den Obelisken zur Erinnerung an die Gründung der hl. Allianz in Teplitz (1813) im Metternich'schen Schloßpark von Königswart.

Wir sind dort angelangt, woher wir diesen Gang durch die Geschichte und Genealogie eines Schloßmuseums in Böhmen angetreten hatten. Bevor wir uns der interessantesten Epoche des Königswarter Schloßmuseums zuwenden, bleibt noch einiges zu sagen. Wenn einmal die Bestandsaufnahme aller Schloßinventare vorgenommen sein wird, wieviel Beiträge zur Geschichte der Sammlerleidenschaft des Menschen werden sich uns dann darbieten?

74) Briefe aus Wien, Gesammelt von Wilhelm Bauer. Leipzig.

75) Hugo Rokyta, Kult památek v období mezi romantismem a realismem. Praha 1964 (Dissertation zur Erlangung des wissenschaftlichen Grades CSc bei der Tschechoslowakischen Akademie der Wissenschaften in Prag).

76) Aus dem Nachlaß Varnhagens von Ense, Tagebücher von K. A. Varnhagen von Ense. Bd. I. Leipzig 1861.

Wieviel vergessene und ihres Zusammenhanges mit ihrem Milieu beraubte Kulturgeschichte wird sich hier vorfinden, wieviel Realien und Materialien, die sonst unwiederbringlich verloren wären, haben hier ein Refugium gefunden? Gewiß, die Kirchen und Kapellen und Oratorien bewahren noch am meisten Gerät und Parament, die Ehrfurcht, Pietät und ihre exklusiven Verwendungsmöglichkeiten vor Profanierung schützen konnten. Aber dann kommen sogleich die Schlösser mit ihren Gelassen und weiträumigen Dependencen, die es erlauben, daß eine vergessene spielerische Leidenschaft eines Ahnherrn durch mehrere Generationen hindurch unberührt in wenig betretenen Gemächern künftigen Interesses harrend, erhalten geblieben ist. Was in städtischen Behausungen, bürgerlichen Wohnhäusern und Palästen Umzüge, Erbgänge, Kauf und Verkauf, sowie Auflösung von Haushalten verursacht haben, daran muß hier füglich nicht erinnert werden. Die Schlösser bleiben die Speicher von überkommendem Gerät und werden in ihrer Gänze zu einem Museum, bevor dieses selbst institutionellen Charakter erhalten hatte.

„Allgemein ist jetzt die Lust am Sammeln, Aufzuspüren, Bewahren; nie hat man so viele Sprachdenkmale der Völker bearbeitet, die Alterthümer überhaupt, die Einzelheiten der Vorzeit, die Eigenthümlichkeiten jedes Ortes und jeder Landschaft. Das ist mir grade ein Zeichen, daß in dem nächsten Zeitalter viel untergehen und verschwinden wird, daß es hohe Zeit ist, einige Proben des Frühergewesenen zu erhalten, denn bald wird dieses gänzlich fehlen. Die Brüder Grimm sind solche Retter. Ein ungeheuerer Stoff von Gelehrsamkeit drängt sich eilig in sie zusammen, um mit ihnen überzuschiffen. Eben so ist es mit der Geschichte und den Alterthümern der Kirchen, diese resumieren sich schnell, um dann auf weit hinaus vergessen zu werden. Das nächste Jahrhundert wird in der Menschheit eine ganz andere Richtung zeigen, ihm wird tausenderlei fremd sein, was uns heute ernstlich beschäftigt, wir selbst werden ihm wie Menschen eines dunklen Mittelalters erscheinen und durch eine tiefe Kluft von ihm geschieden sein. Unsere Literatur selbst wird uns in scharfer Zusammendrängung fortleben, und unsere besten Schriftsteller Werke werden sich dezimiert sehen; mehr vielleicht als die griechische und römische Litteratur ist die unsere gefährdet, und es ist die Frage, ob ungeachtet der mächtigen Hilfe der Druckerei unsere Bücher nach zehntausend Jahren noch so reichlich da sein werden, als es jetzt die griechischen und römischen Schriften sind! Das ist keine hypochondrische Betrachtung, im Gegenteil! Welch frisches neues Leben und Schaffen wird dabei vorausgesetzt! Und in der That, das Leben ist noch lange nicht lebendig genug."

K. A. Varnhagen von Ense (7. April 1846), (Tagebücher von K. A. Varnhagen von Ense. Aus dem Nachlaß Varnhagens von Ense. Bd. III. Leipzig 1862.)

Wiederum steht über dem zeitgenössischen Hang und der Freude an „Sammlung" Goethes Wort:

„Du betrachtest mit Staunen die Trümmer alter Gebäude und durchwandelst mit Sinn diesen heiligen Raum."

Johann Wolfgang Goethe. Römische Elegien.

Eine bemerkenswerte und bisher in der Literatur über Schloß Königswart und seine Landschaft unberücksichtigt gebliebene Stimme findet sich bei Carl Gustav Carus (1789—1869), dem vielseitig engagierten Arzt, Philosophen, Kunstschriftsteller und Maler, kgl. sächsischen Hofarzt und Professor für Geburtshilfe in Dresden, der in freundschaftlichem Verkehr mit Goethe gestanden. In seinen „Lebenserinnerungen und Denkwürdigkeiten" (II. Teil; Leipzig 1865) beschreibt er einen Tagesausflug in Begleitung eines sächsischen Prinzen im Juni 1834 von Marienbad aus nach Königswart:

„Sodann habe ich doch auch noch einer für den Prinzen arrangierten Fahrt nach Königswart, der Besitzung des Fürsten Metternich, zu gedenken . .. Die Gebäude des Schlosses sind klein, und die Zimmer nichts weniger als glänzend eingerichtet; dafür war mir das Verhältnis des Ganzen zu dem weiterhin gelegenen Städtchen Königswart, und besonders zu der oberhalb desselben gelegenen alten mit Bäumen durchwachsenen Burgruine, deshalb sehr merkwürdig, weil ich nicht umhin konnte, durch all diese Oertlichkeiten ganz entschieden an die der berühmten Goethe'schen Novelle erinnert zu werden. War denn nicht Goethe so oft in Marienbad? muß ihm nicht auch diese Szenerie genau bekannt gewesen sein? und kann man wohl die angelegten Gänge in der Ruine und die hoch darüber sich wölbenden Bäume umwandeln, ohne des Ortes zu gedenken, wo der Löwe von dem wunderbaren Kinde besänftigt wird?"[77]

Zweierlei berichtet hier C. G. Carus, was von Bedeutung ist. Zunächst haben wir es mit einem Besuch des damals noch bestandenen alten Schloß Königswart, vor dem Neubau zu tun. Was er über die beengten Raumverhältnisse desselben sagt, findet dann noch seine Ergänzung in der Beschreibung der Sammlungen:

„Die Gesellschaft speiste in dem fürstlichen Saale des Schlosses, und sah nach der Tafel jene, unter Obhut des ehemaligen Scharfrichters von Eger stehende, ja großentheils von diesem geschaffene Curiositätensammlung durch, deren in den Briefen aus Goethe's Badeleben oft genug Erwähnung geschieht. Eine gewisse unordentliche Ordnung oder ordentliche Unordnung, ging dort allerdings bis ins Einzelne. Da liegen die Münzen Napoleon's unter den türkischen (vielleicht andeutend für die Zukunft), und die der Hansestädte unter denen von Marokko und Indien. Einige Mumien, von Prokesch-Osten herübergebracht, zeichnen durch schöne Malereien der Mumienkästen sich aus, die Hellebarte von der Ermordung Wallenstein's fehlt auch hier nicht, ein trefflich skeletierter, sicilianischer Stierkopf aber mit ungeheuern glänzend polirten gewundene Hörnern erschien mir damals als Krone der ganzen Sammlung."[78]

Die Schilderung der im beengten Milieu des alten Schlosses aufgestellten Sammlungen ergänzt unsere bisherige Kenntnis über deren Aufstellung wesentlich.

---

77) Carl Gustav Carus, Lebenserinnerungen und Denkwürdigkeiten. II. Teil. Leipzig 1865.

78) s. w. o.

Noch einmal kommt Carus auf das ihm aus Goethes „Novelle" vertraute Milieu zurück. Es heißt darüber:

„Nach all diesen Betrachtungen stieg man zu Wagen und rollte durch das schmutzige(!) Städtchen Königswart, dessen sämtlich ärmliche Bevölkerung an die Thüren stürzte, die sechsspännigen Wagen zu sehen, bis der Fuß des Burgberges erreicht war, dessen schöne Laubgänge dann durchwandert wurden. Wohl ist es hübsch, wie die schlanken Farrnkräuter sich auf den umgestürzten Felsblöcken wiegen, und aus den öden Fensterbrüstungen junge Ebereschen hervorwachsen! Wie gesagt aber, als ich von da oben hinabschaute, ging besonders die ganze Goethe'sche Novelle mir am Geiste vorüber!

Auf dem Rückwege nach Marienbad leuchtete uns dann noch ein schönes Abendlicht durch die tiefdunklen Massen der dichten Nadelwaldungen!"[79]

Bisher haben so gut wie alle bohemikalen Germanisten den Schauplatz der Goethe'schen Novelle in die oberhalb von Teplitz gelegene Landschaft von Graupen (jetzt Krupka) verlegt. Das Zeugnis des Kenners Goethe'schen Kolorits für Königswart verleiht dieser Landschaft einen neuen Akzent in der Geistesgeschichte Böhmens.

III.

Die bisher unberücksichtigt gebliebene Quelle zur Entstehungsgeschichte der Königswarter Sammlungen, aber auch eine Fundgrube von Lebensmaximen eines gebildeten Klerikers aus der Zeit um 1848, stellen zwei Elaborate des Professors Paul Rath dar, in welchen er mit seiner an Hypochondrie grenzenden Gewissenhaftigkeit dem Kanzler Metternich über alle Maßnahmen berichtet und auch interessante persönliche Bemerkungen einstreut. Das erste Elaborat, genannt „Kurzgefaßte Übersichtl.-Alphabet, saemmtlicher Museumsprojekte mit genauer Hinweisung auf ihre im Universal Kataloge niedergelegten Detailbeschreibungen zusammengestellt von P. Rath O.S.P.B. 1854"[80]. Im „Vorwort zum Verständnis dieser und aller meiner anderen Katalogarbeiten" verweist Prof. Rath auf sein Schlußwort zum V. Band des beschreibenden und raisonierenden Detail-Katalog. Wir erfahren von Raths umfangreichem Programm, die Schloß-Sammlungen betreffend, vom Juli 1843 an, als er mit der fürstlichen Schloßkaplanei und dem Museumsdienst betraut wurde. An Stelle der vorgefundenen Schausammlungen von Münzen hätte er — Rath — sogleich auf die Sicherheit derselben bedacht, eine andere wissenschaftliche Anordnung in Angriff genommen. Prof. Rath stellte damals die Stela Metternich auf[81]. Noch im gleichen Jahr sollte er auf Wunsch des Kanzlers einen sechswöchigen numismatischen

79) s. w. o.

80) „Abschrift des Se Durchlaucht im April 1854 eingesendeten Manuscripte. Rath" — Sign. Schloß Kynžvart (Königswart), 27 — c G/B.

81) E. B. Scott, The Metternich stele. The Metropolitain Museum of Art. New York. April 1951.

Kurs beim Direktor des k. k. Münz- und Antiken-Kabinetts Joseph Calasanz Ritter von Arneth[82] absolvieren. Als er jedoch im Oktober in Wien zu diesem Zwecke eintraf, wurde ihm vom Kanzler eröffnet, er werde nun als Erzieher der Söhne Richard und Paul beansprucht werden — „und zwar ohne Behebung meiner Amtspflichten als Custos der hochfürstlichen Sammlungen zu Koenigswart" — schreibt Rath. Fast möchte man sagen, zu seiner eigenen Beruhigung, in dieser Relation. Trotz doppelter Belastung inventarisiert Rath in dieser Zeit alle Neuzugänge der Sammlungen. Metternich gewährt ihm die Vergünstigung, seine in Königswart zurückgebliebene Mutter besuchen und nach Wien bringen zu dürfen. Inzwischen war Professor Kersten[83] aus Freiburg in Königswart eingetroffen und hatte die mineralogischen Sammlungen begutachtet. Ebenso wurde Arneth bemüht, welcher die Falsa aus der Münzensammlung Metternichs eliminiert hat und dem neuen Custos Prof. Rath nahelegte, die numismatische Sammlung im Jahre 1846 nach Wien bringen zu lassen. Hier konnte bereits Adalbert Stifter im Hause Metternich das Schicksal dieser Sammlungen kennengelernt haben, die ihn so ausführlich bei den Inventarisationen der Sammlungen von Risach und von Heinrichs Vater im „Nachsommer" beschäftigen sollten. Rath berichtet, er habe jeden in seinem Erzieheramte offen gebliebenen Augenblick benützt, um die numismatischen Sammlungen zu fördern und am Katalog zu arbeiten. Diese Inventarisierungsarbeit wird in minutiösester Form geschildert, die oft geradezu an die Beschreibung einzelner Handreichungen und Vorgänge im „Nachsommer" gemahnt. Rath glaubt in seinen Relationen an den Kanzler über jeden Zeitverbrauch Rechenschaft ablegen zu müssen. Er hielt sich an die Gewohnheit seines Ordenslebens. In den nun folgenden Herbstferien richtete Prof. Rath mit Hilfe seiner Zöglinge, der beiden Metternich'schen Söhne Richard und Paul sowie des jungen Grafen Traun[84] und dessen Erzieher den Waffensaal und die Ethnographischen Sammlungen auf Königswart ein. Damals wurde die zu den Sammlungen führende Wendeltreppe auf Schloß Königswart erbaut. Fast kindlich erfreut, sonnt sich Prof. Rath in dem jedesmaligen Beifall des Kanzlers bei der Besichtigung seiner Arbeiten im Museum, so auch diesmal gelegentlich des Zustandekommens der Installierung, die Rath selbst nicht ohne Selbstbewußtsein „ein kleines historisches Arsenal" nennt. Mit Hilfe eines Schloßdieners namens Franz, nahm nun Prof. Rath die Rettung der bekannten Königswarter ägyptischen Mumie[85] in Angriff, die damals bereits zunehmender Fäulnis verfallen war. Der Fürst hatte bereits die Erlaubnis erteilt, Rath möge dieselbe, falls notwendig, beerdigen lassen. Nichtsdestoweniger restaurierte Prof. Rath im weiteren Verlauf dieselbe sowie Teile des Sarkophags. Im Herbst übernahm

82) Joseph Calasanz Ritter von Arneth (1791—1863), österreichischer Historiker.
83) Professor C. Kersten, Naturwissenschaftler.
84) Hugo Graf Traun (* 1828), später Chef der Meissauer Linie. Österreichischer Diplomat und Ober-Ceremonienmeister des Hofes. Konstantin von Wurzbach, Biographisches Lexikon.
85) s. w. o., 80.

Prof. Rath die Erziehung des dritten Kanzlersohnes Lothar. Die Sommermonate verbrachte Rath zu dieser Zeit regelmäßig auf Königswart. Im Jahre 1846 brachte er einen Teil der Münzen (die Taler und Medaillenformate) nach Königswart zurück. Der sommerliche Museumsbesuch unterbrach dann gewöhnlich seine organisatorischen Arbeiten an den Sammlungen. Inzwischen hat er bereits Anerkennung bei Fachleuten gefunden, die er nicht verschweigt, wenn er auch in höflicher Reverenz Metternich als den „Gründer dieser für Geschichte, Kunst und Wissenschaft so verdienstlichen Monumentik" anspricht. Oft spricht aus den folgenden Zeilen der Relation die Empfindlichkeit eines gekränkten Wissenschaftlers. Ein ziemlich alltäglicher Vorgang, wie jener im September 1846, verdient dabei festgehalten zu werden. Nach seiner Rückkehr aus Königswart nach Wien, mußte Professor Rath feststellen, daß in seinem Zimmer im Wohntrakt der Familie in der Staatskanzlei die Parkettanlage in seiner Abwesenheit erneuert worden war und seine Möbel darum umgestellt werden mußten. Unvorsichtigerweise wurden die Kästen, welche einen Teil der Königswarter antiken Münzen enthielten von den beschäftigten Arbeitern gestürzt und damit diese Sammlungen einigermaßen durcheinandergebracht. Prof. Rath ist darüber völlig konsterniert, weil er an die Neuaufnahme der Bestände schreiten mußte. Im Jahre 1847 richtet er dann das bekannte Pretiosenkabinett auf Schloß Königswart ein[86].

Die Berichte über die Entstehung der Königswarter Sammlungen von Professor Rath überschreiten weitaus ihren Rahmen im Zusammenhang mit den Ereignissen der März-Revolution im Jahre 1848. Sie haben zudem den Reiz einer unmittelbaren Zeugenschaft aus Metternichs nächster Umgebung. Die Ereignisse im Zusammenhang mit Metternichs Rücktritt im März 1848 sind verschiedentlich geschildert worden[87]. Unbestritten bleibt, daß er auf den Rat seiner Umgebung hin erst an die Flucht dachte[88]. Metternich verließ erst in der Nacht auf den 15. März Wien in einem geliehenen Fiaker mit seiner Frau, den Kindern, Karl von Hügel, Rudolf von Liechtenstein und Johann Bernhard Rechberg. Die Reisegesellschaft rastete auf Schloß Feldsberg (jetzt Valtice) an der niederösterreichisch-mährischen Landesgrenze. Schloß Feldsberg war Liechtensteinischer Besitz. Die örtlichen Behörden sollen Metternich gebeten haben, so rasch wie nur möglich weiterzureisen. Die Angaben über die Dauer des Aufenthaltes der flüchtigen Metternich in der ersten Raststation sind widersprüchlich. Palmer will wissen, daß der Bürgermeister selbst interveniert und vor einem längeren Aufenthalt gewarnt hätte. Die Familie hätte trotzdem die erste Woche hier verbracht und dann die Kinder mit der Eisenbahn nach Nikolsburg (jetzt Mikulov) geschickt, um sie von dort in Begleitung des Grafen Rechberg nach Wien zu bringen. Die jüngeren Kinder kamen im Spätherbst zu den Eltern, nachdem Prof. P. Paulus Rath seine Mission in Königswart, über die noch zu berichten sein wird, erfolgreich beendet hatte. Vallonton berichtet dazu:

86) „Abschrift des Se Durchlaucht im April 1854 eingesendeten Manuscripte. Rath" —; s. w. o.

87) S.: Anm. 12.

„Am 28. Oktober 1849 kommt Metternich in Brüssel an mit vier Kindern, dem Abbé, der als Erzieher verpflichtet ist, einem Arzt und mehreren Bediensteten."

Der Abbé war Professor P. Paulus Rath, der Arzt Dr. Friedrich Jäger.

Der Fluchtweg von Feldsberg führte zunächst nach Olmütz. Hier verweigerte ihm der Stadtkommandant die Einfahrt in die Stadt. Metternich, so heißt es, hatte beabsichtigt, den Erzbischof M. J. Freiherr von Somerau-Beeckh um Gastfreundschaft zu bitten. Man benützte darum zur Weiterfahrt nach Prag die Eisenbahn „sich verbergend wie Diebe" und stieg eine Station vor Prag — in Běchovice — aus. Von Prag fuhren die Metternich mittels Wagen nach Dresden, wo das Ehepaar Pässe auf die Namen Herr und Frau von Matteux bekam. Von hier ging die Reise in eigener, auf einen Waggon aufgesetzten Berline, mit heruntergezogenen Vorhängen nach Hannover und von dort über Holland nach England, wo man am 20. April 1848 in London eintraf. Metternich, dessen zerrütteter Haushalt im Kreise seiner Vertrauten Ziel mancher spöttischen Bemerkung gewesen war[89], war im Augenblick seines Sturzes ohne Barmittel. Salomon von Rothschild schickte dem völlig unvorbereiteten Ex-Kanzler 1000 Dukaten. Es ist bekannt, daß die eigenwillige Finanzgebarung Metternichs nach seinem Sturz während des Kremsierer Reichstags diskutiert wurde. Es wurde auch die Forderung laut, den Fürsten wegen veruntreuter Gelder zur Rechenschaft zu ziehen und seine Güter zu sequestieren. Der Finanzminister hätte selbst die Notwendigkeit einer strengen Untersuchung zugegeben. Er widerlegte auch nicht die Invektive, Metternich hätte die böhmische Herrschaft Plasy im Jahre 1806 zwar für den Betrag von 4 Millionen Frank gekauft, jedoch nie bezahlt. Anton H. Springer behauptet, daß selbst die eigenen Hausbeamten des Fürsten den gegen ihn ausgesprochenen Verdacht, als nicht unbegründet angesehen hätten. Sie hätten sich beeilt ihre Pensionen und sonstigen Forderungen auf seinen Gütern sicherstellen zu lassen[90]. Noch meint Springer, ein absichtlicher Betrug wäre dem in Finanzdingen „vornehm unwissenden Manne" gewiß ferngelegen. Am 28. Oktober 1849 darf Metternich mit den Seinen nach Brüssel. Es war bereits von seiner Begleitung, von 4 Kindern, dem Abbé als Erzieher derselben und dem Arzt die Rede. Wir wissen aus dem Vorhandensein eines nach England vidierten Passes aus der Verlassenschaft von Professor Rath, daß er der Familie seines Herrn nachgefolgt war.

Vorangegangen war indes folgende Episode: Prof. Rath hatte in der Nacht des 13. März — so berichtet er in seiner Relation — die Weisung erhalten, unverzüglich nach Königswart abzureisen — „um dort in Sicherheit zu bringen, was etwa noch zu sichern wäre". — Metternich vertraut sichtlich

---

88) s. w. o.

89) s. w. o.

90) Anton H. Springer (1825—1891). Gebürtiger Prager, deutscher Historiker von tschechischer Abkunft. Schüler von Exner und Augustin Smetana. — Geschichte Österreichs seit dem Wiener Frieden (1863—1865). — Geschichte des Revolutionszeitalters 1789—1848 (1849). — Österreich nach der Revolution (1850).

dem geistlichen Gewande und der Ergebenheit des Erziehers seiner Kinder, sowie dem an Enthusiasmus grenzenden Verhältnis des Custoden zu seiner Königswarter Schloß-Sammlung. Nach achtundvierzigstündiger Eilfahrt war Prof. Rath mit 7 Kollis, Museumsgegenstände enthaltend, um 8 Uhr abends eingetroffen, an dem die erwartete Plünderung des Schlosses sicheren Vernehmen nach, hätte stattfinden sollen. Rath berichtet, er habe in Plan bei Marienbad unterwegs wirklich Bauernzusammenrottungen gesehen. Der geistliche Erzieher im Hause Metternich beschreibt die unzulänglichen Absperrmaßnahmen am Schloßgitter und veranlaßt im Benehmen mit dem Schloßinspektor Bieba, daß die wertvollsten Bestände der Sammlungen vermauert werden sollen. Dieser Zustand bleibt dann tatsächlich durch 1¼ Jahre bestehen. Vielleicht klingt der weitere Bericht Prof. Raths, er habe dann mit einem Teil der noch brauchbaren Waffen aus den weiterhin offen verbliebenen Sammlungen die Schloßdiener bewaffnet, ein wenig anekdotenhaft. Indes, vielleicht hat gerade die Anwesenheit des geistlichen Professors dem Kanzler einen Sturm der erregten Egerländer Bauern aus der Umgebung auf das Schloß erspart.

Es entbehrt nicht einiger Ironie, daß die erste freigewählte Gemeindevertretung der zweiten Metternich'schen Herrschaft in Böhmen in Plasy bei Pilsen, den im Exil weilenden Kanzler Metternich zu ihrem ersten Bürgermeister gewählt hat. Metternich ließ sich in seiner Abwesenheit von seinem Herrschaftsbeamten Anton Reichenbach vertreten[91].

Im September 1849 wurde auf Raths Veranlassung an die Öffnung des vermauerten Museumsfonds geschritten, um mit Betrübnis feststellen zu müssen, daß Vieles von Schimmel überzogen war, die Edelmetalle erblindet waren und die Zettel der Beschriftung unbrauchbar geworden waren. — Zwischendurch weilte Professor Rath vorübergehend im Exil seines Chefs in Brüssel. König Leopold hatte dem Exkanzler erlaubt mit den Seinen im „ruhigsten Land der Welt" Aufenthalt zu nehmen. Zu den Seinen zählt Metternich im Oktober 1849 nächst der Gemahlin vier Kinder, den Abbé „der als Erzieher verpflichtet ist", einen Arzt und mehrere Bediente[92].

Bei der Neuaufstellung holte sich Professor Rath eine Lungenentzündung. Manche Klage vernehmen wir aus seinem Munde um diese Zeit über den Zustand der Bibliothek, deren Katalog der Metternich'sche Bibliothekar Heinrich Schiel[93] in den Jahren 1845—1853 in acht Bänden als Autoren- und Fachkatalog verfaßt hatte.

Nach beendeter Saison im Jahre 1850 begann Prof. Rath mit der Inventarisierung und Katalogisierung der Ethnographischen Sammlungen. Damals vermehrte Rath die Schloß-Sammlungen auf Königswart um eine umfangreiche Kollektion von Papiergeld. Sie scheint nach seinen Worten beim

---

91) Henry Vallonton, Metternich, s. w. o. Anm. 12.

92) Heinrich Schiele, Catalogus bibliothecae Metternichianae, digessit Henricus Schiele (1845—1853). Schloß Königswart (Kynžvart). Böhmen.

93) Bohumír Lifka, Knihovny státních hradů a zámků. Publikace Státní památkové péče. Praha 1954.

Publikum Anklang gefunden zu haben. Er selbst möchte damit zur Entwicklungsgeschichte des Geldes mit dieser „Monstrosität" beigetragen haben. Prof. Rath ist sich der heterogenen Bestandteile der vom ersten Custos auf Königswart, dem ehemaligen Egerer Scharfrichter Karl Huß, überkommenen Kuriositäten-Sammlung bewußt, wenn er sich möglichst schonend über die Kataloge seiner Vorgänger nachstehend äußert:
„Ein Katalog in welchem das Waschbecken einer Welt-Celebrität (gemeint ist Napoleon) und der rostzerfressene Schlüssel eines unbekannten Burgverlieses ihre Plätze finden, die prunkende Kriegstrophäe neben dem harmlosen Trinkgeräth eines friedlichen Egerländers, der reiche Erzeugnis-Wechsel der Gegenwart und des Lebens neben der eingesargten Mumienhieroglyphe aufgenommen werden sollten, mußte für seinen Anfang wie für sein Ende gleiche Verlegenheiten darbieten. Um mir indess wenigstens ein erreichbares Partialziel auszustecken las ich eines Tages alle im Museo vorfindlichen Antiken auf, und schaffte sie in meine Wohnung. Hier nun untersuchte, prüfte, besserte ich dies und beschrieb so gut es ohne der mir unzulänglichen Ratherholung, eben gehen konnte, und finden sich in meinen ausgesprochenen Ansichten Irrtümer, so sind sie wenigstens nicht mit Arroganz verfochtene oder durch Leichtsinn u. eitle Selbstüberschätzung erzeugte."

Professor Rath war sich damit der Problematik vieler Bestandstücke der Königswarter Schloß-Sammlungen und ihres Rufes bewußt, und stellte daher ein System von fünf Sektionen auf, die dann in seinen umfangreichen Katalogen in Erscheinung treten sollten. Sie stellen das Lebenswerk des beflissenen Custoden Rath dar. Es sind die Sectionen der Antiken, die ethnographische, historische, technische Section, die Section der Seltenheiten. Hinzu kam gemäß seiner Einteilung ein Supplement für neue Acquisistionen. Er unterläßt nicht die Feststellung, daß die Exponate gemessen und gewogen wurden. Der Abfassung des Alphabetischen Katalogs von Seiten Prof. Raths war wieder einer seiner sehr häufigen Konflikte mit der Central-Kanzlei des Fürsten (30. Juni 1854) vorangegangen. Dieselbe beharrte entgegen den Ansichten des Professor Rath, der einen Realkatalog in Arbeit genommen hatte, auf der Vorlage eines Alphabetischen Katalogs.

Wir entnehmen dem Alphabetischen Katalog einige bezeichnende Exponate, die Raths Verlegenheit hervorgerufen haben mögen. Es sind Amulette des Lord Byron, Kostümgegenstände aus den Kinderjahren des Kronprätendenten Don Carlos von Spanien, sowie aus der Garderobe des Kanzlers; ferner Asche aus dem Achilles-Tumulus bei Troja, neben einem byzantinischen Basrelief ein Paar weißer Kinderhosen, ein Billardball vom Congreß zu Münchengrätz, eine goldene Bonboniere mit dem Miniaturporträt der Königin Hortense, Folterwerkzeuge, Bronze-Lampen aus Pompeji neben Brotteigfigürchen; eine spanische Carlisten-Mütze neben Czibukköpfen, Daguerotypien neben Daumenschrauben, ein angeblich hussitischer Dreschflegel, Elefantenzähne, Frisierkamm einer Gräfin Metternich, ein ebensolcher aus dem Besitz der Kaiserin Maria Theresia, sowie deren Haarlocke, neben weiteren Locken von Kaiser Franz, Napoleon I., Wellington und der Agnes Sorel. Dann werden Geschenke, Gläser und Geweihe, Vasen, Lampen, Helle-

barden, Helme und Hufeisen aufgeführt. Neben Kunsttischlereigegenständen rangieren die Lorgnette des seligen Hofrats von Gentz, sowie des Fürsten Ypsilantis Gürtelmesser, Münzsammlungen, Mumien und Musikinstrumente, Ölgemälde neben Ordensdecorationen des Herzogs von Reichstadt samt seinem Spazierstock und weiteren solchen Exemplaren aus dem Besitz von Potentaten, Reliquien, ein Richtbeil und Richtschwerter, Siegelabdrücke, Tabatieren, Taschentücher und der Überrock des Herzogs von Wellington, Wachsbilder und schließlich das schon erwähnte Waschbecken Napoleons. Gar nichts Außergewöhnliches stellt diese museale und dem Geschmack des Publikums der westböhmischen Bäder entsprechende Sammlung dar, der wir wahllos die aus der Sammlung von Karl Huss übernommenen Stücke entnehmen können.

Professor Rath, unermüdlich im Planen, stellt indes für die nächsten Jahre seine weiteren Aufgaben im Dienste der Königswarter Schloß-Sammlungen gebührend in den Vordergrund. Es sind dies die Abfassung mehrerer Volumina an Katalogen und Inventaren: ein beschreibender Katalog der Kupferstiche, Radierungen und Lithographien, ein Katalog der ornithologischen Sammlungen, der Insecten und Petrefacten; er kündigt ferner die Umarbeitung der Mineraliensammlung und ihres Katalogs an, sowie die Neuordnung und Katalogisierung der orientalischen Münzsection. Für einen eventuellen späteren Zeitpunkt stellt der fleißige Custos noch die Anlage eines Synoptischen Münzkatalogs in Aussicht. Am Schlusse seines Elaborates angelangt, des dicht mit fleißiger Currentschrift umfassenden Heftes, das vom 24. März 1854 datiert ist, lobt Professor Paul Rath den ihm zugeteilten Museumsdiener Josef Wirth. Später fügt der gewissenhafte Custos, wohl nach irgendeiner Enttäuschung, dem Manuskript an dieser Stelle ein Fragezeichen bei und nennt sich selbst einen treu gehorsamsten Diener P. Paul Rath Ord. SPB.

Wir besitzen noch eine zweite, nicht minder umfassende Relation von der Hand des Professors Paul Rath über die nächsten Jahre seiner Tätigkeit mit dem umständlichen und an Hinweisen überreichen Titel:
„Fortsetzung der Notizen über die stufenweise Vornahme meiner Museums-Arbeiten und den daraus ersichtlichen Zeitverbrauch" (Schlußbemerkungen d. V^ten Bandes meines Museumskatalogs. Königswart, den 15^t. März 1859)."

Die Relation beginnt mit einem Lamento über die Verständnislosigkeit der fürstlichen Zentralkanzlei, just zu jenem Zeitpunkt, als Rath um Beistellung eines Copisten nachgesucht hatte. — „Die erwähnte diesfällige Weisung liegt meiner Briefsammlung bei und bildet mit eines jener Schrift-Documente, die mir die schmerzliche Lehre gaben, und ich mich in meiner Stellung als Custos der hochfürstlichen Sammlungen, fortan auf ein Feld geschoben sehen sollte, dessen fleißigste Bearbeitung, weil so ganz außer allem Verständnisse und Sonder-Interesse der allmächtigen Central-Güter-Direction liegend, mir weder Unterstützung noch Anerkennung eintragen würde" — schreibt Professor Rath leicht gereizt. Und um diese Anerkennung bangt und fleht er doch zu allermeist. Schon beklagt er sich, daß er für den angefertigten Alphabetischen Katalog, den er dem Fürsten im Jahre 1854 nach

Wien geschickt hatte, weder eine Empfangsbestätigung noch — „ein Wort der Beifallsäußerung" erhalten habe. Ja, bei seinem Aufenthalt in Wien in den Wintermonaten des Jahres 1851 und 1852 hätte er die für den Fürsten geordnete Landkartensammlung auseinandergeworfen und in einem Seitengemach umherliegend vorgefunden. Der Katalog war nicht mehr vorfindlich. Ein 12 Jahre hindurch besoldeter Bibliothekar[94] hätte weitere 8 Jahre lang die Ordnung der Bibliothek nicht bewerkstelligen können. Er — Rath — sei von der Central-Güter-Direction grob und abschlägig beschieden worden, als er um ein größeres Quantum Papier zur Anfertigung von Envelopen für die Gravüren anläßlich ihrer Katalogisierung nachgesucht hatte. —

„Ich sage nichts, was ich nicht durch Autographa belegen kann", schreibt Rath und berichtet, er habe selbst in Eger das Papier für 4291 Gravüren aus eigenen Mitteln gekauft. Indes sei ihm die geradezu superlative Anerkennung, die er dann dennoch von Seiten des Fürsten bekommen hätte ein genügender Lohn für seine Mühen, Entbehrungen und Kränkungen gewesen. Es scheint zu Metternichs Taktik gehört zu haben, den empfindlichen Kleriker nach einer Reihe von eingebildeten und tatsächlichen Kränkungen mit der ihm eigenen Grandezza wieder völlig entwaffnet zu haben. Wir werden im weiteren noch manche Zwiespältigkeit Metternichs aus dem Verhalten seinem bis zum Excess ergebenen Custos gegenüber herauslesen können. Vielleicht beruhten manche der gesellschaftlichen Erfolge des Kanzlers auf dieser im österreichischen Hofdienst nicht ganz unbekannten Taktik. Güterdirektionen waren kleine Paschalike. Wer sich kraft seiner Zugehörigkeit zum engeren Familienclan der Herrschaft von den Oberbeamtenchargen und ihrem Familienkreis separierte — und Rath wird hier den Trennungsstrich messerscharf eingehalten haben — der befand sich, zumal in wirtschaftlichen Dingen, außerhalb eines liebevoll gehegten Versorgungs-Limes. Wie ärgerlich findet er es und für ihn erniedrigend, daß man ihm den Genuß von Deputaten während seines Aufenthaltes in Wien vorenthält. Er käme sich wie ein Taglöhner vor. Ein anderer Ärger, den ihm die Central-Güter-Verwaltung zu bereiten wußte, ist mit seinem Gehaltstatut verbunden. Professor Rath erhielt 450 fl. Barbesoldung, dazu 150 Gulden Gehaltsaufbesserung. Als er — vermutlich beim Fürsten um eine neuerliche Erhöhung angesucht hatte, wird ihm mit der Rentamtskanzleien eigenen Logik die 150 fl. betragende Aufbesserungssumme als wirklicher Bestandteil des Bargehaltes angewiesen. In tiefer Resignation bekennt er, daß er sich die Ungunst der Beamtenschaft zugezogen habe, weil er es für seine Dienstpflicht gehalten hätte, Übelstände in Königswart und verfehlte Maßnahmen zur Sprache zu bringen. Die Oberbeamten der Güterverwaltung wußten ihn dafür jahrelang empfindlich zu treffen, wenn nicht Metternich Grund gehabt hätte, seinen Custos dann und wann mit einer großzügigen Geste zu belohnen. Dann lebt der resignierte Schloßkaplan für eine Weile auf und bescheidet sich schon halb wieder versöhnt mit sprichwörtlichen Redensarten des österreichischen Beamtenjargons. Er hielte es mit dem ererbten Sprichwort eines „vielverkürzten

94) Heinrich Schiele, s. w. o. Anm. 92 und 93.

lieben Freundes" in das er sich nach seinen Worten „wie in warmhaltende Falten einhülle" und das laute:

„Wer zum Tornister geboren ist, bringe es nie zu einem Reisekoffer."

Wer möchte angesichts solcher Resignation nicht an Raths Freund Adalbert Stifter denken?

Unter dem Jahresbericht für 1854 finden wir auch eine ausführliche Schilderung über Raths Beteiligung und Inanspruchnahme anläßlich der canonischen Visitation und Anwesenheit des Kardinals Schwarzenberg. In diese Zeit fällt ein Wunsch Metternichs, die Schaustellung aller Münzen des Kabinetts zu bewerkstelligen, sowie die Katalogisierung der Incunabeln vorzunehmen. Überflüssig danach zu forschen, mit welcher Eile und Vehemenz Professor Rath diesen Wünschen nachgekommen ist. Vermutlich hat er für die Erfüllung dieser Wünsche seines Herrn im Jahre 1855 die Zusicherung erhalten, im August zur Pariser Industrie-Ausstellung und im folgenden Winter nach Wien reisen zu dürfen. Professor Rath beeilt sich zu versichern, daß er noch im gleichen Jahre mit Hilfe des Gutssekretärs Thomas alle Münzen gewogen hätte, sowie auf Metternichs persönlichen Wunsch alle im Schloß aufgehangenen Bilder, sowie die Ausstellungsobjekte, einschließlich jener auf den Gängen und Stiegenräumen, katalogisiert und in Papiermaquetten eingezeichnet habe.

Doch schon ist wieder ein Stein des Anstoßes gegeben und Professor Rath beklagt sich wiederum bitter, wie man seine Arbeit nahezu ignoriere:

„. . . eben war ich mit der letzten Pièce des oberen Stockwerkes beschäftigt als mir Herr Graf Jozef Zichy[95] *mit Lachen erzählte: soeben habe Papa abermals Bilder umhängen und in andere Zimmer tragen, Möbel umstellen und vertauschen lassen, und dadurch meine ganze Darstellung eine Lüge geworden."*

Gewiß gehört das alles zu den anderorts bekannten und geübten Scherzen der zeitweise unbeschäftigten Cavaliere auf sommerlichen Schlössern. Aber was uns bei allen Querelen diesen Professor Rath so sympathisch macht, ist die Energie, mit der er sein gutes Recht verficht. Er will niemals auch nur um ein Zoll seine Arbeit, die er mit dem ganzen Pathos seiner Persönlichkeit zu seinem Lebensinhalt gemacht hat, zum Zeitvertreib sich langweilender Aristokraten herabgewürdigt sehen. Wieder hatte Metternich Wünsche geäußert. Er wünschte auf sogenanntem Abklatschpapier Abdrücke seiner wichtigsten Exponate zu besitzen. Die „Stela Metternich" wird daraufhin auf steifem Karton reproduziert. Rezensionen von Instituten und Privaten, denen man solche zuschickt, treffen ein. Die Pariser Reise des Professors mußte bis zu Anfang November hinausgeschoben werden. Am 21. November kehrt er mit einer Fußverletzung nach Königswart zurück. Aber schon am 13. Dezember ist Rath wieder in Wien. Sein Wunsch geht in Erfüllung. Er darf im Auftrage Metternichs bei Direktor Auer Studien auf dem Gebiete der Photographie und Galvanoplastik betreiben. Im Staatsdruckerei-

95) Joseph Graf Zichy (* 1814). Schwiegersohn Metternichs. Verehelicht mit Melanie Metternich (1832—1919).

gebäude betreibt nun Professor Rath, unterstüzt von den Faktoren Hackel und Pecher, fleißig und gewissenhaft wie in allem, seine Studien, besonders was die Kunst des Photographierens angeht. So wird er zu einem der ersten geschulten Liebhaber-Photographen, dem der Gedanke einer gründlichen Dokumentation der Exponate seiner ihm anvertrauten Sammlungen vorschwebt. Stolz verteilt er im fürstlichen Familienkreis und im Salon seines Herrn seine ersten Erzeugnisse auf diesem Gebiete. Auch die Maquette der Stela Metternich wird natürlich photographiert. Weitere Reproduktionen von Porträts und Büsten— natürlich zuförderst seines Herrn — werden angefordert. Der geschäftige Rath sieht sich für eine Zeitlang im Mittelpunkt eines Sonderinteresses seines Kreises. Er nennt die Zeit seine vergnügteste Manipulations-Tätigkeit. In seinem Bestreben nach korrekter Gründlichkeit wendet er die Nachtstunden zum Studium der Chemie auf. Der Kontakt mit dem Direktor der k. k. Hof- und Staatsdruckerei Alois Auer (1860 nobilitiert mit dem Prädikat Ritter von Welsbach), (1813—1869) war kein zufälliger. Auer hatte noch als Sprachlehrer in Linz eine von ihm verfaßte französische und italienische Sprachlehre Metternich gewidmet. Nach seiner Studienreise, die ihn nach den Ländern des europäischen Westens geführt hatte, wurde er 1841 Direktor der Hof- und Staatsdruckerei. Für die Rath'schen Arbeiten dürften die Erfahrungen, die Auer in seinem Buche „Die Entdeckung des Naturselbstdruckes" (Wien 1856) veröffentlicht hatte, maßgebend gewesen sein.

In diese Zeit fällt ein anderer Lichtstrahl in seine trotz allem doch kleinen Verhältnisse. Es sei ihm — so schreibt er — damals allerhöchste Protection versichert worden, ja sogar die Expectanz auf einen Bischofssitz in Aussicht gestellt worden. Wir müssen unwillkürlich an Professor Raths älteren Standesgenossen, den Grafen Kaspar Maria Sternberg denken, der im Getriebe seiner mannigfaltigen bahnbrecherischen Arbeiten in weitaus größeren Formen und Ausmaßen für das Museum, den ruhenden Pol seiner Wünsche, einen Bischofssitz, lange nicht aus den Augen verloren hatte. Wiederum muß Rath mit Bitterkeit und Resignation sein bisheriges Dasein überschauen, um zu der Charakteristik seines prekären Zustandes zu gelangen:
„Eine mühe- und verantwortungsvolle Zwitter-Existenz ohne lohnendes Ziel und Zweck, eine Doppelberufsstellung ohne Schutz und Förderungsbehelf für die darin zu lösenden Aufgaben, eine Gegenwart der Entbehrung und Isolierung voll der bittersten Erfahrungen aller Opfernützlichkeit gegenüber der gang und geben Demoralisation seiner Umwohnerschaft, mit einem Worte, ein Leben, ohne aller andere Freude — als der die in der Erzielung der angestrebten Arbeitsresultate selbst liegt, ohne anderen Lohn als den des befriedigenden Selbstbewußtsein, gethaner Pflicht."

Das sind Quintessenzen des alternden Risach, Erfahrungen Baumgartners und Stifters, das ist der Kammerton aller Nörgeleien des ewig hintengesetzten Franz Grillparzer. Rath spricht von progressiver Verarmung und von der nagenden Sorge um die Familie seines Bruders, den er bisher unterstützen konnte. Vielleicht sind das Nachtgedanken des alternden Schloßkaplans, mehr Besorgnisse als tatsächliche Notstände. Er fährt aber in dem einmal

begonnenen Klagelied fort. Führe er doch ein Leben unausgesetzter Kränkungen. Befände er sich doch sozusagen auf der Gehaltstufe der Kammerdiener. Dabei vergegenwärtigt er sich, welche Vorteile ihm die im Vorigen angedeutete Carriere gebracht hätte. Er hätte bereits im Jahre 1848 eine Laufbahn einschlagen können, wollte jedoch damals die fürstliche Familie nicht verlassen. Und während wir noch nach weiteren Beweisen dieser geradezu erniedrigenden Misere begierig sind, ist alles wieder ganz anders. Wahrscheinlich war es wieder einer jener Gunstbeweise Metternichs seinem nörgelnden und doch so bevorzugten Museumsdirektor im geistlichen Gewande gegenüber. Vielleicht waren es die Umgangsformen, die dem einstigen Kanzler bei seinem Kontakt mit Professor Rath zur Verfügung gestanden. Da heißt es, als hätte es nie einen Schatten über diesem Dasein eines Königswarter Schloßkaplans mit so vielen Haupt- und Nebenpflichten gegeben:

„Die über alle Beschreibung hinausgehende Liebenswürdigkeit der persönlichen Tugenden meines greisen Fürsten und Herrn, seine Herablassung und milde Leutseligkeit für die Bedürfnisse des geringsten seiner Diener, wo sie ihm zur unverfälschten Anschauung gebracht werden, seine nie versagte volle Anerkennung für jede Art von Verdienstlichkeit, die ihm nicht nur durch den breiten Schatten eines sich dazwischen stellenden Selbstsüchtlings entrückt wird. Sein Blick, seine Sprache, sein Geist, alles zieht zur Bewunderung, Verehrung und gänzlichem Zueigengebung hin."

Professor Rath erinnert sich bei dieser Gelegenheit an den für ihn unvergeßlichen Maitag des Jahres 1842, als er das erste Mal das Glück genossen, dem Fürsten gegenüberzustehen. Was sollen diese Superlative an Gemütserregung bedeuten? Degradiert sich hier Professor Rath zu einem Routinier im Umgang mit Fürstlichkeiten? Nach allem was wir von ihm und über seine Arbeit erfahren haben, dürften wir keinen Grund besitzen anzunehmen, daß dem so sei. Der Professor hatte der dritten Gemahlin Metternichs unverzüglich seine Meinung gesagt, als dazu Anlaß bestanden. Andere Menschen, die Metternich nahegestanden — wir denken an den Arzt und Begleiter des Fürsten, Dr. Friedrich Jäger von Jaxtthal, waren noch weiter gegangen. Der Direktor der Königswarter Schloß-Sammlungen verrät uns hier über die Entstehung und Betreuung der fürstlichen Sammlungen hinaus mehr als mancher ander Zeitgenosse es vermocht, über den Charakterzwiespalt seines Herrn. Das Metternich-Bild ist durch Presse, Literatur und Wiener Stadtgespräche einseitig geworden und auf seine sprichwörtlichen Schattenseiten reduziert worden. Niemand konnte von der relativ gesicherten gesellschaftlichen Basis seines geistlichen Standes Metternich besser beobachtet haben. als sein Schloßkaplan, der zugleich Direktor seiner Kunstsammlungen und Erzieher seiner Kinder gewesen, der intellektuelle Angehörige seines Haushaltes. Vielleicht liegt in dieser routinierten Beherrschung aller Register gelegentlicher Liebenswürdigkeit auch seinem gekränkten Hausgenossen gegenüber, ein gut Stück aller Metternich'schen Erfolge bei seinem Umgang mit Menschen. Es bleibt indes in Erinnerung zu bringen, daß sich die Metternich-Forschung mit dieser Aussage eines doch immerhin vertrauten Haus-

genossen des Fürsten über dessen Charakterbild bisher noch nicht auseinandergesetzt hat. Sein Biograph Henry Vallonton weiß von ihm zu berichten:

„Nach einstimmigem Urteil aller die ihn gut gekannt haben, war Metternich ein liebenswürdiger und umgänglicher Kavalier. Marmont lobte seine Nachsicht mit einfachen Leuten, seinen heiteren und wohlwollenden Charakter. Er behandelte sein Personal in der Kanzlei und zu Hause gut; sein Kammerdiener Viktor diente ihm 46 Jahre und starb bei seinem Herrn . . ."[96]

Aber schon ist Professor Rath wieder bei seinen Sorgen, Mißerfolgen und schließlich doch so verdienten Aufmerksamkeiten in seinem Kreis angelangt. Im Mai 1857 waren Fürstlichkeiten, geistliche Würdenträger und das junge, eben vermählte Paar Richard Metternich in Königswart eingetroffen. Für Professor Rath bedeutete dies, mancherlei neuen Anforderungen zu genügen. Er leitete als maître de plaisir die Empfangsfeierlichkeiten. Er nennt das Ganze humorvoll „Arbeits-Allotria":

„Bald muß ich Festarrangeur, Dichter u. Zeichner, bald wieder Schiffsbauherr u. aktiver Zimmermann zugleich, zuletzt auch noch Schneider, Strickflechter, Decorateur u. Steuermann sein. Aber alle diese kindischen u. zwischenlaufenden ernsteren Aufgaben jener Tage wurden mit Freude übernommen und freudigst durchgeführt."[97]

Er lechzt nach etwas Beifall und Anerkennung im Salon bei Whist und Lhombre, er begeistert sich an den Gesprächen nach Mitternacht im Kreise des Fürsten und nimmt gierig die retrospektiven Monologe des alternden Metternich in sich auf. Ein gelegentliches gesellschaftliches Mißgeschick soll sich für Professor Rath zum Guten wenden. Der preußische König Friedrich Wilhelm IV. (1779—1861) richtet während seines Königswarter Aufenthaltes

---

96) Henry Vallonton, Metternich, s. w. o. Anm. 12.

97) Es verlockt die Rath'schen Aufzeichnungen mit dem von der Familie Metternich autorisierten Vermerk in den Nachgelassenen Papieren der „Erinnerungen" zu vergleichen:
„Richard und Pauline waren am 4. August in Königswart eingetroffen. Der hiesige Empfang des jungen Ehepaares war selbst von Seiten des Publicums — denn Königswart besitzt mehr als nöthig von einem solchen — sehr feierlich und herzlich. Eine Anzahl Marienbader Gäste schloß sich den hiesigen Bewohnern an. Nicht weit jenseits des Franzensberges war ein Triumpfbogen mit wahrhaft classischen Inschriften errichtet, wo die Familie und die Neugierigen beider Bevölkerungsschichten die Ankömmlinge empfingen. Wir begleiteten sie zu Fuß über den Maiberg nach dem Schloß. Auf dem Teiche prangte eine beflaggte Barke, von der Erfindung des Professor Rath, die sich wirklich sehr hübsch ausnahm, so daß ein paar Dutzend Marienbader eine Zeichnung davon zu haben wünschten. Die Reisenden benützten dieselbe jedoch nicht zur Überfahrt, sondern machten den Weg mit uns zu Fuß. Abend war Feuerwerk. Alles ging auf's beste von Statten . . ."!! — Fürst Richard Metternich-Winneburg, Aus Metternich's nachgelassenen Papieren. III. Theil. In der Ruhezeit 1848—1859. Wien 1884. S.: 273 und 274.

beim Nachmittagscaffee an Professor Rath im Park die Frage nach dem Unterschied zwischen den 7 Brüdern und den 7 Schläfern. Eine etwas unsichere Gegenfrage des Professors, ob es sich um eine calendarische Frage handle, reißt den Monarchen zu einer Taktlosigkeit hin:

„Fürst, ich weiß schon wieder mehr als der Professor", sagte der König zu Metternich. Rath ließ sich jedoch seinem Temperament getreu nicht beirren und überreichte noch am nächsten Morgen durch die kgl. Adjutanten eine umfassende Arbeit zum gefragten Gegenstand. Die Umgebung des Königs — vermutlich auf Metternichs Verwendung — ließ dem leicht gekränkten Professor mehrere schmeichelhafte Anerkennungen zukommen, die ihm noch später zum Vorteil gelangen sollten.

Wieder berichtet Professor Rath über seinen Zeitverbrauch, seine Mißerfolge im Umgang mit Chemikalien bei seinen galvanoplastischen Versuchen und vor allem beim Photographieren. Nach und nach soll er alle Anfangsschwierigkeiten dieser neuen Kunst kennenlernen. Bald ist es Lichtmangel, bald die Überlichtung bei Versuchen im Freien die ihm begreiflicherweise zu schaffen machen. Er läßt auf eigene Rechnung einen in Marienbad anwesenden Porträtphotographen aus Leipzig gegen Kost und Wohnung nach Königswart kommen, um ihm die Geheimnisse der chemischen Prozeduren abzulernen. Es ergab sich, daß der besagte Photograph aus Leipzig ein ehemaliger Porzellanmaler gewesen, der von chemischen Reagenzen keine blasse Ahnung hatte, indes mit dem Tuschpinsel seinen Arbeiten nachgeholfen hatte. Professor Rath, ungeübt im Umgang mit Chemikalien, scheint des Guten zuviel getan zu haben. Ende November zieht er sich nach akuten Vergiftungserscheinungen eine langwierige Krankheit zu. Im folgenden Jahr lernt er einen katholischen Armenier, den Ekipbroker Sefferian aus Constantinopel kennen. Er war vom Metternich'schen Leibarzt Dr. Friedrich Jäger empfohlen worden und heiterte das Gemüt des einsamen Rekonvaleszenten in Königswart durch seine Gegenwart auf. Die Anwesenheit des preußischen Königs — es ist jener Monarch, der ihm im Vorjahr einige Peinlichkeiten in Königswart bereitet hatte — in Marienbad, soll für Rath eine erfreuliche Wendung bringen. So entschließt sich Professor Rath, Sefferian über Berlin und Hamburg nach Johannisberg am Rhein zu begleiten und in Berlin über Einladung des Königs von Preußen die großen Museen zu besichtigen. Ein großes Empfehlungsschreiben und eine goldene Tabatiere mit dem mündlich geäußerten Dank für Rath bedeuten die Einbegleitung einer neuen Zeit im Leben des Professors, die er die „genußreichsten und instruktivsten Wochen meines Lebens" nennt. Ende Juni kam Professor Rath von seiner verspäteten Kavalierstour nach Königswart zurück, um den Katalog der Kupferstiche fortzusetzen. Wir kennen nun schon seine Vorliebe für minutiöse Berichterstattung über jeglichen Zeitverbraucht. Er verwendet — so berichtet er uns — eine Woche für priesterliche Exerzitien im nahen Stift Tepl, eine zweite um einem sterbenden Freund und Ordensmitbruder in Karlsbad Trost zu bringen. Im Herbst folgte er einer Einladung seines Schülers Richard Metternich und nimmt im November an der großen Hetzjagd teil. Wir dürfen vermuten, wohl doch nur an ihren gesellschaftlichen

Reunionen. Im März 1858 soll er zur Erholung nach Wien gehen. Wieder sehen wir Professor Rath bei seinen Freunden Hackel und Decher in der Hof- und Staatsdruckerei. Er geizt wirklich um jedes „Tröpfchen Zeit". Nur Ostermontag entschließt er sich mit Professor E. Heeger, dem Enthomologen[98], die Sammlungen von Schloß Laxenburg zu besichtigen.

Metternich wünscht auch im Rennwegpalais die Bequemlichkeit der am Rahmen signierten Bilder wie in Königswart zu besitzen. Professor Rath schafft es in den Nachtstunden. Am 23. April ist er wieder in Königswart um Neuerwerbungen aufzustellen und malt nebenbei einen unvollendeten Fächer für die Gräfin Melanie Zichy[99] zu Ende. Nun geht er an das Photographieren des Königswarter Parks. Wir besitzen mehr als 60 Aufnahmen von erstaunlich guter Qualität und damit ein frühes photographisches Oeuvre zum Thema eines der interessantesten Schloßparks in Böhmen. Ist es doch jener Park, den Goethe durchschritten und beachtet, Beethoven ist sich hier ergangen und Kaspar Sternberg war hier kein Fremder.

Professor Rath photographiert auf Wunsch Madonnenbilder, stellt auf galvanoplastischem Wege eine Reproduktion eines Marienbildes her, das der Fürst der Kirche zu Marienthal am Rhein geschenkt hat. Dazwischen immer wieder Klagen über Saumseligkeiten des Personals, den Eigensinn eines störrischen Beamten, der vor ihm — dem Professor — Exponate verschließt, während weitaus wichtigere Gegenstände jedermann zugänglich seien. Im Jahre 1857 trifft ihn die Kritik der Fürstin bei Tisch, die sich abfällig über die Kunst des Photographierens geäußert haben mag. Eine weibliche Angestellte, um sich bei ihrer Herrin in Gunst zu setzen, soll nach Professor Raths Meinung dabei die Hand im Spiel gehabt haben. Der Inzident wird dem Fürsten vom Professor in aller Umständlichkeit dargestellt, um mit der Feststellung zu schließen:

„Ein Krötenphul dessen erste mir anwehende Ausdünstung mit Abscheu u. Betäubung zugeführt, dessen später wahrgenommene maßlose Tiefe u. Ausdehnung aber mich mit unsäglicher Trauer erfüllt hat."

So spricht kein Günstling, der von seinem Herrn weiter Gunstbeweise erlangen will.

Es drängt sich die Frage auf, was den Direktor der Metternich'schen Schloß-Sammlungen zu einem relativ früheren Zeitpunkt in den Kreis der ernsthaften Liebhaber-Photographen geführt haben konnte. Er scheint, wie seine Themen verraten, sich bewußt gewesen zu sein, was für eine Rolle die Photographie schon sehr bald bei der Dokumentation von Denkmälern, Anlagen und Sammlungen spielen sollte. Wir wissen, daß der Erfinder des

98) Professor Ernst von Heeger (1783—1866), österreichischer Enthomologe. Beschäftigte sich mit Mikroskopie und Fotografie. S.: Konstantin von Wurzbach, Biographisches Lexikon. Bd. VIII.

99) Melanie Gräfin Zichy, geborene Prinzessin Metternich (1832—1919). Begründerin der Katholischen Reichsfrauenorganisation Österreichs und des Werkes des hl. Philipp Neri zum Schutze der erwerbstätigen Jugend. Sie war an den Gründungsarbeiten der Christlichsozialen Partei in Österreich beteiligt.

ersten lichtstarken photographischen Objektivs (1841), das die rasche Entwicklung der Photographie ermöglichte und das von Friedrich Voigtländer in der Praxis ausgewertet wurde, der seit 1837 an der Wiener Universität wirkende Professor für höhere Mathematik Dr. phil. und Dipl.-Ing. Josef Petzval (1807—1891) gewesen ist[100].

Petzval war Mitarbeiter an den Haidinger'schen Naturwissenschaftlichen Abhandlungen. Aus einer Tafelrunde in einem Wiener Bierlokal in den Jahren 1842—1843, aus der 1845 die Gesellschaft „Die Freunde der Naturwissenschaften" hervorgegangen war und deren Haupt Haidinger[101] gewesen, gehörte neben Petzval eine Reihe von Persönlichkeiten an, die auf Professor Rath und Adalbert Stifter nicht ohne nachhaltigen Einfluß geblieben waren. Wir nennen aus dem engsten Kreis im Hause Metternich den schon bekann-

---

100) Josef Petzval (Pecval) wurde am 6. Januar 1807 in Bela bei Kežmarok, damals Szeps genannt, geboren. Der ehrgeizige und begabte Ingenieur war von Abstammung Slowake und vermied nach damals mitunter geübtem Brauch ängstlich jegliche Angabe über seine Herkunft und Jugend in der Öffentlichkeit. Er wirkte zunächst als praktischer Ingenieur, war seit 1835 Professor für höhere Mathematik an der Universität in Budapest und seit 1837 bis 1877 in gleicher Eigenschaft in Wien. Er starb am 17. 9. 1891 in Wien. S. Konstantin von Wurzbach, Biographisches Lexikon. Bd. XXII. — Phil. Dr. J. P. Erményi, Dr. Josef Petzvals Leben und Verdienste. Halle an der Saale. 1903.

101) Es gehörten diese Kreis noch an: Heinrich Boné (1813—1893), Pädagoge. — Adam Freiherr von Burg (1797—1882). Mathematiker, Professor an der Technischen Hochschule in Wien. — Johann Freiherr von Ettinghausen (1796 bis 1878), Physiker und Mathematiker. Professor an der Universität und an der Ingenieursakademie in Wien. — Franz Exner (1802—1853), Philosoph. Schulreformator. Von 1831—1848 Professor an der Universität in Prag. — Prof. K. L. Haller (1768—1854).
Franz von Hauer (1822—1899). Direktor der Geologischen Reichsanstalt. — Ferdinand Hessler (1803—1865). Österreichischer Physiker, studierte in Prag und Wien. Professor am Johanneum in Graz und an der Universität in Prag. Enzyklopädist. Autor des Jahrbuches für Fabrikanten und Gewerbetreibende (Prag 1838—1839) und Redakteur der Enzyklopädischen Zeitschrift (1841 bis 1843). — Anton Hye, Freiherr von Glunek (1807—1894). Jurist, Universitätsprofessor, Justiz- und Unterrichtsminister (1867). Pressegesetz (1849). — Josef Hyrtl (1810—1894). Anatom. Universitätsprofessor in Prag und Wien. Hervorragender Vertreter der Wiener Anatomischen Schule. — Johann Josef von Prechtl (1778—1854). Physiker, Industrietechniker. Direktor der Navigations-Akademie in Triest (1809—1810) und des Polytechnischen Instituts in Wien. Mitbegründer der Akademie der Wissenschaften. — Franz Xaver Riepel (1790—1857). Techniker und Pionier der Lokomotiv-Eisenbahn. Professor am Polytechnischen Institut. Zuvor als Montanist in Witkowitz (Ostrava — Vítkovice) tätig. Pionier der Ferdinand-Nordbahn. — Karl Freiherr von Rokitansky (1804—1878). Patholog. Universitätsprofessor in Wien. Präsident der Akademie der Wissenschaften und der Gesellschaft der Ärzte. — Emanuel Salomon Freiherr von Friedberg (Ps. Mirohorský) (1829—1908). Offizier und Maler. Schüler von Antonín Mánes. — Anton Schrötter von

ten Friedrich Simony, dann Stifters Gönner, Lehrer und Landsmann Andreas von Baumgartner, den ersten Präsidenten der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, dann Karl von Littrov. Von diesem Kreis ging unter lebhafter Anteilnahme Petzvals von Seiten des damaligen Bergrats und Direktors der Geologischen Reichsanstalt, Wilhelm von Haidinger, dem Mitglied einer westböhmischen Industriellenfamilie aus Elbogen (Loket) der Anstoß zur Gründung der Akademie der Wissenschaften aus[101]. Doch kehren wir zu den fleißigen Berichten des Professor Rath zurück. Da ist zwischendurch von einem Herbarium des Roten Meeres die Rede, das Rath im Sommer 1855 vom Ministerialrat von Laurin erhalten hatte. Endlich ist wieder eine Reise in Sicht, diesmal nach Dresden, um für den Fürsten Versteigerungskataloge einzusehen. Am 11. Dezember 1858 reist der Professor von Königswart ab. Er wird im Gesandtschaftshotel des Fürsten Wolkonsky erwartet und nimmt u. a. an einer Theaterressource teil. Die vier Wochen seines Aufenthaltes zählen zu den schönsten seines Lebens. Der fürstliche Hausarzt Dr. Walter behandelt ihn, wie Rath berichtet, mit Erfolg.

Der Bericht des Professors P. Paul Rath endet am 26ten März 1859. Es ist das Todesjahr seines Herrn, des einstigen Kanzlers. Wir müssen bedauern, daß die Berichte keine Fortsetzung erfahren sollten. Richard Metternich wird vermutlich dem alternden Erzieher von einst und Museumsdirektor diese Verpflichtung abgenommen haben. Warum haben wir diese Relationen so eingehend verfolgen müssen? Sie interessieren uns, weil sie aus der Werkstätte eines Schloßmuseums des 19. Jahrhunderts kommen. Aber unser Interesse, geschärft am geistesgeschichtlichen Umland von Königswart, sagt uns mehr als sich hinter der Alltäglichkeit des fleißigen Custos verbirgt. Es ist jene nur in ihren Auswirkungen bisher hypothetisch angenommene Atmosphäre, die den „Nachsommer" Adalbert Stifters in seinem Entstehungsprozeß förderlich gewesen ist. Nun liegt uns ein solcher Alltag im Hause Metternichs mit vielen Einzelheiten und Arabesken vor.

Professor Rath hat die Sammlungen in Königswart im Stil und Geschmack der Jahrhundertmitte installiert, bei dichtester Anordnung bunter Gruppierungen einzelner Disziplinen von Exponaten mit Betonung der Unikate, Monstrosa und Kuriosa. Er war dabei gewiß den Entstehungsgesetzen der Kunstkammern nachgegangen, wird auch von den Kunst- und Kuriositätenkammern der großen österreichischen Stifte beeindruckt geblieben sein und war sicher Anregungen aus dem Kreis der neuentstandenen Museen zugänglich. Seine Exaktheit will er besonders bei der Anlage von Systemen und Katalogen nachdrücklich betonen. Seinem Auftrag eines Kustoden und Direktors der Sammlungen von Königswart diente Professor Paul Rath mit gan-

---

Kristelli (1802 Olmütz — 1875 Wien). Chemiker und Mineralog. Universitätsprofessor in Graz und Wien, Generalsekretär der Akademie der Wissenschaften in Wien. Direktor des Hauptmünzamtes. — Leopold Karl Schulz von Strassnitzky (Stranicky) (1803—1852). Mathematiker. Professor in Laibach, Lemberg und am Polytechnikum in Wien. Im Jahre 1848 Abgeordneter zum Frankfurter Parlament.

zem Herzen. Sehr bald nach seinem Antritt in Böhmen hatte er, wie wir wissen, bei Metternich den Antrag gestellt, die Kupferstich- und Lithographien-Sammlung aus dem Wiener Palais nach Königswart zu überführen. In seinem zitierten Schreiben an die Fürstin betont er, daß er für die Katalogisierung der Sammlungen Nachtarbeit leisten mußte, um seinen Aufgaben als Erzieher der Kinder gerecht werden zu können. Als er seinen Prälaten in Seitenstetten im Jahre 1845 schriftlich bat, sich weiterhin dieser seiner, wie er es nennt, Lebensaufgabe widmen zu dürfen, spricht ein schlichtes aber ganz eindeutig sympathisches Selbstbewußtsein angesichts geleisteter Arbeit aus seinen Worten, wenn er im Ton gewohnter monastischer Courtoisie fortfahrend die Königswarter Sammlungen kurz charakterisiert, nicht ohne die bemerkenswerte euphemistische Feststellung zu machen, daß sie „die Grundlagen eines ausgezeichneten Nationalmuseums" bilden könnten.

Von eingeweihten Zeitgenossen liegt eine nicht uninteressante Äußerung über die Königswarter Sammlungen in der Person des bereits erwähnten Dichters Ludwig August Frankl vor. Frankl war in Fragen des Denkmalkultes und musealen Angelegenheiten recht bewandert. Hatte er doch beim Zustandekommen des Wiener Schillerdenkmals und des Beethovendenkmals in Heiligenstadt an führender Stelle gestanden. Schon während seiner Schulzeit am Piaristengymnasium im ostböhmischen Leitomischl[102] hatte er eine Fußreise nach der mährischen Burg Pernstein unternommen, und nicht weniger beeindruckt schreibt er von der Ruine Koschumberg und dem gewaltigen panoramatischen Gemälde, das sich dem Beschauer beim Anblick der Felsenburg Kunětická Hora bei Pardubice darbietet. Frankl, der bald in den Hormayerkreis eingeführt werden sollte, hat sich dann aktiv und mit Erfolg für die Instandsetzung der Sammlungen auf Schloß Ambras in Tirol eingesetzt und war dem Dichter Ludwig Uhland während seines Wiener Aufenthaltes ein berufener Führer durch die historischen und Kunstdenkmäler Österreichs geworden. Unter dem Einfluß eines Besuches bei Richard und Pauline Metternich auf Schloß Königswart schrieb Frankl dann in seiner Studie „Fürst Metternich:"[103]

„Ich war vor Jahren zu Gast beim Sohne des Fürsten Richard und seiner genialen Gattin Pauline auf Schloß Königswart geladen. Die kostbaren Schätze des daselbst befindlichen Museums fesselten mich stundenlang in ungemeiner Weise. Bei Tisch war die Rede davon; ich beklagte, daß die reichen Schätze weder durch Schrift noch künstlerische Illustrationen zu allgemeinen Kenntnis gebracht sind."[104]

Frankl interessierte sich u. a. für die Erinnerungen an Lord Byron, die in Königswart aufbewahrt wurden, sowie für die Tagebücher des Kanzlers, in die er durch Vermittlung „des geistlichen Herrn Rath" Einblick nehmen konnte[105]. Diese Einsichtnahme in die Metternich'schen Tagebücher stand im

102) Litomyšl, Stadt in Ostböhmen.
103) Ludwig August Frankl, Erinnerungen; s. w. o.
104) Ebendort.
105) Ebendort.

Zusammenhang mit Frankls Interesse an Materialien aller Art für eine geplante Darstellung der Zensur in Österreich[106].

Frankl wußte z. B., daß das Tagebuch Metternichs aus dem Jahre 1830, welches das bedeutungsvollste gewesen sein soll, abhanden gekommen war. Der Dichter vermutet ferner aus guter Kenntnis der Verhältnisse im Büro des allgewaltigen Polizeiministers Sedlnitzki, daß das Originalmanuskript der „Räuber" von Friedrich Schiller, ebenfalls unter den Beständen der Königswarter Sammlungen gewesen sei. Ursprünglich hätte es der Wiener Hofopernsängerin Henriette von Treffz[107], einer Urenkelin jener Mannheimer Buchhändlerstochter Margarete Schwan, gehört, die Schiller geliebt hatte. Die Besitzerin hätte es dem Grafen Sedlnitzki geliehen, der vorgab, es im Salon Metternich zu zeigen. Trotz wiederholter Bitten, hätte sie es nicht mehr zurückerhalten. Wir können den Zeitpunkt des Besuches von Ludwig August Frankl auf Schloß Königswart an Hand eines Briefes datieren, den der Dichter am 24. Juli 1879 an Professor Paul Rath gerichtet hat und in welchem er seine und seiner Gattin Ankunft in Königswart ankündigt[108].

„Wehrtester Herr Professor!
Sie werden sich wohl gewundert haben daß meine Frau bis jetzt noch nicht der liebenswürdigen Aufforderung der Fürstin nachgekommen. Die Erklärung dafür ist bald gefunden und sind eben weibliche Zustände die daran Schuld tragen. Seit ein paar Tagen aber fühlt sich meine Frau besser und so gedenken wir dann wann es nur halbwegs das Wetter gestattet nach Königswart Sonntag morgen vier Uhr zu fahren. Jedenfalls fahren wir bei Ihnen vor und erbitte ich u. meiner Frau die Ehre der Fürstin durch Sie werther Herrn Professor vorgestellt zu werden. Montags abend findet hier ein Künstlerabend Alt-Wien zu Gunsten des Milit. Cur. Hauses statt. Der bewußte Türkenschädel dattiert von dem bei Ranjero-Selo am 13/7 1876 stattgehabten Ueberfalls von 130 Türken durch aufständische Herzegoviner.
Mit Gruß auf baldiges Wiedersehen
ergebenster Diener
Frankl

IV.

Im Juni 1865 hat Adalbert Stifter in Begleitung von Amalie seinem Jugendfreund Paul Rath von Karlsbad kommend unterwegs nach Prag, einen mehrtägigen Besuch auf Schloß Königswart abgestattet. Der Besuch dauerte

106) Ebendort.
107) Henriette Treffz (1826—1878). Hof- und Opernsängerin, Enkelin von Margarethe Schwan, einer Mannheimer Buchhändlerstochter, die von Friedrich Schiller geliebt und in dem „Gedicht an Laura" besungen wurde. Henriette Treffz verehelicht sich im Jahre 1862 mit Johann Strauß. — S.: Konstantin von Wurzbach, Biographisches Lexikon. Bd. XXXXVII.
108) Staatsarchiv. Arbeitsstelle in Klatovy (Klattau). ČSSR. Westböhmen.

vom 10. bis 13. Juni[109]. Unter dem 11ten Juni 1865 finden wir im „Einschreibebuch für die das Fürstlich von Metternich'sche Münz- und Mineralien-Cabinet zu Königswart besuchenden Fremden" die Unterschriften:

„Adalbert Stifter aus Linz"
„Amalie Stifter aus Linz"[110].

Dem Besuch des Ehepaares Stifter bei Professor Paul Rath in Königswart war bereits schon im Vorigen erwähnter Briefwechsel der beiden Freunde vorangegangen.

Stifter hat während seines Aufenthaltes in Königswart als Gast von Professor Paul Rath mehrere Briefe geschrieben. Der beachtenswerteste ist jener vom 12. Juni 1865 an Gustav Heckenast mit einer interessanten Charakteristik seines Freundes Rath und dessen Königswarter Milieu:

„Jetzt eine Bitte: Sende doch sogleich ein Exemplar meiner Schriften an Professor und Director des Museums in Königswart, Herrn Paul Rath, und stelle es auf meine Rechnung; ich möchte diesem ausgezeichneten geist- und gemüthvollen Manne, der mein Jugendfreund von den ersten Studienjahren her ist, und bei dem ich jetzt verweile, eine kleine Freude machen. In die ernstesten Studien besonders aber in die Ordnung der reichhaltigen höchst merkwürdigen bisher sehr vernachlässigten Sammlungen dieses Schlosses vertieft, hat dieser Geist in letzter Zeit weniger sich um Dichtungswerke bekümmert, als er gesollt hätte, und als ihm noth gewesen wäre. Er soll wieder mit den schlichten Werken seines Freundes beginnen und durch sie vielleicht zu höherem gelockt werden."

Der Freundschaftsbund Stifter-Rath ist neu besiegelt, jedoch zu einer neuen Begegnung oder nur zu einem abermaligen Briefwechsel ist es, wie wir bereits wissen, nicht mehr gekommen.

Adalbert Stifter fand bei seinem Besuch Schloß Königswart in jener baulichen Gestalt vor, die es in den Jahren 1833–1839 anläßlich des Umbaues seines barocken Äußeren durch den österreichischen Architekten italienischer Abkunft, Pietro Nobile, den Baumeister des Prager Altstädter-Rathauses von 1841[111], des Wiener äußeren Burgtores, des Reduttengebäudes in Graz, einiger maritimer Bauten in Triest, sowie der Villa Metternich in Johannisberg am Rhein, erhalten hatte. Schloß Königswart ist bis auf den heutigen Tag baulich so gut wie unverändert geblieben: eine klassizistische Villa im anmutigen Naturpark der Quellenlandschaft zwischen Marienbad und dem Kaiserwald (Slavkovský les) gelegen. Wir beurteilen heute die bauliche Gestalt, die Nobile dem Schloß Königswart gegeben, als einen Kompromiß

---

109) Hugo Rokyta, Adalbert Stifter und Prag. Linz, 1966.

110) Die freundschaftliche und familiäre Atmosphäre des Besuches auf Schloß Königswart gebot sichtlich bei Adalbert Stifter die Hinweglassung des sonst doch so gerne geführten Schulratstitels.

111) Im Mai d. J. 1945 bei den letzten Kampfhandlungen des zweiten Weltkrieges in Prag zerstört und ausgebrannt. Dabei wurde ein großer Bestandteil des Archivs der Hauptstadt Prag vernichtet, darunter Briefe Adalbert Stifters an den Magistrat der Stadt.

zwischen dem Architekten und seinem Bauherrn — ein Motiv, dem wir bei den verschiedenen baulichen Vorhaben und Gesprächen über solche im „Rosenhaus" und am „Sternenhof" bei Stifter im „Nachsommer" immer wieder begegnen. — Durch die Verlängerung des Längsflügels am einstigen barocken Rumpf der Schloßarchitektur entstand ein geräumiger Ehrenhof. Vier Eckpavillons überragen den Schloßbau, in dessen Mitte sich als optische Dominante eine Fontäne, wohl nach dem Vorbild und den Maßen von römischen und venezianischen Palastbrunnen, erhebt. Auch im „Sternenhof" plätschert ein Brunnen, der in dem nachdenklichen Satz erwähnt wird: *„Auch war es mir zuweilen, als vernähme ich das Rauschen des Hofbrunnens."*

Schloß Königswart war seit Metternichs Tagen bis in unsere Zeit nach dem zweiten Weltkrieg über und über mit Rosen bewachsen[112]. Das Gitter, welches den Ehrenhof des Schlosses Königswart abschließt, ist von verblüffender Ähnlichkeit mit jenem so eindringlich in der Vorstudie zum „Nachsommer" im „Alten Hofmeister" (sic!) beschrieben. Noch heute steht es so unverändert in Königswart[112].

War das einstige barocke Schloß Königswart der Schauplatz von Gesprächen seines Besitzers, der es als Dreizehnjähriger erstmals betreten hatte, mit Goethe, Sternberg und Beethoven gewesen, sollte der Neubau, eingebettet in den natürlichen Rahmen der westböhmischen Parklandschaft, dem Wunsch seines Bauherrn gemäß zum Aufbewahrungsort seiner reichen Sammlungen werden. Auch im „Rosenhaus" stehen im Mittelpunkt langer Vorbereitungen und Erwägungen die Fragen der Aufbewahrung von Sammlungen ihrer Besitzer, die Genesis und Geschichte ihrer Entstehung, die eingehende und liebevolle Beschreibung ihrer Erwerbung, Ergänzung und des allmählichen Zuwachses einzelner besonders seltener Stücke, sowie schließlich ihre endgültige Ausstellung zur Freude und Zufriedenheit ihrer Eigentümer und deren Gäste. Sowohl im „Rosenhaus" wie im „Sternenhof" stehen im Vordergrund des Kultes der Schönheit und Vergangenheit südländische Plastiken. Weiße Marmorplastiken geben dem Salon von Schloß Königswart noch heute ihre besondere Note[113]. Wir besitzen Reproduktionen über deren ursprüngliche Aufstellung im Metternich'schen Rennwegpalais, sowie über die späteren Abgüsse, Nachbildungen und Rekonstruktionen von Kunstwerken eine nicht unwichtige Rolle. Auch Metternich hatte eine Nachbildung des einen Meter hohen Obelisken von Heliopolis besessen,

112) Die Rosen wurden anläßlich der Restaurierungsarbeiten am Schloß zu Ende der Vierzigerjahre dieses Jahrhunderts im Interesse des Bauwerkes bei der Bekämpfung des Grundwassers beseitigt. Mitteilungen des Architekten am Denkmalinstitut in Prag Ing. Arch. Břetislav Štorm an den Verfasser.

113) Zur Symbolik der grünen Park- und Eisengitter bei Adalbert Stifter. S.: Hugo Rokyta, Adalbert Stifter und Prag. Linz, 1966: „Auch das schöne Haus des Kaufherrn Emerich Waldon (vielleicht ein lautähnliches Kryptogramm für Karl Egon Ebert) in der „Mappe", besitzt ein grünes Eisengitter. Wir kennen die Lokalität, die Villa KEILOVKA in Prag-Smíchov, die dazu Modell gestanden."

die er, wie bekannt, Alexander von Humboldt zum Geschenk gemacht hat. Wenn wir nun die Dauer von Stifters Umgang im Wiener Palais sowie den Grad des vertrauten Verkehrs mit Pater Paul Rath in dieser Zeit in Erwägung ziehen, muß unbestritten bleiben, daß Stifter über den Fond der Wiener Metternich'schen Kunstsammlungen aus eigener Anschauung und über jene von Königswart ohne Zweifel aus bildlichen Darstellungen und Mitteilungen hinlänglich informiert war, um die Requisiten für die anonymisierte Landschaft und „literarische Architektur" seiner Schlösser und Interieurs im „Nachsommer" denselben entnehmen zu können und zwar lange bevor er Königswart selbst betreten hatte. Hinzu kommen auch ganz bestimmt Episoden und Liebhabereien des Fürsten. Man hat bei der Deutung der Gestalt des Eustach und der Werkstätten zur Restaurierung von Kunstdenkmälern im „Nachsommer" im Risach'schen Schloß vermutlich nur an Johann und Joseph Rint gedacht — die Restauratoren des Kefermarker Altars unter Stifters Oberaufsicht und die Autoren der sakralen Innenarchitektur in der Lambergschen Friedhofskapelle des hl. Erasmus in Nezamyslice bei Sušice (Schüttenhofen) in Böhmen, und die Anteilnahme Metternichs an der Niederlassung der Familie und späteren Firma Thonet in Wien und Mähren übersehen[114]. Der Kanzler hatte den Erfinder und Begründer der Bugholzmöbel, Michael Thonet aus Boppard am Rhein, gelegentlich einer Ausstellung in Koblenz im Jahre 1841 kennengelernt und wurde auf dessen zur Schau gestellten Erzeugnissen aufmerksam gemacht. Er ließ sich vom Erfinder, den er zu sich auf Schloß Johannisberg kommen ließ, ausführlich das Wesen dieser bahnbrechenden Erfindung auf dem Gebiete der Kunstmöbel, die für die nächsten hundert Jahre so charakteristisch für das gesellschaftliche Interieur sein und bleiben sollten, erläutern. Metternich ließ Michael Thonet im Jahre 1842 nach Wien kommen, ließ sich verschiedene Erzeugnisse ins Palais kommen und propagierte die Thonet'schen Erzeugnisse auch bei Hofe. Durch Metternichs Vermittlung und Verwendung wurde am 16. Juli 1842 Michael Thonet von der k. k. Allgemeinen Hofkammer ein Privilegium erteilt — „jede, auch selbst die sprödeste Gattung Holz auf chemisch-mechanischem Wege in beliebige Formen und Schweifungen zu biegen".

Wir entnehmen einem Brief von Michael Thonet vom 15. Mai 1842 an seine noch in Boppard verbliebene Familie eine Szene, die ein frühes Vorbild für die Restaurierungswerkstätten im Schloß des Freiherrn von Risach gewesen sein konnten. Michael Thonet berichtet den Seinen:
„. . . wie sehr sich der Fürst meiner annimmt, will ich hier kurz anführen. Ich bin am 7. d. (Mai 1842) abends in Wien angekommen. Am anderen Tage

114) Hermann Heller, Von der kleinen Tischlerwerkstätte zum Weltindustriehaus. Michael Thonet der Erfinder und Begründer der Bugholzmöbel-Industrie. Lebens- und Charakterbild. Für Volk und Jugend. Brünn (ohne Jahreszahl). — Michael Thonet. Ein Gedenkblatt aus Anlaß der hundertsten Wiederkehr seines Geburtstages 2. Juli 1896. Von seinen Söhnen und Enkeln. Wien 1896.

wurden unsere Sachen in das Palais des Fürsten gebracht. Daselbst erhielt ich ein schönes, großes Zimmer zum Auspacken und Reparieren unserer Möbel, die nachher der Fürst befahl sofort auf sein Zimmer zu bringen. Es machte dem Fürsten eine außerordentliche Freude, er sprach in meiner und mehrerer Hofbeamter Gegenwart mit solcher Begeisterung von unseren Sachen, daß er fasst niemand zu Wort kommen ließ, er schaukelte sich auf dem Sessel hin und her, nahm ein Stöckchen, welches er auf dem Johannisberg von mir erhielt, schilderte dessen Stärke, verbunden mit solcher Dünne. Er weiß die Bearbeitung so auszulegen, als ob er bei uns gearbeitet hätte, besonders in Erklärung der Vorzüge der Räder. Wegen allzuhäufiger Arbeiten gab er dem Baron Hügel[115] *Auftrag, meine Sachen zu leiten und mir bei Vorkommenden behilflich zu sein. Der kaiserliche Hofmarschall wurde sofort angewiesen, die Möbel ins kaiserliche Palais zu besorgen, um sie dem Kaiser vorzustellen. Gestern morgen zeigte mit Baron von Hügel an,, daß ihm der Fürst aufgetragen habe, mir zu sagen, dem Kaiser hätten die Sachen ausnehmend gut gefallen und Er hege den Wunsch, einiges davon zu behalten."*

Von 1843 bis 1846 wurde in der Werkstätte der Familie Michael Thonet unter dem Namen der mit ihr assoziierten Parkettenfabriksfirma Karl Leistler für das Wiener Palais Liechtenstein gearbeitet.

„Es wurden dort während dieser Zeit sämtliche feinen Parketten für dieses Palais angefertigt. Hierzu wurden die Verziehrungen aus den verschiedensten in- und ausländischen Hölzern gebogen, in Verbindung mit anderen Hölzern zu Blöcken zusammengesetzt und zu Furnieren geschnitten, welche dann auf in der Leistler'schen Fabrik erzeugten Blindtafeln aufgeleimt wurden. Außer diesen Parketten mit gebogenen Figuren wurden in ebenderselben Weise auch viele Parketten mit geradlinigen Zeichnungen aus Hölzern der verschiedensten Arten, sowie hauchfeine Parketten mit Laubsägeeinlagen verfertigt, ferner wurden viele Sessel aus gebogenem Holze gemacht, welche teilweise mit Bildhauerarbeiten verziert waren; schließlich wurden allerlei Holzteile nach den verschiedensten Formen gebogen, welche zu Verzierungen für allerlei Möbelstücke verwendet werden."[116]

Es wird im übrigen heute kaum mehr ernsthaft bestritten, daß die anonymisierte Kulisse der Metternich'schen Villen und Sammlungen mit ihren Plastiken und Abgüssen, die Lokalitäten und Interieurs des „Nachsommer" nachhaltig beeinflußt haben und wir daher manche Vorbilder dazu auf Metternich'schen Besitzungen zu suchen haben, — gewiß mit manchen Einschränkungen, wie etwa die Erwähnung von neugotischem Mobiliar, das auf Schloß Rosenberg an der Moldau, der einstigen Wirkungsstätte der beiden Bildschnitzer Johann und Josef Rint zu finden ist[117]. Stifter kannte diese

115) Baron Karl von Hügel (1795—1870), Forschungsreisender („Garten-Hügel"). Präsident der Gartenbau-Gesellschaft in Wien (1837—1848).

116) Hermann Heller; s. w. o., Anm. 114.

117) Hugo Rokyta, Ein Beitrag zur Biographie von Johann und Josef Rint. VASILO 1960. S.: 135—137.

Burg seiner engsten Heimat gut. Vater und Sohn Rint standen hier und auf Schloß Gratzen bis 1848 im Dienste des Grafen Buquoy und die Interieurs von Schloß Rosenberg sind ein echtes Vorbild der Schauräume im „Nachsommer". In der idealisierten Morgenlandschaft der ersten Begegnung von Heinrich und Natalie werden wir die Schloßarchitektur und Parklandschaft von Königswart abermals unschwer wiedererkennen. Eine weitere Quelle für das Requisitarium im „Nachsommer" ist das Album „Ansichten aus der Villa Metternich in Wien", Ihrer Durchlaucht der Frau Melanie Fürstin von Metternich untertänigst zugeeignet von dem Herausgeber Johann Höfelich. Es handelt sich um 7 lithographierte Blätter mit Umschlag nach Zeichnungen von Eduard Gurk, lithographiert von Edinger und gedruckt beim Herausgeber Johann Höfelich. Von Interesse für die Interieurs des „Nachsommer" ist die Galerie mit den weißen Statuen, das Museum, in dem wir die später ausgestellten Gruppen erkennen, die zu Stifters und Raths Hofmeisterzeit im Wiener Rennwegpalais ihren Platz hatten und endlich auch das kleine Gartenhaus. Im Verein mit Paul Rath'schen Photographien mußten sie Adalbert Stifter die Welt der Schloß-Sammlungen und jene ihres Betreuers erschließen.

Dies besagt keinesfalls, daß die landschaftliche Zuordnung der Schlösser im „Nachsommer" — wie von der österreichischen Stifterforschung immer wieder mit Recht betont wird — zum Kremstal und anderen Landschaften Oberösterreichs — bestritten werden soll. Forschung und Interpretation im Bereich des zeitgenössischen Umlandes des „Nachsommer" betonen Stifters Hinwendung zur gesellschaftlichen Utopie. Der „Nachsommer" ist ohne Zweifel die große bürgerliche, irenäische und visionäre Utopie des 19. Jahrhunderts. Zwar sind Risach und die Fürstin den Kreisen des Hofadels entnommen, ihre Interessen und Motive indes stehen mit dem Weltbild des gemäßigt progressiven Bürgeraums in kommunizierendem Verhältnis. Risach sagt von sich:

„Was die Bürgerlichkeit anlangt, so gehöre ich zu diesem Stande."

Neben den Salon der adeligen Dame von Welt und der Gönnerin von Talenten trat wetteifernd der bürgerliche Salon weiblicher Schöngeister, arrivierter Bankiersgattinnen ja sogar die Abendgesellschaft des bürgerlichen Mittelstandes aus Beamten- und Künstlerkreisen:

„Nun ward es nicht mehr die Aristokratie, sondern der Mittelstand, der die Gesellschaft prägte und den Geschmack beeinflußte. Das bürgerliche Zeitalter war angebrochen." (Biedermeierromanze)

Und eines der erklärten Vorbilder des Mathilden-Porträts, die Fürstin „Nanni" Schwarzenberg, die Witwe des Marschalls[118] und Mutter des „letzten Landsknechts" des mit Stifter befreundeten Friedrich Schwarzenberg[119]

---

118) Hugo Rokyta, Ein unveröffentlichter Brief Adalbert Stifters an Maria Anna Schwarzenberg. VASILO. 1960. S.: 35—38.

119) Hugo Rokyta, Friedrich Schwarzenberg und Emilie Binzer: „Der letzte Landsknecht" und „Die Comtesse". Ein Beitrag zum literarischen Empire auf böhmischen Schlössern. VASILO. 1959. S.: 55—56.

hat auf ihrer böhmischen Besitzung Orlík J. J. Rousseau ein Denkmal setzen lassen. Andreas Baumgartner[120], der Lehrer, Freund und Landsmann Stifters, hat wie Kübeck einen ähnlichen Aufstieg wie Risach im Roman genommen. Wissenschaftler, Künstler, Naturforscher und ihre Zuhörer im „Nachsommer" sind Kinder eines Zeitalters, dessen Repräsentanz in den kulturellen Bereichen nicht mehr die alte ständische gelehrte Gesellschaft sein soll, sondern die neue Akademie der Wissenschaften. Nachsommermenschen nach dem Zuschnitt des alten Risach waren Baumgartner, Stadion[121], Kübeck, Haydinger und Simony ebenso wie Franz Anton und Hanuš Kolowrat-Krakowský[122], Friedrich Sylva-Taroucca[123], Arneth Purkyně, Rokytanski, Josef Chmel, Vinzenz Weintridt, Josef Helfert d. Ä., Josef Hlávka und August Rokert-Rokyta, der langjährige Compagnon von Josef Hormayr. Neben diesem bildungs-geschichtlichen Motiv, das seinen Ursprung in Stifters Zugehörigkeit zur „Pädagogischen Provinz" besitzt, spielt wohl auch noch eine philantropische Utopie ihre besondere Rolle. Auf diese Eigenart Stifter'scher Denkweise hat das monastische Ideal von Kremsmünster hinreichend eingewirkt. Herder und Feuchtersleben bedeuten daneben die Komponenten des klassischen und romantischen Humanismus. Nicht vergessen darf indes der sicherlich von Johann Rint in das Weltbild Stifters getragene Zug des ausklingenden barocken Philantropismus werden, dessen Zeuge der Bildschnitzler und Konservator im Hospital des ostböhmischen Kukus (Kuks) des Grafen Karl Anton Sporck[124] gewesen. Adalbert Stifter hat in Oberösterreich selbst großzügige Organisationen klaustraler Philantropien vor-

120) Andreas Freiherr von Baumgartner (1793 Friedberg [Frymburk] in Böhmen — 1865 Wien). Physiker, Universitätsprofessor in Olmütz und Wien. Herausgeber der Zeitschrift für Physik und verwandte Wissenschaften. Minister, Präsident der Akademie der Wissenschaften in Wien. Als Minister erster Ressortchef der Centralkommission zur Erhaltung der historischen Baudenkmale (1850). Landsmann und Gönner Adalbert Stifters.

121) Franz Graf Stadion von Warthausen (1806—1853). Liberaler österreichischer Politiker. Innen- und Unterrichtsminister in den Jahren 1848 und 1849. Vertreter einer konstitutionellen Politik.

122) Hugo Rokyta, Dům v růžích. Zprávy památkové péče. Praha 1956/XVI. — Derselbe, Das „Rosenhaus-Motiv" bei Božena Nemcová. VASILO 1959.

123) Friedrich (Bedřich) Graf Sylva-Taroucca (1816—1881). Mährischer Aristokrat, patriotisch gesinnter Priester, Philantrop, Kunst- und Altertumswissenschaftler. Zeitweilig Feldkaplan während des Italienischen Feldzuges im Jahre 1859. Abgeordneter zum Mährischen Landtag im Jahre 1848 und Vertreter der tschechischen Fraktion. Vertrat als solcher die Forderung nach einer organischen Zusammenfassung der Länder der St. Wenzelskrone zu einer gemeinsamen staatspolitischen Einheit innerhalb eines föderativen Staatenbundes. Kanoniker des Kollegiatskapitels am Vyšehrad. Freund und Gönner des tschechischen Malers Josef Mánes.

124) Franz Anton Graf Sporck (1662—1738). Böhmischer Aristokrat von westphälischer Abstammung. Spätbarocker Philantrop, Begründer des Hospitals zu Kuks (Kukus) am Oberlauf der Elbe in Böhmen. Anhänger Pascals, Freimaurer und Vertreter der Frühaufklärung in Böhmen.

gefunden. Bürgerspitäler und milde Stiftungen haben ihren Platz in der Kulturtopographie seiner Wahlheimat behalten.

Vergessen wir nicht, daß die Menschen, die in Königswart und im Rennwegpalais des Kanzlers verkehrten, Zeugen beachtenswerter Gespräche innerhalb einer neuen intellektuellen Schicht gewesen sind, die aus den Reihen der Beamtenschaft und der bürgerlichen Stände hervorgegangen waren, wie etwa der Arzt Dr. Friedrich Jäger, der Naturwissenschaftler Friedrich Simony und Baron Hügel[125]. In den Wechselgesprächen der Mitbegründer der neuen wissenschaftlichen Institutionen dieser Dezenien, der neuen Akademie der Wissenschaften, der Geologischen Reichsanstalt, der Zentralkommission für die Erhaltung der Baudenkmale, neuer wissenschaftlicher Institute, Vereine und Industrieunternehmen, zeichnet sich der Verlauf eines geschichtlich bedingten Emanzipationsprozesses von der alten ständischen Ordnung zum Beamtenstaat ab. Suchen wir bei Stifter nach einer allgemeingültigen metaphorischen Umschreibung dieser neuen bildungsbeflissenen Schicht mit hoher sprachlicher und stilistischer Kultur, dann finden wir sie in jenem sprachgewaltigen Kapitel des „Nachsommer", in der von Wärme und persönlicher Anteilnahme durchdrungenen Schilderung des Abends im Burgtheater.

Wer wie Adalbert Stifter so eindeutig und kompromißlos das Schattendasein des Kanzlers in seiner von Kunstwerken und Sammlungen umstellten Enklave beim rechten Namen zu nennen gewußt hat, der ist wohl frei von Verdacht, in seinem Risach-Porträt etwa den resignierten Metternich rehabilitiert zu haben, den Charles Sealsfield den verhaßtesten Menschen des Universums, den Viktor Bibl den „Wagenlenker Europas" genannt hat, der vom Zeremonienmeister einer westfälischen Reichsgrafenbank zum führenden Staatsmann seiner Zeit avancierte. Hugo von Hofmannsthal sagt dazu treffend:

„Ganz fern liegt es einem Manne wie Stifter, solche Tatsachen und Bezüge (gemeint ist das Profil des Freiherrn von Risach) aufs Vage hin zu bauen. Gestalten wie dieser Freiherr von Risach sind in der inneren österreichischen Geschichte nicht selten. Die Namen Sonnenfels unter Maria Theresia und des Freiherrn von Kübeck unter Kaiser Franz seien hier als Beispiel angeführt; es könnten mehrere genannt werden."

Viele Interpreten des „Nachsommer" haben eingehend über die Frage der Herkunft seiner Menschen und Lokalitäten berichtet. Wir besitzen bereits zahlreiche Hinweise und erläuternde Kommentare dazu. Biographische Miszellen und Korrespondenzen erhellen noch immer verlockende Zusammenhänge. Man bedenke, in einem so freudig und emsig Briefe schreibenden Säkulum. Alle hier bisher herangezogenen Urteile stimmen darin überein, daß wir es bei Risach, bei Heinrich, Mathilde, Gustav und Eustach nicht mit Porträtskizzen schlechthin zu tun haben, sondern daß die Stifterischen Gestalten von vielen österreichischen und böhmischen Typen seiner Zeitgenossenschaft mitgeformt worden sind. Sicher kann man bei mehreren Vertretern

125) Karl Freiherr von Hügel; s. w. o., Anm. 115.

der so spezifisch österreichisch-böhmischen höheren Beamtenschaft, der Gelehrten- und Ministerialbürokratie des Vormärz manches neue, bisher nicht einbezogene Vorbild für die Gestalt des alten Risach identifizieren. Denken wir nicht zu allerletzt an den Grafen Kaspar Maria Sternberg[126], oder dessen Neffen, den Abbé Friedrich Sylva-Taroucca[127], den hochverdienten Förderer des Mährischen Franzensmuseums in Brünn, des heutigen Mährischen Landesmuseums, den Freund und Mäzen des größten tschechischen Malers des 19. Jahrhunderts, Josef Mánes[128] und den Erzieher des Kaisers Franz Josef – Joseph Alexander Helfert[129]. Manche aus dem Kreise der Vertreter des Landespatriotismus und dem Schülerkreis von Josef Dobrovský[130], Bernhard Bolzano[131] und Vinzenz Weintridt[132] gehören hierher. Doch erinnern wir uns noch an die Worte des gut unterrichteten Hermann Bahr in seinem Buch „Wien"[133].

„Dort, in den Zirkeln der Schöngeister, beim Picknick der Belletristen, im ‚Leserkabinett' ist der österreichische Liberalismus entstanden."[134]

Überblicken wir alles was Adalbert Stifter mit Paul Rath verbunden hat, dann dürfen wir wohl zu dem Schluß kommen, daß die stille Männerfreundschaft, die den Dichter mit der Welt des Polyhistors in Königswart verbunden hat, sichtbare Spuren in Stifters Werken – besonders in der literarischen Architektur des „Nachsommer" hinterlassen hat. Uns interessiert darüber hinaus für die Bildungs- und Geistesgeschichte des 19. Jahrhunderts der Typ

126) Kaspar Maria Graf Sternberg (1761—1838), böhmischer Naturforscher, Kleriker, Mitbegründer des Nationalmuseums in Prag. Altersfreund Goethes.

127) Friedrich (Bedřich) Graf Sylva-Taroucca; s. w. o., Anm. 123.

128) Josef Mánes (1820—1871), bedeutendster tschechischer Maler des 19. Jahrhunderts.

129) Joseph Alexander Freiherr von Helfert (1820—1910). Aus Prag gebürtiger Historiker und Jurist, konservativer Politiker, Unterstaatssekretär im Jahre 1848, Minister, Gründer des Instituts für österreichische Geschichtsforschung, Präsident der Centralkommission zur Erhaltung der historischen Baudenkmale. Herrenhausmitglied. Mentor des jugendlichen Kaiser Franz Joseph I., Pionier auf dem Gebiete einer politischen Verständigung mit den slawischen Völkern Österreichs.

130) Joseph Dobrovský (1753—1829), Priester, Exjesuit, Erzieher im Hause der Grafen Nostiz in Prag und Bibliothekar, Mitbegründer der Kgl. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften in Prag. Begründer der tschechischen Altertumswissenschaften, der Slawistik und Orientalistik („Patriarch der Slawistik").

131) Bernard Bolzano (1781—1848). Gebürtiger Prager von teilweise italienischer Abstammung. Weltpriester. Mathematiker. Universitätsprofessor für Religionswissenschaft an der Prager Universität. Bedeutendster Philosoph Böhmens im 19. Jahrhundert.

132) Vincenz Weintridt (1778—1849). Professor für Religionswissenschaft an der Universität in Wien. Erzieher im Hause der Grafen Stadion. Dechant in Krems und später Propst in Nikolsburg. Wegbereiter des frühen Denkmalkultes in Böhmen und Mähren.

133) Hermann Bahr, „Wien". Stuttgart 1906.

134) Ebendort.

des literarisch-wissenschaftlichen Klerikers. Wir dürfen hier Professor Rath in die Gruppe jener einschreiben, die mit Kaspar Maria Sternberg beginnt — der wohl noch den Typus des Standesherrn mit jenem des reichsunmittelbaren Prälaten verbindet — sodann den schon erwähnten Abbé Friedrich Sylva-Taroucca, um noch an zwei Gestalten aus Goethes böhmischem Freundeskreis den Cisterzienserpriester und Professor aus Komotau, P. Anton Dittrich[135] und den Tepler Prämonstratenser und Pilsner Studienpräfekten Stanislaus Zauper[136] zu erinnern. Sie alle verkörpern den Klerikertyp zwischen Aufklärung und Romantik, beziehungsweise nationalen Risorgimento in Böhmen, genannt nationale Wiedergeburt oder nationale Renaissance, mit den vielseitigen Interessen und dem Bildungserlebnis ihrer Zeit. Sowohl der Welt Goethes, wie jener Stifters verbunden, ist der Brünner Augustiner-Eremiten-Konventuele Franz Thomas Bratránek[137] aus dem Schülerkreis des Abtes Cyrill Napp[138] und dem Freundeskreis von Ottilie Goethe und ihrer Söhne. Zum Kreis der tschechischen Nachsommermenschen dürfen wir den Libuner Dechanten Antonín Marek[139], den Freund des Philologen und Literarhistorikers sowie Lexikographen Josef Jungmann[140] zählen und fast an der Grenze des neuen Jahrhunderts stirbt in Křivoklát in Böhmen Pater Roman Václav Vořišek, der erste Übersetzer von Adalbert Stifters „Hochwald" (Vysoký les, 1862)[141]. In das neue Jahrhundert treten die beiden Nach-

---

135) Prof. P. Anton Dittrich O. Cist (1786—1849). Konventuale von Osseg (Osek), Dr. phil., Professor an den Gymnasien von Komotau (Chomutov) und Prag, später Universitätsprofessor in Prag. Historiker der Prager Universität. Informator Goethes während dessen westböhmischen Aufenthaltes.

136) Joseph Stanislaus Zauper O. Praem. (1784—1860), Konventuale von Tepl (Teplá) und Studienpräfekt an der Lehranstalt seines Ordens in Pilsen. Autor einer Ästhetik, unternommen am Werke Goethes, gen. „Studien über Goethe" (1822). Informator Goethes in Böhmen. Lehrer des jungen Bedřich Smetana.

137) Thomas (Tomáš) Franz (František) Bratránek O. E. S. Aug., Konventuale des Augustiner-Eremitenklosters in Altbrünn (Brünn, Brno). Universitätsprofessor in Krakau. Hat als erster literarisch Adalbert Stifter bearbeitet. — Adalbert Stifter. Eine literarhistorische Skizze. Österreichische Revue. Wien 1863. 6. Bd. S.: 62—76. — Derselbe, Über ein Lesebuch zur Förderung humaner Bildung von Stifter. — Aprent, Zeitschrift für österreichische Gymnasien. Wien 1854. 5. Jhg. S.: 773—789. — Bratránek gehörte in Wien zum Freundeskreis von Ottilie von Goethe.

138) Bohumil Zlámal, Cyril Napp. Boskovice. Statni zámek a hrad, mesto a okolí. SPS. Praha 1955.

139) Anton Marek-Libunský (1789—1877), tschechischer patriotischer Priester. Dichter und Philolog. Führender tschechischer Herderianer.

140) Joseph Jungmann (1773—1847). Tschechischer Philologe, Lexikograf, bedeutendster Intellektueller der Nation im Vormärz. Universitätsprofessor. Begründer der modernen tschechischen Schriftsprache. Tschechischer Germanist.

141) Román Václav Vořišek (1821—1893). Patriotischer tschechischer Priester. Schriftsteller. Übersetzer von Adalbert Stifters HOCHWALD (Vysoký les, (1862).

sommermenschen böhmischer Herkunft, Josef Alexander Helfert[142] und dann Josef Hlávka[143], einer der ausgezeichneten Baumeister am Wiener Opernhaus und der Ringstraße, ein. Von Erlebnis der Klassik und der Romantik ausgehend, haben sie alle mit mehr oder minder Erfolg zwischen dem didaktischen Aufgabenbereich ihrer Schulmännerberufe, sowie ihrer Liebhabereien auf dem Felde der Historie, der Altertums- und Denkmalpflege stehend einen Kanon ethischer und ästhetischer Weltschau zum Gesetz ihres Handelns bestimmt. Sie alle gehen zwischen Goethes „Wilhelm Meister" und Stifters „Nachsommer" in die Bildungsgeschichte des 19. Jahrhunderts ein.

Auch Schloß Königswart rückt in der Zeit der Wirksamkeit des Betreuers der Metternich'schen Kunstsammlungen als ein „Schloß in Böhmen" in den Bereich jener Schloßthemen, die mit Goethes Wahlverwandtschaften beginnen, ihren stärksten Niederschlag im „Nachsommer" gefunden haben, ihre Fortsetzung bei Božena Němcová in der Dorf- und Schloßgeschichte finden, sich im Themenkreis der Ebner-Eschenbach'schen Dorfidylle wiederfinden, um dann noch einmal für die Weltliteratur in den Schlössern von Rilke und Kafka ihre Renaissance zu finden.

Das Wenige, was noch über den weiteren Lebensweg des P. Paulus Rath ergänzend zu berichten übrig bleibt, sei hier kurz zusammengetragen. Im Jahre 1845 wurde er zum Ehrenmitglied und Korrespondenten der Academia Arcadia (gegründet 1690) und der Academia Tiberiana (gegründet 1813) in Rom ernannt. Aus den Aufzeichnungen ist nicht ersichtlich, ob diesen beiden Ehrungen die bei einem Ordensmanne durchaus nicht ungewöhnliche Romreise vorangegangen war. Um diese beiden ausländischen wissenschaftlichen Ernennungen annehmen zu können, richtet er laut erhalten gebliebenem Konzept vom 11. Oktober 1845 ein bezügliches Gesuch an die k. k. Vereinigte Hofkanzlei, um die Erlaubnis des Kaisers zu erbitten. Außerdem war Professor Rath Mitglied der Zoologisch-botanischen Klasse der k. k. Landwirtschaftlichen Gesellschaft in Wien und des Rheinischen Altertumsvereins in Mainz. Im Jahre 1876 verlieh der Prager Fürsterzbischof Kardinal Friedrich Schwarzenberg dem alternden Schloßkaplan den Titel eines fürsterzbischöflichen Notars.

Professor P. Paulus Rath OSB starb im Alter von 80 Jahren am 7. Juni 1887 auf Schloß Königswart und fand seine letzte Ruhestätte auf dem alten, heute bereits aufgelassenen Friedhof, der die Pfarrkirche zur hl. Margarete im Städtchen Königswart (Kynžvart) umgibt. Etwas vom Polyhistoriker und

142) Joseph Alexander Freiherr von Helfert; s. w. o., Anm. 129.

143) Josef Hlávka (1831—1908), tschechischer Architekt und Philantrop. Wiener Stadtbaumeister, Schüler von Heinrich von Ferstel, Andreas von Baumgartner. Vollendete nach dem Tode seiner beiden Lehrer Van der Nüll und Sicckardsburg den Wiener Opernbau. Mitarbeiter am Ringstraßenbau in Wien und der Kirche von Altlerchenfeld. Gründer und erster Präsident der Tschechischen Akademie für Wissenschaft, Kunst und Literatur. Stifter eines bedeutenden tschechischen Hochschülerheims in Prag. Vertrauensmann der tschechischen Interessen am Wiener Hof.

Bibliothekar österreichischer Stifte des Spätbarock, verpflanzt in die Zeit zwischen Josephinismus und Romantik, Biedermeier und Restauration, bleibt dem stillen Gelehrten zeitlebens eigen, der mit gleicher Akribie und Präzision Conchilien, Münzen und Bilder betreut hat, ein Museum und zwei Bibliotheken mit Umsicht verwaltet, Sammlungen katalogisiert und Kinder unterrichtet, Prinzen erzogen und gewissenhaft sein geistliches Amt versehen hat. Er war in der Stunde der Flucht Metternichs Treuhändler und Bevollmächtigter. In freien Stunden zeichnet er und war ein fundierter Liebhaber-Photograph.

Zudem besaß er selbst eine nicht ganz unbedeutende Sammlung von Bildern. Wie aus dem Briefwechsel mit der Prager Landesbehörde hervorgeht, welche Personalfragen des damaligen Königswarter Rabbinates betrafen, war Professor Rath ein Mann von ernster Toleranz.

Von nicht zu überbietender Kürze war die Zeitungsmeldung der „Egerer Zeitung", mit der sie den Tod von P. Paul Rath ihren Lesern eine Woche später mitteilte:

„Der im hiesigen fürstlich von Metternich'schen Schlosse wohnhafte Professor Rath, einstiger Erzieher der Brüder Richard und Paul von Metternich, ist am 7. Juni l. J. Abends daselbst gestorben."[144]

Es ist erstaunlich, daß auf der kurzen Wegstrecke von Eger (Cheb) nach Marienbad und seiner allernächsten Umgebung sich eine ganze Reihe von bedeutenden Persönlichkeiten der frühen Pflege von Kunstdenkmälern verschrieben hatte, die doch im „Nachsommer" so nachhaltige Spuren hinterlassen haben, zugewandt hatten.

Josef Sebastian Grüner, der Egerer Polizeirat und zeitweilige Bürgermeister daselbst, Goethes westböhmischer Begleiter und Vertrauter[145], war der erste Konservator der Zentralkommission für den Egerer Kreis. Der zeitlebens zu Goethe aufblickende rührige und rechtschaffene Mann der Praxis — Geschäftsmann nannte sich diese species damals — darf das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, den historischen Stadtkern von Eger bewahrt zu haben. Im nahen Plan bei Marienbad[146] stand die Wiege des Ahnherrn der Familie Helfert, das Elternhaus von Joseph Helfert, des späteren Rektors der Prager Universität, des Kirchenrechtlers und Begründers der wissenschaftlichen Terminologie der Denkmalpflege, des Vaters von Josef Alexander Freiherrn von Helfert.

Im nahen Stift Tepl bei Marienbad[147], jedoch später als Gymnasialpräfekt in Pilsen wirkend, lebte Joseph Stanislaus Zauper, Regularkanoniker des Prämonstratenserordens[148], Goethes ergebenster Bewunderer und Bekenner, Verfasser eben jener auf Goethes Schönheitsideal fußenden Ästhetik der

144) „Egerer Zeitung" vom 15. Juni 1887. Eger.
145) Joseph Sebastian Grüner; s. w. o., Anm. 65.
146) Planá u Mariánských Lázní. Stadt in Westböhmen bei Marienbad.
147) Teplá. Stadt und Prämonstratenserkloster bei Marienbad.
148) Josef Stanislaus Zauper; s. w. o., Anm. 136.

Kunst[149]. Im nahen Elbogen[150] war Rudolf von Haidinger beheimatet[151]. Und in Königswart beschloß zu Ende des Jahrhunderts ein „Nachsommermensch" aus Stifters Zeitgenossenschaft, sein Jugendfreund Paulus Rath, seine lange und arbeitsreiche Tätigkeit – ein „alter Hofmeister", der er zeitlebens im Hause des Kanzlers gewesen, um mit Adalbert Stifter zu sprechen. Er beschloß sein Dasein im Dienste eines der interessantesten Schloßmuseen des damaligen Europa.

Vergessen wir jedoch nicht, daß dieses „Schloß in Böhmen" zu Königswart keine Sommerresidenz eines Landadeligen gewesen, der hier die Tage und Wochen zwischen zwei Aufenthalten bei Hofe verbracht hat. Der Schloßherr hat in seinen „Nachgelassenen Papieren"[152] ein literarisches Porträt Napoleons hinterlassen, dem seine Zeit wenig gegenüberzustellen hatte. Schreibt doch Metternich im Bewußtsein seiner Exklusivität unter den Diplomaten seiner Ära der Gräfin Lieven am 21. März 1819:
„Ich sage dir, daß mich der Schriftsteller in hundert Jahren ganz anders beurteilen wird als alle, die heute mit mir zu tun haben."

War nicht auch Goethe nach seiner Unterredung mit dem Fürsten am 26. Oktober 1813 von Metternichs Bildungsstand angenehm berührt? Warum sollte sein Image mit einer Ausschließlichkeit ohnegleichen nur von seinen Feinden gezeichnet sein?

Er nennt sich selbst gern einen „Professor", wie ihn einst in England im Exil Guizot[153] und Disraeli[154] tituliert hatten. Disraeli beschrieb eine Reise nach Brighton am 7. Januar 1849, um, wie er sagt „Professor Metternich" zu konsultieren. Er – Metternich – durfte von sich sagen, daß er mit Paris französisch, mit London englisch, mit St. Petersburg russisch und mit Berlin deutsch korrespondiert hat. Er nennt sich auch in seinen vorgerückteren Lebensjahren öfter einen Christen und Leser der Bibel. Ist es ein bloßer Zufall, daß die Briefe des Apostel Paulus zu seiner Alterslektüre gehörten? War nicht auch sein alternder Schloßkaplan Verwalter seiner religiösen Bedürfnisse geworden? Metternich rühmte sich mitunter eines Blickes in kommende Entwicklungen. In einem „Politischen Glaubensbekenntnis", das er dem Zaren Alexander übermittelt, steht der bemerkenswerte Satz:

---

149) Josef Stanislaus Zauper, Studien über Goethe. 1822.
150) Loket. Stadt bei Karlsbad. Aufenthalte Goethes, Herders und von Theodor Körner.
151) Wilhelm Ritter von Haidinger (1795–1871), bedeutender österreichischer Mineraloge und Geologe. Entstammt einer in Elbogen (Loket) bei Karlsbad ansässigen Fabrikantenfamilie. Er hat die kaiserlichen Naturkundlichen, Mineralogischen Sammlungen und die Münzsammlungen in Wien geordnet.
152) Aus Metternich's nachgelassenen Papieren, s. w. o., Anm. 29.
153) Guillaume Guizot (1787–1874), französischer protestantischer Politiker, Historiker, Professor an der Sorbonne. Verdienst um die Volksschule, das Archivwesen und die französischen Geschichtsquellen. Anhänger der Julimonarchie.
154) Benjamin Disraeli, Eearl of Beaconsfield (1824–1881). Konservativer englischer Staatsmann. Premierminister von 1874–1880.

„In den Schlössern der Könige, in den Salons und Boudoirs gewisser Städte ist die Revolution bereits vollendet, während sie sich in der Masse des Volkes erst vorbereitet."[155]

Kein Wunder, daß ihm dieser sarkastische Ausspruch bei den Männern des Fortschrittes weitaus mehr geschadet als seine exklusiven Allüren. Er hat, wie wir wissen, die Schriften von Luis Blanc[156] gelesen. Daß er sich in Verkennung der Bedeutung des Begriffes Sozialismus nun selbst anmaßt ein Sozialist zu sein, zeugt von seiner Unkenntnis jener geschichtlichen Realität, die sich außerhalb des von ihm wahrgenommenen Weltbildes abgespiegelt hatte. Vielleicht können wir uns diesen Anachronismus bei Metternich so erklären, daß der engagierte Zeitungsleser, der er gewesen, im Grunde dieses Mißverständnisses ein anderes Phänomen gemeint und zwar die in Österreich sich formende christlichsoziale Bewegung, an deren Gründung seine Tochter Melanie, verehelichte Gräfin Zichy (1832—1919), Anteil genommen hat.

Manche seiner Biographen haben mit Verständnis sein Verhältnis zur Kunst im Gegensatz zu den Anfeindungen jener aus dem Lager seiner Gegner hervorgehoben, aber auch jenes zu Literatur und zur Musik. Wir wissen nun auch, daß der Fürst Cello gespielt hat, Rossinis Musik geliebt, ebenso Heines Gedichte. Er hat Österreich, beziehungsweise Wien eine sehr verspätete Akademie der Wissenschaften konzediert. Er hat Salzburg auf Dauer für Österreich erwerben können. Den Direktor seiner eigenen Kunstsammlungen gestattete er, sich mit den Methoden der Daguerrotypie und Fotografie vertraut zu machen. Er hat die aus dem Rheinland nach Österreich kommende Unternehmerfamilie Thonet und mit ihr die weltweit bekannte Bugholzmöbelindustrie in Mähren ansiedeln lassen und so einen wichtigen Industriezweig dieses Landes gefördert. Er hat schließlich persönlich den Anstoß zur Realisierung der Ferdinand-Nordbahn gegeben und selbst an einer Probefahrt des ersten mit Dampf betriebenen Zuges am 8. Mai 1838 teilgenommen und hat in seiner Villa Gasbeleuchtung einleiten lassen. Unter seiner Ägide wurde die Donau-Dampfschiffahrtgesellschaft gegründet.

Vielleicht hat Paulus Rath als einer der Wenigen den geradezu somnambulen und so vielfach widersprüchlichen Charakter Metternichs zutiefst begriffen. Wieviele diametrale Züge vereinigen sich doch in diesem Lebensbild Metternichs? In Mainz hatte der Student Clemens am Rande amouröser Avantüren den damaligen Buchhändler und späteren Revolutionär Georg Forster im politischen Hinterhaus getroffen und kennengelernt. Später wird er dessen schöngeistige Schwester Antonie Forster im Lesezimmer seiner

---

155) Sein Ausspruch: „wäre er (Metternich) nicht ein Fürst und Premierminister, so würde er ein großer Professor geworden sein" — Korrespondenz Metternich — Hübner. Bd. 4. V.: „Memoires de Prince de Metternich". Paris 1959.

156) Jean Luis Blanc (1811—1882). Sozialist und Sozialpolitiker. Gründer von sozialen Werkstätten. Autor des Werkes „Historie de la Revolution francaise". 12 Bde. (1847—1852).

Geliebten, der Herzogin von Sagan antreffen[157]. Zweimal hat Metternich in frühen Jugendjahren bei Kaiserkrönungen assistiert. Er gefiel sich zeitlebens als ein grande maître in Zeremonien. In der Schlacht von Valmy hat er aus der Diplomatenloge jenes neue Zeitalter anbrechen gesehen, an dem ein anderer Teilnehmer dieser geschichtlichen Episode im Gefolge seines Landesherrn teilgenommen hatte, Goethe, der uns anschaulich das Seine dazu gesagt hat. Dazumal wußte Goethe nichts von Metternich und dieser rheinische Graf nichts von Goethe. Sie sollten beide später recht viel voneinander wissen. Im Jahre 1795 wurde Metternich im mährischen Austerlitz[158] der Enkelin des Staatskanzlers Kaunitz angetraut. Zwölf Jahre später wird Napoleon nach seiner siegreichen Schlacht, die den Namen dieser mährischen Kleinstadt in die Weltgeschichte getragen hat, im ehelichen Gemach der Metternich logieren. Und dieser Metternich wird Napoleon über Tage, Wochen und Jahre mit der Tochter seines eigenen Souveräns verheiraten. Am Ende von Napoleons Laufbahn wird es Metternich sein, der nicht nur des Kaisers der Franzosen letzten Verbleib mitbestimmen wird, sondern auch über das fernere Schicksal seiner Ehefrau und deren einzigen Sohn, den Herzog von Reichstadt, zu befinden haben wird.

Er, Metternich, wird beginnend vom Malteserkreuz bis zum Orden des Goldenen Vliesses und der Würde eines spanischen Granden, alle nur erreichbaren Ehrengrade vereinnahmen. Ließ man ihm darum trotzdem von Seiten der alten Familien des böhmischen und österreichischen Hochadels nicht doch gelegentlich fühlen, daß er ein Zugereister war? Bedurfte es vielleicht darum jener pompösen Heraldik an der Stirnfront seines Schlosses im böhmischen Königswart und der kostbaren Sammlungen daselbst, der Gobelins, Bilder, Bibliotheken und Waffen, die er dem ihm lebenslang treu ergebenen Erzieher seiner Kinder anvertraut wissen wollte? Es war sein Königs-

---

156a) Egon Caesar Conte Corti, Die Rolle der Rothschilds beim ersten Aufkommen der Eisenbahnen in Europa. Insel Almanach auf das Jahr 1929. Leipzig. — Der Aufstieg des Hauses Rothschild und das Haus Rothschild in der Zeit seiner Blüte):
„Das Gesuch war sehr geschickt abgefaßt und zeigte wiederum das Bestreben Rothschilds, die Vorteile für den Staat, die ja in diesem Falle wirklich eminent waren, hervortreten zu lassen und die eigenen Absichten und materiellen Beweggründe möglichst in den Hintergrund zu schieben. — Wie gewöhnlich wurde dieses Gesuch dem zuständigen Referenten, Freiherrn von Drohsdick, freilich mit dem entsprechenden Wink Metternichs aus der Staatskanzlei, daß man dort der Bewilligung günstig gegenüberstehe, zur Begutachtung übersandt ..."

157) Hugo Rokyta, Die Gestalt der Schloßherrin in Božena Nemcovás „Babička", ihr Prototyp und deren Erzieherin, die Schwester J. G. Forsters. — V.: Zeitschrift für Slawistik. Band X. Heft 2. Berlin.

158) Slavkov (= Austerlitz), mährische Landstadt südöstlich von Brünn. In der Nähe der Stadt wurde am 2. Dezember 1805 auf dem Schlachtfeld von Prace die Schlacht Napoleons gegen die Verbündeten geschlagen, die als Schlacht von Austerlitz in die Geschichte der Napoleonischen Kriege eingegangen ist.

wart, das er als dreizehnjähriges Kind erstmals betreten hatte und das uns den Werdegang dieses widersprüchlichen Menschen so anschaulich wiederspiegelt. Er liebte dieses Königswart, das er für seine Schöpfung hielt und *„er ging gern in seinem Garten oder im Park in Königswart spazieren, denn er begab sich jeden Juli nach Böhmen und hielt sich dort während der warmen Wochen des Jahres auf"*[159].

Die Metternich waren aus dem Rheinland in des Kaisers Diensten nach Österreich und Böhmen gekommen. Seine Standesgenossen und auch seine erbitterten Kritiker bezweifelten mehr oder minder lautstark, ob Clemens Wenzel Lothar Metternich ein Österreicher geworden? Es spricht manches für und vieles wider. Und dennoch verblüfft die Physiognomie des alternden einstigen Staatsmannes, wenn wir seine Fotografie neben die seines unbestrittenen „homo austriacus" neben die Altersfotografie von Franz Grillparzer aus dem Jahre 1855 vergleichsweise legen und betrachten[160]. Der Kanzler des Vormärz und sein im Geistesleben Österreichs herbster und erbitterter Kritiker — sie beide zeigen jene Züge, die Adalbert Stifter mit schonend verhüllendem Incognito seinem Freiherrn von Risach im „Nachsommer" zugeeignet hat.

Metternich hat einst dem jugendlichen Erzherzog Franz Joseph vor dessen Thronbesteigung Vorlesungen über die Regierungskunst gehalten. „Eine Zeitlang besuchte der Erzherzog — so berichtet Karl Tschuppik — jeden Sonntag die Staatskanzlei am Ballhausplatz, wo ihm Metternich einen Blick in seine Werkstatt gewährte."[161] Und Metternich sollte, sozusagen wenige Stunden vor seinem Tode, seinem Herrscher, der im Begriffe stand an die italienische Front zu gehen, ein politisches Testament aufsetzen. Dieser Krieg von anno 1859 war ein Krieg von Franz Josephs Willen. Metternich war gegen das Ultimatum gewesen.

Sein eigenes Testament atmet jenen Geist eines Ästheten aus Überlieferung, über die einst Paulus Rath und Adalbert Stifter seinen Kindern Unterrichtsstunden erteilt hatten. Fühlte er sich doch von Voltaire, Rousseau und Herder beeinflußt, wie auch von de Maîstre. Man wird ihm kein Unrecht antun, wenn man einen bestimmten Zug seines Habitus besonders hervorhebt. Er war angesichts der vielen Erfolge während seiner Karriere und auch noch in der Zeit nach seinem Sturz eitel. Er war sehr eitel. Eitelkeit spricht aus Metternichs Worten, mit denen er des verstorbenen einstigen „Ajo" des jungen Franz Joseph, des Grafen Heinrich Bombelles, gedenkt:
„Ich rechne den Grafen Bombelles zu jener kleinen Anzahl von Menschen,

---

159) Allan Palmer, Metternich. Der Staatsmann; s. w. o., Anm. 12.

160) Franz Grillparzers Altersporträt. — V.: Österreichische Lexikon in zwei Bänden. Herausgegeben von Dr. Richard Bamberger und Dr. Franz Maier-Bruck. Bd. A—K. Wien und München 1956. S.: 436. — Siehe auch: Friedrich Kainz, Grillparzer als Denker. Wien, mit dem Bild Grillparzers von F. v. Amerling. 01. Wien 1856.

161) Karl Tschuppik, Franz Joseph I. Der Untergang eines Reiches. Hellerau bei Dresden. 1928.

die infolge ihrer angeborenen Meinung dachten, was ich dachte, sahen, was ich sah, und wollten, was ich wollte."[162]

Hat sich doch sein Kollege im Staatsrat, der die Ära Metternich im Amte überleben sollte, der Freiherr Friedrich von Kübeck, gerade dazu geäußert und zwar über „die unausstehliche Eitelkeit des Mannes, der in seinem ganzen Leben nie unrecht hatte, alles voraussagte und voraussieht, was geschah und nicht geschah"[161]. Man sieht bekanntlich Staatsmännern und Politikern viele Taten und Untaten nach, selten aber und ungern oder gar nicht die persönliche Eitelkeit.

Kübeck die Gallionsfigur des österreichischen Neoabsolutismus der frühen Ära von Franz Joseph, kannte wie kaum ein anderer die Unzulänglichkeiten Metternichs, dessen Freund er gewesen. Das Tagebuch Kübecks ist eine Quelle für die Regierungsweise vor und nach 1848. Kübeck sollte der Mentor des jungen Monarchen werden, der ihn dann im Jahre 1850 zum Präsidenten des Reichsrates machte. Man schreibt der Erzherzogin Sophie, der Mutter des Kaisers einen beträchtlichen Anteil am Sturz Metternichs zu. Ihr offen zur Schau getragener Gegensatz zu Metternich, sagt Karl Tschuppik, hätten diese Frau zur Figur einer österreichischen Legende gemacht[163]. Gewiß ist, daß die Erzherzogin und Mutter des Kaisers in Kübeck, den man gerne in Hofkreisen als den „Schneidersohn aus Iglau" apostrophiert hatte, zu ihrem Helfer erkoren hat. Kannte man doch bei Hofe das alte Lied — Metternich und Kolowrat, — die einander gehaßt haben, waren stets im Streit gewesen. Es hat immer so etwas wie eine Fronde des böhmisch-österreichischen Hofadels gegen den einstigen rheinländischen Grafen gegeben. Und dieses Österreich Franzisci Josephi versicherte sich für die letzte Etappe seiner Existenz der Mitarbeit von Bürokraten, die aus dem Bürgerstand gekommen waren. Ihr Lohn am Ende einer langen Karriere war die kaiserliche Nobilitierung. Man findet im Kreise der Politiker des jungen Monarchen keine spanischen Granden des Rokoko. Auch die Bewohner des „Rosenhauses" und des „Sternhofes" im „Nachsommer" kommen aus diesen Rängen.

Viele Frauen haben im Leben Metternichs eine Rolle gespielt. Er verstand es, ihr Vertrauen zu ihm, das die Jahre überdauern konnte, für seine eigenen Pläne zu nutzen. Die Mutter des jungen Monarchen scheint gebangt zu haben und wünschte wohl eines mit Bestimmtheit und Energie: Metternich sollte nicht der Kanzler ihres Sohnes werden. Nicht alle bei Hofe waren ihrer Meinung gewesen und noch am Tage nach Metternichs Demission bangten viele um das Schicksal des von ihm geleiteten Staates.

Metternich starb am 11. Juni 1859 in seinem Palais am Rennweg in Wien und wurde — jetzt wieder ganz und gar Grande — von der Karlskirche, der

162) Heinrich Franz Graf Bombelles (1789—1850), österreichischer Aristokrat, französischer Herkunft und Offizier. Erzieher des Kaisers Franz Joseph I.

163) Karl Tschuppik; s. w. o., Anm. 161. — Karl Friedrich Kübeck, Freiherr von Kübau (1780 Iglau — 1855 Hadersdorf) — V.: Kübeck und Metternich. Denkschriften und Briefe. Herausgegeben von Adolf Beer. Wien 1897. (Adolf Beer [1831 Prossnitz — 1902 Wien], Historiker, Altliberaler Politiker, Verfasser des Entwurfs zum Reichsvolksschulgesetz.)

monumentalen und traditionellen Kirche des böhmischen Adels in Wien, die vom böhmischen ritterlichen Orden der Kreuzherren mit dem roten Stern verwaltet wird, nach seiner zweiten Residenz in Böhmen, nach Plasy überführt. Dort wurde er am 15. Juni in der Gruft der Friedhofskapelle St. Wenzel, die er schon in den Jahren 1826–1827 von Josef Kranner zu einem Mausoleum für seine Familie hatte umbauen lassen, beigesetzt[164].

Sein Biograph Raoul Auernheimer sagt von ihm, daß er kein Hasser gewesen, weil Haß keinen dauernden Zustand schafft. Wieviele Politiker können dies von sich in den letzten 150 Jahren behaupten? Aber vielleicht gehörte zu jener ihm nachgesagten Eitelkeit seines Lebens auch der Wunsch, gerade in seinem schöngeistigen Tuskulum in Böhmen, in der anmutigen Park- und Quellenlandschaft von Marienbad, das erste Schloßmuseum von Rang in seiner Zeit zu besitzen und es scheint, wie aus flüchtigen Andeutungen und Briefen hervorgeht, daß er selbst Paulus Rath dabei nur als den Vollstrecker seiner eigenen Absichten betrachtet hat. Es kommt uns dabei ein Ausspruch des jüngsten unter den Biographen Metternichs zuhilfe. Henry Kissinger, der sich selbst als Professor seiner Disziplin und „Geschichtsprofessor" zu stilisieren gewohnt ist, sagt uns, daß Staatsmänner zu handeln pflegen „als ob ihre Intuitionen schon Erfahrung wären" und folgert dann daraus in der Beurteilung ihrer Bedeutung für die Geschichte, indem er behauptet, „meist offenbart sich daher ihre Größe erst im Rückblick"[165].

Eine Persönlichkeit deren Charakterbild wie selten eines in der Geschichte zwischen Bewunderung und Abscheu schwankt, von trivialer Beurteilung bis zu den Ausbrüchen eines lange angehaltenen Zornes, von diesen Maßstäben seiner Zeitgenossen oft unkritisch übernommen und weitergetragen, befreit zu haben, ist für den Historiker an sich eine lohnende Aufgabe. Es heißt darum keineswegs eine solche Persönlichkeit idealisieren, rehabilitieren oder dem Mythus überantworten zu wollen. Metternich gehört auch nicht in die Galerie von Diktatoren — für den man ihn gerne gehalten hat — dem der „kleine Mann" gewillt ist, auch im Unterdrücker einen Mythus zuzuerkennen.

Die Ära Metternich wird von vielen als der Anfang einer beginnenden Isolierung Österreichs als Großmacht angesehen. Zwei Äußerungen eines der letzten Agnaten aus dem Kaiserhause, der sich mit Österreichs Stellung im Konvent der Mächte auseinandergesetzt hatte: der „Thronfolger", Erzherzog Franz Ferdinand von Österreich-Este, sprach ein beachtenswertes und unerwartetes Urteil über Metternich aus, wenn er meint, gerade dieser Met-

164) Plasy (Plass). Stadt und Schloß bei Pilsen in Westböhmen.

165) „Die Naturwissenschaften haben eine bedeutende Rolle in meinem langen, den Namen nach in einer von denselben so verschiedenen Richtung verbrachten Leben gespielt. Ich habe sie stets parallel mit dem Wirken meines Berufes gepflegt und weit mehr Zusammenhang in den Richtungen gefunden, als es Viele derer ahnen, welche dieselben vereinzelt verfolgen" — Wien 24. XII. 1843 Metternich an den Chemiker Justus von Liebig. — Henry Kissinger; s. w. o., Anm. 12. — „Henry Kissinger Geschichtsprofessor" DIE ZEIT, 23. 12. 1977.

ternich und sein Kaiser Franz wären die Zertrümmerer der deutschen Einheit gewesen; ohne ihre Fehler wäre es nie zu Bismarcks kleindeutscher Lösung gekommen. Die Gegenfrage lautet indes, was im Vormärz noch unter einer „deutschen Einheit" zu verstehen war. Über Metternich selbst soll ein letzter Ausspruch in der Reihe jener Platz finden, die von seiner Zwiespältigkeit überzeugt waren. Franz Ferdinand von Österreich-Este sagt von ihm, was Karl Tschuppik aufgezeichnet hat:

„kein großer Geist, weil er die Bedeutung der französischen Revolution, dieses Angelpunktes der neuesten Menschenentwicklung verkannt hat."[166]

Daß in der Person von Clemens Wenzel Lothar Metternich stellvertretend und unbeschadet seiner Fehler und Eitelkeiten eine ganze Ära zu Fall kommen mußte, lehrt uns Victor Hugos Ausspruch:

„Es gibt etwas, das stärker ist als alle Armeen der Welt, nämlich eine Idee, deren Stunde gekommen ist."

Metternichs Hauskaplan und bewährter Erzieher seiner Kinder, Professor P. Paulus Rath, hat es verstanden mit vornehmer Diskretion eines benediktinischen Gelehrten und Polyhistorikers in und zwischen den Zeilen seiner Königswarter Relationen über Metternichs Charakterbild dennoch uns mehr zu sagen, als viele seiner Biographen.

---

166) Karl Tschuppik; s. w. o., Anm. 161.

Nachtrag zu S. 387, Anmerkung 89

Josef Polisensky (Prag) rekonstruiert die Flucht Metternichs auf Grund der vorhandenen Literatur, jedoch ohne Hinweis auf Rath wie folgt: Metternich verließ am 14. März mit Familie insgeheim die Staatskanzlei und begab sich zunächst in das Palais des Präsidenten der Obersten Justizstelle, des Grafen Ludwig Taafe, Herrn auf Elischau (Nalzov) in Böhmen. Doch auch dort fühlte er sich nicht sicher und so half die Familie Liechtenstein. Salomon Rothschild übersandte 1000 Gulden. Die Fürstin Melanie begab sich mit drei Wagen in Begleitung des Grafen Rechberg per Eisenbahn nach Lundenburg (Breclav) und von dort mit der Kutsche nach Feldsberg (Valtice), wo gegen 5 Uhr früh am 15. März in einer Liechtenstein'schen Kutsche Metternich eingetroffen war. Von hier aus hatte dann Metternich seine schriftliche Resignation ausgefertigt, schrieb ferner dem Zaren Nikolaus und erfuhr, daß Windischgrätz zurücktreten mußte, so daß am 20. März sein Rivale Kolowrat zum ersten Ministerpräsidenten bestellt worden war.

Aber auch in Feldsberg fühlte sich Metternich, obwohl geschützt vom Liechtenstein'schen Schloßpersonal und einer Abteilung Jäger der Nikolausburger Garnison, nicht genügend sicher. Nach Rechberg hat der Feldsberger Gemeinderat verlangt, Metternich solle Felsdberg binnen 24 Stunden verlassen, sonst könne man für die Sicherheit des Schlosses und seiner Bewohner nicht haften. An der Spitze der Stadtverwaltung stand im Jahre 1848 der loyale Bürgermeister Alois Hubner. Aufzeichnungen über diesen Gemeindeamtlichen Beschluß fehlen. Metternich verließ Feldsberg mit seiner Gemahlin und dem ältesten Sohn Richard. Die anderen Kinder wurden am 22. März abends, wahrscheinlich mit der Bahn, über Lundenburg nach Wien zurückgeschickt.

Metternich reiste mit Rechberg und Hügel in Richtung Olmütz (Olomouc). Er traf mit seiner Begleitung um 4 Uhr früh in Olmütz ein und wurde, nachdem ihm die Sicherheit des Aufenthaltes weder vom Erzbischof noch vom Garnisonskommandanten gewährt worden war, mit seiner Begleitung erkannt und belästigt, und erreichte mit Mühe den Zug. Metternich besaß einen Paß auf den Namen eines Herrn von Meyer, Gutsbesitzer aus Graz mit Begleitung. – In Bechovice bei Prag verließen die Metternichs den Zug, fuhren in einer Kutsche durch Prag, nächtigten in Dobrany und kamen am 23. (März) nach Teplitz (Teplice). Hier im Bereich der Herrschaft Clary-Aldringen erwies die junge Nationalgarde dem ehemaligen Kanzler ihre Reverenz.

Am 24. März kamen die Metternichs in Dresden an. Hier bekam Metternich weitere Geldmittel von Rothschild, sowie einen neuen Paß auf die Namen Herr und Frau von Manteux. Sie fuhren durch Deutschland und erreichten am 30. März das holländische Arnheim und nach kurzem Aufenthalt in Den Haag erreichten sie am 20. April London – (Josef Polisensky, Dvoji pout' jizni Moravou na jare a na podzim 1848 (Ke 125. vyroci roku 1848). JIZNI MORAVA. Vlastivedny sbornik. Sv. 9. Brno 1973) – Abschnitt: Metternichuv utek j Vidne do Valtic (Metternichs Flucht aus Wien nach Feldsberg).

Vorliegender Text ist aus Vorlesungen im Sommersemester 1968 an der Universität Salzburg entstanden. Der Autor dankt den Archivverwaltungen für die gewährte Hilfe.

Zur Aufhebung der Abtei St. Peter i. Schw. im Jahre 1806

Von Ursmar Engelmann, OSB – Beuron

Die Welle der Aufklärung hat in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts und zum Beginn des 19. Jahrhunderts zahlreiche Benediktinerklöster in Europa ausgelöscht. Aufhebung und Zerstörung werden hier am Beispiel der Abtei St. Peter i. Schw. besprochen, um auf diese Weise Einsicht in einen über Jahre dauernden, komplizierten Vorgang zu gewinnen.

Ignaz Speckle, der 56. und zugleich letzte Abt von St. Peter hat darüber ausführlich in seinem Tagebuch berichtet, so daß dafür eindeutige Nachrichten vorliegen. Abt Ignaz hat sein Tagebuch vom November 1796, dem Monat seiner Wahl zum Abt, bis 1819 geführt[1]. Er war am 3. Mai 1854 zu Hausach geboren worden. Sein Vater Johann Michael Speckle stammte aus Au bei Wangen im württembergischen Allgäu, ebenso die Mutter Theresia geb. König. Der Vater war Pfannenschmied und wanderte nach Hausach im Kinzigtal, um dort im Fürstlich Fürstenbergischen Eisenwerk zu arbeiten; er starb als „director in officina montis".

Nach Besuch der Elementarschule in Hausach und des Gymnasiums in Freiburg ist Joseph Anton Speckle am 11. Januar 1773 in St. Peter eingetreten und erhielt den Ordensnamen Ignaz. Nach dem Tod von Abt Philipp Steyrer am 7. November 1795 wählten die 21 Kapitularen des Stifts am 23. November P. Ignaz Speckle zum Nachfolger und letzten Abt von St. Peter.

Berthold I. von Zähringen hatte 1073 ein Kloster in Weilheim a. d. Teck gegründet, das sein Sohn Berthold II. etwa 20 Jahre später auf Anraten des Abtes Wilhelm von Hirsau auf den Schwarzwald, wenig unterhalb des Kandelgipfels, verlegte und dem hl. Petrus übergeben hat.

Als erster Abt kam der Mönch Adalbero von Hirsau nach St. Peter. Die letzten 10 Jahre vor der Aufhebung von St. Peter im Jahre 1806 sind mit dem notvollen Geschehen im vorderösterreichischen Breisgau eng verbunden.

Breisgau hat sich seit dem 15. Jahrhundert weitgehend eine eigene Verwaltung sichern können, während gleichzeitig die Habsburger von Freiburg aus ihre Landeshoheit ausgebaut haben. Die eigene Verwaltung wurde von den Landständen – Prälaten, Adel, Bürger – zusammen mit

1) Das Tagebuch von Ignaz Apeckle, Abt von St. Peter im Schwarzwald, 3 Bde., bearbeitet von U. Engelmann 1966/68, zitiert mit TS.

dem Landtag in Freiburg getragen. Maria Theresia hat in diese landständische Verfassung eingegriffen und die Einkünfte der Klöster und des Adels zentral besteuert. Diese Aufgabe hat der landständische Konseß übernommen, der von jedem Stand mit 2 Assessoren beschickt wurde und dem der jeweilige Präsident der vorderösterreichischen Regierung in Freiburg vorstand. Breisgau wurde 1797 im Frieden von Campo Formio Herkules III. von Modena als Entschädigung zugesprochen und im Frieden von Lunéville 1801 erneut diesem versichert, wenn es auch erst 1803 zur tatsächlichen Übergabe kam. Als der Herzog am 14. Oktober 1803 starb, hat sein Schwiegersohn, Erzherzog Ferdinand von Österreich, das Erbe angetreten, das nach 2 Jahren im Preßburger Frieden vom Dezember 1805 endgültig an Baden fallen sollte.

Zwei Tage nach dem Einmarsch der Franzosen in Freiburg am 16. Juli 1796 erschienen Truppen der „Patriotenarmee" vor St. Peter. Invasion bedeutete Requisitionen aller Art, auf die Erpressungen und Plünderungen folgten. Außerdem wurde dem Prälatenstand eine Kontribution von 600.000 Livres auferlegt. Betroffen waren St. Blasien, Schuttern, St. Trudpert, St. Peter, Stift Säckingen, Olsberg, Wonnental und die Stifte Waldkirch, Rheinfelden und St. Märgen[2]. Nachdem am 16. und 17. Oktober 1796 Franzosen und Kaiserliche unmittelbar vor St. Peter gekämpft hatten, zogen sich die Franzosen auf die linke Rheinseite zurück. Die nachrückende kaiserliche Armee belastete Land und Klöster in gleicher Weise. Der Hausmeister des Petershofs in Freiburg, der städtischen Dependence des Stifts, hat anfangs Dezember Rechnung gelegt „über das, was während dem Einfall der Franzosen, bes. die letzten Tage vor der Retirade durch General Lecourbe ist verzehrt, mißbraucht und gestohlen worden. Die Summe beläuft sich auf 3.884 fl. Vom 15. bis 30 Juli rechnet er zugleich 18 Mann und 18 Pferde im Quartier gehabt zu haben. Vom 1. August bis zum 11. Oktober täglich 3 Mann. Bei der Retirade vom 12. bis 23. Oktober im Quartier 50 Mann, wozu täglich noch 50 bis 60 nur zu essen und zu trinken kommen. etc."[3] Die französische Armee rückte im April 1800 wiederum im Breisgau ein und bedrückte das Land erneut mit vielerlei Requisitionen. Außerdem legte General Klein dem Land eine Kontribution von 600.000 Livres auf. Als die Stände diese Forderung in den folgenden Monaten nicht zahlen konnten, wurden am 4. November 1800 sieben Standesvertreter als Geiseln nach Straßburg abgeführt und konnten erst am 23. Dezember zurückkehren, nachdem gezahlt war. Es waren vier Mitglieder des Prälatenstandes, darunter der Abt von St. Peter, einer vom Adel und zwei aus der Freiburger Bürgerschaft.

Nach jahrelangen Erpressungen an Geld und Lebensmittel war Breisgau verarmt und verschuldet. Bereits Januar 1709 notierte Abt Ignaz in seinem Tagebuch: „Im Kloster ist der Vorrat aller aufgezehrt, Geld ist sehr wenig vorhanden, darunter aber 9000 fl Schulden, die wir erst im vorigen zwar

2) TS I, 77
3) TS I, 121.

in Absicht für den Hof zu machen gezwungen wurden, und nun an die Franzosen abgeben mußten. Kein Zugvieh ist vorhanden, muß gekauft werden und ist äußerst teuer. Woher nun Mittel nehmen, uns zu helfen? P. Großkeller ist äußerst tätig und unermüdet. Im Land gehen die Gefälle nicht einmal zu 2/3 ein."[4]

Gleichzeitig wußten Nachrichten von einer allgemeinen Säkularisation der Klöster, die sich seit dem Frieden von Lunéville verdichteten und für die Klöster wachsende Unsicherheit und Bedrohung bedeuteten.

Ende Dezember 1757 konnte Ignaz erstmals dazu schreiben: „Man spricht fast allgemein von Aufhebung und Säkularisierung der Klöster. Am meisten von St. Blasien. Dieses soll, wenn es nicht reduziert wird, alle seine Gefälle in der Schweiz, seine Reichsherrschaft und Immedietät verlieren. In Freiburg ist der Lärm noch größer. Doch recht untersucht, hat alles Gerede keinen ernsthaften Grund. Es zeigt vielmehr an, was eine gewisse Partei für Wünsche hege. Und die Partei, sie besteht aus der lateinischen Klasse; man kann nicht sagen Gelehrte. Meist sind es freilich Professoren, auch Weltgeistliche und Advokaten oder halbgelehrte Beamte, sodann Spekulanten und dann die Klasse von Niebelhausen, die nichts zu verlieren haben. Hin und wieder auch reiche Bauern oder neidige Städter, alle, die ohne Vernunft nur ihre Interessen suchen, und sich einbilden, desto mehr für sich zu haben, je mehr andere verlieren. Bei manchen entscheidet dieser Wunsch, auch bloß aus Haß der Religion. Diese Partei bemüht sich auch zum Teil derlei Gerüchte zu verbreiten, so daß hin und wieder schon die Bauern Anträge gemacht haben, die Lehngüter von Klöstern an sich zu kaufen, wie auch mir selbst von Wolfenweiler der Antrag gemacht worden. Hin und wieder lassen sich auch Religiosen dadurch den Kopf verwirren und wollen, weiß nicht was, für Maßregeln für die Zukunft ergreifen."[5] Der Plan der Aufhebung von Klöstern war nicht neu, nachdem Joseph II. seit 1782 in Österreich diese Praxis in zahlreichen Fällen geübt hatte. Ende März 1798 hat Abt Ignaz dazu bemerkt: „Über die Schicksale der Klöster und Stifter weiß man nichts ganz Bestimmtes. Nachdem in Rastatt (1797–1799) die Abtretung des linken Rheinufers verwilligt worden, fordern die Franzosen als zweite Basis die Säkularisationen zur Entschädigung jener Fürsten, welche am linken Rheinufer verlieren. Also ist die Revolution noch lange nicht geendigt, ein dauerhafter Friede noch fern."[6] Am 30. August 1802 wurde der Entschädigungsplan im Moniteur bekannt gegeben, in dem die breisgauischen Abteien St. Blasien, Schuttern, St. Peter, St. Trudpert und Tennenbach dem Malteserorden zugedacht sind[7]. „Der Deutsche- und Malteserorden werden wegen ihren militärischen Verdiensten nicht säkularisiert. Erster erhält alle Mediatsstifte in Schwäbisch-Österreich, letzterer neben den 5 Abteien noch

4) TS I, 132.
5) TS I, 206–207.
6) TS I, 229.
7) TS I, 465.

ferner alle Chapitres, Abbayes et Convents dans le Brisgau . . . Dafür soll der Orden die Schulden der Bischöfe von Basel und Lüttich, welche diese seit ihrer Emigration gemacht, abnehmen, aber nur die persönlichen Schulden."[8] Offenbar ging es dabei mehr um diese Schulden als um die Malteser, die bereit waren, für den Bischof von Basel 260.000 fl und für den von Lüttich 800.000 fl zu zahlen. Gegen die Malteser war eine Anfrage aus Wien gerichtet, ob und wieweit etwa die breisgauischen Abteien in dieser Sache etwas leisten wollten[9]. Am 4. März 1803 war sich der breisgauische Prälatenstand bei einer gemeinsamen Sitzung in Freiburg einig, diesen Vorschlag anzunehmen, zumal sich mit den Vertretern der anderen Klöster und Stifte 16 Körperschaften in die Summe teilen konnten und im Augenblick auf diese Weise das Weiterbestehen offenbar ermöglicht werden konnte[10]. Am 7. März kamen die Äbte nochmals in Freiburg zusammen, wo sich auch der Fürst von St. Blasien dafür einsetzte, ebenso konnten 2 Patres von Villingen dafür gewonnen werden[11].

Die Öffentlichkeit in Freiburg reagierte auf die Nachricht in der Malteserangelegenheit negativ, „auch die Feinde der Klöster sind damit unzufrieden, selbst die Professoren der Universität, welche lieber selbst die Klöster verschlungen hätten". Abt Ignaz hat die bedrohten Abteien im Konseß den Mitständen empfohlen und war erstaunt, mit welcher Zurückhaltung das vor allem bei den Rittern aufgenommen wurde. Dagegen vermochte er den Direktor des Dritten Standes, Bürgermeister Eiter, zu einer eigenen Vorstellung für die Abteien zu bewegen, und auf einer Standeskonferenz im Schutternhof zu Freiburg am 16. September 1802 wurde die von Rat Schnezler für Regensburg abgefaßte Vorstellung gegen die Malteser und für die Abteien verlesen[12]. „Diese war wirklich gut-nachdrücklich zu großem Ruhm der Abteien verfaßt, bündig und gründlich. Es wurden Abschriften davon gemacht an den Erzbischof Dalberg und nach Regensburg angeschlossen. Dem Herrn Rat Schnezler wurde sogleich ein Douceur von 5 Louisdors gemacht, von St. Blasien 2 Loisdors, die übrigen dann jeder 3 französische Taler sogleich bezahlten."[13] Der Kaiser hat inzwischen dem Malteserorden erklären lassen, daß er die böhmische Zunge des Ordens einziehen werde, sobald die unmittelbaren Abteien Breisgaus von ihnen besetzt werden. Abt Ignaz hat in seinem Tagebuch angefügt: „eine Drohung des Kaisers, welche gerecht wäre und uns retten könnte, wenn der Kaiser nicht durch noch stärkere Drohungen von Rußland und Frankreich auch hier zum Nachgeben gezwungen wird." Am 29. September empfing Abt Ignaz in St. Peter die Nachricht von St. Blasien, daß die Malteser von Paris angewiesen seien, von den Abteien „ohne

8) TS I, 474.
9) TS II, 15.
10) TS II, 18 f.
11) TS II, 20 f.
12) TS I, 466.
13) TS I, 469.

Rücksicht Besitz zu nehmen, auch von den Mobiliarvermögen, wenn sie wollten mit Truppen."[14]

Die Prälaten von St. Blasien, St. Trudpert, Schuttern und als letzter der von St. Peter gingen jetzt zu Gesprächen zum Fürsten in Heitersheim, wo die Malteser am 11. Oktober 1802 zum Kapitel versammelt waren. „Der Fürst sprach sehr wenig. Es bestätigt sich immer, daß es demselben schwerfällt, daß das Großpriorat durch Klöster sollte entschädigt werden."[15] Inzwischen hat auch Modena die breisgauischen Stifte seinerseits reklamiert und die Regierung in Freiburg ein Exhortatorium nach Heitersheim geschickt, in dem sie auf ihre Hoheit im Breisgau und über die Abteien hingewiesen hat. Die Malteser haben ihrerseits im März 1803 den Fürstabt von St. Blasien daran erinnert, daß „Bonndorf und die st. blasianische Reichsherrschaft" nach den Beschlüssen von Regensburg ihrem Orden zusteht. Das hat der Fürstabt mit Protest zurückgewiesen und an den Wiener Hof berichtet[16]. In Freiburg hatte man bald erkannt, daß die Malteser über den Weg der sog. Besitznahme in die verfassungsmäßigen Rechte des Prälatenstandes eintreten wollten. Deswegen hatte der Dritte Stand schon am 2. Dezember 1802 auf einer Sitzung des Konseß in Freiburg den Antrag gestellt, daß die Klöster allgemein „vor Übergabe des ganzen Landes nicht in Besitz genommen werden, um das mannigfaltige Interesse des Landes zu sichern". Abt Ignaz fügte an: „Der Ritterstand konnte hierbei nicht verbergen, wie interessiert dieser Stand dabei sei, daß die bürgerlichen Klöster an den adeligen Malteserorden kommen."[17] Nüchtern notierte der Abt schon unterm 21. September 1802 zu der unsicheren Lage „zwischen Furcht und Hoffnung": „Das Publikum, so sehr es entgegen ist, scheint die große Veränderung für gewiß anzunehmen, und Hunderte suchen noch eigens einen Vorteil daraus zu ziehen. Mehrere tragen Dienste an, andere wollen Güter kaufen oder Zinsen ablösen. Was man tut, ist gefährlich und bedenklich. Indessen muß man Geld haben und es ist keines zu bekommen, als wenn man dem Verleiher vorteilhafte Bedingnisse gestattet."[18] Vorsorglich hat Abt Ignaz jedem der in St. Peter anwesenden Patres 52 Louisdors in Gold „auf die Hand coram Capituolo" gegeben. „Ließ einiges Bettzeug und Weißzeug austeilen, auch nahm jeder von Büchern in sein Zimmer, was er für gut fand, worüber (ein) Katalog soll verfertigt werden."[19] Auch in St. Blasien blieb man vorsorglich und nüchtern. Als aus Wien die Nachricht kam, daß die Stifte im Breisgau verloren seien, hat man der Universität in Freiburg die Übernahme der Stiftsbibliothek angeboten, um diese nicht an die Malteser fallen zu lassen. Die Universität aber verhandelte direkt mit Hei-

14) TS I, 469—470.
15) TS I, 472.
16) TS II, 20.
17) TS I, 488.
18) TS I, 469.
19) TS I, 470.

tersheim, weil man „lieber diese Schenkung dem Malteserorden als einem Kloster zu danken haben wollte." „Impertinent!" hat Abt Ignaz dazu geschrieben[20]. Die Universität gab eine Bittschrift dorthin und an den Konseß und bat um Unterstützung. „Ich hinderte den offiziellen Vortrag dieses Gesuches. Unterdessen läßt sich hieraus auf die kollegiale Gesinnung der Hohen Schule schließen."[21] Aber die Malteser lehnten ab, weil sie selbst eine Ordensbibliothek einrichten wollten.

Am 15. November 1802 haben sie versuchsweise mit der sog. Besitznahme im Breisgau begonnen; ihr Vorgehen dabei war unsicher.

So hat sich Kommandeur Streicher beim Augustinerkloster in Freiburg vor dem Protest von Magistrat und Stadtpfarrer zurückgezogen. Es folgten die Besitznahmen von Tennenbach, Waldkirch, St. Trudpert, Villingen, am 21. November in St. Märgen und am 22. November erschien Streicher in St. Peter, wo er sich nach dem vorher abgesprochenen Protest von P. Großkeller auch zurückzog[22]. Hilfreich war für diese Lage eine Konferenz der breisgauischen Prälaten am 25. Januar 1802 in Freiburg, auf der man einhellig beschloß, daß die einzelnen Konvente der Abteien zusammenbleiben sollten, um günstigere Umstände abzuwarten. Auch sollte kein Kloster für sich mit den Maltesern unterhandeln, vielmehr wollte man gemeinsam vorgehen, gerade auch dann, wenn es zur Übernahme kommen sollte[23]. Nach diesen Versuchen blieben die Malteser „einstweilen still und ruhig."[24] Umso größer war das Interesse am Vorgang der Säkularisierung von Klöstern in anderen Ländern. „Bayern zeichnet sich vorzüglich durch Unmenschlichkeit aus. Alles wird in den Klöstern abgefordert. Nicht nur Rechte, Güter, Einkünfte, sondern Barschaft, auch Depositen, gar alles Meublement, Pektorale, Ringe der Prälaten, alles Gerät in den Zellen, alle Bücher werden konsigniert. Nicht nur die Türen, auch die Fenster der Bibliotheken absigniert. Der Jammer ist unbeschreiblich. Etwas leidentlicher verfährt Württemberg, noch bescheidener Baden."[25] Man beachtete im Breisgau alle Äußerungen und stellte mit Genugtuung fest, daß Österreich die vorderösterreichischen Stifte vorbehielt und deren Aufhebung nicht zustimmte, „konsentiert einer salvatorischen Klausel für den hohen Deutschen Orden" in Regensburg, „aber mit Weglassen des Malteserordens, der sonst ebenfalls pflegte eingeschlossen zu werden."[26] Gleichzeitig erschien es unverständlich, „wenn Österreich mit Frankreich Besitz von allen Revenuen, ja sogar Kapitalien nahm, welche auswärtig säkularisierte Klöster im Österreichischen besitzen; in Burgau Besitz von sehr vielen Gegenständen nahm, welche Bayern schon in Besitz hatte, i. e.

20) TS I, 480.
21) TS I, 478.
22) TS I, 481 f.
23) TS II, 5.
24) TS I, 488.
25) TS I, 489.
26) TS II, 22.

von solchen, welche Bayern als immediat, Österreich als mediat angibt. Die Schweiz weigert sich, herauszulassen, was säkularisierte Höfe und andere Stifte in der Schweiz haben, weil in Regensburg auch die Besitzungen schweizerischer Klöster im Reich bereits vergabt worden sind. Bayern zieht die Malteserzunge ein und behandelt die neuen Untertanen so, daß diese wohl schwerlich ruhig bleiben werden."[27] Verständlich wenn Abt Ignaz immer neu von der Unsicherheit geschrieben hat, „es wechselten fast jeden Tag Furcht und Hoffnung. Die Prüfung ist stark und dauert lang."[28] Die Lage ändert sich, d. h. verschlechtert sich für Breisgau und seine Klöster, als am 26. Oktober 1805 General Augereau mit seinem Stab in Freiburg einrückte und damit Österreich ausgeschaltet wurde. Der General befahl als erstes eine hohe Kontribution für „Breisgau und Ortenau" und man bemerkte geflissentlich, daß beide jetzt regelmäßig zusammen genannt wurden. Die Stände waren in Verlegenheit, weil nicht genügend Geld vorhanden war. Die Äbte baten die vorderösterreichische Regierung, „Realitäten verkaufen zu dürfen . . . und die Erlaubnis durch Zeitungen bekannt zu machen, was auch geschah. So wurden Breisgaus Abteien gleichsam öffentlich zur Versteigerung ausgerufen."[29] General Monard war frappiert, daß die Äbte Hypotheken auf 3 Jahre angeboten hatten, um Geld für die Kontribution zubekommen, aber keine gefunden haben.

Anfang 1806 wurden Kurbaden und Württemberg auch aktiv. Nach St. Peter kamen Nachrichten, daß „der neue König von Schwaben" Villingen besetzt hat und einen Teil des Schwarzwaldes, vor allem St. Blasien und St. Peter, besetzen werde. „Dann hat die letzte Stunde geschlagen" bemerkt Abt Ignaz und schrieb über die neuen Königstitel für Bayern und Württemberg: „Vor 33 Jahren mordete man Könige und wollte alles zu Republiken machen. Jetzt entstehen neue Kaiser und Könige. Und 4 Monate kehrten ganz Deutschland um. Im Breisgau treibt bei diesen äußerst traurigen Aussichten der Parteigeist sein Wesen fort. Konseß und Adel machen die sonderbarsten Anschläge und Streiche. Herr von Baden und Rink ließen sich von einem Konseß (ohne Zuzug des großen Ausschusses gehalten) Vollmachten geben und reisten angeblich nach Straßburg zum Kaiser, der in München war, wahrscheinlich nach Karlsruhe, um mit ihrer Partie zuvorzukommen."[30] Der Adel sah jetzt, Anfang Januar 1806, den Weg zur Vereinigung Breisgaus mit Baden bereits vor sich.

Inzwischen hatte Württemberg am 28. November 1805 vom alten sanpetrischen Pfleghof in Bissingen Besitz genommen, das Württembergische Wappen und das Besitznahmepatent an alle Gebäude dort angeschlagen. Dem Pfleger, P. Landelin, wurden Kasten, Keller und Scheuer unbesiegelt überlassen „mit dem Befehl, den Dresch fortsetzen zu lassen bis auf weiteres" für den Abt „ein lang gefürchteter, aber dermal gar nicht vor-

27) TS II, 21.
28) TS II, 19.
29) TS II, 127.
30) TS II, 127.

gesehener Schlag, gar nicht erwarteter Schlag."[31] Jetzt wurden auch die st. Petrischen Gefälle in Tiengen am Hochrhein, ebenso in Wolfenweiler, Seefelden, Buggingen im Markgräflerland und am 23. Dezember 1805 Zähringen in Besitz genommen. „So raubt nun der Stärkere und heißt es Besitznahme".[32]

Die Teilung zwischen Kurbaden und Württemberg war offenbar beschlossen. Die Bevölkerung war von dieser Nachricht betroffen, die badischen Ämter hilflos, die Regierung des Erzherzogs wußte keine Antwort zu geben. In St. Peter erwartete man die badische Besitznahme, stattdessen wurde auf dem 12. Januar 1806 die königlich-württembergische Kommission angesagt, die das Stift wie auch St. Märgen in Besitz nehmen sollte. Abt Ignaz verließ deswegen Freiburg, kam aber bei starken Schneefall nur bis zur Eschbacher Steige und mußte mit „fünf Paar Ochsen von St. Peter abgeholt werden. So zog ich mit Ochsen zur Übergabe des Klosters an den König von Württemberg ein."[33] Der Württembergische Hofrat Spittler erklärte die Besitznahme, die nach dem vorliegendem Patent auf den Besitz und die Landeshoheit ging. Am folgenden Tag, 14. Januar 1806, wurde der Abt mit Handgelübde in württembergische Pflicht genommen. Dabei hat Abt Ignaz mit einigen Punkten den wirtschaftlichen und rechtlichen Stand seines Stiftes erklärt, wenn er darauf hinwies, daß er als breisgauischer Landstand mit dem meisten Besitz in Breisgau wohl auch dort in Pflicht genommen werde, daß die Jurisdiktion über die Untertanen beim Kloster liege, daß er höheren Mächten nicht widerstehen könnte und daß er die Besitznahme von Kurbaden erwarte. Hofrat Spittler antwortete, daß alles auf königlich-württembergische Administration zu führen sei, also ab sofort sei alles besonders zu verrechnen, die Administration aber dem Abt verbleibe. Kirchensachen, Polizei und Justizfragen blieben einstweilen unberührt, „nur wären keine Berichte mehr an die österreichische Regierung, überhaupt an keine auswärtige Stelle, sondern nur an die Besitznahmekommission zu geben."[34] Nach dieser formellen Besitznahme verlangte Hofrat Spittler einen Kassensturz, der in der Handkassen 117 fl und 40 x und in der Hauptkassen 886 fl auswies. Außerdem forderte man „summarische Konsignation" über die Vorräte an Getreide, Heuh, Stroh, auch der Schränke, der Kirchenpretiosen, von Silber, Betten und Leinwand, Bibliothek und Naturalienkabinett, von Vieh, Wagen, Ackerwerkzeugen sowie der Ausstände. Dieses genaue Vorgehen ließ den Abt erstaunen. Am 17 Januar fuhr die württembergische Kommission mit gleichem Vorhaben nach St. Blasien. Auf der Fahrt dorthin sollte das sanblasianische Priorat Oberried besetzt werden[35]. In St. Peter blieb ein württembergisches Militärkommando bis zum 18. Februar, das

31) TS II, 116 f.
32) TS II, 118, 120.
33) TS II, 123.
34) TS II, 129 f.
35) TS II, 171.

sich dann über Furtwangen zurückzog, da nur die Herrschaft Triberg und Villingen in Württemberg besetzt bleiben sollten. Noch am 17. Januar war in Freiburg der badische Zivilkommissar von Drais erschienen und protestierte sogleich mit einer Bekanntmachung in der Zeitung „gegen die Verkäufe der Klöster", die jedoch von der Regierung des Erzherzogs ebenso wie von Württemberg erlaubt worden waren[36]. Jetzt meldeten sich auch nochmals die Malteser und schickten Ritter und Beamte aus, um die breisgauischen Abteien zu übernehmen. Nachdem Prinz Karl von Bayern das Amt eines Koadjutors beim deutschen Großpriorat übernommen hatte, sahen sie den Weg für die zugesagten Entschädigungen nach Artikel 26 der Regensburger Beschlüsse endgültig geebnet. Daher erschien am 23. Januar 1806 Hofrat Thibaut von Heitersheim in St. Peter, versehen mit einer Vollmacht des Fürsten von Heitersheim und einem Schreiben des bekannten Illuminaten Minister Maximilian Joseph Graf von Montgelas (1799–1817), um so die Hilfe Bayerns für das Vorgehen unter Beweis zu stellen. Abt Ignaz konnte auf die vollzogene Besitznahme durch Württemberg hinweisen und auf die am gleichen Tag eingegangene Anweisung der österreichischen Regierung, gegen das Vorhaben der Malteser zu protestieren. Darauf antwortete man, daß innerhalb von 14 Tagen eine königlich-bayerische Kommission alles berichtigen werde[37]. Nur wenige Tage später, am 27. und 28. Januar, wurde das Großpriorat der Malteser in Heitersheim von einer kurbadischen Kommission „unbeachtet aller Protestation" in Besitz genommen. Abt Ignaz bemerkte damals: „So werden Besitznehmer von einem stärkeren wieder in Besitz genommen. Auf einer Seite ziehen Malteserkommissare im Land herum, die Klöster in Besitz nehmen, auf der anderen Seite wird dieses wieder vernichtet, der Sitz des Großpriors auch in Besitz genommen. Auf der dritten Seite fährt die königlich-württembergische Kommission fort, den Schwarzwald und das obere Rheinviertel zu besetzen; Kurbaden ohne militärische Gewalt, Württemberg mit Militär und entschlossen, das einmal Besetzte mit Gewalt zu behaupten. Indessen ist von S K H Erzherzog Ferdinand noch gar nichts an die hiesige Regierung gekommen, und in Freiburg spielt der Parteigeist seine höllische Rolle fort. Unruhig ist alles."[38]

Mehr Klarheit in diese verworrene Lage brachte die Nachricht von der badischen Besitznahme, die in der Freiburger Zeitung vom 29. Januar veröffentlicht wurde. Man beachtete, daß hier der Kurfürst „Herzog von Zähringen, Landgraf im Breisgau und Ortenau, Fürst zu Heitersheim" betitelt wurde. Dennoch erschien in der Nacht vom 29. auf 30. Januar ein württembergisches Militärkommando aus Villingen mit dem Befehl, St. Peter und Umgebung mit Gewalt zu behaupten. Tatsächlich vollzog Zivilkommissar von Drais am 30. Januar 1806 in Freiburg die badische Besitznahme und erklärte dabei die Klöster für aufgehoben und die Stände

36) TS II, 132, 141.
37) TS II, 133.
38) TS II, 135.

Breisgaus für aufgelöst. Der Konseß sollte seine Arbeit als landesfürstliches Organ einstweilen fortsetzen. Allerdings behielt sich von Drais Revision jeder Expedition vor. „Niemand konnte auch nur ein Wort ad rem vorbringen. Man wollte von Verwahrung reden. Allein es hieß, von Untertanen nehme man keine an. Der Herr Kommissar Drais sagte dem Herrn Präsidenten von Baden gerade: der Erste Stand habe durch die Aufhebung der Klöster aufgehört, folglich hätten die Stände für sich selbst ein Ende. So waren mit zwei Worten Institute, die seit Jahrhunderten bestanden, geblüht, geachtet waren, vernichtet. Eine Verfassung, welche unter den mächtigen Fürsten von Österreich, sogar unter Kaiser Joseph sich erhalten hatte, aufgelöst."[39] Es war für die Situation im Breisgau und für die Direktion wie Abhängigkeit der Beteiligten bemerkenswert, daß jetzt General Monard am 8. Februar von Frankreich zum Übergabekommissar für das Breisgau ernannt wurde. Monard rief die Regierung und auch die badische Kommission zu sich. Diese kam in Verlegenheit, als Monard seine Vollmachten auswies und erklärte, „daß alles Geschehene nichts gelte". Nur Baron von Andlhaus Ansehen und Verhandlungsgeschick gelang es, Monard zu bewegen, „daß er einstweilen alles als provisorisch möchte gelten lassen".[40] General Monard hatte sich inzwischen als sehr loyaler Mann und auch als Freund der Klöster erwiesen. Als Übergabekommissar des Landes an Baden hatte der Erzherzog Herrn von Greifeneck bestimmt, der sich als solcher am 11. Februar dem Fürsten von St. Blasien und dem Abt von St. Peter bei einem Besuch vorstellte, so daß nun ein Ende der Unsicherheiten für Land und die Klöster abzusehen war. Damit war auch die Entlassung Greifenecks aus erzherzoglichen Diensten verbunden[41]. Nach dieser Entscheidung der Dinge kam am 22. Februar der kurbadische Hofrat Stösser mit drei Regierungspraktikanten als Besitznahmekommissar nach St. Peter und erklärte dem versammelten Kapitel, „daß er im Namen Seiner kurfürstlichen Durchlaucht Besitz nehme und den Auftrag hätte, das Kloster von nun an als aufgelöst zu erklären, wobei es jedoch einstweilen bei der bisherigen Administration zu verbleiben hätte ... So wurde durch eine kalte, höfliche Erklärung des Kommissars des neuen Herzogs von Zähringen, des Stammfolgers der alten Bertholde, gerade das älteste Denkmal der Zähringer aufgelöst, die Ruhestätte der Bertholde gleichsam zerstört."[42] Archiv und Bibliothek wurden „sigilliert", Kataloge und Repertorium an das Archiv Karlsruhe übergeben. Regierungspraktikant Wetzel begann den Aktiv- und Passivstand, die „Exstanzen", Etat, Revenuen-Etat und Vorräte zu erheben und auch den Etat über die st. petrischen Gefälle in Württemberg. „Denn auch Kurbaden will sich die Barschaft und Kapitalien zueignen und nahm wie Würt-

39) TS II, 136.
40) TS II, 139.
41) TS II, 140.
42) TS II, 142 f.

temberg alles in Beschlag."[43] Die Verwaltung des Amtes war jetzt im Namen Kurbadens zu führen, der Oberamtmann mußte einen Dienstrevers unterschreiben, so daß praktisch die Jurisdiktion und die herrschaftlichen Rechte Abt und Kloster genommen waren[44]. Dennoch sind am 18. März der Fürst von St. Blasien und Abt Ignaz nach Karlsruhe gefahren, um für den Fortbestand ihrer Klöster nichts unversucht zu lassen, da „für die Klöster niemand das Wort führen wollte." Am 21. und 23. März wurden beide im Schloß aufs freundlichste vom Kurfürsten empfangen, wurden zweimal zur kurfürstlichen Tafel eingeladen, beide konnten ausführlich mit dem Kurfürsten Karl Friedrich (1728–1811), seiner zweiten Gemahlin Louise Karoline von Gyser, die nicht Großherzogin werden durfte und deswegen den Titel einer Reichsgräfin von Hochberg führte, ebenso mit den Prinzen Louis und Karl Ludwig Friedrich und deren Gemahlinnen sprechen. Sie konnten Ihre Anliegen vortragen und fanden auch bei den anwesenden Ministern Edelsheim und Gayling Gehör. Deren Antworten waren wohl eher vorsichtig: „da man nichts bestimmen könnte, weil man dermal noch nicht wüßte, was und unter welchen Bedingnissen endlich vom Breisgau erhalten werde. Man fürchtet noch die Operationen der Malteser in Rücksicht auf die Klöster, weil man die Dependenz von Frankreich fühlt und sieht, daß alles durch Machtansprüche von dorther geschieht. Das Resultat unserer Reise ist zwar nicht entscheidend. Doch ist die Reise nicht zu bereuen, und es scheint, daß sie gute Folgen haben dürfte."[45]

Die Übernahme von Breisgau und seiner Abteien ging Schritt für Schritt weiter. Am 15. April fand die offizielle Landesübergabe statt und am 30. Juni war in Freiburg die Huldigung Breisgaus an Kurbaden. Zwei Tage zuvor, am 28. Juni, meldete sich die württembergische Besitznahmekommission nochmals in St. Peter und ließ ein mit Kabinettsiegel signiertes Schreiben übergeben. Darin wurde gemahnt, nicht zu huldigen, „sondern sich standhaft zu widersetzen, widrigenfalls der abgelegte Eid als nicht geschehen werde angesehen und wir zur Verantwortung würden gezogen werden; wir sollten unserm rechtmäßigen Fürsten (i. e. Württemberg) getreu bleiben."[46] Für die Huldigungsfeier mußte in allen Vogteien des Landes von zwei Dritteln der Bürger die Eidesformel unterschrieben und die Protokolle der Regierung in Freiburg übergeben werden. Der Adel mußte die Huldigung am 29. Juni unterzeichnen und dem offiziellen Akt am 30. Juni beiwohnen. Die Prälaten wurden jetzt nicht mehr genannt. Wer von ihnen beiwohnen wollte, auch beim Festmahl und beim Te Deum im Münster, sollte sich dem Adel anschließen. Das Te Deum hielt auf Einladung des Kommissars der Fürst von St. Blasien. Nur der Magistrat der Stadt, die Zünfte und Deputierte hatten bei der öffentli-

43) TS II, 148.
44) TS II, 143.
45) TS II, 137, 151.
46) TS II, 154, 166 f.

chen Feier die letzten Worte des Huldigungseides nachzusprechen. Abschließend hat Abt Ignaz zu diesem Tag bemerkt: „Das war der wichtigste Tag für Breisgau seit Jahrhunderten, welcher Breisgau nun gänzlich von dem alten Haus Österreich losriß, die vom Kaiserhaus so lange respektierte Verfassung niederriß, ganz Breisgau nun unter einen Herrn bringt, was freilich der Lage angemessen."[47] Als von Karlsruhe im Juni der Geheime Referendar Maler für „Klostersachen" ernannt wurde und nach Freiburg kam, besucht Abt Ignaz diesen alsbald und fand einen sachkundigen, „billig denkenden" Mann, der schon in Salem und Petershausen gut verfahren war. Sein Vorschlag, St. Peter als Hospiz oder Priorat von St. Blasien einzurichten und auf diese Weise beide Abteien bestehen zu lassen, war wohlwollend gemeint, aber zu unrealistisch, um von beiden Seiten ernsthaft erwogen zu werden. Der Hinweis auf die Möglichkeit für Einrichtung eines Gymnasiums in St. Peter fand Malers Gehör, „allein bei jeder Gelegenheit bedauert Herr Maler den üblen Zustand der badischen Finanzen, die große Schuldenlast, welche der Hof mit den akquirierten Ländern zu übernehmen hatte etc., wodurch manche gute Aussichten und sonst mögliche Anstalten gehindert würden etc." Der Großherzog hatte zunächst den Wunsch, „zu St.Peter bei der Grabstätte seiner Stammherren, der Herzöge von Zähringen, eine Anstalt zu erhalten, welche auch dem großherzoglichem Hause Ehre mache."[48] Aber am 28. Oktober 1806 erklärte Hofkommissar Maler die endgültige Auflösung von St. Peter und St. Blasien, „weil die Vereinigung beider Stifte, die Umwandlung des Klosters St. Peter in ein Hospitium von St. Blasien dependierend, nicht angenehm sei und die Umstände nichts Mehreres gestatteten, so seien beide nun als aufgelöst anzusehen."[49] Die auswärtigen Pfarreien sind vom Kloster zu trennen, in St. Peter als Grabstätte der großherzoglichen Stammherrn sollte für einen „anständigen Gottesdienst" gesorgt werden. Weltliche Verwaltung wurde eingerichtet und die Geistlichen, die nicht angestellt werden, pensioniert.

Während der Unruhe und Unsicherheit dieser langen zehn Jahre mit immer neuer Bedrohung der gewaltsamen Aufhebung blieb Ignaz Speckle mitten in allen vielfältigen Geschäften um das monastische Leben besorgt. Bei wichtigeren Ereignissen hat er seine Kapitularen zusammengerufen und informiert oder doch mit einzelnen akute Fragen besprochen. Im November 1802 konnte Abt Ignaz noch sagen, daß sich die Patres „bescheiden und klug" verhalten[50]. Aber die langdauernde Ungewißheit über den Zeitpunkt der Aufhebung wirkte doch lähmend und für die klösterliche Ordnung nicht fördernd, „Lust und Eifer" ließen nach, „man mußte schweigen und übersehen."[51] Eine allgemeine Gleichgültigkeit breitete sich

47) TS II, 167 f.
48) TS II, 179.
49) TS II, 188.
50) TS I, 479; II, 8.
51) TS II, 2 ff.

aus. Vor allem aber erwartete und wünschte in St. Peter wenigstens zunächst keiner der Kapitularen die Aufhebung.

In einer Kapitelsitzung am 29. Februar 1803 gab der Abt eine allgemeine Information und bat alle um „Treue gegeneinander" und „den Gebetsdienst noch so lange möglich und wie es möglich fortzusetzen, (auch wenn) unsere Zahl klein ist, auch meist einige kränkeln."[52] Noch 1805 konnte der Abt am 7. Oktober den Vorschlag machen, im kommenden Winter die Metten wieder am Morgen um 4 Uhr zu halten und nicht mehr am Abend zuvor und fand allgemeine Zustimmung[53]. Für diesen Ernst des monastischen Geistes und seinen guten Ruf zeugt es, wenn im Herbst 1805 sich nicht weniger als 5 Kandidaten meldeten und mit Zustimmung des Kapitels 4 zur Aufnahme ausgewählt wurden[54]. Für den guten Ruf von St. Peter sprach auch, daß dort am 30. Oktober 1802 ein Angebot aus Wien eintraf, im Blick auf die unsichere Lage der breisgauischen Abteien jene Kapitularen aufzunehmen, die sich als „geprüfte Männer in Wissenschaft und Sittlichkeit" bewährt haben. Das Schreiben fand gute Aufnahme. Allerdings wollte man Näheres wissen und aus weiteren Nachrichten ergab sich, daß der Kaiser daran dachte, „die Tauglichen aus meinen Religiosen zur Erziehung der adeligen Jugend zu verwenden" und zwar im Wiener Theresianeum[55]. Bei diesem Angebot blieb es, zumal damals die Aufhebung von St. Peter nicht unmittelbar bevorstand.

Die Jahre des Krieges und der Unsicherheit haben sich verständlicherweise auch auf den Betrieb der Klosterwirtschaft nachteilig ausgewirkt. „Man unterläßt manches mit Schaden, was geschehen sollte, da man Ausgaben schonen will. Man tut manches, was nicht ohne Nachteil getan wird. Aber bei der Ungewißheit kann man doch nicht anders."[56] Am Palmsonntag, den 3. April 1803, hat Abt Ignaz notiert, daß der Feldbau wieder rege betrieben wird, „bei aller Ungewißheit unseres Schicksals muß nun doch alles wieder in Gang gebracht werden ... Alles war mutlos bis auf den letzten Domestiken."[57] Nachdem Kommissar Maler St. Peter und St. Blasien am 28. Oktober 1806 nochmals ausdrücklich als aufgelöst erklärt hatte, berief der Abt die Kapitularen am 19. November zusammen, bevor am 20. November Maler mit der Übernahme und Inventarisierung des Stiftes begann, begleitet vom Regierungspraktikanten und Sekretär Wetzel. Abt Ignaz mahnte, „Gott eifrig um Licht und Leitung zu bitten ... ich ermahnte besonders zum Frieden, zur Einigkeit ..."[58]

Nach diesem Ende hat Abt Ignaz die ganze Schwere des Verlustes von Konvent und Kloster empfunden. „Gott, du siehst meine Verlassenheit,

---

52) TS II, 14.
53) TS II, 107 f.
54) TS II, 107.
55) TS I, 476, 488.
56) TS II, 3.
57) TS II, 26.
58) TS II, 192 f.

siehst, was ich leide. Erbarme dich und hilf ausharren und leite mich und und jeden. Nun sind noch unsere zwölf Priester." Der Abt wünschte dennoch das gemeinsame Chorgebet bis Neujahr fortzusetzen, dem alle bis auf einen zustimmten. „Ich sagte, daß ich nie sagen werde, man soll aufhören. Ich werde kommen, und wenn nur zwei da wären, die Horen noch in der Kirche zu beten. Es erschienen alle abends um 1/2 6 Uhr zu den Metten, früh um 6 Uhr zu Prim, Terz, Sext, Non, Nachmittags zur Vesper und Complet."[58] Am Silvesterabend wurde noch Chor gehalten, aber am Neujahrstag kam niemand, offenbar hatte man sich verabredet. „Ich betete die Metten ganz allein in der Stille auf dem oberen Chor. So wieder ein trauriger Schritt zur Aufhebung, desto empfindlicher, da es doch Mangel an Wollen ist."[59] Dennoch hat der Abt von jetzt an bis Anfang 1819 unermüdlich Versuche für die Wiedereröffnung seines Klosters unternommen; durch den Nuntius in Luzern beim Papst, beim badischen Hof wie auch beim Wiener Hof, solange noch eine Hoffnung für den Breisgau bestand, wieder österreichisch zu werden. Alles blieb vergeblich.

Der größere kirchliche Rahmen für die Aufhebung von St. Peter und der anderen Abteien im Breisgau war die Diözese Konstanz. Seit Anfang 1780 war Dalberg Bischof von Konstanz und hatte im gleichen Jahr Wessenberg die Leitung des Generalvikariates dieser großen Diözese angeboten. Wessenberg war seit 1799 Mitglied der Domkapitel in Konstanz und in Augsburg und hat das Angebot Dalbergs angenommen: „Ich hatte nun nach jeder Unterredung meine Bestimmung, und mein Entschluß stand fest, ihr mein Leben und alle meine Kräfte zu widmen."[60] Wessenberg hat das Amt des Generalvikars in Konstanz 1802 angetreten und seine Aufgabe als die „einer großen geistig-religiösen Berufung" gesehen. Es ist für Wessenberg wichtig, daß er dazu schrieb, „ganz diesem Beruf zu leben, und ihn mit Beseitigen aller selbstkritischen Rücksichten mein volles Kraftmaß zu widmen."[61] Die Konstanzer Ordinariatsbürokratie unter Wessenbergs Direktion hat inmitten der schwierigen Lage der Klöster vor und nach der Aufhebung wenig Verständnis gezeigt. Abt Ignaz bedauerte, daß die Geistliche Regierung in Konstanz in diesen kritischen Jahren den Abteien keinerlei Hilfe gewährte. Man hätte allerdings erwarten sollen, daß sich das Ordinariat der Religiosen oder doch für die Versorgung derselben annehmen werde und wenn alles nichts nützen würde, Instruktion erteilen werde, wie sich in Rücksicht auf Gelübde, Klausur, Habit zu benehmen sei. Aber daran ward unter der Regierung der weisen Dalberge und Wessenberge nicht gedacht. Im Gegenteil bemerkte der Abt: „Das Generalvikariat zu Konstanz vermehrt die Plagen des Krieges durch seine Neckerei."[62] Es erregte den Anstoß von Ignaz Speckle, wenn Kon-

59) TS II, 202, 207.
60) WE 25/23 = Wessenberg-Erlebnisse, Ausgabe von K. Aland, I. v. Wessenberg, Autobiographische Aufzeichnungen 1968.
61) WE 29/30
62) TS II, 205.

stanz am 15. Dezember 1806 mit Kundmachung an die Dekane anordnete, nicht etwa an die Klöster: „Da alle (Religiosen) wünschen müßten, nach und nach in der Seelsorge angestellt zu werden, sollte jeder 3 Fragen aus einer Sammlung von Pastoralfragen auswählen, schriftlich beantworten und mit 6 x Postgeld auf jeden Bogen einsenden, um die Fähigkeit der einzelnen näher prüfen zu können. Quasi vero die Religiosen nicht wie alle anderen Priester bereits ihre Prüfungen ausgestanden und von der Kurie zu Konstanz approbiert worden wären."[63] Im zweiten Halbjahr 1805 erreichten den Abt nicht weniger als drei Schreiben, mit denen die Pflicht der Anzeige für Novizenaufnahmen eingeschärft wurde, die übrigens nicht vor absolvierten Philsophicum gewährt werden sollte. Außerdem wurden jährliche Disputationen mit gedruckten Thesen gefordert, die unter Beiziehen eines Kommissars abgehalten werden sollten. Auf Anfrage bei der Landesregierung ergab sich, daß die Klöster ohne landesfürstliches Placet keinerlei Forderungen anzunehmen haben. Nicht weniger negativ reagierte Abt Ignaz auf die Praxis der Gelübdeentbindung.

Als Konstanz z. B. die erbetene Säkularisation eines sanblasianischen Kapitulars genehmigte und dem Fürstabt nicht anzeigte, bemerkte Abt Ignaz in seinem Tagebuch: „Eine nagelneue Prozedur, deutlicher Beweis von der Denkungsart des Herrn Generalvikars in Konstanz."[64] Nicht weniger auffallend schien die Begründung für die Auflösung der Gelübde eines ehemaligen Professen von St. Peter, wenn dabei auf die Profeß auf St. Peter abgehoben wurde, welche Bedingung mit der Aufhebung des Klosters hinfällig geworden sei. Diese Auslegung der stabilitas loci aus der Regel St. Benedikts wurde noch mit dem Hinweis auf „den in hiesigen Landen ganz aufgehobenen Orden" unterstrichen[65]. Anstößig war für Abt Ignaz vor allem eine von der Regierung genehmigte Verfügung aus Konstanz, mit der die althergebrachten, weihnachtlichen Metten mit Mitternachtsmesse für 1805 untersagt „und für allezeit" abgeschafft wurde. Abt Ignaz bedauerte, daß auf diese Weise „alle Spuren des christlichen Altertums vertilgt werden unter dem Vorwand Mißbräuche abzustellen" mit der Begründung, „daß diese Änderung zur Beförderung der christlichen Andacht geschehe! Ohe!"[66] Schon im Mai 1803 hat Abt Ignaz einige Beobachtungen zu Wessenberg festgehalten, die für seine Ansicht bezeichnend sind. Mehr allgemein, doch treffend schrieb er: „... die Geistliche Regierung (in Konstanz) war noch nie so fruchtbar an Verordnungen und Einrichtungen als gerade jetzt. Es scheint, man wolle Kaiser Joseph II. erneuern und jetzt die Welt mit geistlichen Verordnungen überschwemmen. Der jetzige Generalvikar Baron Ignaz von Wessenberg, etliche und 20 Jahre alt, noch nicht Diaconus, aber schon belletristischer Schriftsteller, ist sehr freigebig mit neuen Verordnungen und, wie jeder junge Mann

63) TS II, 205, 207.
64) TS II, 113, 148.
65) TS II, 286.
66) TS II, 122.

von Kenntnissen ohne Erfahrung, sehr eigensinnig in Behauptung derselben. Die meisten Verordnungen haben an sich etwas Gutes, aber sind teils jetzt nicht de tempore, können noch nicht ausgeführt werden oder man sehnt baldige Abänderungen weiter entgegen."[67] Als Wessenberg Mitte August 1803 in Freiburg ist, fuhr Abt Ignaz mit Oberamtmann Mercy dorthin, um den Generalvikar zu besuchen, was ihm jedoch nicht gelang. „Friburgum profectus sum, mecum Dominus Mercy, ut D. Vicario generali de Wessenberg hodie per eam urbem transituro, si occasio ferret, officium praestarem. Scopum quidem meum non obtinui, cum D. Vicarius generalis inquietus Juvenis in hospitio vix momento subsisteret, ipsemet urbem circumcursiturus et notos sibi visitans, in platea solummodo ipsum obviam habui et paucis salutavi. Locutus dein plura cum Domino Consiliario ecclesiastico Sturm, qui multa de Vicarii generalis talentis et zelo, plura tamen de illius imprudentia, pertinacia et novandi libidine locutus, de temporum injuria multa conquestus parum boni augurari visus est."[68] Wenn Abt Ignaz an Joseph II. erinnerte, so ist da etwas richtiges gesehen. In Erinnerung an seine Kindheit konnte Wessenburg in seinen „Erlebnissen" festhalten, daß sein Vater beim Tod Kaiser Josephs II. (20. Februar 1790) die Kinder in sein Zimmer rief und unter Tränen vom Tod „des guten Kaisers" berichtete und meinte, „es müßten schwere Prüfungen bevorstehen, da ein solcher Regent so früh aus dem Leben geschieden sei."[69]

Wessenberg hat bei allen Fragen und Bemühungen für die durch die Säkularisation geschädigte, „zerrüttete" Kirche in den deutschen Diözesen immer von der „deutschen Kirche", der „deutschen Hierarchie", der „deutschen Kirchensache" oder der „deutschen Nationalkirche" gesprochen. Hilfe für diese „deutsche Kirche" konnte sich Wessenburg nur im Rahmen eines deutschen Bundesstaates vorstellen. Die Säkularisation als „Umsturz der deutschen Kirche und ihrer Beraubung" war der Ausgang für sein Konzept[70]. Er wollte eine Deutsche Nationalkirche für die Gesamtheit der deutschen Bistümer mit einem Primas an der Spitze. Der Deutsche Bund sollte die politische Existenz der Kirche sichern. Das wollte er in der Bundesakte garantiert sehen. Deswegen war Wessenberg auch Gegner von Länderkonkordaten. Vielmehr sollten der obersten Bundesbehörde in der Urkunde des Deutschen Bundesstaates der Abschluß eine Konkordates mit dem Heiligen Stuhl förmlich aufgetragen werden und das erhoffte Konkordat Bestandteil der Verfassung des Deutschen Bundes werden. Nur so „könnten die einzelnen deutschen Souveräne hoffen, wenn sie

---

67) TS II, 33.
68) TS II, 45.
69) WE 19/7, auch Ursmar Engelmann, I. H. v. Wessenberg und die Kirche, in Hist. Jb. 91/1971, S. 46—69.
70) Wessenbergs Darstellung seines Anteils an den Verhandlungen über das deutsche Kirchenwesen, K. Aland a. a. O. 156/1.

nicht vereinzelt dem römischen Hof gegenüber stünden, Eingriffe oder Anmaßungen von dessen Seite wirksamen Widerstand entgegensetzen zu können!"[71]

Wessenberg war der Ansicht, daß sein Vorschlag „die Souveräne oder das Jus circa sacra nicht im mindesten beeinträchtigen, vielmehr der Erreichung des Ziels ausnehmend erleichtern und den Rechten jedes einzelnen Staates die kräftigste Schutzwehr gegen Eingriffe verschaffen würde."[72] In diesem Sinn war Wessenberg im Auftrag von Dalberg auf dem Wiener Kongreß mit immer neuen Eingaben tätig. Am 8. Juni 1815 hat Wessenberg dem Kongreß empfohlen, bei der geplanten Errichtung von Landständen in den deutschen Bundesstaaten in diese Verfassungsstruktur auch die Kirche einzufügen. Er hielt es für richtig, „daß der katholischen Kirche in Deutschland nebst der freien Religionsübung eine in liegenden Gründen mit dem Recht der Selbstverwaltung bestehenden Dotation ihrer Bistümer, Teilnehmung an der Landständischen Repräsentation durch ihre Vorsteher und ein ihre Rechte sichernde Organisation in der Bundesakte garantiert werde." Seine Eingabe an den Kongreß vom 23. November 1814 hatte das bereits ausgesprochen, wenn er dort forderte, daß „die Bischöfe und Domkapitel . . . nach ihrer gebührenden Dotation aller Vorrechte der Landstände genießen" sollten, „es sollen ihnen gleicher Rang und die nämlichen Verhältnisse in Hinsicht ihrer Personen und Güter wie den weltlichen mediatisierten Reichsständen eingeräumt werden."[73] Die Stellung Wessenbergs ist eindeutig. Joseph II. war und blieb sein Vorbild, das er von seinem Vater übernommen hatte. „Hier ist sich Wessenberg treu geblieben; es ist das alte josephinische Vorbild, das ihn begleitet, zugleich aber der Staat der vorderösterreichischen Landstände, in denen die Herrn von Wessenberg-Amspringe ihre Rolle spielten."[74] Wessenberg war radikaler Episkopalist und Staatskirchler und hat auch von diesem Standort aus seine „Großen Kirchenversammlungen" geschrieben[75]. Man hat diese neuerdings als „literarische Nachzügler" bezeichnet. Das gilt auch von Wessenberg selbst, dessen Standort von der kirchenpolitischen und theologischen Entwicklung überholt war[76]. Von daher ist z. B. verständlich, daß Wessenberg aus seiner reaktionären Position den

---

71) ebenda 162/63.

72) Wessenberg, Die Deutsche Kirche, ein Vorschlag zu ihrer neuen Begründung und Einrichtung. Im April 1815, S. VII/VIII.

73) Wien, Österr. Staatsarchiv, H-H. StA, Kongreßakten, Kart. 11 fol. 46 und 53.

74) K. S. Bader, Kirchenrechtliche Vorstellungen des Konstanzer Generalvikars Ignaz Heinrich von Wessenberg, in Festschrift f. Nikolaus Grass 1974, Bd. I, 361 ff., 380.

75) I. H. v. Wessenberg, Die großen Kirchenversammlungen des 15. und 16. Jahrhunderts in Beziehung auf Kirchenverbesserung, geschichtlich-kritisch dargestellt, 2 Bde., Konstanz 1840.

76) So H. Schneider, Der Konzilarismus als Problem der neueren katholischen Theologie, 1976, S. 154.

Angriffen von Görres auf sein Staatskirchentum hilflos gegenüberstand und für eine „freie Kirche im freien Staat" kein Verständnis hatte und nur mit Invektiven antwortete[77].

Hier bestand auch sein entscheidender Gegensatz zu Johann Michael Sailer, den er in Dillingen 1792 gehört hatte und dem er zeitlebens verbunden blieb. Sailer hatte sich von seinem aufklärerischen Standort, vor allem seinem aufgeklärten Kirchenverständnis seit 1784 und nochmals deutlicher seit 1793 gelöst und den Schritt zu einer biblisch-paulinischen Ekklesiologie im Anschluß an Eph 4,4 ff getan. Sailer hat damit im 19. Jahrhundert größten Einfluß für die Tübinger Schule und ihre Bedeutung gewonnen, nicht Wessenberg, der hoffnungslos reaktionär war[78]. Rottek, den Wessenberg für sich gewinnen konnte, um Görres und andere seiner Gegner scharf angreifen zu lassen, nannte diese „Angreifer Römlinge und Mönchsfreunde". Wenn sich diese Kontroversen auch erst um 1820 abspielten, so hat Abt Ignaz doch mit sicherem Blick die Position Wessenbergs auch gerade im verwaltungspraktischen Betrieb der Geistlichen Regierung in Konstanz gegenüber den Klöstern beachtet. Verständlich, daß von dort keine Hilfe für die Existenz seines Klosters vor der endgültigen Aufhebung im Jahre 1806 zu erhoffen war, noch weniger bei seinen immer neuen Versuchen für die Wiedereröffnung.

77) Vgl. R. Bäumer, Görres und Wessenburg, zur Kritik von Görres an den kirchenpolitischen Vorstellungen Wessenbergs, in Hist. Jb. 1976, SS 123—147 mit der neuesten Literatur zur Frage.

78) Vgl. U. Engelmann, Zu einem Wort von Joh. Mich. Sailer, in Hist. Jb. 1975, S. 401—407.

Columban verzichtet auf seinen Meßpriester Gallus

Von Corbinian Gindele OSB, Beuron

Ein brauchbares Urteil über die Trennung von Columban und Gallus- Walter Berschin spricht von „Zerwürfnis" – ist nur durch Interpretation jener Ausdrücke zu gewinnen, die zur Darstellung dieser Trennung gehören. Es sind die Verben denuntiare, suspendere, absolvi" und das Substantiv „excommunicatio". In der ältesten „Vita Sancti Galli" (= VG I) ist der Text vom Abschied unserer zwei Heiligen nicht mehr erhalten. Die von Wetti verfaßte „Vita Sancti Galli" (= VG II) und die von Walahfrid Strabo (= VG III) berichten, wie Columban und Gallus sich trennten; alle drei Viten erzählen, wie sie sich versöhnten[1]. Die für die folgende Untersuchung notwendigen Textinhalte (= T.) sind mit fortlaufenden arabischen Ziffern nummeriert; die Buchstaben a–c dahinter entsprechen den VG I–III. Für die öfters zu zitierende „Jonae Vita Sancti Columbani Abbatis, lib. I" wird die Abkürzung Jonas I verwendet. Wichtige lateinische Ausdrücke unsrer Viten sind in der jeweiligen Auslegung der Textinhalte besprochen. Der Deutung von T. 1–13 folgen fünf Einzeluntersuchungen.

T. 1–6 Columban prophezeit

VG II, III; Kap. 9.

1–2 Gallus bekommt plötzlich eine schwere, fiebrige Grippe und erklärt seinem Abt, daß er die Reise nach Italien nicht mitmachen könne.

3[b] Columban will aber den Gallus nicht verlieren und sagt freundlich:

3[c] Columban vermutet, daß Gallus nicht wegen der bisher durchgemachten Strapazen, sondern aus Liebe zur Bodenseegegend eine längere, mühselige Reise ablehne. Er sagt:

4[b] Wenn du an meiner Arbeit nicht mehr teilnehmen willst, wirst du, solange ich noch lebe, keine Meßfeier mehr halten.

4[c] Bruder, es ist mir klar, daß du schwer darunter leidest, dich meinetwegen abzuhetzen. Doch bevor ich abreise, sag ich voraus: „So lang ich noch lebe, wirst du dir nicht herausnehmen, eine Meßfeier zu halten."

---

1) Den Text der Vita sancti Galli Confessoris triplex und der Jonae Vita sancti Columbani, Vedastis, Johannis hat Bruno Krusch herausgegeben in MG SS rer. Merov. IV (1892). Für die Quellen zum Gallus-Leben vgl. Johannes Duft „Die Gallus-Kapelle zu St. Gallen und ihr Bilderzyklus" in 117. Neujahrsblatt hrsg. vom Historischen Verein des Kantons St. Gallen (1977), und Arno Borst „Mönche am Bodensee" (1978) S. 540.

Unter Meßfeier, missam celebrare ist hier zu verstehen: die in äbtlichem Auftrag vor versammelter Klosterfamilie mit Diakon gefeierte Messe eines Priestermönchs oder Priesters, also liturgischer Hirtendienst des Priesters.

Walahfrid, er allein, verwendet für das „Voraussagen" Columbans den Ausdruck „denuntiare". Dieses Verb findet sich erstmals bei Walahfrid im Kap. 3: Brunhilde teilt dem Columban mit, daß er nicht im Land bleiben dürfe. Das zweite Mal steht „denuntiare" im Kap. 9, es ist unsere T. 4c: „discessurus denuntio, ne ... missam celebrare praesumas." Wenn wir hier dem Verb „denuntiare" die erhöhte Bedeutung von „praedicere, protendere, voraussagen, prophezeien" geben, halten wir uns an das „denuntiare" bei Jonas. Er verwendet „denuntiare", wo fromme Männer ihren Todestag voraussagen. Man vergleiche dazu: „(Benedictus) obitus denuntiavit diem" im 2. Buch der Dialoge Gregors d. Gr. Kap. 37 (Moricca 132$_6$). Jonas erzählt im Kap. 11: Ein fischender Mönch hat nur Erfolg an der ihm von Columban aufgetragenen, vorausgesagten Wasserstelle (locum a Columbano denuntiatum), nicht an der Stelle, die der fischende Mönch sich ausgesucht hatte.

Wetti läßt den scheidenden Columban „cum hilaritate animi" sprechen, also freundlich reden. Columban mochte, im Sinn Wettis, den Gallus geradezu als Stütze seines Alters und als wertvollen Helfer für Italien einschätzen wie etwa den Mönch Eustasius, der zunächst mit ihm von Luxeuil fortzog und später doch Abt dieses Klosters wurde. Columbans heitere Laune bei der Abreise kann nur „eigenartig" finden, wer ihn dann das Urteil einer finsteren Exkommunikation aussprechen läßt. Natürlich liebte Wetti die „honigträufelnden" Predigtworte. Sein ist das Lob, die Columbanjünger hätten in Bregenz ihren Geist nach Art der Biene, der kleinsten Mutter, in verschiedenen Künsten geübt. U. E. besteht aber kein Grund, Wetti und Walahfrid in der Darlegung der Trennung von Columban und Gallus zu konfrontieren; sie ergänzen sich.

„ne me vivente in corpore, missam celebrare praesumas". Gallus wird sich nicht herausnehmen, Messe zu feiern, solange Columban noch leben wird bzw. bis er seine Prophezeiung zurücknimmt. Diese hat ihre natürliche Begründung und Grenze: Columban ist alt; er weiß aber aus Erfahrung, daß es einiger Zeit bedarf, um eine klösterliche Niederlassung zu gründen und das entsprechende Oratorium für die Meßfeier aufzubauen.

5 Die Inhalte von 5b und 5c passen gut zueinander: Columban ist damit einverstanden, daß Gallus in Zukunft seine mönchisch-einsiedlerische Lebensart selbst bestimmt.

6b Wir glauben: es ist unter göttlicher Voraussicht geschehen, daß Gallus, von Gott erwählt, dem Volk (am Bodensee) für ewigen Gewinn zurückbehalten wurde.

6c Gallus vermochte nicht mit seinem Meister zu reisen, um uns den Weg der Wahrheit zu zeigen. Der Herr hält den Lehrer zurück, um die Irrenden nicht im Stich zu lassen.

Walahfrid lobt und preist die fiebrige Krankheit, mit der Gallus von

Gott heimgesucht wurde, die er auf sich nahm, um dann die Krankheiten der Seelen durch fromme Predigt zu vertreiben.

T. 7–10 Gallus beugt sich

7 Kap. 15.

Gallus, die Einsamkeit suchend, läßt dem Herzog Cunzo sagen, sein Lehrer Columban habe ihn nach Italien gerufen.

Der Hinweis auf den angeblichen Brief Columbans soll die inneren Bindungen des Einsiedlers Gallus an seinen einstigen Abt bezeugen. Sicher wollten Wetti und Walahfrid auch auf das helle Licht aufmerksam machen, das der Gottesmann Columban immer noch ausstrahlte. Gallus aber schlägt den ihm angebotenen Bischofsstuhl von Konstanz aus:

8 Kap. 19.

8[b] „So lang mein Lehrer Columban noch lebt, werde ich keine Meßfeier halten. Wenn du, Cunzo, mich erheben willst, muß ich zuerst brieflich Columbans Einverständnis einholen."

8[c] „So lang mein Herr und Vater Columban lebt, will ich den Altardienst, aus dem er mich entlassen hat, nicht ausüben ... Warte, bis ich deinen Wunsch meinem Abt brieflich mitteile. Habe ich dann die Gewißheit, daß er einverstanden ist, werde ich die Bürde des Hirtenamtes auf mich nehmen."

Walahfried macht deutlich, daß es in Konstanz nicht bloß um die Übernahme des priesterlichen Altardienstes, sondern des vollen bischöflichen Hirtenamtes geht und daß Gallus diesen Hirtendienst nur mit Zustimmung seines Abtes leisten werde.

9 Kap. 19.

Sein eigener Schüler schlägt dem Einsiedler Gallus vor, von den erhaltenen kostbaren Gefäßen eines für den Altardienst zu verwenden. Gallus lehnt ab, er will sich an das Vorbild Columbans halten, der mit ehernem Kelch zelebriert.

10 Kap. 20

Gallus wiederholt dem Diakon Johannes, der ihn besucht: er werde den Konstanzer Bischofsstuhl nur im Auftrag seines Abtes annehmen.

Kap. 21, 25 und 26.

Die Zeit seines eigenen äbtlichen Hirtendienstes nähert sich: Gallus erhält seine Zelle als königliches Geschenk und bekommt Hilfe, für seine 12 Brüder Zellen und ein Oratorium zu bauen.

T. 11–13 Die Vision des hl. Gallus, Columbans Vermächtnis

Kap. 26.

11 Gallus, der Mann Gottes, ruft seinen Diakon Magnoald und sagt: „Richte schnell den Altar und leg alles bereit, ich will die göttlichen Mysterien feiern." Dieser erwiderte: „Du wirst doch keine Meßfeier halten?" Darauf sagte jener: „Nach den Vigilien dieser Nacht erhielt ich in einer Vision die Nachricht, mein Herr und Vater Columban sei heute im Herrn

entschlafen. Ich werde für seine Seelenruhe das Meßopfer darbringen." Sogleich wurde das Zeichen gegeben, und im Beisein der Brüder begann die Meßfeier mit den Gebeten für die Seele des seligen Columban.

12 Sofort nach Bobbio geschickt, fand der Diakon dort alles so, wie seinem Lehrer und Vater Gallus in der Vision geoffenbart worden war. Er blieb eine Nacht und bekam für den Mann Gottes außer einem ausführlichen Brief die Cambota, den Stock des hl. Columban mit. Damit wurde eine Weisung Columbans erfüllt:

13 denn mit diesem Stab

13[a] sei Gallus von der Ausschließung frei geworden.

13[b] sei Gallus frei geworden.

13[c] als sicherem Unterpfand sei Gallus frei geworden.

Die Textgruppe 13 besagt, daß Columban mit der Übersendung seines äbtlichen Hirtenstabs dem Gallus das Amt des Hirtendienstes anvertraut. Das ist im Kap. 28 bestätigt: Gallus wird nun von den Mönchen des Klosters Luxeuil gebeten, ihr Abt zu werden. Der Ausdruck der VG I „absolvi ab excommunicatione" wird von Wetti und Walafrid nicht übernommen. Sie hatten ihn ja auch bei ihrer Darstellung der Trennung (T. 4) nicht gebraucht.

Unsere Textinhalte 1–13 vermögen zusammengefaßt durchaus den Sinn haben: Gallus wird erst nach dem Hinscheiden seines Abtes Columban ein klösterliches Hirtenamt bekleiden können. Predigen, Unterweisen, Teufel austreiben, diese pastoralen Aufgaben erfüllte Gallus auch als Einsiedler und das Wunderwirken stand ihm als „vir Dei", als „electus Dei" immer zu.

Die Wendung „absolvi, frei werden" gehört in den Sprachschatz der frühen irischen Äbte und ist nicht unbedingt Terminus kirchenrechtlichen Strafrechts.

Unsere Deutungen sollen durch folgende Einzeluntersuchungen gestützt werden.

Der Zorn Columbans

Tu lenitate polles, benignitate clares.
Columban, voller Milde, reich an Güte!

Dieser Vers aus dem Tischlied[2] zu Ehren des hl. Columban wird kaum zitiert, viel erwähnt aber das stürmische, aufbrausende Temperament des Gottesmannes, seine Erregung, Ungeduld und rücksichtslose Art, seine Zänkereien und vor allem sein Zorn. Der Columbansche Zorn ist geradezu berühmt geworden beim Abschied von seinem Schüler Gallus und im Beschluß, wegen der Unbelehrbarkeit der Alemannen ins Langobardenreich zu ziehen. Vom Abschiedszorn Columbans konnte in unserer Textgruppe 3–4 nichts entdeckt werden. Wie steht es um den Abschiedszorn bei den Alemannen?

---

2) B. Krusch, SS. Rer. Merov. IV S. 110[1].

VG II, III; Kap. 4.
14b Als die Bewohner von Tuggen ihre Tempel verbrannt sahen, erfüllte sie Haß und Feindschaft. Columban betete: Gott, Herr des Himmels, schlag dies Volk mit Unheil ... Laß ihre Kinder verderben, und wenn sie das mittlere Alter erreichen, daß Dummheit und Wahn ihr Anteil sei, daß sie von Schulden erdrückt, sich bekehren und ihre Schmach erkennen.
14c Die Bewohner sahen ihren Tempel verbrannt ... sie gerieten in Zorn und Mißgunst, sie verfolgten die frommen Männer; Columban betete in gerechtem Eifer:
15b Darauf zog Columban fort und erfüllte die apostolische Vorschrift: „Gebt Raum dem Zorn (Gottes)" und er erreichte mit den Jüngern, die Christus zu Ehren forteilten, die Burg Arbona.
15c Columban verließ diese hartnäckigen, aussichtslosen Leute, um sie nicht länger vergebens zu betreuen, obwohl sein Wohlwollen von größtem Nutzen gewesen wäre.

In diesen Texten ist nur vom Zorn der Tuggener und vom Zorn Gottes die Rede, dem ja nicht vorgegriffen werden darf. „Date locum irae (Dei)"; Röm 12,19. Wettis Gebet entspringt dem Bußpsalm 108, dessen Vers 13 auch Walahfrid wohl aus dem Gedächtnis zitiert: Ihr Stamm sei dem Untergang verfallen. Wetti nimmt in Columbans Gebet auch Stellen aus Gen 47,9; 2Mac 4,40; 1Reg. 22,2 und Luc 5,8 auf. Soll man aus solchem Gebet persönlichen Zorn des Beters heraushören? Die „scheußlichen" Flüche des Psalm 108 beteten schon die vorcolumbanischen Mönche jahrzehntelang wenigstens einmal in der Woche.
Noch sei erwähnt, daß Theuderich[3] es für vorteilhafter hielt, den Mann Gottes Columban mit Geschenken zu ehren als durch Beleidigungen seinen eifernden Zorn zu reizen. Aber alle Gottesmänner müssen zum Zorn bereit sein, wenn es nottut!

Des Gallus verbotene Liebe

Columban vermutete, seinem Schüler Gallus hätte es die Bodenseelandschaft angetan, daß er nicht nach Italien mitreisen wollte. Vgl. T. 3c. Mit dem „amor loci" hat es in den VG II, III eine eigene Bewandtnis. In beiden gehört zur klösterlichen Niederlassung eine unwirtliche Gegend und darin geeigneter Platz zum Ansiedeln. In Luxeuil (Kap. 2) freuen sich die Ankömmlinge über die dortigen warmen Wasser. In Austerasien läßt der König anmutige Orte (loca venusta) für die Gottesknechte ausfindig machen. An der Limat gefallen den Mönchen Columbans die bodenständigen Eigenschaften, ebenso in Tuggen. Nach Bregenz sehnten sich die Brüder aus ganzem Herzen wegen der gerühmten Fruchtbarkeit des Gebiets und der Nähe des Sees (Kap. 5). Columban sagt im 8. Kap. von der Bregenzer Gegend, sie sei ein goldenes Becken, allerdings voll giftiger Schlangen. Die Brüder litten sehr darunter, diese anmutige Landschaft

3) Jonas I, Kap. 19.

(locus amabilis) aufgeben zu müssen. Im 9. Kap. läßt Walahfrid den Columban vermuten, daß Gallus aus Liebe zur Bodenseelandschaft (amor loci) nicht nach Italien weiterreisen wolle. Aber allen seinen Mitbrüdern machte diese verbotene Liebe zu schaffen.

Auch in Italien hält Columban an seinen lokalen Bedingungen fest: unwirtliche Gegend, darin gut zu bebauender und zu besiedelnder Platz, genügend Wasser und Fische[4].

Auch Gallus wählt (Kap. 13) zwischen zwei Bächen einen Wald, eine anmutige Ebene, einen angenehmen Platz für Zellenbau; die Dämonen und Schlangen vertreibt er. Zweifellos freuten sich die Bewohner der Steinacher Gegend, wenn sie in der Predigt erfuhren, wie sehr ihre Heimat vom Kirchenpatron St. Gallus geliebt worden sei.

Seine Amtsenthebung wegen Ungehorsam?

Der Ausdruck „excommunicatio" Galli in der VG I war kurzlebig, denn schon Wetti und Walahfrid verzichteten auf ihn. Er mochte in Volkspredigten zu Gallusfesten mächtig wirken, aber zu Lesungen in klösterlichem Bereich wurde er umgangen. So blieb nur das Verb „absolvi, frei werden" übrig. Arx deutete diese „excommunicatio" in der VG I als „suspensio" = Amtsenthebung mit Strafcharakter[5]. Da für unsere Vorstellung solche Suspension nur möglich und denkbar ist zur Sühne von Schuld und Vergehen, fragt man sich, ob Gallus etwa wegen „Ungehorsam" bestraft werden mußte. Als Antwort ergab sich die Formel: Columban verstand die Weigerung seines Mönches Gallus, nach Italien mitzureisen, als Ungehorsam. Die VG II, III tragen nichts zu solcher Formulierung bei. Darum wird auf den Bericht des Jonas aufmerksam gemacht, welch großen Wert Columban dem Gehorsam seiner Mönche beimaß, wie rasch und zeichenhaft er den Ungehorsam bestrafte. Nun bedarf es aber doch einiger Vorsicht, Gallus mit jenen seiner Mitbrüder zu vergleichen, von deren Krankheit und Ungehorsam Jonas im 12. Kap. seines I. Buches berichtet. Diese Mönche bleiben liegen, werfen sich ihrem Abt nicht zu Füßen, wie es von Gallus berichtet wird. Die aber aufstanden und zur Arbeit gingen, erbrachten den Beweis, daß die Krankheit überwindbar war. Gallus erhält zwar auch eine Voraussage, aber ohne jeden Bezug auf Strafe für Ungehorsam. Man muß sich klar machen, was den Mitbrüdern in Bregenz vor ihrer Zusage, nach Italien mitzureisen, als „Ausweg" übrig blieb. Dafür lese man Jonas I. Kap. 20: Als Columban von Luxeuil wegzog, bestimmte er, es sei jedem der Seinen freigestellt, ihm zu folgen oder in Luxeuil zu bleiben. Wer ihm folge, sei damit einverstanden, Ungerechtigkeit zu ertragen. Auf die Bregenzer Mitbrüder angewandt, war es offenbar zunächst jedem freigestellt, nach Italien mitzu-

4) Jonas I, Kap. 30.
5) S. Anm. 2, S. 261 Anm. 1.

ziehen oder nicht. Als andere Möglichkeit bot sich die Rückkehr nach Luxeuil an oder ein Einsiedlerleben in der Bodenseelandschaft, das Gallus wählte und Columban billigte. (Vgl. T. 5.) VG II, III berichten in Kap. 11 und 12, wie Gallus in der Wildnis den Ort für einen Einsiedlermönch sucht. Unter diesen Voraussetzungen ist es kaum möglich, von einem wirklichen Ungehorsam des Gallus zu sprechen. Alle seine Biographen wissen nichts von seinem Ungehorsam.

Columban täuscht sich in Gallus

Auch dem Gottesmann Columban blieb nicht falsche Meinung erspart, wenn er davon ausging, die natürlichen Söhne der Merovinger Könige hätten keinen Anspruch auf den Thron ihres Vaters. Er wird von Wetti und Walahfrid kritisiert, weil er die Erkrankung des Gallus falsch beurteilte, ebenso von Radpert I, weil er glaubte, Gallus habe sich krank gestellt[6]. Genau so bestimmt weisen aber besonders Wetti und Walahfrid darauf hin, daß Columban von Gallus enttäuscht war, den er gern nach Italien mitgenommen hätte. Er verbirgt dies Enttäuschung und verabschiedet sich „freundlich".

Zwei Gottesmänner in der gleichen Vita.

Was zum „Gottesmann" gehört, lassen Jonas in seiner „Vita S. Columbani", Wetti und Walahfrid in ihrer „Vita S. Galli" deutlich erkennen. Sie hatten als „Biographen" ein glänzendes Vorbild in den Dialogen Gregors d. Großen, besonders in deren 2. Buch: Vom Leben und den Wundertaten des italienischen Mönchsvaters Benedikt. Hier zeichnet Papst Gregor den antik-christlichen Typus des „Vir Dei", des Gottesmannes, des vollkommenen Mönchs und Vaters, der auf Grund seiner Freundschaft und Vertrautheit mit Gott, seiner Geistbegabtheit die prophetische und apostolische Wunderkraft besitzt[7]. Gregor bemerkt im 2. Buch der Dialoge (Kap. 30): Wer sich ganz Gott hingebe, vollbringe Wunderwerke bald durch Gebet, bald aus Machtbefugnis. Das Eigenartige in den Kap. 1—30 der VG I, III ist, daß der Lebensweg zweier Gottesmänner zugleich beschrieben wird, der von Gallus und Columban zusammen. Denkt man sich diese Darstellung graphisch als größeren Kreis für Columban und als etwas kleineren für Gallus, dann sollen sie nicht konzentrisch sein, sondern nur so, daß der kleinere Kreis zunächst innerhalb des großen liegt, dann den großen Kreis überschneidet und zuletzt seine ganze Fläche außerhalb des großen Kreises beansprucht. Solche Überschneidung in der zwei-

6) „Ratperti casus sancti Galli" hrsg. von G. Meyer von Knonau in St. Gallische Geschichtsquellen XIII (1872).

7) Vgl. Basilius Steidle „Fuit Vir ..." (St. Benedikt) in Benediktinische Monatsschrift 23 (1947) S. 341, ferner Erik Peterson „Zur Bedeutungsgeschichte von „parresia" in R. Seeberg, Festschrift I (1929) S. 283—297.

ten Phase entspricht in der „Vita S. Galli" der Zeit, da sich Columban und Gallus zwar trennten, aber nur so, daß graphisch gesehen, ein Teil des Gallus-Kreises noch in den Columban-Kreis hinein ragte. Erst nachdem Gallus das Vermächtnis Columbans, den Hirtenstab empfangen hat, setzt die dritte Phase ein: der Gallus-Kreis entfernt sich ganz aus der Kreisfläche Columban. Für Wetti und Walahfrid bedeutete die Überschneidung der beiden Kreise ein Geheimnis. Darum wird in der VG II, III die fiebrige Krankheit des Gallus und seine Trennung vom Gottesmann Columban gepriesen. Jetzt war der Schüler Columbans Gottesmann von St. Gallen geworden!

Die Trennung von Columban und Gallus hat also wohl genügend Gewicht, wenn Columban dabei seinem Meßpriester Gallus den Dienst abnimmt mit der Bemerkung, seine Lebenstage reichten nicht mehr, bis sein lieber Bruder Gallus in eigenem Kloster Conventmesse feiern und in der Hand den Abtsstab tragen werde. Solche „Exkommunikation" dürfte für den unschuldigen, liebenswürdigen Gallus genügen und das Ansehen des großen, gestrengen Columban nicht schmälern.

Regelname - Regelstadien

Von Corbinian Gindele OSB, Beuron

Wer die Magisterregel (RM)-Kontroverse unserer Tage kennt, weiß, daß der Ausdruck RM-Stadien von Masai-Manning stammt, um die verschiedenen Textgestalten zu bezeichnen, zu denen sich die RM entwickelte:
RM I = Text des Originals
RM II = Text im Pariser Codex 12634
RM III = Text, den die Benediktsregel (RB) bezeugt
RM IV = der lange, jüngste Text im Pariser Codex 12205[1].

Auch der Name „Regula Sancti Francisci" wird gewohnter Weise mehrfach verwendet: für die 1. als Urregel, für die 2. als „non bullata", für die dritte als „bullata", als Profeßregel. In Sigellisten für Kirchenschriftsteller werden für St. Augustin als Autor seine „regulae I, II, III" angeführt.

Da sich der Terminus „état, Stadium" in der RM-Kontroverse offensichtlich als fruchtbar erwiesen hat, darf man sich fragen, ob er nicht auch für die RB zu gebrauchen wäre, schon wegen ihrer Textverflechtungen mit der RM. Der Einfachheit halber seien jetzt schon unsere RB-Stadien genannt:
RB I = Text des Originals
RB II und III als „vorrömische" Stadien der RB
RB IV = RB „romensis".

Die RM-Stadien

Auch A. de Vogüé nimmt heute an, daß RM IV, also der lange RM-Text des Codex 12205, etwa nach 560 entstanden ist und der des Codex 12634 schon um 500. Solche Datierung wird Ursache zweier wichtiger Überlegungen: 1. Wer annimmt, daß die Regel des hl. Benedikt vor 560 geschrieben ist, kann nicht mehr davon ausgehen, daß dem Autor der RB der lange, jüngste RM-Text (IV) zur Verfügung stand. 2. Die wenigen liturgischen Angaben der RM II im Codex 12634, von denen keine in die RB übernommen wurden, deuten darauf hin, daß zum ordo psallendi der RM II kein Hymnus, wohl aber der strukturbildende psalmus alleluiaticus

1) Vgl. CSEL 75 (1977) S. XIV, XV (R. Hanslik).

gehörte[2]. Im Kap. 43 der RB ist aber sicher auch der „Rest einer älteren Offiziumsordnung"[3] erkennbar, der keine Hymnen hatte. Wir brauchen für die RB wenigstens zwei Stadien bezüglich der Offiziumsordnung. Kann man aber für die ganze RB mit nur zwei Stadien auskommen?

RB-Stadien

Wer den eben erwähnten Artikel „Offiziumsordnung und Identitätsprobleme der Regula Benedikti" von Frumentius Renner liest, hält es nicht für eine müßige Frage, ob nicht auch die RB ihre Stadien hat. F. Renner läßt Offiziumsstadien der RB gelten, allerdings nur solche, die St. Benedikt selbst „in einer fortgeschrittenen Entwicklungsphase" seiner RB einverleibte. In diesem Fall müßte also zwischen 530 und noch vor 560 ein vollständig neuer Offiziumsordo in die RB aufgenommen worden sein, ein ordo officii ohne den strukturbildenden psalmus alleluiaticus, der doch bis weit ins 6. Jahrhundert so gut bezeugt ist, auch für Klosterchöre, die schon zu den Zeiten des hl. Cäsarius von Arles Hymnen sangen. Auch der Ordo officii der Benediktiner konnte noch vor 550 Hymnen erhalten, aber wo ist ein einziges Zeugnis der damaligen Zeit für eine ganz neue Psalmenordnung ohne psalmus alleluiaticus, wie sie von der RB gefordert wird? Miracula non sunt multiplicanda. Den ägyptischen Mönchen brachte der Engel eine Bestätigung ihrer Psallierordnung, keine neue. Für die Entwicklung des ordo officii in der RB IV gibt es keine Zeugnisse in den zeitgenössischen monastischen Quellen. Die Entstehung dieses Ordo ist vor dem Jahr 560 schwer denkbar.

RB-Texte und die RM IV

Da die RB 7,28 und RM 10,39 fast genau übereinstimmen, muß man sich entscheiden, welcher der beiden Regeltexte der primäre ist. Ist es die RB-Stelle, dann sagt man von ihr, sie sei in die RM IV geraten. Ist es die RM-Stelle, so wird RB 7,26 zu einem Textzeugen eines eigenen RM-Stadiums. Wir gehen von der zweiten Annahme aus und lassen dem RM-Stadium II ein III. folgen[4]. Die Stelle der RM im Kap. 34,8—10, eine auffallende Erweiterung ihrer Texte aus der „Visio Pauli", ist ein klarer Zeuge für die RM IV als Magisterregel mit langem Text.

---

2) Siehe diese Zeitschrift Bd. 78 (1967) 308—320: Der „Alleluiaticus", ein elementares Kennzeichen vorbenediktinischer Psalmodie von C. Gindele (Vorbenediktinisch = vor RB IV!).

3) Frumentius Renner „Offiziumsordnung und Identitätsprobleme der Regula Benedicti" in Regulae Benedicti Studia, Annuarium internationale 3/4, 1975, S. 45.

4) Corbinian Gindele „Gerichtsengel und Gerichtsreden der Visio Pauli in der RM und RB und bei Cäsarius" in Regulae Benedicti Studia, 3/4, 1975, S. 22 (Tabelle).

Mit diesen Voraussetzungen besteht die Möglichkeit folgender Tabelle:

RM I	um 500	RB I	um 500
RM II	um 530	RB II	um 530
		noch ohne Hymnen, mit Texten aus RM II	
RM III		RB III	
		mit Hymnen, alter Psalmodie	
RM IV	nach 560	RB IV	nach 560
		neue Psalmodie ohne psalmus alleluiaticus	

Nicht jeder mag solche Aufstellung nützlich finden. Man denke jedoch beispielhalber an die Verflechtung der Donatsregel mit der RB und an die Mischregelbezeichnung „S. Benedicti et S. Columbani". Die Donatsregel erwähnt mit keinem Wort die Offiziumsordnung von RB IV, nähert sich aber in der Ausdrucksweise ihres Kap. 13 den „Resten einer älteren Offiziumsordnung" von RB IV, Kap. 43. Warum sollte Donatus nicht einen RB-Text benützt haben, der älter ist als RB IV? Die gleiche Frage läßt sich für die nur dem Namen nach bezeugte Mischregel „S. Benedicti et S.Columbani" stellen. Wer kann bezeugen, daß damit nur die RB IV gemeint sein kann? Wenn die RB IV erst nach 560 entstanden ist, verliert ihr gerühmter, sehr früher Siegeszug in Frankreich (Anfang des 7. Jahrhunderts) einige Zeugen. Er gewinnt kaum neue, obwohl E. Ewig nachgewiesen hat, daß die Zahl der echten merovingischen Diplomata größer ist als mit Le Cointe zu vermuten war.

Zu den Mönchslisten des Klosters Mattsee aus der Karolingerzeit

Von Hubert Houben — Freiburg/Breisgau

Historiographische und diplomatische Quellen standen lange Zeit vorwiegend im Blickfeld der historischen Forschung. In den letzten Jahren wird man jedoch mehr und mehr auf eine andere Quellengruppe aufmerksam, welche die aus der Auswertung der genannten Zeugnisse gewonnenen Erkenntnisse ergänzt und gelegentlich auch korrigiert. Es handelt sich um die Verbrüderungs- und Totenbücher, liturgische Quellen, deren Eigenart und Bedeutung erst allmählich voll erkannt wird[1].

Am Beispiel zweier im Verbrüderungsbuch der Abtei Reichenau überlieferten Mönchslisten des Klosters Mattsee (bei Salzburg), dessen „Frühzeit als Benediktinerkloster" unlängst anläßlich der 1200-Jahrfeier des Stifts Gegenstand einer Kurzdarstellung war[2], sollen die Möglichkeiten, die eine adäquate Auswertung dieser Quellen bietet, gezeigt werden.

1. Das Gründungsjahr des Klosters Mattsee

Wie aus der Überschrift („1200 Jahre Mattsee") des zitierten Aufsatzes hervorgeht, versucht der Verfasser, ähnlich wie ein Jahrhundert vorher Matthias Kaserer die 1100-Jahrfeier[3], so nun die 1200-Jahrfeier der Gründung des Stiftes Mattsee zu rechtfertigen. Beide Forscher berufen sich auf die Klostertradition, die seit dem 14. Jahrhundert das Jahr 777 als Gründungsjahr überliefert. Wilhelm Erben konnte jedoch bereits gegen Ende

---

1) *G. Tellenbach*, Liturgische Gedenkbücher als historische Quellen, in: Mélanges Eugène Tisserant (Studi e Testi 235, Città del Vaticano 1964) S. 389—399; *K. Schmid — J. Wollasch*, Die Gemeinschaft der Lebenden und Verstorbenen in Zeugnissen des Mittelalters, in: FMSt 1 (1967) S. 365—405; *G. Tellenbach*, Der Liber Memorialis von Remiremont. Zur kritischen Erforschung und zum Quellenwert liturgischer Gedenkbücher, in: DA 25 (1969) S. 64—110; *K. Schmid — J. Wollasch*, Societas et Fraternitas. Begründung eines kommentierten Quellenwerkes zur Erforschung der Personen und Personengruppen des Mittelalters (Berlin — New York 1975; auch in: FMSt 9, 1975, S. 1—48); neuerdings: Prosopographie als Sozialgeschichte? Methoden personengeschichtlicher Erforschung des Mittelalters (Sektionsbeiträge zum 32. Deutschen Historikertag Hamburg 1978, mit einem Bericht über das Kommentierte Quellenwerk ... Societas et Fraternitas, München 1978).

2) *H. Spatzenegger*, 1200 Jahre Mattsee. Die Frühzeit als Benediktinerkloster, in: StudMittGBen 88 (1977) S. 285—292.

3) *M. Kaserer*, Das weltpriesterliche Kollegiatstift Mattsee. Eine Denkschrift zur elfhundertjährigen Säkular-Feier im Jahre 1877 (Salzburg 1877).

des vorigen Jahrhunderts (1893) nachweisen, daß das Gründungsjahr 777 nicht auf frühmittelalterliche Quellen zurückgeht, sondern erst vom Mattseer Chronisten des 14. Jahrhunderts aus der Gründungsgeschichte des benachbarten, 777 gegründeten Klosters Kremsmünster übernommen und auf Mattsee übertragen wurde[4]. Der Grund für dieses Vorgehen lag wohl darin, daß im 14. Jahrhundert in Mattsee keine Kenntnisse über die Anfänge des Klosters mehr vorhanden waren. Das auf solche Weise von Kremsmünster übernommene und auf Mattsee übertragene Gründungsdatum 777 ist also fragwürdig.

Nachdem die Ergebnisse Erbens weithin anerkannt wurden, nahm man meist die Nennung des Mattseer Abtes Albuinus im 783/784 angelegten Salzburger Verbrüderungsbuch als einzig sicheren terminus ante quem für die Gründung des Klosters Mattsee[5]. In jüngster Zeit wurde jedoch versucht, dem Gründungsjahr 777 mit mehr oder weniger fragwürdigen Argumenten zumindest einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit zu verleihen: So vermutete Walter Steinböck, das Kloster Mattsee sei etwa zur gleichen Zeit entstanden wie das 777 gegründete Kremsmünster, da beide in der *Notitia de servitio monasteriorum* von 819 in der gleichen Gruppe (*que tantum dona dare debent*) aufgeführt sind[6]; dies zeige, daß beide Klöster „wirtschaftlich, materiell und finanziell ungefähr auf gleicher Ebene gestanden" hätten und auch wohl „um die gleiche Zeit" entstanden seien[7]. Hans Spatzenegger kannte zwar die Ergebnisse der Forschungen Erbens, überging sie aber mit dem Zitat eines österreichischen Landeshistorikers aus dem Jahre 1913, der Mattseer Chronist des 14. Jahr-

---

4) *W. Erben*, Quellen zur Geschichte des Stiftes und der Herrschaft Mattsee (Fontes rerum Austriacarum II, 49, Wien 1896) S. 34 f.

5) *E. Tomek*, Kirchengeschichte Österreichs I (Innsbruck — Wien — München 1935) S. 74; *Ch. Greinz*, Art. Mattsee, in: LThK 7 (Freiburg i. Br. ²1962) Sp. 183; *F. Prinz*, Frühes Mönchtum im Frankenreich (München — Wien 1965) S. 426 f.; *K. Reindel*, Das Zeitalter der Agilolfinger, in: Handbuch der bayer. Geschichte, hg. v. *M. Spindler* Bd. 1 (München 1967) S. 156; *W. Steinböck*, Die Klostergründungen von Mondsee und Mattsee durch die Agilolfingerherzöge Odilo und Tassilo. Ein Beitrag zur rechtlichen Problematik des Frühmittelalters unter Berücksichtigung der Klostergründungen von Niederaltaich, Kremsmünster und Innichen, in: StudMittGBen 85 (1974) S. 496—530, ebd. S. 518.

6) Notitia de servitio monasteriorum, ed. *P.Becker*, in: Corpus Consuetudinum Monasticarum 1, hg. v. *K. Hallinger* (Siegburg 1962) S. 483—500, ebd. S. 495.

7) *Steinböck* (wie Anm. 5) S. 518 — *Steinböcks* Argumentation ist höchst bedenklich, da die Kriterien, nach welchen die Klöster in die drei Gruppen der Notitia eingeteilt sind, noch nicht völlig erschlossen sind; vgl. die Bemerkung von *F. Prinz*, Frühes Mönchtum in Südwestdeutschland und die Anfänge der Reichenau. Entwicklungslinien und Forschungsprobleme, in: Mönchtum, Episkopat und Adel zur Gründungszeit des Klosters Reichenau, hg. v. *A. Borst* (Vorträge u. Forschungen des Konstanzer Arbeitskreises 20, Sigmaringen 1974) S. 37—76, ebd. S. 66 Anm. 111.

hunderts sei mit dem von Kremsmünster übernommenen Gründungsdatum 777 „wirklich nicht viel" fehlgegangen[8].

Die bisher in der Forschung vertretene Meinung, die Nennung des Abtes Albuinus im Salzburger Verbrüderungsbuch (784) sei der einzig sichere terminus ante quem für die Gründung des Klosters Mattsee[9], geht von der Annahme aus, unter den dreizehn auf der Synode von Dingolfing (um 770) bezeugten bayrischen Äbten scheine „noch kein Mattseer Vertreter auf".[10] Diese Annahme ist jedoch unbegründet: Betrachtet man die Liste der dreizehn Äbte, die auf der Synode von Dingolfing einen Gebetsbund vereinbart hatten[11], so findet sich an siebter Stelle ein *Alpuni abbas*[12]. Der Herausgeber der Vereinbarung von Dingolfing, Albert Werminghoff, konnte diesen Abt nicht mit Sicherheit identifizieren und vermutete, es handele sich um den Leiter des Klosters Sandau am Lech[13]. Dieser Identifizierungsversuch wurde in der Forschung meist ungeprüft übernommen. Die Existenz eines Klosters Sandau im 8. Jahrhundert ist jedoch nicht sicher[14], und über einen Sandauer Abt namens Alpuni oder Albuin ist nichts bekannt.

Der *Alpuni abbas* des Gebetsbundes von Dingolfing ist — wie sich zeigen wird — identisch mit dem gleichnamigen, aus den Verbrüderungsbüchern von St. Peter in Salzburg und der Abtei Reichenau bekannten Vorsteher der Mattseer Klostergemeinschaft. Diese Annahme wird durch die Untersuchung der ältesten bayrischen Mönchslisten im Reichenauer Verbrüderungsbuch erhärtet werden: Es wird sich nämlich herausstellen, daß

8) *Spatzenegger* (wie Anm. 2) S. 285.

9) Wie Anm. 5.

10) *Spatzenegger* (wie Anm. 2) S. 286.

11) Der Gebetsbund von Dingolfing ist die bayrische Entsprechung zum fränkischen Gebetsbund von Attigny (ca. 762); vgl. *K. Schmid — O. G. Oexle*, Voraussetzungen und Wirkung des Gebetsbundes von Attigny, in: Francia 2 (1974) S. 71—122, bes. S. 86 ff.

12) MGH Conc. II/1 S. 97. — *Alpuni* ist die bairische Lautform des Namens *Albuinus*; vgl. *H. Kaufmann*, Ergänzungsband zu Ernst Förstemann, Altdeutsches Namenbuch. Bd. 1: Personennamen (München — Hildesheim 1968) S. 404—406 (-wini > uni).

13) MGH Conc. II/1 S. 97 Anm. 13: „Monasterii ignoti (Sandauensis) [Sandau, dioc. Frisingensis]?"

14) Die Annahme, in Sandau habe bereits im 8. Jh. ein Kloster bestanden — so: *J. Dellinger*, Sandau, ehemaliges Benediktiner-Kloster und Dorf mit Marktrechten am Lech, in: Oberbayer. Archiv 7 (1846) S. 169—185, ebd. S. 174 f.; *L. H. Cottineau*, Répertoire topo-bibliographique des abbayes et prieurés II (Macon 1939) Sp. 2947 — beruht lediglich auf einer Angabe der Benediktbeurer Chronik des 11./12. Jhs. (MGH SS IX, S. 230); *F. Renner*, Bonifatius und der Benediktbeurer Klosterverband, in: StudMittGBen 76 (1965) S. 118—134, ebd. S. 118 und 131 identifizierte den Abt *Alpuni* des Gebetsbundes von Dingolfing mit dem Abt des Klosters Sandau und nahm die Bezeugung *Alpunis* auf der Synode von Dingolfing als Beleg für das Bestehen eines Klosters Sandau im 8. Jahrhundert.

die älteste Mattseer Mönchsliste im Gedenkbuch der Abtei Reichenau, welche von Abt Albuinus angeführt wird, wahrscheinlich auf den Gebetsbund von Dingolfing (um 770) zurückgeht[15]. Damit erübrigt sich eine Fortsetzung der Diskussion über die Berechtigung der sich „auf jahrhundertealte Tradition" des angeblichen Gründungsjahres 777 berufenden 1200-Jahrfeier des Stiftes Mattsee im Jahre 1977[16]. Ist doch bereits um 770 die Existenz der Mattseer Klostergemeinschaft nachweisbar.

2. Die Mattseer Mönchslisten im Verbrüderungsbuch der Abtei Reichenau

Die Lücke, die das Fehlen erzählender oder urkundlicher Quellen zur älteren Geschichte der Mattseer Klostergemeinschaft hinterläßt, kann durch die Heranziehung personengeschichtlicher Zeugnisse zumindest teilweise überbrückt werden. Wie die Frage des Zeitpunkts der Gründung des Klosters durch die Liste der am Gebetsbund von Dingolfing beteiligten Äbte wenigstens annähernd beantwortet werden konnte, so ermöglichen zwei im Verbrüderungsbuch der Bodenseeabtei Reichenau eingetragene Mönchslisten neue Erkenntnisse zur älteren Geschichte der Mattseer Klostergemeinschaft.

Im ‚Inhaltsverzeichnis' *(capitula)* des 824 angelegten Reichenauer Verbrüderungsbuches wird als viertes der bayrischen Klöster das *monasterium Matuchseo* hinter Niederaltaich, Mondsee und Salzburg genannt[17]. Die Seite 29 des genannten Gedenkbuches enthält die NOMINA FRATRUM DE COENOBIO QUOD MATACHSEO UOCATUR. Diese bei der Anlage des Buches eingetragene Überschrift bezieht sich nicht auf alle auf dieser Seite eingetragenen Namen, sondern nur auf die bei der Anlage im Jahre 824 eingeschriebenen. Es ist also unzutreffend zu behaupten, das Reichenauer Verbrüderungsbuch überliefere uns „mehr als anderthalbhundert namentlich genannte Mönche (des Klosters Mattsee) aus dem 9. Jahrhundert."[18] Die meisten der auf pag. 29 eingetragenen Namen stammen nämlich aus späterer Zeit und wurden ohne Bezug auf die Überschrift auf dem leergebliebenen Raum der Seite niedergeschrieben. Die anlegende Hand, die um 824 die Namen der Mattseer Mönche eintrug, füllte nur die erste der auf jeder Seite vorgesehenen vier Kolumnen und die erste Hälfte der zweiten Spalte[19]. Wie die Nennung eines Abtes je-

15) S. unten S. 454.

16) *Spatzenegger* (wie Anm. 2) S. 292.

17) Die Edition von *P. Piper* in den MGH Libri confrat. (Berlin 1884) ist jetzt überholt durch die neue Faksimile-Ausgabe: Das Verbrüderungsbuch der Abtei Reichenau (Zentralbibliothek Zürich, Cod. Rh. hist. 27), hgg. v. *J. Autenrieth, D. Geuenich* u. *K. Schmid* (MGH Libri Memoriales et Necrologia, Nova Series 1, Hannover 1979).

18) *Spatzenegger* (wie Anm. 2) S. 287.

19) *J. Autenrieth*, Beschreibung des Codex, in: Das Verbrüderungsbuch (wie Anm. 17) analysierte die verschiedenen an der Anlage des Gedenkbuches beteiligten Hände und wies die Mattseer Einträge auf p. 29 der Hand B 1 zu.

weils zu Beginn einer Namenreihe nahelegt, dürfte es sich um Konventlisten handeln. Daß diese Annahme tatsächlich begründet ist, wird die Untersuchung der überlieferten Listen erweisen.

Die erste, von *Iohannes abbas* angeführte Liste umfaßt 43 Namen. Von ihr durch einen Zwischenraum von einer Leerzeile getrennt — der Name *Adalcoz* ist erst später in diesen ursprünglich freien Zwischenraum nachgetragen worden — folgt eine zweite, mit *Albuinus abbas* beginnende, 15 Namen umfassende Liste. Die unmittelbar an diese Namen anschließenden sieben folgenden Namen stammen nicht von einer anlegenden Hand, sondern wurden später hinzugefügt. Ob es sich bei diesen sieben Namen um solche von Mattseer Mönchen handelt, ist zweifelhaft, zumal auch der Lautstand sich von dem der beiden vorhergehenden Namenlisten unterscheidet. Die Seite 29 des Reichenauer Verbrüderungsbuches enthielt also unmittelbar nach der Anlage um 824 lediglich folgenden Einträge: NOMINA FRATRUM DE COENOBIO QUOD MATACHSEO UOCATUR (1) *Iohannes abbas,* (2) *Zeizfrid,* (3) *Licianus,* (4) *Eparolt,* (5) *Crimpert,* (6) *Uualaheri,* (7) *Paternus,* (8) *Uuelant,* (9) *Uualtheri,* (10) *Uuarinperht,* (11) *Erchanperht,* (12) *Pernger,* (13) *Uualtant,* (14) *Zuzo,* (15) *Kisalfrid,* (16)*Sigibald,* (17) *Ratolh,* (18) *Chunibald,* (19) *Arhart,* (20) *Lantfaah,* (21) *Liutolt,* (22) *Perthfrid,* (23) *Altman,* (24) *Liuthari,* (25) *Dignulus,* (26) *Tito,* (27) *Angilscalh,* (28) *Ingis,* (29) *Ruadbold,* (30) *Uualdilo,* (31) *Madalhelm,* (32) *Chuniheri,* (33) *Aotbert,* (34) *Adalbert,* (35) *Uuelant,* (36) *Haidolf,* (37) *Uuituuin,* (38) *Libolf,* (39) *Reginhart,* (40) *Coatfrid,* (41) *Simeon,* (42) *Pulgar,* (43) *Deotrih.* (1) *Albuinus abbas,* (2) *Uenerandus,* (3) *Huuswart,* (4) *Uuelant,* (5) *Uualtheri,* (6) *Madalhelm,* (7) *Rodpald,* (8) *Alpolt,* (9) *Lupicinus,* (10) *Iohannis,* (11) *Adalpald,* (12) *Uuolrat,* (13) *Ootto,* (14) *Uuenifrid,* (15) *Kisalhart.*

Nachdem die Mattseer Mönchslisten von den Nachträgen abgegrenzt sind, soll nun eine zeitliche Bestimmung und inhaltliche Auswertung versucht werden. Anhaltspunkte für die Datierung der Listen ermöglichen die jeweils am Listenbeginn genannten Äbte, da über sie — im Unterschied zu den meist in der historischen Überlieferung nicht hervortretenden übrigen Konventualen — in der Regel wenigstens vereinzelte Nachrichten bekannt sind.

Der die erste Liste anführende Abt Johannes kann erst nach 784 Leiter der Mattseer Klostergemeinschaft geworden sein, da sein Vorgänger Albuin in diesem Jahr im Salzburger Verbrüderungsbuch unter den lebenden Äbten eingetragen wurde[20]. Im Ordo der verstorbenen Äbte ist Albuin nicht allzulange nach Abschluß der Anlage nachgetragen worden[21], so daß

---

20) Das Verbrüderungsbuch von St. Peter in Salzburg. Vollständige Faksimile-Ausgabe im Originalformat der Handschrift A 1 aus dem Archiv St. Peter in Salzburg. Einführung: K. *Forstner* (Codices Selecti 51, Graz 1974) 10/Bc4: *Albuinus abbas et congregatio ipsius.*

21) Ebd. 20/Cd3.

er wenig nach 784 verstorben sein dürfte. Sein Nachfolger Johannes ist zum ersten Mal auf der Reisbacher Synode des Jahres 799 bezeugt[22]. Am 16. Januar 807 wird er als Teilnehmer einer Salzburger Synode erwähnt[23]. In einer zwischen 806 und 810 ausgestellten Freisinger Traditionsurkunde erscheint ein *Johan abbas*[24], welcher wohl mit dem Abt von Mattsee identisch ist. Über seinen Nachfolger ist nichts bekannt. Die Johannes-Liste des Reichenauer Verbrüderungsbuches muß also nach 784 und vor 824, dem Zeitpunkt der Anlage des Gedenkbuches, entstanden sein.

Eine genauere Datierung ist durch den Vergleich mit der Albuinus-Liste möglich. Diese 15 Namen umfassende Liste muß vor dem Tode Abt Albuins, den wir kurz nach 784 vermuten[25], abgefaßt worden sein. Da Abt Albuin am Gebetsbund von Dingolfing beteiligt war[26], geht die von ihm angeführte Liste vermutlich auf die dort vereinbarte Gebetsverbrüderung der bayrischen Bischöfe und Äbte zurück. Ebenso wie die älteren, wohl mit dem Gebetsbund von Dingolfing in Zusammenhang stehenden bayrischen Mönchslisten des Reichenauer Verbrüderungsbuches[27] scheinen auch die jüngeren und somit bei der Anlage des Gedenkbuches ‚aktuelleren' bayrischen Listen etwa gleichzeitig (vermutlich um 800) verfaßt worden zu sein[28]. Somit liegt es nahe, auch die Mattseer Johannes-Liste in diese Zeit zu datieren, zumal das Verhältnis der beiden Mattseer Listen zueinander dem nicht zu widersprechen scheint. Ein Vergleich der zwei Mattseer Mönchslisten zeigt mehrere Namenüberschneidungen:

Albuinus-Liste (15 Namen)	Johannes-Liste (43 Namen)	
(4) *Uuelant*	(8) *Uuelant*	(35) *Uuelant*
(5) *Uualtheri*	(9) *Uualtheri*	
(6) *Madalhelm*	(31) *Madalhelm*	
(7) *Rodpald*	(29) *Ruadbold*	
(10) *Iohannis*	(1) *Iohannes abbas*	

22) MGH Conc. II/1 S. 215. Zur Datierung der Synode vgl. A. Hauck, Kirchengeschichte Deutschlands II (Berlin ^{6}1952) S. 461 ff.
23) MGH Conc. II/1 S. 234.
24) Die Traditionen des Hochstifts Freising. Bd. 1 (744—928), hg. v. *Th. Bitterauf* (Quellen u. Erörterungen zur bayer. u. deutschen Geschichte NF. 4, München 1905) Nr. 242 S. 221.
25) Vgl. oben S. 453 mit Anm. 21.
26) Vgl. oben S. 452.
27) Vgl. Schmid — Oexle (wie Anm. 11) S. 89 ff.
28) Die jüngere der beiden Mondseer Listen (‚Hunrih-Liste') entstand vor 803, die ‚aktuelle' Niederaltaicher ‚Urolf-Liste' nach ca. 790, so daß es nahe liegt, diese Listen mit der auf der zweiten Synode von Reisbach, welche nach Hauck (wie Anm. 22) „im Januar 799" stattfand, erneuerten bayrischen Gebetsverbrüderung (MGH Conc. II/1 S. 205 ff. Nr. 24, ebd. cap. XLVII S. 213) in Zusammenhang zu bringen.

Namengleichheiten in beiden Listen bedeuten nicht unbedingt, daß auch die diese Namen tragenden Personen identisch sind. Es ist möglich, daß neu in das Kloster eintretende Mönche Namen zuvor verstorbener Konventualen annahmen oder bereits vorher den gleichen Namen trugen, zumal wenn sie aus der gleichen Sippe stammten. Sind die Namenüberschneidungen aber so häufig wie im vorliegenden Fall — fünf der fünfzehn Namen der Albuinus-Liste finden sich auch unter den 43 Namen der Johannes-Liste —, so liegt es nahe, zumindest hinter einem Teil der Namengleichheiten auch Personenidentität zu vermuten. So ist es denkbar, daß Abt Johannes, der die vielleicht um 800 verfaßte jüngere Mattseer Liste anführt, bereits um 770 Mitglied des Mattseer Konvents war und mit dem an zehnter Stelle der Albuinus-Liste verzeichneten Mönch *Iohannis* identisch ist. Ähnliches gilt für die Mönche *Uuelant, Uualtheri, Madalhelm* und *Rodpald (Ruadbold)*. Zeigten doch personengeschichtliche Untersuchungen zu frühmittelalterlichen Klostergemeinschaften, daß sich ein Konvent nach etwa 30 bis 40 Jahren erneuert[29]. Somit ist es möglich, daß einige Mönche des Albuinus-Konvents von ca. 770 zur Zeit der Abfassung der Johannes-Liste (um 800?) noch lebten.

Welche Aufschlüsse geben nun die Mattseer Mönchslisten über die Klostergemeinschaft des 8. Jahrhunderts? Gehen wir von der Anahme aus, die Albuinus-Liste sei um 770, die Johannes-Liste um 800 entstanden, so kann ein Anwachsen des Konvents von 15 auf 43 Mitglieder festgestellt werden. Die Mattseer Klostergemeinschaft hätte sich also von dem bescheidenen Konvent der Gründungszeit mit nur 15 Mitgliedern innerhalb von etwa drei Jahrzehnten nahezu verdreifacht[30]. Eine Vergrößerung des Konvents ist auch bei anderen bayrischen Klöstern dieser Zeit zu beobachten[31]. Über die einzelnen Konventualen des Klosters Mattsee ist nichts bekannt. Auf Grund der Namen ist zu vermuten, daß der prozentuale Anteil der Romanen gegen Ende des 8. Jahrhunderts zurückging: In der Albuinus-Liste sind zwei von fünfzehn Namen romanisch (2 *Uenerandus*, 9 *Lupicinus*), in der Johannes-Liste drei von dreiundvierzig (3 *Licianus*, 7 *Paternus*, 25 *Dignulus*). Es ist zwar ein Rückgang des Anteils der ro-

---

29) *K. Schmid*, Mönchslisten und Klosterkonvent von Fulda zur Zeit der Karolinger, in: Die Klostergemeinschaft von Fulda im Früheren Mittelalter, unter Mitwirkung von *G. Althoff, E. Freise, D. Geuenich, F. J. Jakobi, H. Kamp, O. G. Oexle, M. Sandmann, J. Wollasch* u. *S. Zörkendörfer* hg. v. *K. Schmid* (Münstersche Mittelalter-Schriften 8/2, München 1978) S. 571—639.

30) Mit der Vergrößerung des Konvents würde auch die Existenz eines eigenen Mattseer Skriptoriums im 9. Jh. übereinstimmen, für die es gewisse Hinweise gibt: s. *K. Forstner*, Die Anfänge des Salzburger Schriftwesens, in: Handschriftenbeschreibung in Österreich, hg. v. *O. Mazal* (Österr. Akad. d. Wiss., phil.-hist. Kl., Denkschriften, Bd. 122, Wien 1975) S. 13—19 ebd. S. 15 f.

manischen Namen im Mattseer Konvent festzustellen; diese Tendenz ist aber nicht so stark wie im benachbarten Mondsee, wo der Anteil der romanischen Namen in der älteren Mönchsliste fünfmal so hoch ist wie in der jüngeren[31]. Einen Hinweis auf die Herkunft seines Namenträgers gibt vielleicht der vorletzte Name der Johannes-Liste: (42) *Pulgar.* Falls es sich bei dem Namen um eine Herkunftsbezeichnung handelt[32], wäre die bemerkenswerte Tatsache der Mitgliedschaft eines Bulgaren im Mattseer Konvent zu konstatieren. Ansonsten geben die im Reichenauer Verbrüderungsbuch überlieferten Namen der Mattseer Mönche des späten 8 Jahrhunderts keine Hinweise auf die hinter ihnen stehenden Personen. Es zeigte sich jedoch, daß die beiden Mattseer Mönchslisten Erkenntnisse für die ältere Geschichte des Klosters gewinnen ließen, für die von der bisherigen Forschung der Blick eher verstellt als geöffnet wurde[33].

3. Eine Mattseer Mönchsliste in der Hs. Paris, Bibl. nat. ms. lat. 2112, fol. 167r?

Die Augustinus-Handschrift Paris, Bibl. nat. ms. lat 2112 enthält auf der Vorderseite des ursprünglich leeren letzten Blattes (fol. 167), welches früher am ehemaligen Hinterdeckel des Codex angeklebt war, eine Liste von mehreren Personennamen:

ad mat (?)
cisso
adalrā (*Adalram*)
aldrih
egipald
madalpald
hotto
beringaer
alaman
liuprā (*Liupram*)
p̄positus nt̄ (*praepositus noster*)

---

31) Ältere Mondseer Liste: 1 *Oportunus*, 5 *Uidale*, 8 *Piscasius*, 9 *Uidale*, 12 *Electus*, 13 *Amantinus*; jüngere Liste: 25 *Amantinus*, 37 *Uictur*, 49 *Domniceo*. (Verbrüderungsbuch der Abtei Reichenau, wie Anm. 17, pag. 26).

32) Vgl. *E. Förstemann*, Altdeutsches Namenbuch. Bd. 1: Personennamen (Bonn ²1900; Nachdr. München-Hildesheim 1966) Sp. 344 u. 1196; *D. Geuenich*, Samuhel siue Sahso. Studien zu den cognomina im Reichenauer Verbrüderungsbuch, in: Name und Geschichte. Henning Kaufmann zum 80. Geburtstag, hg. v. *F. Debus* u. *K. Puchner* (München 1978) S. 81—101, ebd. S. 88.

33) Als jüngstes Beispiel sei *Spatzenegger* (wie Anm. 2) zitiert, der zu den beiden Mattseer Mönchslisten lediglich schreibt: „Aus dem Reichenauer Verbrüderungsbuch sind uns nicht nur mehr als anderthalbhundert namentlich genannte Mönch aus dem 9. Jahrhundert bekannt, sondern auch ein Abt Johannes, der zu Anfang des Jahrhunderts dem Kloster vorgestanden ist." (S. 287).

Die folgenden beiden Zeilenanfänge (Namen ?) sind verwischt und nicht mehr lesbar. Nach Bernhard Bischoff ist es fraglich, ob sie zur Liste gehören[34]. Die Augustinus-Handschrift ist nach Bischoff „wahrscheinlich wie viele andere Hss. zur Zeit des Erzbischof Arns (785–821) in St. Amand für Salzburg geschrieben worden. Nach der charakteristischen Hand der Korrekturen war sie in der ersten Hälfte des IX. Jhs. in Salzburg."[34] Die oben abgedruckte Namenliste bezeichnete Bischoff als „nicht sehr kalligraphisch geschrieben" und datiert sie „etwa I. bis II. Viertel des Jhs., vielleicht auch noch aus den letzten Jahren Arns."[34]

Diese Namenreihe wurde neuerdings von Hans Spatzenegger mit Mattsee in Verbindung gebracht. Er äußerte, falls mit der Überschrift *ad mat* Mattsee gemeint sei, „dann besäßen wir ... möglicherweise die Namen eines gesamten Konvents (des Klosters Mattsee)."[35] Nun ist mit *ad mat* (oder *admat*) keineswegs sicher Mattsee gemeint; auch ist unwahrscheinlich, daß es sich bei den wenigen Personennamen der Pariser Handschrift um die Liste „eines gesamten Konvents" handelt, zumal kein Abt an der Spitze steht.

Ein Vergleich mit den im Reichenauer Verbrüderungsbuch überlieferten Mönchslisten ergibt kaum Übereinstimmungen. Lediglich der *Beringaer* der Pariser Handschrift würde dem *Pernger* der Johannes-Liste (12) entsprechen. Ansonsten finden sich zwischen den Mattseer Mönchslisten und den Namen der genannten Handschrift keine Überschneidungen. Das Namengut der Pariser Liste ist zwar durchaus bairisch, gewichtige Gründe für die Annahme, es handele sich um die Namen von Mattseer Mönchen gibt es jedoch nicht.

Es muß also wohl vorläufig dabei bleiben, daß die beiden im Reichenauer Verbrüderungsbuch überlieferten Mattseer Mönchslisten die einzigen bisher bekannten Zeugnisse der Mattseer Klostergemeinschaft der Karolingerzeit sind.

---

34) Schriftl. Mitteilung von Herrn Prof. Dr. *Bernhard Bischoff* (München) vom 4. Juli 1960 abgedruckt bei: *Schmid — Wollasch*, Societas (wie Anm. 1) S. 7, Anm. 18.

35) *Spatzenegger* (wie Anm. 2) S. 287.

Schicksale der Abtei Braunau in Rohr unter der Regierung des Abtes Dr. Dominik Prokop 1926 - 1969 und deren Auswirkungen

Von P. Beda Menzel OSB — Rohr

Eine Darstellung des geschichtlichen Verlaufs all der zum Teil recht leidvollen Ereignisse der Abtei Braunau, die im ersten Abschnitt des genannten Zeitraumes noch mit Břevnov in Prag zu einem Doppelkloster verbunden war, ist ohne Einbeziehung des politischen Geschehens im böhmischen Raum in diesen nahezu fünfzig Jahren nicht möglich. Kaum einmal in der fast tausendjährigen Geschichte dieser Abtei haben sich die politischen, nationalen, religiösen und sozialgesellschaftlichen Vorgänge in diesem Land so negativ auf das innere Leben der Mönchsgemeinschaft ausgewirkt. Man könnte höchstens noch die hussitischen Wirren in Böhmen im 15. Jahrhundert zum Vergleich heranziehen. Das Singuläre in der Struktur des Doppelkloster Břevnov-Braunau war, daß jedes der beiden Klöster einen Konvent unter einem Prior mit völlig getrennter Wirtschaftsführung besaß. Jeder der beiden Konvente konnte ein voneinander unabhängiges beschlußfähiges Kapitel halten. Dem gemeinsamen Abt oblag es, die Einheit beider Klöster zu wahren. Das allein konnte in schwierigen Zeiten große Prüfungen und Belastungen mit sich bringen.

Diese Verfassung war das Ergebnis einer langjährigen geschichtlichen Entwicklung. Von der Erzabtei Břevnov in Prag (gegründet 993 vom hl. Adalbert) waren die Propstei Raigern (bei Brünn in Südmähren, 1048), das Priorat Politz (im Vorland des Riesengebirges in Ostböhmen, 1213) und die Propstei Braunau (im gleichen Gebiet an der schlesischen Landesgrenze, 1322) errichtet worden. Politz wurde 1786 von Josef II. aufgehoben, das Gebäude wie der Grundbesitz wurden zu Braunau geschlagen; Raigen erhielt von Rom seine Selbständigkeit und wählte 1813 in der Person des P. Augustin Koch seinen ersten Abt.

1703 hatte Abt Othmar Zinke von Břevnov-Braunau die Güter von Wahlstatt bei Liegnitz in Niedersachsen erworben und hier ein neues Barockkloster mit Kirche erbauen lassen. Es wurde aber 1810 vom preußischen König Friedrich Wilhelm III. enteignet und verstaatlicht. So waren von diesem Mutterklosterverband nur Braunau und Břevnov übriggeblieben.

Bis 1420 war der Sitz des Abtes immer das Erzkloster (archisterium) Břevnov. In diesem Jahr haben die Hussiten Břevnov völlig zerstört. Der Abt war nach Braunau geflohen und hatte von nun an dort seinen Sitz. Das änderte sich auch dann nicht, als durch Abt Othmar Zinke 1708—1715 das heute noch bestehende große Barockkloster in Břevnov gebaut worden war. Das Schwergewicht der Abtei blieb in Braunau bis zur endgültigen Trennung beider Klöster im Jahre 1939.

Trotz der selbständigen Konvente Břevnov und Braunau gab es ein gemeinsames Noviziat, und die Profeß wurde für beide Klöster abgelegt, so daß der Abt die Mitbrüder beliebig in beiden Konventen nach den Erfordernissen auswechseln konnte.

Verstärkt wurde noch diese Komplikation, die an sich schon Spannungen in sich barg, durch die nationale Frage. Seit der Kolonisation im 12. und 13. Jahrhundert, welche die přemyslidischen Herrscher selbst durchgeführt haben, gab es in den Ländern Böhmen, Mähren und Sudetenschlesien zwei Nationen, die tsechische und die deutsche. Der Anteil der Deutschen vor dem Zweiten Weltkrieg betrug 3,5 Millionen. Seit dem Erwachen der tschechischen Nation im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts konnte sich das an sich gesunde nationale Selbstbewußtsein bei beiden Völkern bis zum Chauvinismus steigern. Das Břevnover Kloster galt schon durch seine Lage in Prag als tschechisches Kloster, Braunau in dem geschlossenen deutschen Siedlungsgebiet des Braunauer Ländchens als deutsches. Immer gab es in der Abtei deutsche und tschechische Konventualen.

Als Böhmen, Mähren und Schlesien noch ein Teil der habsburgischen Donaumonarchie waren, hat sich das nationale Bewußtsein in der Abtei Břevnov-Braunau kaum bemerkbar gemacht. Der Abt setzte Patres nicht nach nationalen Gesichtspunkten ein, sondern nach Eignung und Notwendigkeit. So gab es immer in Břevnov einige wenige deutsche Patres und in Braunau auch tschechische. Hier unterrichteten auch tschechische Patres, wenn sie die deutsche Sprache beherrschten, nach abgelegtem Lehramtstudium an der Deutschen Universität Prag am deutschen Stiftsgymnasium. Zum Braunauer Kloster gehörten neben den deutschen auch tschechische inkorporierte Pfarreien.

Als 1918 auf den Trümmern Österreich-Ungarns, dieses vielgliedrigen Völkerstaates die Tscheoslowakei als Nationalstaat entstand, lösten die nationalen Gegensätze der sehr beachtlichen Minderheiten (Deutsche, Ungarn, Ruthenen und Polen) gewaltige Spannungen aus. Selbst die Slowaken fühlten sich in ihren Rechten alsbald bedrückt. Es war eben doch wieder ein Nationalitätenstaat, in dem die Tschechen sich allein als die Staatsnation betrachteten und den Minoritäten nicht die vollen Staats-und Volksrechte zuerkannten. Das führte bereits im März 1919 zu blutiger Niederschlagung der Protestdemonstrationen der Deutschen in verschiedenen Städten. Damit verschärfte sich der nationale Kampf, der alle innenpolitischen, wirtschaftlichen, kulturellen und religiösen Fragen schwer belastete. Dieser Kampf, von beiden Seiten emotional geführt, anstatt die Tatsachen und die Vernunft walten zu lassen, hatte 1938/39 die bekannten verhängnisvollen Ereignisse zur Folge: Die Abtrennung der sudetendeutschen Siedlungsgebiete als Sudetengau und dessen Angliederung an das deutsche Reich und die Bildung des Protektorates Böhmen-Mähren.

Die Spannungen, Schwierigkeiten und Probleme, die sich daraus ergaben, haben sich immer mehr als schwere Belastung für die Klostergemeinschaft erwiesen. Das zeigte sich bereits bei der Bodenreform, die am 16. April 1919 gesetzlich beschlossen worden war. Dafür wurde ein eigenes Amt, das Bodenreformamt (Pozemkový úřad), eingerichtet, das große Vollmach-

ten besaß. Die Hälfte des Großgrundbesitzes wurde davon betroffen. In dem geschlossenen deutschen Siedlungsgebiet wurde die Bodenreform benützt, um möglichst viel Grenzwald in Staatsbesitz zu überführen. Auf dem freigewordenen Ackerland siedelte man tschechische kinderreiche Familien an. So verlor die Abtei Braunau den Meierhof Halbstadt, auf dem zwei tschechische Bauernfamilien angesiedelt wurden. In das mit dem Hof verbundene Schloß wurden ein tsechischer Kindergarten und eine tsechische Volksschule verlegt. Für deutsche Siedlerinteressenten (Kleinbauern, Pächter) gab es kaum Möglichkeit, Grund und Boden zu erwerben. Für das Kloster Braunau bestand auch die Gefahr, daß es seine ausgedehnten Grenzwälder, die sehr ertragreich waren, verlieren könnte.

Die Felder des Gutshofes in Břevnov lagen vor den Toren der Stadt Prag an der Hauptstraße, die nach dem Westen Böhmens führte. Sie waren als Baugründe bei der notwendigen Erweiterung der Stadt nach dem Westen sehr begehrt, deren Preis stieg von Jahr zu Jahr. Um diese Felder gingen jahrelange zähe Verhandlungen. Die Entschädigung der beschlagnahmten Güter erfolgte auf Grund des Vorkriegspreises plus ein Drittel des zur Zeit gegebenen wirklichen Verkehrspreises. Um diesen Preis nun wurde mit dem Bodenreformamt jahrelang prozessiert. Dabei hatten sich konkurrierend die mächtigsten tschechischen Koalitionsparteien, die christliche Volkspartei, (lidová strana), die sozialdemokratische Partei und die Agrarpartei, eingeschaltet. Diese Prozesse mit dem Bodenreformamt, den Siedlungsgenossenschaften und den Parteien, die hinter diesen standen, waren langwierig und zermürbend. Sie brachten zeitweise den ganzen Konvent durcheinander und bereiteten dem Abt große Sorgen und Schwierigkeiten.

Da solche große Veräußerungen von Kirchenbesitz nicht ohne Zustimmung Roms getätigt werden konnten, schaltete sich auch einmal die Religiosenkongregation in Rom ein und annullierte den bereits geschlossenen Vertrag, weil die Kirche wegen des niedrigen Verkaufspreises schwer geschädigt worden wäre. Der christlichen Volkspartei, die gleichfalls der Koalitionsregierung angehörte, war es gelungen, einige Hektar günstig zu erwerben und eine Siedlung in Břevnov gegenüber dem Kloster zu errichten, die im Volksmund „Vatikan" genannt wurde. Die Katholiken, die hier siedelten, waren zum großen Teil religiös aktiv und hoben das religiöse Leben in der Pfarrgemeinde, die von Patres des Klosters versehen wurde. 1934 wurde die Bodenreform im wesentlichen abgeschlossen. Aus dem Erlös kaufte der Konvent von Břevnov zwei Restgüter im Lande: Libočany bei Saaz und Chlumín bei Mělnik.

Die Mißachtung der nationalen Rechte der Minderheiten in diesem demokratischen Staat widersprach allen demokratischen Prinzipien. Charakteristisch für die Grundhaltung der tschechischen Regierung ist der Ausspruch des Gründers und ersten Präsidenten der Tschechoslowakischen Republik Th. G. Masaryk in seiner ersten Botschaft (vom 22. Dezember 1918): „Die von den Deutschen bewohnten Gebiete sind unser Gebiet und werden unser bleiben ... Wir haben diesen Staat erkämpft und die staats-

rechtliche Stellung unserer Deutschen, die einst als Auswanderer und Kolonisten hierher gekommen sind, ist damit festgelegt."[1]

Damit ist diese durch den Nationalismus verzerrte Auffassung von den deutschen Kolonisten, die sich darnach zu Unrecht in die ursprünglich nur von den Tschechen bewohnten böhmischen Länder eingeschlichen haben, auch der Verfassung von 1920 zugrunde gelegt worden. Nicht minder scharf waren die nationalen Gegensätze bei den ungarischen und polnischen Minderheiten, und schließlich auch bei den Slowaken. Die ganze Innenpolitik, die Wirtschaft, die Kultur, das gesellschaftliche Leben, die Kirche, alles wurde mit den nationalen Spannungen belastet und gestört[2].

Auch die Abtei Břevnov-Braunau bekam das immer deutlicher zu spüren. Das zeigte sich bereits bei den Abtwahlen. Maßgebend für den Kandidaten waren nicht allein seine charakterlichen Eigenschaften, seine Frömmigkeit und Regeltreue, sondern auch die Überlegung, wie weit er der tschechischen Regierung genehm ist. Diese ließ stets ihren Unwillen erkennen, wenn ihre Forderungen von der Abtei nicht beachtet wurden.

So wurde 1922 P. Wilhelm Rudolf, Pfarrer von Orlau, zum Abt gewählt, der zwar ein guter Seelsorger und frommer, gütiger Mann war, jedoch wenig Eigenschaften für dieses Amt mitbrachte; aber er war ein Tscheche. Dieselbe Situation wiederholte sich 1926. Unter den tschechischen Mitbrüdern gab es kaum einen Pater, der sich für dieses Amt eignete. Verschärft wurde das Problem noch dadurch, daß die Religiosenkongregation in Rom verlangte, daß unbedingt nur ein reformierter Pater als Kandidat zur Wahl aufgestellt werden darf. Nun war von den Patres im Kloster Dr. Dominik Prokop der einzige Pater, der freiwillig die Reform angenommen hatte, die seit 1924 in den Benediktinerklöstern in der Tschechoslowakei von Rom aus durchgeführt wurde. Er beherrschte die tschechische Sprache und konnte sogar väterlicherseits tschechische Ahnen nachweisen. Unter diesen Voraussetzungen waren Kirche und Staat mit P. Dr. Dominik Prokop als Wahlkandidaten einverstanden. Er wurde mit überwiegender Mehrheit am 15. Dezember 1926 gewählt[3]. Er war fast der Jüngste in beiden Konventen[4].

Ungleich relevanter war für den neuen Abt, in beiden Klöstern die Reform einzuführen; diese Aufgabe hat ihn auch während seiner ganzen Regierung begleitet. Pius XI., ein sehr energischer Papst, war entschlossen, die Reform der Orden in der ganzen Kirche durchzusetzen. Gerade die Benediktinerklökter in Österreich und in der Tschechoslowakei mißfielen in Rom wegen ihrer Konstitution und ihren Gewohnheiten. Er gab der Religiosenkongregation den Auftrag zur strikten Durchführung der Reform.

1) Handbuch der Geschichte der böhmischen Länder IV, Stuttgart 1970, S. 36.
2) Über diese Probleme informiert das Handbuch der Geschichte der böhmischen Länder IV, S. 1—39.
3) Ministerstvo školství národní osvěty = Ministerium für Unterricht und Volksbildung, vom 30. 3. 1927 č. 30924 / 27 — VI. Rohrer Archiv.
4) Geboren 6. 8. 1890 in Ottendorf, Kreis Braunau, Profeß 5. 10. 1911; Priesterweihe 4. 7. 1915; Abtwahl 15. 12. 1926; geweiht 31. 3. 1927; freiwillig resigniert 31. 3. 1969; gestorben 4. 6. 1970.

Am 25. September 1923 fand im Schottenstift in Wien ein Äbtekapitel der Klöster Österreichs von der Kongregation der Unbefleckten Empfängnis Mariä statt, zu der auch die Abtei Břevnov-Braunau gehörte. Abt Wilhelm sandte den Prior von Braunau Ämilian Remeš. Dort wurde auf Grund der Forderungen der Congregatio religiosorum erklärt, daß künftighin keiner mehr zur feierlichen Profeß zugelassen werden darf, der nicht die Vita communis angenommen hat. Eine weitere Verpflichtung war, nicht nur im Kloster, sondern stets auch in der Öffentlichkeit den Habit zu tragen, ebenso Kleidungsstücke zu benützen, die dem Stand entsprechen (Mantel, Hut, Schuhe). Die älteren Mitbrüder, die schon die feierliche Profeß gemacht hatten, sollten bewogen werden, diese Auflage freiwillig auf sich zu nehmen. Bald kam noch die Verschärfung hinzu, daß in Zukunft keiner mehr ein Offizium im Haus übernehmen durfte, der nicht die Reform angenommen hatte. Die Ordenskongregation würde keinen Abt mehr bestätigen, der nicht reformiert wäre[5]. Gerade dieser Punkt war für die Abtwahl in Braunau 1926 entscheidend gewesen[5].

Abt Dominik war nicht nur zur Durchführung der Reform gedrängt worden, sondern es war sein eigener, längst gehegter Wunsch, sich einmal restlos dafür einzusetzen. Er betrachtete seine Abtwahl als Fügung Gottes, die ihm so die Möglichkeit bot, diesen Wunsch zu realisieren. Er schreibt darüber in einem Brief an den Abtprimas Fidelis von Stotzingen in Rom: „Das Problem der Reform beschäftigt mich unaufhörlich. Es geht vor allem darum, daß ich nicht verfehlte Experimente mache, die in Böhmen bei der großen Priesternot doppelt verderblich wären. Ich will aber das Kloster zielsicher zu einer Reform führen."[6]

Seine erste Aufgabe war, für den nötigen Nachwuchs Sorge zu tragen. Von den älteren Patres hatten nur zwei Sechzigjährige erklärt, daß sie die Reform annehmen wollten. Sie blieben aber in der Praxis dann doch bei ihren alten Gewohnheiten. So konnte nur mit einem geeigneten jungen Nachwuchs die Reform gelingen. Zu dem Zwecke errichtete der Abt in Braunau ein Juvenat, deren Schüler das Braunauer Gymnasium besuchten. Es war ihm gelungen, dafür einen geeigneten Präfekten in P. Maurus Lauber aus der Abtei Engelberg in der Schweiz zu gewinnen. Er erkannte auch, daß das Noviziat auf ganz andere Grundlagen gestellt werden müsse. Seit der Aufklärungszeit war das Noviziat zu Braunau nach Břevnov verlegt worden; dort aber lebten zu der Zeit nur noch sechs Patres, von denen zwei, der Pfarrer und der Kaplan, weitgehend von allen Ordensverpflichtungen dispensiert waren. Ein eigentliches monastisches Leben war hier kaum noch gegeben. Das veranlaßte den Abt, mit Zustimmung der Religiosenkongregation in Rom das Noviziat nach Braunau zu verlegen, wo es noch einen Konvent von 15—20 Patres gab, die anderen elf lebten auf den umliegenden Klosterpfarreien. Es hing nun alles von einem geeigneten

5) Der Abtei Břevnov-Braunau wurde ein eigenes Dekret vom 22. Juni 1924 von der römischen Ordenskongregation zugesandt, in dem die Bestimmungen bezüglich der Reform eigens dargelegt werden. Archiv Rohr.

6) Brief vom 15. 12. 1927, Archiv Rohr.

Novizenmeister ab. Abt Dominik hatte sich in den Abteien in Bayern, in der Schweiz und in Frankreich um einen Novizenmeister bemüht, jedoch ohne Erfolg. Nach einer solchen Werbereise durch die Klöster schrieb er an den Abtprimas: „Die Klöster der strengen Richtung haben offenbar Angst, daß ein einzelner Pater bei uns verderben könnte. Ich verstehe ja die Besorgnis, aber ich und andere haben ausgehalten, ohne das Ideal zu verlieren. Es drängten sich hier bittere Gedanken auf: Man hat für Böhmen oft nur Worte der Kritik, aber die rettende Hand streckt man nicht aus. Ich muß Bedrängnis ertragen von beiden Seiten. Aber ich darf nicht ablassen, für die Reform zu arbeiten."[7]

Schließlich war es dem Abt dann doch gelungen, den P. Bonifaz Burkard aus dem Kloster Grüssau dafür zu gewinnen[8]. Mit den beiden Patres, die vorbildliche Ordensleute waren, hatte der Abt verläßliche Mitarbeiter bei der Durchführung der Reform im Braunauer Kloster.

Der Abt mußte auch daran denken, das Institut der Laienbrüder einzurichten. Dafür waren zunächst in beiden Klöstern keine Voraussetzungen gegeben. Als sich für Braunau Kandidaten meldeten, erklärte sich Abt Albert Schmitt bereit, deren Erziehung und Ausbildung in seinem Kloster Grüssau zu übernehmen. Damit wurde ein guter Grundstock geschaffen. Sie kehrten nach ihrer Ausbildung nach Braunau zurück. So konnte dann mit ihrer Hilfe das Institut der Laienbrüder in Braunau eingerichtet werden. Instruktor war ebenfalls P. Bonifaz Burkard. Zunächst wurde im Braunauer Kloster das volle gemeinsame Chorgebet wieder gehalten, an dem auch einige Patres, die nicht reformiert waren, sehr eifrig teilnahmen. Bald wurde mit Unterstützung der Juvenisten das Konventamt als Choralamt eingeführt und täglich die Choralvesper gesungen. Die Kapuze und die Kukulle, die man im Kloster seit der Aufklärungszeit nicht mehr verwendet hatte, wurden wieder getragen.

„Ich habe mit großen Freuden aus Ihrem Brief ersehen, wie fest Euer Gnaden entschlossen sind, ein neues, echt benediktinisches Leben in Ihrem alten ehrwürdigen Stift zu wecken. Es ist dies vollkommen nach den Intentionen des hl. Vaters, der sich Ihres edlen Strebens erfreut und es von Herzen begrüßt. Darin liegt die beste Bürgschaft für einen glücklichen Erfolg. Es ist aber auch das einzige Mittel, um diese Klöster durch den schweren Sturm hindurch zu retten; denn es ist sicher, daß sie ohne völlige Neubelebung in kurzer Zeit untergehen werden."[9]

War nun ein guter Anfang im Braunauer Kloster gemacht, so daß dort die Reform recht erfolgreich verlief, so stellten sich ihr im Kloster St. Margareth in Břevnov geradezu unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen;

---

7) Brief vom 15. 12. 1927, Archiv Rohr.

8) Die Abtei Grüssau lag etwa 30 km nördlich von Braunau jenseits der Staatsgrenze. Sie war von den deutschen Benediktinern in Emaus, die Prag 1919 verlassen mußten, gegründet worden. P. Bonifaz Burkard war in Emaus unter Abt Schachleitner eingetreten. Er wurde 1946 mit Braunauer Patres ausgesiedelt und starb am 20. Mai 1948 in Rohr.

9) Brief von Abtprimas Fidelis Stotzingen vom 27. 11. 1927. Archiv Rohr.

hier wurde alles durch die nationale Frage kompliziert[10]. Die tschechische Regierung verlangte, daß dieses alte Kloster am Rande der Hauptstadt Prag ein tschechisches Kloster sein müsse. Tschechischer Nachwuchs war demnach für die Existenz dieses Klosters von entscheidender Bedeutung. Als es Anfang der dreißiger Jahre gelungen war, in diesem Sinne Kandidaten für das Kloster zu interessieren, ließen sie bald erkennen, daß sie nicht geneigt wären, ihr Noviziat in Braunau zu machen, noch dazu unter einem reichsdeutschen Novizenmeister. So hing alles davon ab, ob die Ordenskongregation in Rom zu einem zweiten Noviziat die Erlaubnis geben und ob man Aushilfen bekommen würde, die (wie in Braunau) die Leitung von Noviziat, Brüderinstitut und Juvenat übernehmen sollten.

Im Spektrum des katholischen Lebens der Tschechen in Böhmen hatte sich eine, wenn auch bescheidene so doch wirksame Strömung in der katholischen Intelligenz entwickelt, die eine der deutschen katholischen Jugendbewegung verwandte geistige Vertiefung und Erneuerung erstrebte. Sie sammelte sich um die Person des Literaturkritikers Josef Florian[11].

---

10) Friedrich Prinz weist nach, wie der Nationalsozialismus als moderne Ideologie sich bereits in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in den Böhmischen Ländern zum Schaden der Kirchen ausgewirkt hat. (F. Prinz, Die Kirchen in den Böhmischen Ländern zwischen Staat, Nation und Parteien in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, in: Ein Leben — drei Epochen. Festschrift für Hans Schütz zum 70. Geburtstag, München 1971.) „Der nationale Gegensatz zwischen Tschechen und Deutschen brachte die Kirchen vielfach zwischen die Mühlsteine dieses ideologischen Kampfes und bedrohte damit ihre grundsätzliche übernationale Position und damit auch ihre Wirksamkeit in der Welt schlechthin" (S. 144). „Wo die nationale Ideologie in einem Lande sich als nationaler Antagonismus entwickelte wie in Böhmen, konnte es nicht ausbleiben, daß die nationalen Sprengkräfte nunmehr auch innerhalb der kirchlichen Gemeinschaft virulent wurden. So trug daher die Kirche in den Böhmischen Ländern durch den Nationalismus von Tschechen und Deutschen ernste Schädigung davon" (S. 165).

11) Josef Florian, stark beeinflußt von Léon Bloy, Verleger, Literarkritiker und Übersetzer, war bemüht, durch Übersetzung hauptsächlich französischer christlicher Literatur, aber auch von Engländern, Italienern und Deutschen wertvolles Schrifttum dem tschechischen Volk nahezubringen. Er hat auch als erster Bücher von Guardini übersetzt und dem tschechischen Volk übermittelt. Dazu kamen Editionen von tschechischen Dichtern, Werke von Heiligen, Bücher von Theologen, Philosophen und Wissenschaftlern. Es erschienen auch periodische Bände, eine besondere Art von Zeitschrift. Er war ein ungemein fleißiger und fruchtbarer Schriftsteller ,der es auch verstand, eine Reihe Mitarbeiter unter den Tschechen zu gewinnen. „Es ist eine Ordnung der Gnade und des Glaubens, worin Florian lebt. Er tritt ein für ein konsequentes Christentum in Leben und Werk, für Ergebenheit gegenüber der katholischen Kirche und dem Papst als Statthalter Christi." Dominik Pečka, Josef Florian, Frankfurt 1976, S. 15. — Dieser Privatdruck wurde gefördert durch „Opus bonum"; dies ist der Name für eine katholische Laiengemeinschaft unter der tschechischen Intelligenz in der Bundesrepublik, die sich im Geiste von Josef Florian konstituiert hat. Sein Einfluß unter der jungen Generation der tschechischen Intelligenz war groß, fand aber auch manchen Widerspruch.

Anhänger dieser Bewegung — Schriftsteller, Künstler und Wissenschaftler aus Prag — haben sich für das Kloster in Břevnov interessiert und Kontakte mit den jungen Fratres aufgenommen. Sie kamen wöchentlich am Sonntagvormittag zum Konventamt und trafen sich anschließend im Kloster in ungezwungener Runde zu einem Symposion, um miteinander religiöse und geistige Probleme zu diskutieren. Das Kloster war auf dem Wege, sich zu einem Mittelpunkt dieses elitären Kreises zu entwickeln. Daraus ergab sich bald für dieses Kloster eine ganz neue Situation. Es war demnach folgerichtig, daß diese Fratres ihr Noviziat nicht in Braunau, sondern in Břevnov machen wollten. Der Bogen aber wurde noch weiter gespannt: Dem Kloster sollte eine Führungsaufgabe unter den tschechischen Katholiken zukommen. Dann konnte es nicht mehr von Braunau abhängig bleiben, wie es bisher seit mehr als einem Jahrhundert der Fall war; es sollte vielmehr seine eigene Prägung und Sendung im tschechischen Volk haben.

Einer der stärksten Vertreter dieser „Florianbewegung" war der spätere Abt Anastáz Opasek. Aber ein zweites Noviziat hatte bei den völlig unzulänglichen damaligen Verhältnissen in Břevnov kaum Aussicht auf Verwirklichung. P. Petrus Bastien, Sekretär des Abtprimas in Rom, schrieb mit dessen Einverständnis, daß Abt Dominik Prokop diese tschechischen Kandidaten nach Emaus in Prag ins Noviziat senden sollte[12]. Inzwischen wurde das Brüderinstitut und ein Juvenat auch im Břevnover Kloster eingerichtet, zu deren Leitung P. Method Klement aus der Abtei Emaus gewonnen wurde. Abt Ernst Vykoukal hatte viel Verständnis für die Sorgen von Abt Dominik und gab ihn für diese Aufgabe frei. P. Method unterstützte das Anliegen der Kandidaten und drängte zur Eröffnung des Noviziates in Emaus. Er schrieb nach Rom einen ungeduldigen Brief: Man könne doch Postulanten nicht so lange warten lassen, bis endlich ein Novizenmeister für sie gefunden sei. Nach langem Bemühen gelang es dem Abt, den P. Paul de Vooght aus der Abtei Mont César in Löwen als Novizenmeister zu gewinnen. Dazu stießen noch die Patres Vinzenz Beaujean von Löwen und P. Adalbert Golski von St-André in Belgien, ein gebürtiger Pole. Der Abt ernannte P. Paul de Vooght auch 1933 zum Prior von Břevnov. So konnte dieser mit Hilfe der beiden anderen Mitbrüder, mit einigen Novizen und Brüdern, die Reform im Kloster in Angriff nehmen. Unter diesen Voraussetzungen konnte der Abt es auch wagen, im September 1932 um Erlaubnis zur Errichtung eines zweiten Noviziates in Břevnov anzusuchen. In einem Reskript der Religiosenkongregation vom 11. November 1932 das P. Petrus Bastien an den Abt gesandt hatte, wurde die Erlaubnis erteilt, und zwar erst einmal auf drei Jahre. Es enthielt noch folgende ergänzende Bemerkung: Ob das Noviziat in Břevnov für immer erlaubt werden wird, hängt allein von dem Eifer für die Reform ab.

Der Abt möge den älteren Mitbrüdern nahelegen, die Reform keineswegs zu behindern, sondern sie vielmehr zu fördern. Das sei zugleich auch eine Ermahnung für den Braunauer Konvent, wo die älteren Patres sich

---

12) Brief an Abt Prokop vom 2. 2. 1932, Archiv Rohr.

sehr passiv verhielten. Er werde dort demnächst Visitation halten. Wenn sich das nicht ändere, werde er dies der Congregatio religiosorum mitteilen; dann würde das Noviziat in Braunau wieder geschlossen werden. Was man von den Patres verlangte, sei doch nicht so schwer: Chorbesuch nach den festgelegten Bestimmungen; Klausur, was den Ausgang betrifft, und die Armut, wie die Statuten es verlangen. „Es wäre gut, wenn Ew. Gnaden auf diese Punkte insistieren würden. Ew. Gnaden brauchen keine Furcht zu haben, die Visitatoren (damals noch die Äbte von Einsiedeln und Engelberg in der Schweiz), der Abtprimas und die Congregatio religiosorum werden sie unterstützen. Die Patres könnten mehr Erfolge am Gymnasium haben, wenn sie bessere Ordensleute wären. Ich hoffe doch, daß sie das verstehen werden . . ."[13]

Das war eine deutliche Sprache. Der Abtprimas hat solche Töne nie angeschlagen; jedenfalls sind seine übrigen Briefe milder und verständnisvoller geschrieben.

Die sachlichen und juristischen Folgen der zwei Noviziate in dem Doppelkloster unter einem Abt zogen eine Fülle ungelöster Fragen nach sich. Kein Wunder, daß die jungen tschechischen Fratres Klarstellung vom Abt verlangten. Frater Anastáz Opasek schrieb im Namen der anderen Fratres: „Wir stehen vor der Ablegung der einfachen Profeß. Wir möchten wissen, unter welchen Voraussetzungen wir unsere Gelübte machen. Es ist eine außerordentliche Situation, denn wir sind die ersten Novizen in Břevnov. Wir haben wiederholt versichert, daß wir in das Břevnover Kloster eingetreten sind mit der Betonung, daß dieses ein freies, selbständiges Kloster ist. Wenn es in der Zukunft zwei Noviziate gibt, wird das auf eine Trennung der beiden Klöster hinauslaufen. Wir glauben, daß es nur folgende Lösungen gibt; Břevnov und Braunau sind vollständig selbständige Klöster mit eigener Wirtschaftsführung und eigenen Finanzen. Beide haben ihr selbständiges Kapitel. Braunau ist ein vollständiger Konvent mit eigenen Aufgaben innerhalb einer deutschen Bevölkerung von Stadt und Land Braunau. Das Noviziat gilt nur für Břevnov. Wer in Břevnov Profeß macht, bleibt in Břevnov und wird niemals dem Braunauer Konvent eingegliedert. In Břevnov muß erst ein neuer Konvent wieder gebildet werden, der ganz andere Aufgaben hat. Wir sind auch in Břevnov eingetreten, weil wir dort leben und wirken wollen, nicht damit wir ständig nur Pfarrer und Kapläne sind. (Gemeint ist nicht die Klosterpfarrei Břevnov, sondern gemeint sind die auswärtigen weit zerstreuten tschechischen Pfarreien Weißer Berg, Počaply, Metličany, Orlov, Bezděkov, Machov, Police).

Wir tragen unsere Bitten Ihnen, Hochwürdigster Herr Abt, vor und legen sie in Ihre Hände mit dem ungebrochenen Vertrauen, daß sie diese mit der Liebe eines Břevnover Abtes Ihre Sorge sein lassen und die nötigen Schritte zur Erneuerung des Břevnover Klosters unternehmen."[14]

---

13) Brief vom 11. 11. 1932, Archiv Rohr.

14) Brief von Fr. Anastáz Opasek und Fr. Augustin Čersovský vom 15. 10. 1933, Archiv Rohr.

Damit waren alle Probleme aufgerollt, die nicht nur die beiden Konvente einige Jahre in Unruhe versetzten, sondern auch die Visitatoren und den Abtprimas stark beschäftigten. Mehr als einmal mußte die Religiosenkongregation eingreifen. Es ging immer darum, daß diese alte Abtei, die auf eine 950jährige Tradition hinweisen konnte, vor Situationen stand, die eine neue Periode einleiteten. Dazu kamen in den Jahren die umstürzenden nationalen und politischen Ereignisse in Prag, die tief auf die innere Entwicklung des Klosters einwirkten.

In erster Linie mußte die Spannung zwischen dem Drängen der jungen Fratres und dem Beharren der alten tschechischen Patres zu Konflikten innerhalb der Klostergemeinschaft führen. Der vom Abt eingesetzte Prior Paul de Vooght, der aus einem belgischen Kloster kam und die lokalen Verhältnisse nicht kannte, auch gegenüber der geschichtlichen Tradition der Abtei ganz unbelastet war, wäre von Natur aus der gegebene Mann des Ausgleichs gewesen. Aber gerade dieses Desinteresse an der Tradition und vielleicht auch ein wenig seine Neigung, persönliche Interessen mit zu verfolgen, ließ ihn Fehler begehen, welche die Spannung nur vergrößerte. Er erkannte jedoch richtig, daß aus monastischen Gründen die Trennung zwischen beiden Klöstern Břevnov und Braunau in irgendeiner Weise kommen müsse. Aber unter den tschechischen Konventualen gab es keinen Pater, der als Oberer für den reformierten Konvent in Frage kam. Rom hätte es nie zugegeben, daß einem nichtreformierten Pater diese Aufgabe übertragen würde. Aber solange mit der Trennung zu warten, bis ein Frater aus dem jungen Konvent für ein derartiges Amt herangewachsen wäre, hieße, die ganze Reform des Klosters Břevnov in Frage zu stellen, weil die jungen Fratres ausgetreten wären und sich kaum ein weiterer tschechischer Nachwuchs eingefunden hätte. Inwieweit aber dann bei einer Trennung der beiden Klöster, etwa unter einem Konventualprior in Břevnov, ein gemeinsamer Abt für beide Klöster noch möglich wäre, wurde kaum erwogen.

Am 19. April 1934 sandte der neue Prior Paul de Vooght an Abt Dominik Prokop in Braunau ein Exposé über die Lage in Břevnov, in dem er seine Ansichten und Vorschläge unterbreitete. Zur Begründung seiner Auffassung über die Notwendigkeit der Trennung ging er von der nationalen Spannung im Staate aus. Die Einstellung der Regierung in Prag gegenüber dieser Abtei vor den Mauern der Hauptstadt, die vom hl. Adalbert gegründet war, sei sicher ein triftiger Grund.

„Eine Abtei vollkommen tschechisch in capite et in membris besitzt die besten Aussichten, sich die Anerkennung des Volkes zu erringen. Auch auf das innerklösterliche Leben wäre die Trennung von größtem Vorteil. Es gibt doch genügend innere Spannungen, warum die Klostergemeinschaft noch mit nationalen Differenzen belasten, das führt nur zu Verbitterungen!!" Dann schrieb er einen Satz, der mit aller Deutlichkeit ausdrückt, was den jungen Konvent in Břevnov bewegte: „Wir haben in Ew. Gnaden einen Oberen, dem niemand die Autorität versagt, aber wir haben keinen Oberen, der mit der nötigen Autorität regiert, weil er zumeist in Braunau residiert und immer nur gelegentlich auf kurze Zeit nach Břevnov kommt. Břevnov ist nur eine Dependance von Braunau, als solche ein Noviziats-

und Klerikatshaus für die Mönche in Braunau zur Ausbildung für ihr Wirken im Gymnasium, in den Schulen, in den Pfarreien". Paul de Vooght wies mit Recht darauf hin, daß dies für die gedeihliche Weiterentwicklung von Břevnov im Sinne der Reform nicht mehr tragbar sei. Für Břevnov müßte ein Administrator eingesetzt werden, bis der junge Konvent fähig wäre, selbst einen Abt aus seiner Mitte zu wählen[15].

Vielleicht sah sich P. Paul de Vooght selbst als Übergangslösung, um zur gegebenen Zeit dem eigentlichen Abt aus der jungen Kommunität Platz zu machen. Er hatte im Anfang zweifellos gut gewirkt. In disziplinärer Hinsicht hatte er gute Maßnahmen getroffen. Er legte großes Gewicht auf ein sorgfältiges Chorgebet, auf guten Choralgesang bei Konventamt und Vesper und auf eine formvollendete Liturgie. Er hatte nur unklug gehandelt, weil er in Rom eine rasche Entscheidung erzwingen wollte und nicht die Dinge reifen ließ. So hatte er Wege beschritten, die keine Lösung brachten, sondern sein eigenes Verbleiben in Frage stellten.

Der Abt sandte das französisch verfaßte Exemplar mit seinen eigenen Bemerkungen an den Abtprimas. Auch der Abt Ignaz Staub von Einsiedeln kannte es und nahm dazu Stellung. Die zwei Noviziate würden die Einheit der Abtei durchaus nicht aufheben. Die Trennung sei wohl mit der Zeit unausweichlich, aber sie müsse sich in ruhigen Gleisen und unter kanonischen Vorschriften vollziehen. Abt Prokop hatte die beiden Schweizer Äbte als die von Rom bestellten Visitatoren gebeten, eine Trennung in der augenblicklichen Lage nicht zuzulassen, weil sie schwerwiegende Folgen in der noch schwebenden Bodenreform haben könnte. Die Regierung war nicht für die Trennung, weil sie sich bei der Verbindung beider Klöster eine Tschechisierung des Braunauer Klosters und des gesamten Angestelltenpersonals erhoffte. Der Nuntius in Prag, Xaverio Ritter, befürwortete die Trennung.

Die Situation in Břevnov war so verfahren, daß Abt Prokop keinen anderen Ausweg mehr sah, als selbst nach Rom zu fahren, um beim Abtprimas eine entsprechende Darstellung zu geben und die Probleme aufzuzeigen. Es geschah Ende Januar 1936; er blieb dort 14 Tage. Es gelang ihm, den Abtprimas davon zu überzeugen, daß die Trennung zwar kommen müsse, aber nicht zu dem gegenwärtigen Zeitpunkt. Zurückgekehrt nach Prag, legte er dem Nuntius in Prag die Situation dar. Dieser billigte den Standpunkt des Abtes und wies darauf hin, daß er Mitte Februar nach Rom reisen werde. Dann werde er mit dem Kardinal La Puma, dem Vorsitzenden der Religiosenkongregation, ein eingehendes Gespräch wegen Břevnov führen. Wenn es nötig wäre, würde er auf seiner Rückreise nach Prag die beiden Schweizer Visitatoren aufsuchen. Sie hatten Ende 1935 in beiden Klöstern Visitationen gehalten und billigten ganz den Standpunkt des Abtes Dominik bezüglich der Trennung, haben sie auch unmißverständlich zum Ausdruck gebracht. Das hat bei P. Paul de Vooght den Widerspruch heraus-

15) Übersetzung des französisch geschriebenen Originals des Exposés. Beide in Abschrift im Archiv Rohr.

gefordert. Er beschwerte sich deswegen beim Nuntius. So ist dessen Bemerkung dem Abt gegenüber zu verstehen. Was sich aber weit schlimmer auswirkte, war die geharnischte Beschwerde des P. Paul de Vooght über die Visitatoren bei der Religiosenkongregation. Diese wurde den beiden Visitatoren zur Einsichtnahme zugesandt. Daraufhin verfaßten beide Visitatoren einen informativen privaten Brief an den Nuntius, in dem sie die Verzerrungen und einseitigen Darstellungen des P. Paul de Vooght richtigstellten. Dieser Brief ist hoch interessant; hier soll nur ein Absatz daraus zitiert werden: „Man möge ruhig Novizen in Břevnov erziehen, aber man soll sie gut erziehen, sie speziell die Tugenden der Demut, des Gehorsams, der brüderlichen Liebe und der wahren innerlichen Frömmigkeit lehren. Es ist völlig unrichtig, daß mit dem Aufschub der Trennung die Durchführung des geistigen Aufbaues von Břevnov verhindert würde. Wenn einmal der Zeitpunkt gekommen ist, wo Břevnov als eigene Abtei lebensfähig ist, dann kann sich ja jeder entscheiden, zu welchem Konvent er gehören will. Niemand kann ihn daran hindern. Inzwischen wird nichts verloren und verdorben, wenn die jungen tschechischen Fratres auf die Doppelabtei ihre Profeß ablegen, wie es bis jetzt seit Jahrhunderten der Brauch war. Die jungen Fratres und Patres müssen ja doch in Břevnov bleiben, um den Konvent und das monastische Leben aufzubauen."[16]

Der ganze Streit um die Trennung der beiden Klöster wurde durch das Reskript der Religiosenkongregation vom 21. Mai 1936 entschieden:

1. Es wird nichts an dem gegenwärtigen Stand der beiden Klöster geändert.
2. Die Novizen in beiden Klöstern legen wie bisher ihre Gelübde für beide Klöster ab.
3. Beide Konvente, der Břevnover wie der Braunauer, werden eindringlich ermahnt, die Ordensdisziplin und das klösterliche Leben zu erneuern.
4. Der Prior Paul de Vooght wird an die Verpflichtung erinnert, den Gehorsam und die Ehrfurcht dem legitimen Abt von Břevnov-Braunau entgegenzubringen und damit auch den Untergebenen ein entsprechendes Beispiel zu geben.
5. Der Abt möge allen seinen Untergebenen mit gleicher Liebe entgegenkommen, den Braunauern wie den Břevnovern.

Damit war für die nächste Zeit der Streit beendet. Auch einige der jungen Fratres distanzierten sich von P. Paul, ja mißbilligten sein Vorgehen. Er zog es vor, Břevnov zu verlassen und nach Löwen zurückzukehren. Auch P. Adalbert ging in sein belgisches Kloster zurück. P. Vinzenz verließ den Orden. Abt Dominik Prokop übernahm selbst das Noviziat in Břevnov. In seiner Abwesenheit, die wegen Braunau immer wieder erforderlich war, sollte ihn P. Hraban Miller, der für den Břevnover Konvent optiert hatte und reformiert war, vertreten[17]. Für die Brüder hoffte der Abt wieder

16) Brief vom 8. 2. 1936. Archiv Rohr.

17) P. Hraban Miller, geb. 1907, Profeß in Braunau 1934, geweiht 1936, war von 1938 bis 1945 Subprior in Břevnov und hernach der erste Prior in Rohr. Er starb 1974.

einen Pater aus Emaus zu gewinnen. Als Prior setzte er den P. Stephan Stonjek ein, einen älteren Mitbruder aus dem Braunauer Konvent, der die Reform angenommen hatte und die tschechische Sprache vollkommen beherrschte.

In der Zeit der Spannungen in Břevnov betrieb Abt Ernst Vykoukal von Emaus (bisher Beuroner Kongregation) den Zusammenschluß der Benediktinerklöster in der Tschechoslowakei als Böhmische Kongregation. Dafür kamen außer Emaus in Frage: Břevnov-Braunau (Rom unmittelbar unterstellt, früher Österreichische Kongregation „Immaculata Conceptio"), Raigern (Rom unmittelbar unterstellt, früher Österreichische Kongregation „St. Josef") und das Priorat Komorn in der Slowakei (Ungarische Kongregation „St. Martin" Pannonhalma). Das entsprach auch ganz dem Wunsch der tschechoslowakischen Regierung, die nicht dulden wollte, daß Klöster ausländischen Kongregationen oder Provinzen angehörten.

Abt Vykoukal hätte es ja gern gesehen, wenn die Trennung von Břevnov und Braunau durchgeführt worden wäre, dann hätte das noch eine Abtei mehr für die neue Provinz ergeben. Er hatte in dem Zusammenhang auch eine Äbtekonferenz für den 20. November 1937 nach Emaus einberufen, an der in Kongregationsfragen P. Philipp Hofmeister von Neresheim referierte. Er legte auch bereits einen Entwurf für die neu zu bildende Kongregation vor. Abt Prokop erklärte, daß er ohne Zustimmung der beiden Konvente und der Schweizer Visitatoren nichts in der Richtung unternehmen werde. Selbst in dem jungen Konvent von Břevnov regte sich der Widerstand. Man erkannte wohl die Notwendigkeit einer derartigen Böhmischen Kongregation an, aber man war der Meinung, daß der Zeitpunkt hierfür noch nicht gekommen war.

Abt Vykoukal ließ sich nicht entmutigen. Er bemühte sich, die Schweizer Äbte, die für die Klöster Břevnov, Braunau und Raigern die zuständigen Visitatoren waren, für die neue Kongregation zu gewinnen. Er sandte den gedruckten Entwurf der neuen Konstitution. Interessant, daß in diesem gedruckten Entwurf Břevnov und Braunau bereits als selbständige Abteien erscheinen.

Die tiefgreifenden, umstürzenden politischen Ereignisse vom Sommer 1938 bis April 1950 haben weitgehend und sehr entscheidend die Geschicke der Konvente beider Klöster beeinflußt und mitbestimmt.

Als unter dem Druck der NS-Propaganda Hitlers die Situation in der Tschechoslowakei im Sommer 1938 bedrohlich verschärft wurde, gab die tschechische Regierung den Befehl zur Totalmobilisierung heraus. Die Situation im Břevnover Konvent in dieser schweren Krise gibt ein Brief des Subpriors P. Hraban Miller wieder: „Außerordentliche Zeitläufe verlangen außerordentliche Maßnahmen. Gestern sind fünf unserer Mitbrüder zum Heeresdienst einberufen worden. Da nur noch staatliche Telefongespräche nach Braunau gestattet werden, so bitte ich Ew. Gnaden, uns telegrafisch die Zustimmung zu folgenden Notverordnungen zu geben: 1. P. Anastáz Opasek wird einstweilen zum Prior und staatlichen Hausoberen ernannt und erhält die Vollmacht, im Notfall das Hauskapitel einzuberufen. 2. P.

Salesius Sommernitz ist Hauszellerar mit freier Verfügungsgewalt über Kirche und Garten (Anschaffung von Kohle, Lebensmittel usw.) P. Cölestin Salfický behält die Außenverwaltung. Gott schütze unser Kloster und unser Land."

Der Abt hat darauf sofort telegrafisch geantwortet und für den nächsten Tag seinen Besuch in Břevnov angekündigt. Er hat zu den angeführten Maßnahmen seine Zustimmung gegeben. Er verlangte aber, in Břevnov persönlich eine nachträgliche Bestätigung zu erteilen. Damit hatte der Konvent aus den Reihen der jungen Generation ihren Prior. Dadurch aber war die Frage der Trennung beider Klöster infolge der politischen Ereignisse neu aufgebrochen. Sie wurde auch energisch von der Prager Regierung gefordert.

Am 5. August 1938 hatte das Ministerium für Unterricht und Volksbildung (Ministerstvo školstvi a národni osvěty) an den Abt von Břevnov, Dominik Prokop, einen Erlaß mit dem Vermerk „sehr dringend" herausgegeben, der dann über das Landesamt (Zemský úřad) reichlich verspätet, von den politischen Ereignissen überrollt, am 10. November 1938 in seine Hände kam. Darin heißt es: „Aufgrund des Erlasses des Ministeriums für Schule und Volksbildung vom 8. 5. 1938 wird darauf aufmerksam gemacht, daß es im Hinblick auf die politische Situation notwendig ist, die Trennung und Verselbständigung der beiden Klöster Břevnov und Braunau nicht länger zu verzögern und ebenso auch die Person des Abtes in Břevnov klarzustellen. Das Ministerium erwartet daher, daß Ew. Gnaden im Sinne der obigen Forderung alles tun werde, was in dieser Sache von der Kirche aus notwendig ist und das mit größter Beschleunigung." (deutsche Übersetzung) Der Abt hat diese Akte den kirchlichen Vorgesetzten übergeben. Zu diesem Zeitpunkt aber konnte die Regierung der inzwischen entstandenen Rest-tschechoslowakei an das Kloster Braunau keine Forderung mehr stellen, weil Braunau inzwischen in den neu gebildeten Sudetengau eingegliedert worden war und damit zum deutschen Reich gehörte.

Die Abtrennung der deutschen Siedlungsgebiete von Böhmen, Mähren und Schlesien vom tschechischen Reststaat und deren Zusammenschluß als Sudetengau und dessen Angliederung an das Deutsche Reich am 1. Oktober 1938 schufen für beide Klöster eine völlig neue Situation. Zwischen diesem Gau und dem tschechischen Reststaat, bzw. dem bald darauf neu geschaffenen Protektorat Böhmen-Mähren, waren Reichsgrenzen entstanden. Damit wurde die Verbindung zwischen beiden Klöstern erheblich gestört. Auch in der kirchlichen Organisation mußten aus diesem Grunde völlig neue Maßnahmen getroffen werden, indem der deutsche Anteil der jeweiligen Diözese, der im Sudetengau lag, zu einem eigenen Generalvikariat dieser Diözese zusammengefaßt wurde. Der Abt von Braunau hat fast keine Möglichkeit mehr gehabt, seinen Regierungsaufgaben als Abt in Břevnov nachzukommen.

P. Prior Anastáz Opasek und der Subprior P. Hraban Miller waren im Spätherbst 1938 nach Rom gereist, um dort mit dem Abtprimas die aufgrund der neuen Lage ungelösten Frage zu besprechen und bei der Religio-

senkongregation klare Entscheidungen zu erhalten. Das Ergebnis davon war, daß mit dem Dekret der Religiosenkongregation vom 13. Jänner 1939 die beiden Klöster Břevnov und Braunau endgültig getrennt wurden. Abt Dominik Prokop war nur noch Abt von Braunau, P. Anastáz Opasek wurde zum Konventualprior in Břevnov eingesetzt, das nun rechtlich eine selbständige Abtei war. Die Formulierung für beide Klöster lautete: „utrumque monasterium in abbatiam sui iuris delclaratur." P. Anastáz Opasek war „Superior in spiritualibus et materialibus"[18].

Der neue Prior Anastáz Opasek schuf zunächst eine völlig neue Wirtschaftsführung. Das rasche und entschiedene Vorgehen des Priors löste bald unter den älteren tschechischen Patres des Břevnover Konventes, die meist auf den Dorfpfarreien saßen, eine starke Opposition aus. Sie waren von den sich überstürzenden Ereignissen und Vorgängen nicht immer ausgiebig und rechtzeitig unterrichtet worden, so daß sich unter ihnen bald wilde Gerüchte bildeten, die zu Unzufriedenheit und Mißverständnissen führten. Das geht deutlich aus den Briefen des P. Salesius Sommernitz hervor, die er an den P. Bonifaz Burkard in Braunau richtete, von dem er wußte, daß er Vertrauter des Abtes Dominik war. „Wie Sie vielleicht schon wissen, sind die älteren Herren von Břevnov mit dem neuen Regime ganz und gar unzufrieden. Der Prior gebärdet sich trotz mangelnder Erfahrung höchst autokratisch. Wichtig wäre, daß die von Rom vorgesehene Visitation durchgeführt würde, und zwar von den Schweizer Äbten. Es müßte zur Erreichung geregelter Verhältnisse und Durchführung der Reform ein erprobter Mönch als Administrator in Břevnov eingesetzt werden ..." Er kommt dann auf den Schriftsteller Josef Florian und dessen Bewegung zu sprechen, die er nicht verstehe. Er und die anderen opponierenden tschechischen Mitbrüder sähen in ihr eine häretische Gemeinde. Der Prior wäre deren überzeugter Anhänger und bemühe sich, im Břevnover Kloster ihr einen Mittelpunkt zu schaffen und im Geiste von J. Florian zu wirken[19]. Bald schlossen sich dieser Opposition auch die anderen tschechischen nicht reformierten Patres im Braunauer Konvent an. Briefe mit scharfer Kritik an den Verhältnissen in Břevnov, die an den Abt gerichtet waren, folgten.

Drei wichtige Umstände haben seit dem Jahr 1930 bis zur Aufhebung der Abtei Břevnov 1950 durch die kommunistische Staatsregierung die gedeihliche Entwicklung der Kommunität empfindlich gestört: 1. die nationalen und politischen Krisen und Umwälzungen im tsechoslowakischen Staat. 2. Das Generationsproblem, das hier besonders brisant war, weil durch das Fehlen der mittleren Generation die Kluft zwischen der alten und jungen besonders groß war. 3. Sie verlegten das Gewicht auf Äußerlichkeiten und fühlten sich als die Berufenen, denen die Zukunft der Abtei gehört, wobei unterschwellig sich eine gewisse Geringschätzung gegen alles Althergebrachte (Tradition) einschlich.

---

18) P. Anastáz Opasek wurde am 20. 4. 1913 geboren; Profeß 23. 10. 1933; ord. 11. 7. 1938; Abtwahl 12. 3. 1947; Abtweihe 13. 4. 1947.

19) Brief vom 24. 3. 1939, Archiv Rohr.

Von beiden Seiten waren Beschwerdebriefe an den Abtprimas in Rom ergangen, so daß man dort über die Krise gut im Bilde war. Man ernannte daher den Abt Korbinian Hofmeister von Metten zum Apostolischen Delegaten, der auch den Auftrag erhielt, in Břevnov eine gründliche Visitation zu halten[20]. Nach einiger Verzögerung, die durch die politischen Verhältnisse verursacht worden war, wurde sie dann im August 1940 durchgeführt.

Der Visitator hat vor allem die Vorgänge in den letzten beiden Jahren geklärt und die irrigen Vorstellungen der Konventualen in Břevnov beseitigt. Er gab dann eine kurze Übersicht über die bisherigen Geschehnisse und Verhandlungen in Rom: a) Von Abt Dominik Prokop wurde am 3. Dezember 1938 die schriftliche Erklärung vorgelegt, die besagt, daß er so wie die beiden Konvente der Meinung seien, daß aufgrund der politischen Ereignisse der Zeitpunkt der Trennung gekommen sei. Diese sollte noch vor Ende des Jahres 1938 in Rom mündlich ausgehandelt werden. Da der Abt selbst nicht reisen wolle, schicke er den Subprior von Břevnov, P. Hraban Miller nach Rom. Ihm schloß sich der inzwischen ernannte Prior Anastáz Opasek an. b) Der Abtprimas habe aber zu diesen entscheidenden Verhandlungen den Abt von Braunau gebeten, nach Rom zu kommen, um an den Verhandlungen teilzunehmen. Da die deutschen Behörden dem Abt Schwierigkeiten in der Bewilligung von Devisen bereiteten, mußte er absagen. c) Der Vorwurf, daß die Trennung ohne die Zustimmung der beiden Konvente vollzogen worden sei, wird durch oben angeführte Erklärung des Abtes Dominik Prokop widerlegt. Beide Konvente waren auch über die Reise der beiden Patres und deren Zweck informiert, das beweisen die Eintragungen im Braunauer und Břevnover Kapitelbuch. d) Durch mangelhafte, mit der Zeit immer mehr verdunkelte Kenntnis dieser Vorgänge war bei den Patres der Eindruck erweckt worden, die Trennung sei über sie hinweg durchgeführt worden. Alle diesbezüglichen Dokumente wurden zur Kenntnisnahme aufgelegt. In Zukunft sollten immer alle Kapitularen, auch die Auswärtigen, über wichtige Dinge informiert werden.

„Was die Visitation und deren Ergebnisse anbelangt, so muß bezüglich der Amtsführung des Oberen festgestellt werden, daß Fehler begangen wurden, aber das geschah nicht aus Bosheit und aus völliger Unwissenheit; sie müssen gut gemacht werden. Schuld daran ist die Jugend des Oberen und seine geringe Erfahrung, aber auch der Mangel an einer Organisation der Klosterfamilie. Der Obere soll einen Administrator als Berater und Helfer beanspruchen. Vom Visitator wird deswegen ein Antrag an die Religiosenkongregaton gestellt werden".

Was das „gubernium spirituale" anbelangt, so müsse der Visitator mit Bekümmerung darangehen, über die monastische Disziplin, die Haltung der Klosterfamilie ein besorgtes Urteil zu fällen. „Auf diesem Gebiet ist der Konvent noch sehr fern. Zusammengefaßt, es herrscht das System der laxesten Selbstdisziplin." Er geht dann auf eine Reihe bedenklicher Mängel

20) Dekret der Religiosenkongregation vom 20. 8. 1939.

näher ein. Der Rezeß schließt mit der Mahnung: „Die jungen Pioniere aber sollen keine Schwierigkeiten scheuen! Sie sollen arbeiten, gehorchen, aber nicht klagen! Nur so weit sie sich selbst überwinden, werden sie auch der äußeren Schwierigkeiten Herr werden. Denn die Seele der Reform ist die Reform der Seele."[21]

Die Religiosenkongregation hat anschließend an die Visitation Abt Korbinian Hofmeister als Administrator in beratender helfender Funktion eingesetzt. Damit wären alle Voraussetzungen zu einer ruhigen Entwicklung in der Erzabtei Břevnov gegeben, wenn nicht die weiteren politischen Ereignisse im Lande im Frühjahr 1939 wieder alles in Frage gestellt hätten. Die Gewaltherrschaft Hitlers verwandelte den tschechischen Reststaat in das total von ihm abhängige Protektorat Böhmen-Mähren. Für beide Klöster hatte der bald einsetzende Krieg und die Verfolgung der Kirche durch den Nationalsozialismus manches Leid gebracht. Die jüngeren Patres und Fratres in der Braunauer Abtei wurden zum Kriegsdienst eingezogen; die Břevnover Mitbrüder durften als unzuverlässige Tschechen keinen Heeresdienst leisten; wohl aber bestand für die beiden Deutschen, P. Subprior Hraban Miller und P. Athanas Reißmüller hierfür die Pflicht. (Beide hatten anläßlich der Trennung der Klöster als Deutsche für die Abtei Břevnov optiert). Das erzbischöfliche Ordinariat setzte sie an Kirchen, die besonders von Deutschen besucht waren, als Seelsorger dieser Deutschen ein. Die Gestapo sah das als Kriegsdienstverweigerung an und verhaftete sie. Sie wurden vor das Kriegsgericht in Berlin gestellt, das sie freisprach. Daraufhin wurden sie zum Kriegsdienst eingezogen. Auf diese Weise blieben sie vor dem Zugriff der Gestapo bewahrt, das Mindeste wäre KZ gewesen.

In Braunau wurden 1942 die Patres Bonifaz Riedl und Basil Urbaschek von der Gestapo verhaftet und in das KZ in Dachau überführt. Nach dreijähriger Gefangenschaft haben sie ihre Freiheit wieder erlangt, nachdem die amerikanische Armee das Lager besetzt und aufgelöst hat. In Braunau wurden noch weitere Patres in Untersuchungshaft von zwei Monaten bis zu einem Jahr festgehalten.

Am 1. Juli 1939 wurde das Braunauer Klostergymnasium von der nationalsozialistischen Regierung aufgehoben. Die stets drohende Aufhebung beider Klöster durch die NS-Partei konnte dadurch verhindert werden, daß größere Teile der Klöster Verbänden des Heeres zur Verfügung gestellt wurden.

Die Vertreibung der deutschen Mitglieder des Braunauer Konventes

Von schwersten einschneidenden Folgen für die Klöster war nach dem Zusammenbruch des Deutschen Reiches die Wiederaufrichtung der Tschechoslowakei im Mai 1945. Zwar hatte die Břevnover Abtei zunächst große Vorteile, sie konnte ihr inneres Leben ungestört aufbauen. Umso schmerzlicher

21) Rezeß über die außerordentliche Visitation der Benediktinerabtei St. Margareth in Břevnov, gehalten Februar/März 1940. Bericht von Abt Korbinian Hofmeister, a. o. Apostolischer Visitator, vom 14. März. 1940, Archiv Rohr.

waren die Maßnahmen der neuen tschechischen Regierung für die Braunauer Abtei, die als deutsches Kloster galt. Die heimgekehrte tschechische Exilregierung unter der Führung von Eduard Beneš hat mit Zustimmung der Alliierten in dem neuen Staat mit Erlaß vom 19. Mai 1945 allen Deutschen das Staatsbürgerrecht aberkannt, sie für rechtlos erklärt und deren bewegliche wie unbewegliche Habe völlig enteignet. Öffentlich wurde zur Mißhandlung, Vertreibung, ja sogar Tötung der Deutschen, ob sie nun schuldig waren oder nicht, aufgerufen; nur die Antifaschisten wurden geschont. Viele Unmenschlichkeiten und schwerste Verbrechen und grausame Morde wurden damals verübt. Dr. Alban Prause und Ansgar Schmidt, beide Patres des Braunauer Konventes, die als Seelsorger auf der inkorporierten Pfarrei in Schönau sich aufhielten, wurden am späten Abend des 24. August 1945 von vier Soldaten, Mitglieder der „Revoluční Garda", in ihrer Wohnung verhaftet, durch den Hof der Schönauer Schölzerei in den Grenzwald geführt, dort umgebracht und notdürftig im Walde verscharrt[22].

Auch für die deutschen Benediktiner in Braunau galt das Enteignungs- und Vertreibungsdekret. Es bestand große Gefahr, daß das Braunauer Kloster mit all seinem Besitz dem Staat verfällt. Deswegen wurden von dem Břevnover Prior Anastáz Opasek sowohl bei der kirchlichen wie staatlichen Behörde Schritte unternommen, das Kloster mit seinem Braunauer und Politzer Besitz für die Kirche zu erhalten. Das Ergebnis dieser Bemühungen war, daß der Zemský národní výbor (Landesvolksausschuß) in Prag den Prior der Abtei Břevnov beauftragte, die Administration der Abtei Braunau samt ihrem Besitz zu übernehmen. Da dieses Kloster bis zum Jahre 1939 ein kanonischer Teil (sic!) der Břevnover Abtei war, die es einst auch gegründet hatte, soll auf diese Weise die Maßnahme der Protektoratszeit, nämlich die Trennung dieser Klöster, revidiert werden. Dies sei laut Erlaß des Zemský národní výbor nötig geworden, um eine ordnungsgemäße Abwicklung der Besitzrechte der Abtei Braunau durchführen zu können. Die Mitglieder des

22) Bericht der Eleonore Weisser, Besitzerin der Schölzerei: „Am Abend klopfte es scharf an die Haustür, ich öffnete ängstlich die Haustür; auf tschechisch sagte einer, ich soll das hintere Tor öffnen. Ich konnte aber nicht erkennen, daß beide Hochwürden unter den Tschechen waren. Es konnten 5—6 Mann mit den beiden Hochwürden sein. Der Tscheche, der bei meinen Eltern war, soll auch mit dabei gewesen sein, er soll sich angeblich später in unserer Kapelle erschossen haben. Als ich das Tor geöffnet hatte, sagte P. Ansgar: ‚Frau Weisser beten Sie für uns'. Diesen letzten Wunsch habe ich erfüllt und für sie andächtig mit großer Angst um die beiden Pfarrer, was mit ihnen geschehen wird, gebetet. Es war für meinen Mann und mich eine schlaflose Nacht. Herr Oberlehrer Meichsner und mein Mann gingen am nächsten Morgen unauffällig zum Haferfeld, das nahe am Wald war. Voll Schrecken sahen sie ganz leicht verscharrte Hände. Sie trauten sich aber nicht, näher zu gehen. Meine Schwiegermutter ging gleich am Morgen ins Kloster und berichtete dem Herrn Prälat dieses furchtbare Verbrechen. Das von der Bestattung haben wir brieflich aus Schönau erfahren, die noch im Lande waren." Brief vom 28. 4. 1976, Archiv Rohr.

Benediktinerordens, die 1938 wegen des Einmarsches der deutschen Truppen in das Innere des Landes emigrierten, sollen nach Braunau zurückkehren[23].

P. Prior Anastáz Opasek hat am 18. 7. 1945 die vollzogene Übernahme an den zuständigen Bischof Pícha in Königgrätz berichtet. Er betonte in diesem Schreiben, daß er auch die Zustimmung des Hl. Stuhles zu dieser Maßnahme einholen wolle, sobald das nur möglich sei. Auch dem Innenministerium gab er den Vollzug bekannt und führte dabei die Namen der tschechischen höheren Beamten an, die er eingesetzt habe. Im gleichen Vorgang wurden anstelle der deutschen Mitbrüder zwei tschechische als Pfarrer in Braunau und als Zellerar im Kloster eingesetzt[24]. Abt Prokop hatte aber bereits am 30. Mai dem Břevnover Prior die Abtei Braunau übergeben, um so staatlichen Maßnahmen zuvorzukommen. So konnte die Enteignung des Klosters und die Parzellierung des Grundbesitzes verhindert werden. Man konnte damals noch nicht ahnen, daß das alles vergebliche Mühe war, denn 1950 werden sämtliche Klöster ohne Rücksicht auf die nationale Zugehörigkeit von dem kommunistischen System enteignet und aufgelöst. Doch darüber wird weiter unten berichtet.

Im Juli richtete der Národní okresní výbor (Bezirksvolksausschuß) an den Abt in Braunau ein Schreiben, in dem er ihm empfahl, daß er mit seinen deutschen Mönchen freiwillig nach Bayern aussiedeln sollte. Sie könnten sich so Unannehmlichkeiten ersparen und dürften auch mehr Gepäck mitnehmen, als es bei dem amtlichen odsun (Abschub) der Deutschen sonst gestattet ist. Später könnten die Behörden bei der Abwicklung des Abschubes keine Milderung mehr zulassen. Noch im gleichen Monat hielt der Abt mit den deutschen Mitbrüdern in dieser Angelegenheit eine Beratung ab. Der Abt erklärte, daß er als erster aussiedeln wolle, um in Deutschland eine neue Zufluchtsstätte zu finden und wieder ein Kloster zu gründen, wo er die Mitbrüder sammeln könnte.

Die Mitbrüder, die noch auf einer Pfarrei saßen und in der Seelsorge tätig waren, erklärten, daß sie dort so lange bleiben wollen, bis der größte Teil der Deutschen ausgesiedelt ist. Die deutschen Seelsorger durften zunächst noch bleiben, so weit sie nicht den Tschechen mißliebig geworden waren, das Gleiche galt auch für zwei überaltete Mitbrüder im Kloster. Zu der Zeit gab es im Braunauer Konvent 24 deutsche Patres, 4 Kleriker, 1 Chorpostulanten, 4 Laienbrüder. Eine ganze Anzahl von ihnen war aus der Gefangenschaft noch nicht zurückgekehrt oder vermißt, vier waren gefallen.

Somit war die Aussiedlung für die deutschen Mönche der Braunauer Abtei akut geworden. Sie wollten aber nicht ohne ihre Verwandten und Angehörigen aussiedeln. So sah sich P. Prior Anastáz Opasek veranlaßt, beim Innenministerium sich für den Abt und die aussiedlungswilligen Mönche sowie deren Angehörige einzusetzen. In diesem Ansuchen betonte er,

---

23) Erlaß vom 22. 5. 1945, gez. von Alois Novák, Referent für Kirchen- und Stiftungsangelegenheiten; Schaffer, stellvertretender Vorsitzender des Nationalrates.

24) Brief an die Kabinettskanzlei des Prager Innenministeriums, Archiv Rohr.

daß man die deutschen Mönche nicht einfach hinauswerfen könnte, dafür gäbe es keinen Grund. Das Kloster sei nie nazistisch gewesen; eine ganze Reihe von ihnen seien von der Gestapo verfolgt, etliche verhaftet und eingesperrt worden, zwei von ihnen sogar im KZ in Dachau. Außerdem komme hinzu, daß in Braunau auch immer tschechische Mitbrüder vollwertige Mitglieder gewesen seien, die als Seelsorger und Lehrer öffentlich tätig gewesen wären. Es sei erforderlich, daß die Mitbrüder ihre Verwandten mitnehmen dürfen. Einige von den deutschen Mitbrüdern würden auch um die tschechoslowakische Staatsbürgerschaft ansuchen. Für all das brauche man Zeit zur Vorbereitung.

Diese Stelle des Ansuchens wird verständlich, wenn man bedenkt, daß in den Monaten Juni, Juli, August mehrmals wilde, völlig unzulängliche Transporte der Deutschen vorgenommen wurden. Sie wurden unter rücksichtsloser Behandlung auf offenen schmutzigen Kohlenwaggons einfach in Nordböhmen zur Staatsgrenze gefahren und nach Sachsen getrieben. Viele sind damals vor Hunger, Leid und Verzweiflung gestorben. Das war noch vor den Potsdamer Beschlüssen geschehen. Für das Kloster kam es noch schlimmer. Zwei Patres wurden im August ermordet; es wurde bereits davon berichtet. Gewiß hatte sich durch die rücksichtslose harte nationalsozialistische Herrschaft in der Tschechoslowakei von 1938–1945 viel Haß unter den Tschechen angesammelt, daß aber Staatsmänner öffentlich im Rundfunk zu Mißhandlung und Mord der Deutschen aufriefen, waren stalinistische Methoden. Die kommunistische Partei, die stärkste im Lande, beherrschte bald völlig die Innenpolitik.

Abt Dominik Prokop sah sich in dieser Situation von der kirchlichen Führung isoliert. Er wandte sich zuerst an den zuständigen Bischof in Königgrätz und berichtete ihm von den Vorgängen in seinem Kloster. „Es ist erkennbar, daß unser Konvent unerwünscht ist in unserem Vaterland. Das ist umso bedauerlicher, als wir feststellen konnten, daß unter der deutschen Bevölkerung eine religiöse Erneuerung und viel Glaubenseifer erkennbar ist. Die Kirchen sind voll, wie wir es schon lange nicht gesehen haben. Wir bemühen uns mit aller Kraft, die Verzweifelten zu trösten und sie zu Gott zu führen. Beten wir ständig zum Herrn: parce Domine."[25] Dann begründet er seinen Entschluß, mit einigen seiner Mitbrüder vorzeitig auszusiedeln.

Auch an den Nuntius in Prag sandte der Abt einen Bericht. Er bemerkt zu der von der Prager Regierung verlangten Zusammenlegung der beiden Klöster, daß sie sich damit über Abmachungen der Religiosenkongregation von 1939 hinwegsetze: „Bei dieser Entwicklung können der Abt und der Konvent der von der Prager Regierung angeordneten Zusammenlegung der Klöster nicht zustimmen, insofern der Hl. Stuhl nicht anders entscheidet. Da der Konvent in Braunau nicht nur gedrängt wird, auszuwandern, sondern auch dann, wenn er bleiben dürfte, nicht mehr selbständig existieren könnte, so will ich, damit das Kloster nicht ausstirbt, nach Bayern auswandern, um

25) Brief vom 9. 10. 1945, Archiv Rohr.

anderswo wieder mit meinen Mitbrüdern eine Niederlassung zu gründen. Dazu bittet der unterzeichnete Abt um die gütige Zustimmung und Hilfe des Apostolischen Stuhles."[26] Man erkennt daraus das Bemühen des Abtes, nicht ohne die tragende Autorität der Kirche handeln zu müssen.

Bereits im Sommer 1945 war es notwendig geworden, sich klar zu werden, wohin man sich nach der Aussiedlung in Deutschland wenden sollte. Es gab in Bayern die Möglichkeit, über Abt Korbinian Hofmeister von Metten, der dem Abt als Apostolischer Delegat und Administrator von Břevnov bekannt war, eine Hilfestellung zu erwarten. Da irgendwelche postalische Verständigung nicht möglich war, sandte der Abt seinen Mitbruder P. Basil Urbaschek, der als ehemaliger KZ-Häftling sich frei bewegen und ins Ausland reisen durfte, nach Metten, der dem dortigen Abt die Situation darlegen und ihn um Hilfe und Unterstützung bitten sollte. Der Brief, den dieser mit P. Basil nach Braunau sandte, war in all der Not ein hoffnungsvoller Lichtblick. Er sei deshalb hier zitiert: „Ich nehme innigen Anteil an dem Schicksal, das Ihr Haus getroffen hat und bete, daß es auch die gegenwärtige Krise überstehe. Sollte der äußerste Fall eintreten und sie zur Auswanderung gezwungen sein, so biete ich Ihnen unser Haus und unsere Arbeitsmöglichkeiten (Seelsorge, Schule, Erziehung) an. Wie P. Basil erzählte, bangen manche Ihrer Mitbrüder um das Schicksal ihrer nächsten Angehörigen. Ich bin auch da bereit, alles aufzubieten, um den betreffenden Familien ein bescheidenes Unterkommen zu verschaffen. Bescheiden wird es sein, denn unser Land ist vielfach übervölkert, aber Liebe und Mitleid werden uns erfinderisch machen."[27]

Auch der Prior Anastáz Opasek, der die Erlaubnis zur Ausreise erhalten hatte, besprach auf seiner Reise nach Rom die ernste Situation mit dem Mettener Abt. Erst mit der schriftlichen Zusicherung des Abtes Korbinian war eine Einreiseerlaubnis nach Bayern durch die amerikanische Militärbehörde gesichert. Nun galt es von der tschechischen Regierung die Genehmigung zur Ausreise zu erhalten. Hier ging es darum, es bei der Regierung zu erreichen, die Verwandten und möglichst viel Gepäck mitnehmen zu dürfen. Da die Deutschen rechtlos waren, kamen sie als Verhandlungspartner mit den Ämtern nicht in Frage. Das übernahm der Břevnover Prior. Die Unterlagen zur Verhandlung wurden dem Rechtsanwaltbüro der Brüder Jaroslav, Vladimír und Stanislav Ort in Prag übergeben. Auf tschechischer Seite war der Verhandlungspartner im Ministerium Národní obrany (für Nationale Verteidigung) Leutnant Schönborn. Die Vermittlung mit den Amerikanern hatte P. Prior John Cherf von St. Prokop in Lisle (USA) übernommen, der seit dem Sommer 1945 in Břevnov weilte. Daraufhin hat der amerikanische General E. N. Harmon, der sich zur Zeit mit einer Militärabteilung in Pilsen aufhielt, für den Abt und die anderen Aussiedler beim tschechischen Ministerpräsidenten vorgesprochen und die Sache empfohlen. Daraufhin erhielten der Abt mit vier Patres und einem Bruder und 70 Angehörigen und

26) Brief vom 11. 10. 1945, Archiv Rohr.
27) Brief vom 28. 8. 1945, Archiv Rohr.

Verwandten das amerikanische Permit. Vorgesehen war die Aussiedlung für Oktober, zog sich aber bis Ende November hinaus. Am 1. Dezember 1945 landete der Transport nicht ohne erhebliche Schwierigkeiten in Pilsen und an der Staatsgrenze in Metten. Mit Hilfe des amerikanischen Dokumentes wurden sie immer wieder überwunden.

Ende des Jahre 1946, am 2. November, wurde ein zweiter Klostertransport mit amerikanischem Permit unter den gleichen Bedingungen nach Bayern geleitet. Die Mönche mit einem Teil der Angehörigen wandten sich nach Rohr, der Hauptteil des Transportes wurde nach Oberfranken und Karlsruhe dirigiert.

Was sollte nun nach der Vertreibung eines Großteiles des Konventes im Braunauer Kloster geschehen? Weil es unmöglich war mit der geringen Zahl von Patres, von denen einige überaltert waren, ein monastisches Leben aufzubauen, hatte sich der Břevnover Prior in weiser Voraussicht schon im Sommer 1945 an den Abt des Klosters St. Prokop in Lisle (USA) gewandt, um von dort Patres zu gewinnen, die die tschechische Sprache beherrschten. In dieses Kloster waren immer vornehmlich Kandidaten eingetreten, die eingewanderten tschechischen Familien entstammten. Die tschechische Tradition wird in diesem Kloster bewußt gepflegt. Der dortige Prior John Cherf erhielt vom Abt den Auftrag, nach Prag zu reisen und sich über die Möglichkeiten zu erkundigen.

Im Herbst dieses Jahres reiste P. John Cherf mit dem Břevnover Prior nach Rom, um dort die völlig veränderte Lage beider Abteien zu klären und die Rechtsverhältnisse neu zu regeln. Der Plan einer Aufstockung des Braunauer Konventes mit amerikanischen Patres unter der Leitung des amerikanischen Priors wurde in Rom gutgeheißen. Der Prior Cherf ging nach Braunau, bald folgten einige amerikanische Patres nach. Mit dem Rest des Braunauer Konventes wurde ein neues monastisches Leben in Braunau aufgebaut. Der Prior von Břevnov wurde von der Religiosenkongregation ad nutum Sedis zum Administrator der Braunauer Abtei ernannt.

Auch für die Erzabtei Břevnov erforderten die neuen gegebenen Verhältnisse eine Änderung. Vor allem war auch die Frage der Gründung einer eigenen Böhmischen Kongregation sehr dringlich geworden. Auch das war ein wichtiger Verhandlungspunkt bei den Konferenzen der beiden Prioren im Herbst 1945 in Rom. Diese neue Kongregation wurde bereits am 12. November 1945 von Papst Pius XII. als „Congregatio slava" bestätigt. Ihr gehörten folgende Abteien an: Břevnov, Braunau, Raigern, Emaus. Man ging noch über die Staatsgrenze hinaus und nahm auch die Priorate Lubín in Polen und Kokovač in Kroatien mit auf. Außerdem trat nachfolgend in den fünfziger Jahren das Kloster Norgia (Diözese Nursia, Italien) bei, das der nach 1950 geflüchtete Abt Maurus Verzich von Emaus gegründet hat. Cokovač schied aus politischen Gründen in der Folgezeit wieder aus. Der hl. Adalbert wurde zum Patron dieser slavischen Kongregation erwählt.

Die Konstitutionen wurden von einem Gremium ausgearbeitet, die sich aus den Vertretern der einzelnen Klöster zusammensetzte. Man benützte als

Grundlage dafür jene, die Abt Vykoukal von Emaus[28] und P. Philipp Hofmeister in den dreißiger Jahren bereits konzipiert hatten. Sie erhielten im Frühjahr 1947 die Approbation durch die Religionsenkongregation in Rom. Das erste Provinzialkapitel tagte am 17. und 18. Juni 1947 in Raigern; es wählte den Abt Maurus Verzich von Emaus (Nachfolger von Abt Ernst Vykoukal) zum Präses.

Die Sorge um die Erhaltung der Klöster Břevnov und Braunau legte in beiden Konventen den Entschluß nahe, in Břevnov einen Abt zu wählen, der dann auch für seine Aufgabe in Braunau eine bessere Position hat. So trat der Konvent von Břevnov, der 12 Priestermönche, 1 Priesteroblate, 2 einfache Professen, 2 Novizen, 4 Brüder zählte, an die Religiosenkongregation heran, für ihre Abtei einen Abt wählen zu dürfen. Auch die noch restlichen wenigen deutschen Mitbrüder in Braunau unterstützten dieses Bemühen. Die Wahl fand am 12. März 1947 statt; gewählt wurde der bisherige Prior Anastáz Opasek. Er hatte sich in den Verhandlungen mit den weltlichen und kirchlichen Behörden in den kritischen Situationen gut bewährt. Das war bei der schwierigen innerpolitischen Situation nicht ganz unwichtg. Die Weihe erfolgte am 13. April 1947.

Damit waren nach all der Krisenzeit für beide Klöster die Grundlagen zu einer gedeihlichen Entwicklung gegeben. Ehe aber das letzte Kapitel über die Auflösung der Klöster und die Verfolgung der Mönche geschrieben wird, soll noch ein Bericht über das innere Leben und die äußere Tätigkeit der Klöster in der ganzen Berichtsperiode gegeben werden. In der Abtei Břevnov war neues monastisches Leben erwacht.

Religiöse und kulturelle Tätigkeit der Abtei Břevnov

Der junge Konvent unter Führung des Priors Anastáz Opasek erkannte, daß dieser altehrwürdigen Abtei in Böhmen wieder eine Aufgabe unter den tschechischen Katholiken zukommen müßte. Ihr käme zu, kraft ihrer Lage und einstigen historischen Bedeutung, ein Mittelpunkt des religiösen und kulturellen Lebens zu werden. Deutlich sind auch seit 1939 einige fruchtbare Ansätze in dieser Richtung zu erkennen. Entscheidend dafür war, daß der Prior mit der geistigen Bewegung, die der Schriftsteller Josef Florian unter der Intelligenz der tschechischen Katholiken eingeleitet hatte, in lebendige Beziehung trat. Es gelang dem Prior, Anhänger dieser Bewegung in Prag (Akademiker, Schriftsteller, Künstler) für seine Abtei zu interessieren, die hier in Břevnov, wie schon erwähnt, einen Mittelpunkt fanden. Hier wurden die Möglichkeiten einer gemeinsamen Aktion besprochen.

Zunächst gelang es dem Prior, 1940 die Prager Behörden für eine vollständige Innenrestaurierung der Kirche zu gewinnen. Die letzte war 1860 gewesen. Zur Ausgestaltung der Gottesdienste wurde unter dem Dirigenten Venhoda ein erlesener Chor geschaffen, der Choral und polyphonen Chor pflegte. Dieser Chor hat sich später zu dem berühmten Prager Madrigalchor entwickelt. Der Prior hat, unterstützt von den Freunden des Florian-Kreises, die alte Adalbertsverehrung wieder erneuert und dessen Kult gefördert. Er

wurde das Leitbild des Konventes wie des Kreises. In der Abteikirche wie im Veitsdom in Prag wurde monatlich eine Adalbertandacht gehalten, um seine Hilfe in der religiösen Erneuerungsbewegung zu erbitten. Man bemühte sich auch, durch verschiedene Publikationen den Heiligen wieder unter das Volk zu bringen. Der Schriftsteller Jaroslav Durych schrieb ganz in modernem Stil eine Vita des hl. Adalbert: „Cesta sv. Vojtěcha" (Weg des hl. Adalbert). Demselben Zweck diente auch die Herausgabe einer Kartenserie mit Reproduktionen künstlerischer Darstellungen von der romanischen Zeit bis zur Moderne. Die Abtei gab auch eine eigene religiös-kulturelle Monatszeitschrift „Praporec" (Die Flagge) heraus. Von originalen barocken Kupferstichplatten von Braunau, Břevnov, Wahlstatt, Gnadenbild Thaumaturga in Braunau ließ man Neuabzüge anfertigen. Um die glorreiche Vergangenheit der Erzabtei bekannt zu machen, wurde ein reich bebildertes Buch „Klášter v Břevnově" (Kloster in Břevnov) 1943 beim Verlag Poláček herausgegeben. Es war dem Prior gelungen, für den kunsthistorischen Teil die jungen Prager Kunsthistoriker Odřich J. Blažíček und Emanuel Poche zu gewinnen. Sie gehören heute zu den führenden Kunstwissenschaftlern in Prag. Die kurze historische Einführung schrieb der damalige Professe Fr. Augustin Čersovský. Dafür konnte das reichhaltige Břevnover Archiv gute Dienste leisten. Damit war einem echten Bedürfnis nachgekommen: Es fehlte ein Kirchen- und Klosterführer. In tschechischen Zeitschriften erschienen immer wieder Artikel, die auf das aufstrebende Kloster aufmerksam machen sollten.

Für die literarische Tätigkeit war als Sammelwerk das „Opus Dei" geplant, in dem religiöse, philosophische, historische und künstlerische Publikationen erscheinen sollten. Neben den Originalbeiträgen sollten ganz im Sinne von Florian auch Übersetzungen wertvoller Werke der Weltliteratur veröffentlicht werden. Den Vorrang aber sollte monastische Literatur haben, weil diese im tschechischen Schrifttum noch völlig fehlte. Hier fanden die Literaten, Dichter, Künstler des Floriankreises ein weites Betätigungsfeld.

Anläßlich des 950. Todestages des hl. Adalbert von Prag hatten die Bischöfe von Böhmen und Mähren unter dem Motto: „Cesta sv. Vojtěcha" (Weg des hl. Adalbert) für das Jahr 1947 zu einer Jubiläumswallfahrt aufgerufen. Sie wurde so geplant, daß die Gläubigen nicht zu den Reliquien des Heiligen im Prager Veitsdom pilgern, sondern diese sollen vom Dom aus durch die Lande gefahren und in den Pfarrkirchen zur Verehrung mit verbundener Bittandacht ausgesetzt werden. Diese Form der Wallfahrt begann am 23. April, am Todestag des Heiligen, in seiner einstigen Geburtsstätte in Libice in Ostböhmen und führte dann durch ganz Böhmen und Mähren. Sie blieben in der Pfarrkirche des jeweiligen Ortes einige Stunden oder gar einen Tag und eine Nacht. Damit waren feierliche Gottesdienste, Nachtwache der Beter vor den Reliquien und Sakramentenempfang verbunden. Diese Art der Wallfahrt war sehr eindrucksvoll, sie ließ den überzeugenden Glauben breiter Volksmassen erkennen. Die Beteiligung war groß, besonders in Südböhmen und Mähren. Am 18. und 19. August wurden auf diese Weise die Reliquien in der Abteikirche in Břevnov verehrt.

Abt Anastáz hatte zu den Feierlichkeiten die Bevölkerung von Břevnov und der Nachbarpfarreien eingeladen und die Bewohner der Stadt aufgerufen, die Häuser mit Blumen, brennenden Kerzen und Fahnen zu schmücken. Mit folgenden Worten leitete er den Aufruf ein: „Kein Ort in unserem Vaterlande ist mit dem Heiligen so verbunden und voller Denkwürdigkeiten wie unser Břevnov." Die Abtei war vier Jahre vor seinem Tode hier gegründet worden. Auch der Abt von St. Prokop in Lisle (USA) hatte eigens aus diesem Anlaß eine Europareise angetreten, um an diesen Feierlichkeiten in Břevnov teilzunehmen. So wurde das Band zwischen seiner Abtei und den beiden Klöstern Břevnov und Braunau um so fester geknüpft.

Im Rahmen dieser Feierlichkeiten in Břevnov verkündete Abt Anastáz die Ziele und das Programm, die sich die erneuerte Abtei bezüglich apostolischer und kultureller Tätigkeit für das Land Böhmen gestellt hat. Dazu sollte vor allem die breite, vor dem Kriege begonnene literarische Tätigkeit im Geiste von Josef Florian weitergeführt werden, deren Sitz man nach Břevnov verlegen wollte. Auch eine geschichtswissenschaftliche Forschungsstelle sollte in dem Kloster ihre Heimstätte haben, die allmählich zu einem Institut für Geschichtsforschung ausgebaut würde. Sogar an ein Museum für christliche Kunst war gedacht, in dem durch Vorträge und Ausstellungen das Volk für die Formen der neuen liturgischen Kunst gewonnen werden könnte.

Alle Voraussetzungen zu einer solchen ausgreifenden und vielseitigen Tätigkeit in Břevnov waren gegeben: Eine Benediktinerabtei mit viel Räumlichkeiten, ein herrlicher Festsaal, eine gute Bibliothek, ein weiträumiger Naturgarten von mehreren Hektaren, dazu die Lage am Rande der Hauptstadt und noch in enger Verbindung zu ihr[28].

Die religiös-kulturelle Tätigkeit der Abtei Braunau

Zwei große Aufgaben waren durch eine Jahrhunderte währende Tradition dem Braunauer Konvent aufgetragen: Unterricht und Erziehung am humanistischen Gymnasium und die Seelsorge in zehn inkorporierten Pfarreien (drei davon lagen im tschechischen Siedlungsgebiet von Politz). Daraus ergaben sich verschiedene organisatorische, kulturelle und soziale Tätigkeiten.

---

28) Das alles ist zu lesen in dem Werbeblatt „Cesta pokoje". Zprávy českých Benediktinů. Svatovojtěšské Čechy (Weg des Friedens. Nachrichten der Benediktiner. Böhmen das Land des hl. Adalbert) I, 1. Archiv Rohr; ferner in: Břevnovský klóšter za okupace a v květnovém povstaní. (= Das Břevnover Kloster während der Okkupation und im Maiaufstand 1945) verfaßt für „Almanach kvetnové revoluce 1945 v. Praze XVIII" (= Almanach der Mairevolution 1945 in Prag XVIII). Herausgegeben von der Benediktinerabtei Břevnov, Prag 1949). — Sehr informativ für die religiösen Verhältnisse bei den Tschechen ist der Beitrag von Václav Svoboda: Die innere Entwicklung des tschechischen Katholizismus in den letzten hundert Jahren; in: F. Seibt, Bohemia Sacra. Zur Jahrtausendfeier des Prager Bistums, Düsseldorf 1974, S. 162—174.

Seit Abt Dominik Prokop regierte, erhielt durch ihn die religiöse Aktivität in der Stadt und auf den Dörfern starke Impulse.

Neben den bereits bestehenden katholischen Organisationen (Volksverein, Christliche Gewerkschaft, Jugendbund, Kongregation, Quickborn, Christlichsoziale Partei) war der Abt bestrebt, neue Wege zur Aktivierung des religiösen Lebens zu gehen. So gründete er auf den Dörfern Volksbundgruppen und setzte sich da für rege Vortragstätigkeit ein. Er veranstaltete während der österlichen Zeit in den Klosterpfarreien sogenannte Triduen. Außer dem Prediger fuhren noch zwei Patres als Beichtväter mit. Diese Triduen sollten der Dorfbevölkerung bessere Gelegenheit zur Erfüllung der Osterpflicht geben.

Interessant sind seine Bemühungen, das religiöse Leben in der Stadt zu wecken und zu heben. Dies geschah einmal durch die „Apostolische Liga", die sowohl zu bewußterem religiösem Leben sowie auch zur apostolischen und caritativen Tätigkeit führen sollte. Hier konnten manche Brücken zu Menschen geschlagen werden, die bisher der Kirche fern standen. Für die Gebildeten suchte er immer wieder von Zeit zu Zeit bedeutende Redner, Jugend- und Volksbildner für Vorträge zu gewinnen: Prinz Georg von Sachsen SJ, Prof. Dr. Hermann Muckermann, Berlin; Prof. Dr. Karl Hilgenreiner, Prag; Prof. Dr. Eduard Winter, Prag; Prof. Hermann Hoffmann, Breslau; Die Jugendbildner Dr. Ernst Laslowski und Dr. Erich Reisch, Heimgarten Neiße, und andere. Auch in musischer Hinsicht geschah manches, wie etwa die qualitativen Caritaskonzerte unter Mitwirkung des P. Priors Hraban Miller als Konzertpianist. Dazu gehören auch die Festspielwochen im Juli im Klosterhof durch die Laienspielschar des Dr. Johannes Tschech. Der Abt versuchte auch im festlich geschmückten Rittersaal des Klosters mit literarischen Vorträgen, verbunden mit Hausmusik, die interessierten Kreise des Bürgertums für die Tätigkeit des Klosters zu gewinnen. Auch hinüber zur Arbeiterschaft wurde der Bogen gespannt, indem der Abt freie Diskussionsabende mit sozialistisch orientierten Arbeitern durchführte, um bestehende Resentiments durch gegenseitiges Kennenlernen der Probleme abzubauen.

Seit 1930 wurden Jahr für Jahr die Gläubigen zur Mitfeier der Liturgie der Karwoche eingeladen, die Gäste der Abtei waren. Seit 1936 hatte die Braunauer Abtei das volksliturgische Sekretariat des P. Pius Paasch für die deutschen Pfarreien von Böhmen, Mähren und Schlesien übernommen; sie gab eine Monatsschrift zur Anregung, Vertiefung und Werbung für die volksliturgische Bewegung heraus. Diesem Ziel dienten auch die beiden volksliturgischen Wochen in Mährisch-Trübau und Elbogen unter Mitwirkung von P. Pius Parsch, Dr. Kahlefeld, Leipzig und Prof. Dr. Eibel, Wien. Von Besonderheit war die Schlesische Kulturwoche in der Weihnachtswoche von 1930, die völlig von bedeutenden Männern der katholischen Jugendbewegung unter Mitwirkung des sudetendeutschen Quickborn gestaltet war.

Einige Mitbrüder des Braunauer Klosters betätigten sich auch in der Heimatgeschichtsschreibung. Ein besonderes Verdienst kommt hier dem P. Vinzenz Maiwald zu, der unermüdlich auf diesem Gebiet geforscht und die Er-

gebnisse in Publikationen und Artikel in den verschiedenen Zeitschriften und Zeitungen veröffentlicht hat.

Das unbestreitbare religiöse Erwachen in den deutschen Pfarrgemeinden von Böhmen, Mähren und Schlesien in den dreißiger Jahren, an dem auch die Abtei Braunau ihren Anteil hat, wurde durch die politischen Ereignisse ab 1938 immer mehr erstickt[29].

Aufhebung der Abteien Břevnov und Braunau

Eine innerpolitische Krise der Koalitionsparteien benutzte die kommunistische Partei unter Gottwald durch einen Putsch am 25. Februar 1948, die Macht an sich zu reißen. Bald setzte in der Tschechoslowakei die Verfolgung der Kirche ein. Im April 1950 wurden in zwei Nächten sämtliche Männer- und Frauenklöster im ganzen Lande aufgelöst und deren Insassen in Internierungslagern zusammengedrängt und militärisch bewacht. Um diese brutale Maßnahme beim Volk zu rechtfertigen, wurden mehrere öffentliche Schauprozesse inszeniert, in denen bewiesen werden sollte, daß die angeklagten Äbte und Domherren durch ihre Beziehungen zum Vatikan, USA und anderen ausländischen Mächten Landesverräter seien, die den jungen Arbeiter- und Bauernstaat mit Hilfe ausländischer Mächte in einer Konterrevolution wieder zerstören wollten. In Böhmen und Mähren waren es folgende kirchliche Persönlichkeiten: Stanislav Zela, Weihbischof von Olmütz; Bohuslav Jarolímek, Abt von Strahov; Josef Číhák, Kanonikus von St. Veit; Ottokar Švec, Kanonikus von St. Veit; Jaroslav Kulač, Kanonikus von St. Veit; Jan Boukal,erzbischöflicher Sekretär; Václav Mrtvý SDB, Sekretär der Prager Nuntiatur; Antonín Mandl, Sekretär der katholischen Aktion.

An die Bischöfe selbst wagte man sich noch nicht heran. Auch Abt Anastáz Opasek wurde verhaftet und in diesen Schauprozeß miteinbezogen. Er war wie seine Mitgefangenen in dem berüchtigten Straflager in Ruzyňe physisch und psychisch einem völligen Zermürbungsprozeß unterworfen worden (Gehirnwäsche). Die Aussagen dieses Prozesss sind in einer Broschüre veröffentlicht worden, von der es auch eine deutsche Übersetzung gab[30]. Sie wurden zunächst zum Tode verurteilt, dann aber zu lebenslänglicher Haft begnadigt. Nach zehnjähriger Gefangenschaft in verschiedenen Gefängnissen, zuletzt Festungshaft in Leopoldov in der Slowakei, wurde der Abt 1962 aus der Haft entlassen; er kehrte nach Prag zurück. Er war kein freier Mann, sondern unter ständiger Kontrolle der Polizei. Es wurde ihm unter Androhung neuer schwerer Strafe verboten, hl. Messe zu lesen oder irgendeine priesterliche Funktion auszuüben. Zu einer Handarbeit verpflichtet, diente er als Arbeiter mit dem Preßlufthammer beim Bau. In der Dubček-Zeit wurde sein Prozeß revidiert und er rehabilitiert. Er erhielt Urlaub und die Erlaub-

29) Paulus Friedrich Sladek, Erneuerungsbestrebungen sudetendeutscher Katholiken in der Tschechoslowakei 1938, in: F. Seibt, Bohemia Sacra, S. 175—209.

30) Proces proti agentum Biskup Zela a spol. Ministerstvo spravedlnosti 1950 (= Prozeß gegen die vatikanischen Agenten Bischof Zela und Genossen. Justizministerium).

nis zu einer Besuchsreise nach Deutschland. Nach dem Sturz der Dubček-Regierung wurde diese Revision widerrufen und der Abt neuerdings in den Strafzustand versetzt. So konnte er nicht mehr in seine Heimat zurückkehren. Er wirkt seither als Prediger, Vortragsredner und Seelsorger bei den Tschechen und Deutschen in der Bundesrepublik und Österreich. Seine besondere Liebe und Sorge gilt den tschechischen Studenten und Akademikern; seit 1972 ist er im Vorstand der tschechischen Laiengemeinschaft „Opus bonum".

Die Patres und Fratres des Břevnover Klosters wurden, so weit sie sich nicht ins Ausland absetzen konnten, teils zum Militärdienst, teils als Arbeiter in der Landwirtschaft oder Industrie eingesetzt, einige auch eine Zeit verhaftet; nur drei wurden in die Seelsorge übernommen. Ähnlich war es auch den anderen beiden tschechischen Abteien Raigern und Emaus ergangen. Abt Václav Pokorný von Raigern wurde längere Zeit eingesperrt, er lebte bis zum Frühjahr 1979 als alter, kranker Mann in einem staatlichen Altersheim. Auch ihm war jede priesterliche Tätigkeit verboten. Abt Maurus Verzich konnte noch rechtzeitig in abenteuerlicher Flucht entkommen, er floh nach Italien und gründete in Norgia ein neues Kloster. Das Kloster in Břevnov wurde zu einem staatlichen Archiv eingerichtet, das kein Fremder betreten darf, so daß die schönen Räume der Prälatur mit dem Maria-Theresia-Saal, das Refektorium, die Bibliothek nicht besichtigt werden können. Einige wenige Räume wurden der Pfarrei in Břevnov zugeteilt, die von einem ehemaligen Benediktiner versehen wird.

Der Versuch, im Braunauer Kloster nach der Aussiedlung des deutschen Konventes mit Hilfe der Benediktiner von St. Prokop in Lisle (USA) wieder einen Konvent aufzubauen, scheiterte bereits 1947, weil ihnen von der Prager Regierung der weitere Aufenthalt verweigert wurde, sie mußten kurzfristig das Land verlassen. Im April 1950 wurde auch dieses Kloster verstaatlicht. Es diente bald als Internierungslager für Ordensschwestern aus Mähren (Provinz der Dominikanerinnen) und der Slowakei (Provinzen der Ursulinen und Grauen Schwestern); zusammen waren es an die 300 Schwestern, die hier unter vollkommen unzulänglichen räumlichen und hygienischen Verhältnissen zusammengepfercht wurden. Alle Räume wurden belegt, auch solche, die niemals Wohnzwecken gedient hatten und gar nicht heizbar waren. Die Patres Salesius Sommernitz und Edmund Hanusch, Braunauer Konventualen, konnten als Betreuer der Schwestern im Kloster bleiben. Dem Senior P. Vinzenz Maiwald war die erste Zeit auch noch das Wohnen im Kloster zugestanden worden, später wurde er in das Asyl alter und bedürftiger Priester in Rožďalovice bei Jičín versetzt, wo er auch starb. Er wurde auf den Braunauer Benediktinerfriedhof übergeführt.

Die Schwestern standen unter Bewachung des Sbor národní bezpečnosti (Korps für nationale Sicherheit). Die jüngeren Schwestern führte man die erste Zeit unter militärischer Bewachung zur Arbeit in der Spinnereifabrik. Die älteren richteten eine Werkstätte für Paramente und Kirchenwäsche und ebenso auch eine Hostienbäckerei ein. Inzwischen sind ihre Reihen durch

den Tod empfindlich gelichtet worden. In der letzten Zeit wurden die Ursulinen und Grauen Schwestern in andere Internierungshäuser verlegt, die Dominikanerinnen übersiedelte man in die Gebäude des ehemaligen Gymnasiums, weil man im Kloster ein Archiv und in der Prälatur ein Heimatmuseum eingerichtet hat.

Solche Internierungshäuser für Ordensmänner und -frauen wurden im Staat eine ganze Anzahl eingerichtet. Die Orden dürfen keinen Nachwuchs aufnehmen, sie sind zum Aussterben verurteilt. Von den Ordenspriestern wurde nur eine kleine Zahl als Seelsorger eingesetzt, die übrigen mußten arbeiten gehen (Fabrik, Lager, Bauwesen, Kolchose). Die Schwestern dürfen keine seelsorgliche oder caritative Tätigkeit ausüben, auch aus den Krankenhäusern wurden sie herausgezogen. Nur in Anstalten für Schwachsinnige, Körperbehinderte und in Altersheimen werden sie noch eingesetzt.

Was geschah mit den Kulturgütern der beiden Klöster?

Die wertvollen Sachen der Braunauer Abtei (Paramente, Pretiosen, Kelche, Handschriften, Inkunabeln, kunstgewerbliche Gegenstände, Münzsammlung, Bilder) sind nach Prag gekommen. Einige Bilder und Statuen sind dem Braunauer Heimatmuseum überlassen worden. Die alte barocke Bibliothek mit dem Bücherstand aus dem 16. und 18. Jahrhundert ist erhalten geblieben. Von den Erstlingsdrucken (Inkunabeln) sind 142 der Bibliothek in Prag-Strahov (Knihovna památníku národního písemnictvi = Bibliothek des denkwürdigen Nationalschrifttums) übergeben worden, 40 blieben der Braunauer Bibliothek überlassen. Sie faßte zuletzt zusammen mit der neuen, sogenannten äbtlichen Bibliothek mit Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts, im Jahre 1936 45 000 Bände[31]. Die Bücher der neuen Bibliothek sind zum Teil verschleudert, zum Teil vernichtet worden. Gelegentlich tauchen in Antiquariaten einzelne Bücher mit dem Braunauer Bibliotheksstempel und Exlibris auf.

Das Wirtschaftsarchiv und die Akten des Braunauer Gymnasiums liegen zur Gänze im staatlichen Kreisarchiv im Schloß Zámrsk (Kreis Vysoké Mýto, Ostböhmen). Die an sich bescheidenen Bestände des einstigen Braunauer Klosterarchivs wurden mit den reichhaltigen Břevnovern im staatlichen Zentralarchiv in Praha-Dejivice (Státní ústřední archiv fond řád Benediktini Břevnov (= Staatliches Zentralarchiv Fond Benediktinerorden Břevnov) vereinigt.

Die Klosterbibliothek von Břevnov ist ebenfalls noch im barocken Bibliotheksraum vorhanden. Die gesamten Archivbestände, die sehr reichhaltig sind und auch wertvolle Urkunden und Diplome enthielten, wurden zur Gänze dem genannten Prager Zentralarchiv einverleibt. Die Kunstgegenstände, Bilder, Paramente, Pretiosen wurden ebenfalls von staatlichen Behörden übernommen.

---

31) Einen ausgezeichneten Bericht über die Klosterbibliothek in Braunau gibt Ludmilla Vlčová in der Sammlung „Knihy a knihovny (= Bücher und Bibliotheken) in ihrem Buch „Benediktinská klášterní knihovna v. Broumově (= Die Klosterbibliothek der Benediktiner in Braunau), Königgrätz 1969.

Niederlassung der Abtei Braunau in Rohr

Die vorläufige Unterkunft der kleinen Gruppe des Braunauer deutschen Konventes (Abt, vier Patres, ein Bruder) in Kloster Metten, die durch das gütige Entgegenkommen des Abtes Korbinian Hofmeister ermöglicht worden war, konnte nur dazu dienen, von hier aus einen geeigneten Ort zur Niederlassung eines Klosters für den gesamten Konvent ausfindig zu machen. Im Laufe des Jahres 1946/47 wurden nicht nur die restlichen Mitbrüder des Braunauer Konventes nach Bayern ausgesiedelt (acht Patres und ein Bruder), sondern mit der Zeit wurden auch alle Mitbrüder, die in den Gefangenschaftslagern der Alliierten waren, entlassen und konnten so zu ihrem Konvent heimkehren. Mit einigen von ihnen bestanden bereits briefliche Kontakte. Infolge der scharf abgegrenzten Besatzungszonen in Deutschland, der schwierigen Erreichung von Zuzugsgenehmigungen und Zuteilung von Lebensmittelkarten, war die Zusammenführung oft mit großen Schwierigkeiten verbunden. Dazu kam, daß Bayern das am meisten übervölkerte Land Deutschlands war (große Zahl der Bombengeschädigten, der Flüchtlinge während des Krieges, der Ausländerlager der UNESCO), so waren meist langwierige Verhandlungen bei den Ämtern nötig.

Wohl hatte Abt Dominik Prokop Angebote von österreichischen Klöstern erhalten, die bereit waren, Mitbrüder aufzunehmen und sie in der Seelsorge oder in den Gymnasien einzusetzen. Aber das hätte die Auflösung des Konventes bedeutet, und das wahrscheinlich für immer. Das wollte der Abt unbedingt vermeiden. So kam für ihn nur eine Niederlassung des geschlossenen Konventes in Frage, nach seinen Vorstellungen am liebsten in der Diaspora Norddeutschlands. Aber dafür zeigte sich nirgends ein Ansatzpunkt.

Da bot sich in Bayern wider alles Erwarten eine Möglichkeit. In diesem Zusammenhang ist es interessant, daß bereits in früheren Jahren die Absicht bestand, das ehemalige Augustinerchorherren-Kloster Rohr in Niederbayern mit Ordensleuten neu zu besiedeln. Sie seien wegen der Hintergründe hier kurz dargestellt.

Am 19. Januar 1915 hatte der Bürgermeister Pleyer im Auftrag der Marktgemeinde Rohr in einem Schreiben sich beim Ordinariat in Regensburg bemüht, nach dem Weggang des Pfarrers Heilingbrunner Franziskanerpatres als Seelsorger für Rohr und Umgebung zu gewinnen und sie in dem Restgebäude des Klosters mit neun Zimmern, drei Sälen etc. mit 24 Tagwerk Ökonomie und 2½ Tagwerk Garten unterzubringen. Das Gesuch wurde mit dem Hinweis beantwortet, daß die „Pfarrpfründe in Rohr königlichen Patronates" sei. Außerdem gäbe es doch für die Franziskaner gar keine historische Beziehung zu den einstigen Besitzern, den regulierten Augustinerchorherren.

Damit aber gaben sich der Bürgermeister Pleyer und die Pfarrgemeinde noch nicht zufrieden. Am 15. Oktober verfaßten sie ein neues Gesuch. „Der Wunsch der Pfarrgemeinde, ihr Kloster neu besiedelt zu sehen, ist nicht schwächer, im Gegenteil stärker und ausgeprägter geworden." Sie hätten bereits mit der Prämonstratenserabtei Wilten in Tirol Fühlung genommen,

die zu einer Klostergründung in Rohr durchaus bereit wäre. Die Regierung lehnte die Niederlassung eines Ordens der in Bayern gar nicht existiert, ab. Außerdem müßten alle Insassen bayerische Staatsbürger sein. Beim Ordinariat scheiterte das Gesuch am Widerstand des Domkapitels. Es war dagegen, daß diese Pfarrei, die schon mehr als hundert Jahre ein Beneficium saeculare sei, dem Orden übergeben werde, da es in der Diözese sowieso schon zu wenig freiverfügbare Pfarreien gäbe. Diese Antwort an die Marktgemeinde Rohr schloß mit dem Satz: „Die Ausführung wird wohl für eine günstigere Zeit zu verschieben sein."[32]

Nun schien also diese günstigere Zeit gekommen zu sein. Prof. Wolfgang Prechtl, Landrat des Landkreises Rottenburg, in dem Rohr lag, wußte um die früheren Bemühungen dieser Gemeinde. Als Landrat wollte er gern diesen Plan wieder aufgreifen, hoffte er doch durch eine Ansiedlung von Mönchen die Errichtung eines Gymasiums mit Internat zu erreichen. In diesem ausgedehnten Landgebiet innerhalb des Dreiecks der Städte Regensburg, Landshut, Ingolstadt wäre die Errichtung eines Gymnasiums mit Internat sehr wünschenswert. Damals gab es die Gymnasien Kelheim, Mainburg, Mallersdorf noch nicht.

Er setzte sich, als er von der Ankunft der aus Böhmen vertriebenen Benediktiner, die sich inzwischen in Metten aufhielten, hörte, mit dem Abt Korbinian Hofmeister in Verbindung und unterbreitete ihm den Vorschlag, den dieser an die Braunauer Benediktiner weiterleiten sollte. Am 27. Dezember 1945 fuhren der Mettener Abt, der Abt von Braunau, Dominik Prokop, und der Braunauer Benediktiner Beda Menzel nach Rohr. Die berühmte, von den Brüdern Asam erbaute und ausgestattete Kirche machte auf die Neuankömmlinge einen tiefen Eindruck. Der dort wirkende Pfarrer Gottfried Huber, ein hoher Siebziger, war bereit, auf die Pfarrei zu verzichten und auf das Beneficium Obereulenbach zu gehen, das zur Pfarrei Rohr gehörte. Der Landrat Prechtl versprach, sich bei der Regierung und im Kultusministerium entsprechend einzusetzen. Abt Hofmeister übernahm die entsprechende Empfehlung beim Erzbischof Buchberger in Regensburg.

So positiv alles aussah, es fehlte nicht unter den Braunauer Benediktinern an schweren Bedenken. Außer dem Teil des Klostergebäudes, der als Pfarrhaus diente, war nichts an weiteren Räumlichkeiten vorhanden. In dem größeren Teil des einstigen östlichen Klostertraktes waren die Volksschule, der Kindergarten und die Wohnung des Hauptlehrers untergebracht. Der restliche Westteil des Gebäude gehörte mit dem Innenhof, den Ställen und der Scheuer dem Bauern Änderl. Auf dem Grund der ehemaligen Südfront des Klosters hatte man nach der Säkularisation mit den abgetragenen Steinen und Ziegeln zwei Privathäuser und eine Schmiede mit Wohnhaus und Scheune gebaut. Es schien völlig aussichtslos, hier entsprechende Wohnräume für einen größeren Konvent zu schaffen, geschweige ein Gymnasium zu errichten.

---

32) Bischöfliches Zentralarchiv Regensburg. Benediktiner Rohr. Errichtung und Ausbau des Klosters.

Dem Braunauer Abt waren inzwischen verschiedene Anregungen und Angebote gemacht worden, wie er seine Mitbrüder unterbringen könnte. Man wies auf verschiedene einstige Klöster hin (Eberbach in Rheinhessen, Wiblingen b. Ulm, Seeon in Oberbayern), die auch besichtigt und über sie Erkundigungen eingezogen wurden. Über die Vermittlung des Bamberger Erzbischofs wurde auch Banz geprüft. Alle diese Versuche erbrachten keine Ergebnisse. Die einfachste Lösung wäre gewesen, die Mitbrüder vereinzelt oder in kleineren Gruppen in österreichischen Klöstern unterzubringen, die sich dafür angeboten hatten (Altenburg, Lambach, Göttweig), oder auch dem Angebot der Heimleitung am staatlichen Internat in Tegernsee zu folgen, wobei die geprüften Lehrkräfte am dortigen Gymnasium hätten eingesetzt werden können. Ähnlich war auch das Angebot in Königstein. Das alles aber lief darauf hinaus, daß die besten Kräfte ausgewählt würden und die Gemeinschaft des Konventes für immer zerschlagen worden wäre. Gerade das wollte und mußte der Abt vermeiden.

So unzulänglich auch Rohr war, das Restgebäude des Chorherrenstiftes, das als Pfarrgebäude diente, hatte doch eine Reihe Räume, die sich noch durch Ausbau von Mansarden in dem weiten hohen Dachboden vermehren ließen. Rohr bot eine ganz konkrete und sofort zu verwirklichende Möglichkeit, für den noch im Jahre 1946 zu erwartenden größeren Zuzug mit Mitbrüdern Wohnraum zu schaffen. So schrieb Abt Prokop an den Landrat Prechtl in Rottenburg: „Nach Besprechung mit den Mitbrüdern erlaube ich mir ergebenst mitzuteilen: Wenn es Ew. Hochwürden, sehr geehrter Herr Landrat, gelingt, bei seiner Exzellenz, dem hochwürdigsten Herrn Erzbischof die Übergabe der Pfarrei in Rohr an uns Benediktiner zu erreichen, wenn wir ferner mit dem Besitzer des vormaligen Klostergutes einen solchen Vertrag schließen können, daß unsere wirtschaftliche Existenz gesichert ist, dann sind wir bereit, die Pfarrei und das ehemalige Kloster zu übernehmen und zu betreuen. Wir wollen dann mit Gottes Hilfe die Seelsorge eifrig verwalten und das Gotteslob pflegen, wie es sich für Benediktiner geziemt und wie wir es von Braunau gewohnt sind. Es wird uns auch freuen, eine Schule zu eröffnen, wie Herr Landrat es wünschen, wenn sich die Möglichkeit dazu bietet."[33] Er und die Mitbrüder hofften, daß der Landrat bei dem schweren Werk der Neugründung unter den gegenwärtigen Verhältnissen mit mächtiger Hilfe beistehen werde.

Nachdem die Verhandlungen über Landrat Prechtl mit der Regierung und dem Ordinariat günstig ausgefallen waren, übersiedelte Abt Dominik Prokop mit einem Pater und einem Bruder am 7. März 1946 von Metten, dem bisherigen Zufluchtsort, nach Rohr. Der Abt war der eigentliche Pfarrer von Rohr und sein Mitbruder P. Bonifaz Riedl sein Kaplan. Der Bruder Christoph kümmerte sich um die Bewirtschaftung des Pfarrgrundes von 24 Tagwerk. Außer diesen Feldern war sonst kein Grundbesitz mehr vorhanden. Der Bruder mußte das Ackergerät leihen und für die Bewirtschaftung pach-

33) Brief des Abtes an Landrat Prechtl. Archiv Rohr.

tete er sechs Kühe. Aus dem Pfarrer- und Kaplangehalt, den Stolagebühren und den Meßintentionen mußte der bescheidene Lebensunterhalt bestritten werden. Die bescheidene Ökonomie mußte in den fünfziger Jahren aufgegeben werden, weil sie in der Hauptsache auf gepachteten Grundstücken beruhte und sich daher bei den steigenden Löhnen nicht mehr rentierte.

Besonders dankbar war der Konvent für Meßintentionen, die amerikanische Benediktineräbte über die Schweiz sandten, weil der Dollar vor der Währungsreform einen sehr hohen Kurs besaß. Wie weiterhin die wirtschaftlichen Grundlagen für die Existenz der Klostergemeinschaft geschaffen werden sollten, blieb im Ungewissen. Die ausgesiedelten Mitbrüder brachten in einigen Koffern nur eine bescheidene Habe mit. Nur P. Bonifaz Riedl durfte als ehemaliger KZ-Häftling die Möbel von der Pfarrei, wo er zuletzt Dienst getan hatte, mitnehmen, die zur Einrichtung des Abtzimmers gute Dienste leisteten. Die Mitbrüder, die aus der Gefangenschaft nach Rohr kamen, brachten nur mit, was sie auf dem Leibe trugen. Im Kloster gab es nur leere Räume. Mit Reichsmark wurden einige alte Möbel gekauft, zum Teil hatten gute Einwohner von Rohr einzelne Möbelstücke geschenkt.

Der Subprior P. Stephan Kainz von Scheyer, ein wahrer Freund und Fürsprecher auch bei der bayerischen Benediktinerkongregation, welche die Niederlassung des Braunauer Konventes in Bayern anfangs nicht begrüßte, schrieb an den Bischof Simon Konrad Landesdorfer in Passau, daß im Kloster Rohr bereits 16 Leute untergebracht seien. „Man kann sich denken, wie eng es zugehen muß und welche Opfer die Patres tragen müssen . . ."[34] Der Abt besuchte auch in diesen Tagen der Niederlassung in Rohr den Bischof von Passau; er unterrichtete ihn über die Situation und bat ihn um Unterstützung. Seine bündige Antwort war, daß er leider keine Möglichkeit sehe, ihm und seinem Konvent zu helfen. Der Erzbischof Michael Buchberger von Regensburg, nunmehr der zuständige Ordinarius für die Neugründung, begrüßte die Niederlassung und bestätigte die Übernahme der Pfarrei durch die Braunauer Benediktiner. Er erwies sich in der Folgezeit stets als Freund und Förderer von Rohr, insbesondere auch des Abtes Dominik Prokop.

Die staatliche Genehmigung der Niederlassung der Abtei Braunau in der Marktgemeinde Rohr wurde mit M. E. vom 22. 3. 1946 Nr. 141 185 und mit Regierungserlaß vom 11. 4. 1946 Nr. 3424 h/3 erteilt. Als amtlicher Tag der Niederlassung wurde der feierliche Einzug des Abtes mit seinem Konvent am 15. August 1946 festgelegt. Die amtliche Bezeichnung lautet *„Abtei Braunau in Rohr"*.

Diese Niederlassung bedurfte auch der Genehmigung und Regelung der kirchenrechtlichen Verhältnisse zwischen der neuen Niederlassung in Rohr und der alten Abtei Braunau, die ja zunächst mit einem tschechisch-amerikanischen Konvent weiter bestand, durch die Religiosenkongregation in Rom. Nach der Auffassung von P. Philipp Hofmeister von Neresheim, den der Abt um Rat gefragt hatte, müßten die Rechte der Abtei Braunau auf den Abt und den Konvent in Břevnov übertragen werden. Abt Dominik Prokop und sein

34) Brief vom 22. 10. 1946.

Konvent müßten im Interesse des bonum commune auf Braunau verzichten. Dafür würde Rohr als neue Abtei errichtet. Diesen Verzicht zu leisten, das wäre dem Abt und dem Konvent sehr hart angekommen, weil man zu der Zeit allgemein noch in der Vertreibung der Deutschen aus der Tschechoslowakei einen vorübergehenden Zustand sah und man auf irgendeine Revision hoffte. Deshalb konnte sich der Abt nicht entschließen, in diesem Sinne sich an die Religiosenkongregation zu wenden.

Inzwischen waren zwei Jahre vergangen. In Prag hatten sich die staatlichen Verhältnisse durch die Machtergreifung der kommunistischen Partei total geändert, so daß bei der strengen Anlehnung der neuen Regierung an die Sowjetunion irgendeine Revision für die Deutschen nicht mehr zu erwarten war. So blieb der Abt auf seinem Standpunkt und wandte sich mit einer Schilderung der Schicksale des deutschen Konventes der Abtei Braunau an den Hl. Stuhl, da durch die kommunistische Regierung die Klöster in der Tschechoslowakei keine Zukunft mehr hatten. (Sie wurden alle 1950 aufgelöst.) Er fügte dann bei:

„Um jegliche Unklarheit bezüglich der rechtmäßigen Überführung der klösterlichen Familie von Braunau in Böhmen nach Rohr in Bayern zu beheben und jeden Zweifel der Gültigkeit des Noviziates, das ja kraft der vom Hl. Stuhl genehmigten Konstitutionen zu einer selbständigen Abtei gehört, auszuschalten, bittet der erwähnte Abt ergebenst, der Hl. Stuhl möge wie folgt, erklären:

1. Die klösterliche Familie von St. Wenzel in Braunau genießt während ihres Exils in Rohr insgesamt und im einzelnen alle Rechte und Privilegien, die sie in ihrer alten Heimat besaß.
2. Insonderheit bleibt das Noviziatshaus für Chor- und Laiennovizen, das aufgrund der Konstitutionen bei der Braunauer Abtei errichtet wurde, auch an dem neuen Sitz der exulierten klösterlichen Familie in voller Rechtskraft erhalten.
3. Um jeglichen Zweifel an der Erlaubtheit und Gültigkeit des Noviziates bzw. der im Exil abgelegten Ordensgelübde unmöglich zu machen, möge, durch gegenwärtigen Bescheid eine vollständige Sanierung und Gültigmachung eintreten."[35]

Dieses Reskript wurde durch den Abtprimas beim Hl. Stuhl eingereicht. Die Zustimmung des Hl. Stuhles vom 23. August 1948, die dem Abtprimas zur Weiterleitung überreicht wurde, hat folgenden Inhalt: „Dem hochwürdigsten Abtprimas des Benediktinerordens gewährt die Religiosenkongregation kraft der von Sr. Heiligkeit verliehenen Vollmachten alle oben vorgetragenen Bitten einschließlich aller Sanktionen und Rechtsgültigmachungen unter Wahrung aller übrigen Rechtsnormen und nach Wissen und Willen des Bittstellers. Entgegenstehendes ist außer Kraft zu setzen. Fr. S. M. Masetto, Sekretär."

„Kraft der vom Hl. Stuhl übertragenen Vollmachten bestätigen wir so-

35) In Abschrift, Archiv Rohr.

wohl die Übertragung mit allen Rechten und Privilegien, als auch das eigene Noviziat, wie im Gesuch verlangt wurde, die eventuelle Sanierung und bestätigen gleichzeitig das Institut der Chorfratres gemäß des Gesuches. Collegio di San Anselmo, 9. September 1948. Bernhardus Kaelin, Abtprimas."[36]

Der Inhalt dieses Dekretes wurde auch dem Ordinariat in Regensburg mitgeteilt, das diese rechtskräftige Translation der Abtei Braunau nach Rohr zur Kenntnis nahm.

Von Wichtigkeit für die Abtei Braunau in Rohr war auch die Erlangung der Körperschaft des öffentlichen Rechtes. Sie wurde ihr mit M. E. des Bayerischen Staatsministeriums für Unterricht und Kultus vom 16. 11. 1949 Nr. 74 479 erteilt.

Errichtung des Gymnasiums in Rohr

Für Abt Dominik Prokop war es ein sehr wichtiges Anliegen, allen Mitbrüdern, die sich in Rohr um ihn sammelten — außer zweien alles junge Leute — eine geeignete Aufgabe zu geben. Um das Gotteslob wieder in benediktinischem Geiste zu verkünden, das Konventamt und die Vesper täglich choraliter zu feiern; dazu mußte der Konvent eine größere Anzahl von Religiosen aufweisen. Es kam dem Abt sehr zugute, daß Landrat Prechtl von Rottenburg wünschte, daß die Braunauer Benediktiner ihre Gymnasialtätigkeit wieder aufnehmen, das heißt also ein Gymnasium mit Internat errichten. Es war ein kühnes Unterfangen des Abtes, als echte Habenichtse am 6. Oktober 1947 mit der ersten Klasse zu beginnen. Es fehlte an allem, Räumlichkeiten, Einrichtung und Schulmöbel, Lehr- und Lernmittel. Wieder war es Landrat Prof. Prechtl, der die ersten Wege dazu ebnete (er war inzwischen auch Mitglied des Bayerischen Landtages geworden). Er versorgte der Abtei von dem damaligen Staatsminister des bayerischen Staatsministeriums für Unterricht und Kultus Dr. Dr. Alois Hundhammer für den Beginn der Unterrichtstätigkeit die mündliche Zusage, die dann erst mit Ministerialentscheid vom 18. August 1948 des Ministeriums für Unterricht und Kultus schriftlich unter den entsprechenden Bedingungen gegeben wurde[37].

Fürs erste Schuljahr stellte die Marktgemeinde Rohr eine Klasse ihrer Volksschule zur Verfügung. Über 40 Schüler, zumeist Kinder von Heimatvertriebenen, wurden in die erste Klasse aufgenommen. Vierzehn von ihnen, die schon 11—13 Jahre alt waren und die nötige Begabung zeigten, konnten mit Erlaubnis des Ministeriums den Stoff von zwei Schuljahren in einem Jahr bewältigen. Außerdem wurden noch vier Schüler, die schon in Braunau vier oder fünf Klassen Gymnasium absolviert hatten, aufgenommen; dazu stießen noch ein Chorfrater des Klosters und drei Passauer Schüler, so daß auch mit einer fünften (heutige neunte) Klasse begonnen werden konnte. Im nächsten Schuljahr gab es bereits die Klassen I, II, III und V mit 81 Schülern, die fast alle im Internat wohnten. Zu dem Zweck waren die weiten Dachräume

36) Archiv Rohr.
37) Archiv Rohr. Gymnasium.

zu Mansardenzimmern ausgebaut worden. Die Schule führte den offiziellen Namen *„Gymnasium der Benediktiner in Rohr"*. Es war das Ziel der Abtei, zunächst ein sechsklassiges Gymnasium aufzubauen. Außer dem jährlich neu benötigten Klassenraum mußte auch das Internat stets erweitert werden. Es gab viel schwere Sorgen, weil vor allem das nötige Betriebskapital fehlte. Die bescheidene Summe an Reichsmark war durch die Währungsreform dahin geschmolzen, mit dem Kopfgeld von 40,– DM pro Person mußte neu begonnen werden. Verschiedene Spendenaktionen wurden durchgeführt: Bettelpredigten in den Kirchen, Bausteinaktion, Spenden von österreichischen und bayerischen Klöstern wurden erbeten, die nur bescheiden ausfallen konnten, weil die meisten Abteien selbst viel gelitten und Schwierigkeiten zu überwinden hatten. Von entscheidendem Wert als Hilfe in größter Not war die leihweise Überlassung von zinslosen Kapitalien durch den Prälaten und späteren Weihbisch Dr. Dr. Adolf Kindermann von Königstein (100 000,– DM) und des P. Wehrenfried van Straten, Ostpriesterhilfe (200 000,– DM).

Eine große soziale Ungerechtigkeit mußte die Abtei hinnehmen: Weder die Abtei noch die einzelnen Mitbrüder erhielten einen Lastenausgleich. Die Begründung war einmal, für die geschädigten kirchlichen Personen, Orden usw. komme die Kirche selbst auf, dafür brauche sie keine Abgaben für den Lastenausgleichsfonds zu zahlen; und die andere war, die Orden sind juristische Personen, denen nach der Gesetzesbestimmung kein Lastenausgleich gezahlt wird. Beide Begründungen trafen nicht zu. Ein Gesetz, eine Verordnung oder eine Novelle für einen kirchlichen Lastenausgleich hat es nie gegeben. Es scheinen zwar anfangs in diesem Sinne mündliche Verhandlungen stattgefunden zu haben, aber darüber hinaus ist nie etwas Derartiges beschlossen worden. Und der andere Fall, juristische Person: Das Kloster ist zwar eine juristische Person, aber kein Interessenverband, den man sonst darunter versteht, bei dem die einzelnen Mitglieder füreinander keine Verpflichtungen haben und als einzelne Personen in den vollen Genuß der Lastenausgleichshilfen gelangt sind. Die Klostergemeinschaft ist eine Familie, die für die Ausbildung ihres Nachwuchses, für die Erhaltung der kranken und alten Mitglieder aufkommen muß. Da Ordensleute keinen Eigenerwerb haben dürfen, waren somit die einzelnen Mitglieder der Klosterfamilie von jeder Art der Unterstützung aus dem Lastenausgleich ausgeschlossen. Trotz einzelner Proteste bei Mitgliedern der Regierung sowie des Bundestages konnte nichts ausgerichtet werden.

Trotz aller Schwierigkeiten, die oft sehr groß waren, konnte doch das Ziel des *sechsklassigen Gymnasiums* im Schuljahr 1952/53 erreicht werden. Die Schüler der Oberstufenklasse hatten inzwischen an dem humanistischen Gymnasium in Landshut ihr Abitur abgelegt. Durch Ausbau des einstigen Pferdestalles und des Klosterteiles, der als Wohngbäude dem Bauern Änderl gedient hatte, und durch Kauf des Gebäudeteiles, der die Volksschule beherbergt hatte, waren die nötigen Räumlichkeiten geschaffen worden.

Als 1956/57 die Abtei vor der Situation stand, die improvisierten, zum

Teil unzulänglichen Räume durch Neubauten zu ersetzen und das Gymnasium zu einem Vollgymnasium auszubauen, stand sie vor einer fast unlösbaren Aufgabe. Da kam wie ein Geschenk Gottes die Hilfe. Das Bayerische Staatsministerium für Unterricht und Kultus suchte ein Gymnasium, das bereit wäre, einen *vierjährigen Förderkurs für spät ausgesiedelte Oberschüler* aus den Ostblockstaaten einzurichten. Die Schüler hatten in ihrer bisherigen Heimat einige Klassen einer höheren Schule besucht, nun sollte ihnen die Möglichkeit geboten werden, ihre Studien fortzusetzen und mit einem Abitur abzuschließen. Aufgrund der bisher völlig anderen Ausbildung und der schlechten Kenntnisse in der deutschen Sprache war für sie der Besuch eines normalen deutschen Gymnasiums unmöglich. Das Ministerium für Arbeit und soziale Fürsorge und der Caritasverband boten zur Finanzierung dieses Förderkurses ihre Hilfe an. Aus Mitteln des Bundesjugendplanes wurden die dazu nötigen Räume an das Klostergebäude angebaut. Das Ministerium für Unterricht und Kultus erklärte sich bereit 1½ Lehrkräfte für den Kurs zu bezahlen. Auch der *„Verein der Freunde und Förderer des Gymnasiums"*, der in dem Jahr erst gegründet worden war, zahlte einen Zuschuß von 40 000,– DM. Von den 34 Schülern, die eingetreten waren, schieden bald einige wegen Mangel an entsprechenden Vorkenntnissen aus, einige hatten zu geringe Erfolge; 16 konnten mit Erfolg zum Abitur gebracht werden. In dem Zusammenhang konnte auch mit der 7. (heutige 11. Klasse) die Oberstufe begonnen werden. So konnte *1962 das erste Abitur* gleich mit zwei Klassen abgelegt werden. Die Schule erhielt einen neuen Namen: *„Johannes-Nepomuk-Gymnasium"* mit neusprachlichem Zweig, das Latein als erste Fremdsprache führt.

Als mit den großen Erfordernissen der Oberstufenreform erkennbar wurde, daß wiederum die vorhandenen Räumlichkeiten, Lern- und Lehrmittel nicht ausreichen werden, um die Kollegstufe durchzuführen, stand die Abtei vor neuen schweren Problemen und Überlegungen. Ohne die Durchführung der Kollegstufe war die Aufrechterhaltung des Vollgymnasiums nicht möglich. Auf ein sechsklassiges Gymnasium zurückzugehen, hätte bei der starken Konkurrenz der Nachbargymnasien (Mainburg, Kelheim, Mallersdorf) das Ende des Rohrer Gymnasiums bedeutet. Das aber hätte schwere Folgen für den ganzen Konvent gehabt. Ein Bittgang zu dem inzwischen verstorbenen Erzbischof Kardinal Julius Döpfner in München bot die Möglichkeit, ihm die Folgenschwere des Problems darzulegen. Er versprach Hilfe: er vermittelte die Unterstützung der Deutschen Bischofskonferenz unter der Voraussetzung, daß sich auch der Staat an der Finanzierung des Ausbaues des Gymnasiums beteiligte. So konnten zwei Bauprojekte durchgeführt werden: Die Errichtung einer modernen *Turnhalle* mit *Lehrschwimmbad* und der *Neubau des Schulhauses*. Es waren Millionenprojekte. Die Turnhalle wurde 1969 fertiggestellt, das Schulhaus in der ersten Etappe 1970, in der zweiten 1975.

Von Anfang an war die musische Komponente ins Bildungs- und Erziehungsprogramm mit eingeflochten. Vor allem war es die *Musik*, die von P. Konstantin Mach, dem Oberstudiendirektor des Gymnasiums, stark geför-

dert wurde, der sich auch einen eigenen Schulchor geschaffen hat. Dieser tritt jedes Jahr bei verschiedenen Gelegenheiten in der Öffentlichkeit auf. Dazu gehört auch die Chorfahrt, die jedes Jahr durch einige Städte der Bundesrepublik und auch ins Ausland führt. Von P. Kohnstantin werden auch jedes Jahr einige Konzerte in Rohr organisiert: die „Musica sacra" in der Kirche und die „Kammerkonzerte" in der Aula des Gymnasiums. Öfters werden bei diesen Konzerten Kompositionen von P. Konstantin aufgeführt. Mit diesen Veranstaltungen, die oft der näheren und weiteren Umgebung von Rohr Hervorragendes mit besten solistischen Kräften bieten, wird auch den Schülern Gelegenheit geboten, beste Musik zu hören und zu erleben.

Zu dem Kulturprogramm von Rohr gehören auch die jährlichen „Rohrer Rundfunk-/ Sänger- und Musikantentreffen" in der Aula des Gymnasiums und das „Adventsingen" in der Kirche, an denen auch der Schulchor mitwirkt. Auch das *Laienspiel* gehört seit Anfang des Gymnasiums zum Bildungsprogramm der Schüler. In jüngster Zeit hat die Abtei mit Einsatz guter Kräfte des Klosters und das Gymnasiums die Darstellung der „Oberuferer Spiele" (Paradeis- und Krippenspiel) übernommen. Dr. Reinhold Netolitzky, der einstige Leiter und Regisseur der „Morgensternbühne", ein Schüler von Max Reinhardt, hat 1974 mit den Rohrer Kräften die beiden Spiele einstudiert, die nun jedes zweite Jahr in der Rohrer Kirche aufgeführt werden. Damit sollte dieses alte, bis ins Mittelalter zurückreichende Mysterienspiel in seiner ganzen Herbheit, Eigenart und religiösen Tiefe nicht der Vergessenheit verfallen. In einer langen Überlieferung sind diese beiden Spiele in Oberufer bei Preßburg von Männern der Dorfgemeinde aufgeführt worden. Auch die Frauenrollen wurden von Männern gespielt; das ist in Rohr beibehalten worden, weil es wesentlich zu dem Charakter dieser alten Spiele gehört. So wird eine alte Tradition des Braunauer Klosters und Gymnasiums, die besonders in der Barockzeit eine hohe Blüte erreichte, in Rohr wieder fortgeführt.

Dem *Sport* wird im Rohrer Gymnasium entsprechend den Bedürfnissen der Zeit eine ganz andere Aufmerksamkeit geschenkt als früher im Braunauer Gymnasium. Jahr für Jahr wird mit zwei Klassen in den Alpen ein Winterlager (Skisport) durchgeführt. Die Fußballmannschaft ist durch all die Jahre sehr aktiv, Freundschaftsspiele wurden mit Mannschaften der Gymnasien Mainburg, Kelheim, Forchheim, Kastl und der Realschule Abensberg veranstaltet. Eine große Förderung erhielt der Sport durch die neue Turnhalle mit Lehrschwimmbecken und Duschen und dem angrenzenden Mehrzweck-Sportplatz. Am 23. September 1978 konnte der neue Fußballplatz mit 400 m Laufbahn, Umkleideräumen und Duschen eingeweiht werden.

Zur Zeit führt das Gymnasium 14 Klassen und zwei Kollegstufen-Jahrgänge mit 449 Schülern und Schülerinnen, die vom Herrn Abt, 6 Patres und 26 weltlichen Lehrkräften (Damen und Herren) unterrichtet werden.

Von gleich großer Bedeutung ist die *Seelsorgstätigkeit* mehrerer Patres in folgenden Seelsorgstationen: Pfarrei Rohr (Pfarrer und Kaplan), Benefizium Obereulenbach, die Filialen von Pürkwang, Oberlauterbach und Margare-

thentann, Helchenbach, das Altersheim in Schloß Wildenberg, die Pfarrei Unterneuhausen. Mit Ausnahme der letzten Pfarrei wird die gesamte Tätigkeit in diesen Orten excurrendo vom Kloster aus durchgeführt; das bedeutet, daß diese Patres an dem Leben der Klosterfamilie voll teilnehmen können. Dazu kommen an Sonn- und Feiertagen *Seelsorgeaushilfen* in den benachbarten Pfarrgemeinden. Einige Mitbrüder wirken im südeutschen Raum und darüber hinaus durch *religiöse und kulturgeschichtliche Vorträge* im Katholischen Bildungswerk, in der Volkshochschule, in besonderer Weise aber in der Ackermanngemeinde 37 und bei den Braunauer Landsleuten.

Eine besondere Aufgabe fällt der Abtei durch die Obhut über die *Kloster- und Pfarrkirche Maria Himmelfahrt* in Rohr zu, sie ist eines der berühmtesten Bauwerke der Brüder Cosmas Damian und Ägid Quirin Asam. Alljährlich am Patronatsfest wird durch die Abtei die nähere und weitere Umgebung von Rohr zu einer Wallfahrt und Kundgebung aufgerufen.

Die Abtei Braunau in Rohr ist auch immer ein *Mittelpunkt für die Braunauer Landsleute.* Es war ein großes Verdienst des Abtes Dominik Prokop, daß er bereits 1946 begann, für sie den Braunauer *Rundbrief* herauszugeben, der den in alle Welt vertriebenen und zerstreuten Landsleuten viel Trost und manchen Tip zur Auffindung der verlorenen Angehörigen brachte. Immer mehr entwickelte er sich auch zu einem Organ, das die heimatgeschichtlichen Traditionen sammelte und sie so der Vergessenheit entriß. Er wurde mit der Zeit immer besser ausgestattet. Auch heute erfreut er sich großer Beliebtheit und erfüllt einen wertvollen Dienst. Der gegenwärtige Schriftleiter ist P. Heinrich Geyer. Er wie auch P. Beda Menzel sind Mitglieder des *Braunauer Heimatkreisrates.* Sie nehmen durch Gottesdienstgestaltung und Vorträge an den verschiedenen Veranstaltungen und Tagungen ihrer Landsleute teil. Abt Dominik Prokop wie auch sein Nachfolger Abt Virgil Kinzel hielten immer am Braunauer Heimattag in Forchheim oder Augsburg den Festgottesdienst. Alle Genannten arbeiten auch sonst sehr aktiv in der *Ackermanngemeinde* mit. Auch die Patres *Gregor Zippel* und *Ulrich Lessmann* wirken als Geistliche Beiräte in der „Jungen Aktion" der Ackermanngemeinde bzw. Aktion Ost-West (Arbeitsgemeinschaft für Friedensfragen im BDKJ). P. *Konstantin Mach* ist Mitglied der Diözesan-Kirchenmusikkommission in Regensburg. Der Abt von Břevnov, Anastáz Opasek, der seit 1968 als Exulant in der Abtei Rohr wohnt, wird häufig zu Vorträgen über Kirchenfragen und Probleme der ČSSR von der Ackermanngemeinde und anderen Institutionen eingeladen. Seine Haupttätigkeit aber widmet er den tschechischen Emigranten in der Bundesrepublik und darüber hinaus auch in anderen Ländern. Die *„Junge Aktion"* der Ackermanngemeinde sendet jedes Jahr zu Ostern 100 bis 150 Jugendliche nach Rohr, die hier im Rahmen ihrer Tagung auch an der Osterliturgie der Mönche teilnehmen.

Zweimal tagten in Rohr Verbände, die sich mit Problemen der Vertriebenen und Ausgesiedelten beschäftigten: Am 25. März 1955 das *„Sudeten-*

38) Eine Gemeinschaft katholischer Sudetendeutscher, deren Vorsitzender der Präsident der Bundesanstalt für Arbeit Josef Stingl ist.

deutsche Priesterhilfswerk" unter Leitung des damaligen Prälaten und späteren Weihbischofs DDr. Adolf Kindermann von Königstein, – und am 4./5. September 1961 der „*Flüchtlingsrat der Bundesrepublik*" unter Leitung des damaligen Staatssekretärs Dr. Nahm. – Im Anschluß an den Eucharistischen Kongreß in München 1960 trafen sich vom 4.–8. August die Mitglieder der *Cyrill- und Method-Liga* und die *Christliche Akademie der Exiltschechen* in Rohr. – Jährlich führt Abt Virgil Einkehrtage für Heimatvertriebene aus der Umgebung von Rohr durch. Zu dieser betonten Arbeit unter den Heimatvertriebenen glaubt die Abtei Braunau in Rohr eine besondere Verpflichtung zu haben.

Vom Gymnasium aus wurden im Sinn der Öffnung für religiöse Fragen und die Kultur Ostmitteleuropas bis zur Stunde vier „*Wochen des Ostens*" gehalten.: 10.–17. Juni 1964, 19.–26. November 1967, 5.–11. November 1974, 18.–24. November 1978. Neben kulturpolitischen Themen, musikalischen Vorträgen, Vorführungen des Ungarischen Gymnasiums in Kastl und der Aufführung der Oberuferer Spiele in der Kirche, feierte man auch einen Gottesdienst in altslavischem Ritus, der geeignet war, die Frömmigkeit und den Geist der Ostkirche nahezubringen.

Die *historische Forschung und Geschichtsschreibung*, die im Benediktinerorden schon seit seiner Frühzeit eifrig gepflegt wurde, haben P. Prior Dr. Johannes Zeschick und P. Dr. Beda Menzel aufgegriffen. Sie sind beide Mitglieder der *Bayerischen Benediktinerakademie* und der *Kommission für die Erforschung der Geschichte der Sudetenländer*. Der Bayer. Bened. Akademie gehört auch seit 1979 P. Konstantin Mach an und zwar der Sektion der Künste. Ihre Publikationen geben Zeugnis davon ab.

Trotz reichem Aktivismus der Patres wird doch nach alter Tradition der Abtei großes Gewicht auf die Pflege der Liturgie und des Chorals gelegt.

Nachwort

Succisa virescit. Der alte benediktinische Wahlspruch hat durch die Schicksale und den Wiederaufbau der Abtei in Rohr seine Bestätigung erfahren. Oft hat die Vorsehung Gottes spürbar in den Lauf der Dinge eingegriffen. Der Braunauer Konvent drohte durch die politischen Ereignisse von 1945 zersprengt zu werden. Das war das grausame Schicksal aller Deutschen in der wieder erstandenen Tschechoslowakei. Die Familien, die Sippen, die Nachbarschaft, alle natürlichen Bindungen und Gemeinschaften wurden zerrissen. Die einen wurden ohne Rücksicht auf die Familienbande in die russische Zone abgeschoben, die anderen in die amerikanische, immer hunderte Kilometer voneinander entfernt. Jede Kontaktmöglichkeit war wegen der scharfen Trennung der Besatzungszonen und der Unmöglichkeit, Reisen zu machen, unterbunden. Es dauerte Monate, wenn nicht gar Jahre, bis man sich wieder gefunden und brieflichen Kontakt aufgenommen hat.

Und die Benediktiner von Braunau? Auch sie wurden zerstreut, nicht geschlossen ausgesiedelt, etliche auch in die russische Zone. Aber sie fuhren doch nicht ins Ungewisse, jeder wußte, wohin er sich zu wenden hatte, wenn

er in der neuen Heimat ankam. Weil Abt Dominik Prokop als erster ausgesiedelt war und in Rohr bald Fuß gefaßt hatte, konnte er auf diese Weise seinen Söhnen eine Zufluchtsstätte bieten. So fanden sich alle wieder zu der alten Klosterfamilie nun in Rohr zusammen. Die Mitbrüder, die aus der Gefangenschaft heimkehrten, hatten bald von der neuen Niederlassung gehört und trafen ebenfalls nach und nach ein. Im Laufe von zwei Jahren war die Klosterfamilie wieder um ihren Abt vereint. Gewiß war die neue Zufluchtsstätte begrenzt und unzulänglich, aber sie war ausbaufähig und das wurde reichlich wahrgenommen.

Welche Folgen hatte die Vertreibung der Konventmitglieder für die Abtei? Eine schöne frühbarocke Kirche mit dem Gnadenbild der Mutter Gottes aus der Mitte des 14. Jahrhunderts haben sie verlassen müssen, eine viel schönere, weltberühmte Marienkirche wurde ihnen anvertraut. Das alte, noch auf die Barockzeit zurückgehende Gymnasium, hatte bereits die nationalsozialistische Regierung dem Konvent genommen, das in den besten Zeiten nicht ganz 200 Schüler und Schülerinnen zählte. Heute besitzt die Benediktinerabtei von Braunau in Rohr ein modernes Gebäude mit über 450 Schülern und Schülerinnen.

Wohl stehen noch beide Klostergebäude, das von Braunau und das von Břevnov, berühmte Dientzenhoferbauten, aber sie sind zweckentfremdet; in beiden sind staatliche Archive untergebracht, in der Prälatur des Braunauer Klosters wurde noch das Braunauer Heimatmuseum eingerichtet. Bis 1978 hatte dieses Kloster als Sammelunterkunft für Schwesterngemeinschaften aufgehobener Klöster gedient. Der fast tausendjährige Baum ist zwar 1945/1950 gefällt worden, aber der Wurzelstock ist geblieben. Er hat frisch und kräftig ausgeschlagen und hat sich wiederum zu einem beachtenswerten Baum entwickelt. „Wer hat den Sinn des Hern erkannt, wer ist sein Ratgeber gewesen? Wie unergründlich sind seine Urteile, wie unerforschlich seine Wege". Röm 11,33 f.

Ampferang

Studien zur Gründungsgeschichte Ettals

Von Stephan Schaller OSB — Ettal

650 Jahre sind seit der Gründung Ettals verflossen. Jubiläen wenden den Blick notgedrungen zurück, aber diesmal wollen wir nicht beim Jahr 1330 haltmachen, sondern versuchen, auch die Vorgeschichte Ettals etwas aufzuhellen. Schon beim 600jährigen Jubiläum im Jahre 1930 hat Ettals Hauszeitschrift einen kurzen Artikel von P. Adalbert SALBERG gebracht: „Vor Ettals Gründung".[1] Inzwischen ist manches zutage gekommen, das eine erneute Zusammenfassung der Erkenntnisse rechtfertigt, wobei genug Platz für die Hoffnung bleibt, daß in weiteren 50 Jahren noch einiges hinzuwachsen wird.

Wie jede Ausgrabung nur langsam und vorsichtig vonstatten geht, so können auch wir auf so manche Wortklauberei und manchen Blick über das Ausgrabungsfeld hinaus nicht verzichten, ebenfalls nicht darauf, legendäre Zutaten auf ihren historischen Kern zu untersuchen.

Kaiser Ludwig IV., gemeinhin Ludwig der Bayer genannt, hat 1328 auf seinem Romzug wohl das Ziel der Kaiserkrönung erreicht, geriet aber dann in große politische und finanzielle Bedrängnis, vom Kirchenbann ganz zu schweigen. Es gelang ihm, sich durch Verkauf kaiserlicher Rechte soweit zu sanieren, daß er mit seinem Heer über den Brenner zurückkehren konnte, um im Reich und in seinem Herzogtum Bayern nach dem Rechten zu sehen. Er machte in Partenkirchen Station, aber damit war er noch nicht in seinen Erblanden, denn dieser Ort gehörte zur Grafschaft Werdenfels, und diese gehörte seit 1294 dem Bistum Freising. Die Grenze verlief im Loisachtal am sogenannten „Steinernen Brückel" über den Ronetsbach zwischen Farchant und Oberau. In nächster Nähe von Oberau gründete der Kaiser 1330 persönlich ein Benediktinerkloster, dessen Kirche ein aus Italien mitgebrachtes marmornes Madonnenbild bewahren sollte. Es ist nicht von der Hand zu weisen, daß es sich hier wie in unzähligen anderen Fällen um die Einlösung eines Gelübdes „für glückliche Heimkehr" handelte, natürlich in kaiserlicher Größenordnung. Da der Kaiser seinen Heereszug nach Italien ebenfalls über Partenkirchen angetreten hatte, konnte ihm das Loisachtal bekannt sein; als großer Freund der Bärenjagd — er reservierte sich diese auch später im neuen Ettalischen

---

1) Ettaler Mandl 18 (1930), S. 20—22.

Gebiet — mochte er auch durchs Ammertal gestreift sein. Den genauen Ort der geplanten Gründung hat ihm in der Krisenzeit in Italien ein Ortskundiger genannt; gemäß der Legende ist es ein grauer Mönch gewesen, wobei wir „grau" nicht auf das Kleid, sondern auf die Haare und somit das Alter beziehen wollen. Er nannte den Namen Ampferang. Der Kaiser merkte sich den Namen genau; „also schreib ez der Keiser selbis in syn teffelyn."[2] In Partenkirchen erkundigt sich der Kaiser nun nach der Lage dieses Ortes. Ein Jäger namens Heinrich Fendt, der in kaiserlichen Diensten steht und in Oberammergau seinen Wohnsitz hat[3], kennt diesen Ort genau, denn „ich habe myne weyde lehen daselbes", und führt ihn hin.

Ampferang

Es handelt sich um einen Flurnamen. Da denkt man zunächst an keltischen Ursprung, da die meisten Fluß- und Bergnamen aus der Zeit der keltischen Besiedlung des Alpenrandes stammen, wie z. B. der Name des Kofels bei Oberammergau. „Kofel" ist die typische keltische Form für das germanische „Kegel"; wer den Kofel je gesehen hat, weiß, daß er eine ausgesprochene Kegelgestalt hat. Dieser Bergname ist auch sonst bezeugt, z. B. Patscherkofel, Langkofel, wie auch die Misch- oder Übergangsform „Kogel" nicht selten ist: Gamskogel, Ankogel, Rißkogel. Die bekannten Peutingerischen Tafeln (Karte der römischen Reichsstraßen) verzeichnen sogar eine Station „ad coveliacas" zwischen Partenkirchen und Epfach am Lech, aber hier handelt es sich nicht um *einen* Kofel, sondern wegen der Pluralform um wenigstens zwei kegelartige Berge. Die römische Station lag nachweislich auf dem inzwischen abgetragenen Moosberg südlich von Murnau, und der doppelte Kofel ist das als Landmarke weithin sichtbare Ettaler Mandl, das bekanntlich aus zwei Zacken besteht, im Volksmund „Mandl und Weibl" genannt.

Keltisch ist ohne Zweifel auch der Name der *Ammer*, der „Wasser" oder im vorliegenden Diminutivum „Wasserl" heißt, erstmals als ambir in ambirgou um 1026 bezeugt. Daß der Fluß ursprünglich Amper hieß, bezeugt er in seinem heute noch Amper heißenden Unterlauf nach dem Austritt aus dem Ammersee. Daß die Buchstaben p oder b an das vorhergehende m assimiliert werden, entspricht einer sprachgeschichtlichen Regel wie z. B. bei lamp (= Lamm), gen. lambes, plur. lembir, engl. lamb, hartnäckig noch immer mit stummen b geschrieben. Daß aus dem p in amper ein pf wird, verursacht die althochdeutsche (zweite) Lautverschiebung etwa im 6. Jahrhundert, wonach der stimmlose Verschlußlaut p im Inlaut nach

2) Placidus *Glasthaner*, Die Gründung Ettals, Ettaler Mandl 18 (1930), S. 17 ff., wo er den Bericht aus den Fundationes monasteriorum Bavariae von 1388 ausführlich zitiert.

3) J. A. *Daisenberger*, Geschichte des Dorfes Oberammergau, Obb. Archiv 20 (1858), S. 99; die Fendt sind schon 1278 in Oberammergau ansässig.

l, r, m und n zu pf wird (z. B. impfen, engl. imp). In den lateinischen Chroniken wird gelegentlich amphrangus geschrieben, aber man muß wissen, daß im Mittelhochdeutschen ph wie pf ausgesprochen wurde.

Der zweite Teil des Wortes heißt *rang* bzw. *rank*. Dieses Wort besagt in der Ortsnamenforschung [4] „fortlaufender Berghang, Halde". Das würde bei Ettal genau zutreffen, da sich vom Mühlberg bis zur Ammer ein Hang mit gleichmäßigem Gefälle hinzieht, der — wie Bohrungen bei Bauarbeiten erwiesen haben — aus Geröll mit ziemlich großen Felsbrocken besteht. Damit würde sich der Flurname Ampferang als „Berghang oder Halde an der Ammer" erklären lassen.

Es gibt aber noch einen anderen Deutungsversuch. BÜHRLEN[5] teilt das Wort anders ab: Ampfer — Anger. „Tatsächlich wächst hier namentlich an der Nordseite des Notbergers Ampfer (nicht der gemeine Sauerampfer allein, denn es gibt deren mehrere Arten) ganze Wiesenflächen überdeckend. Da diese Pflanze namentlich als Grummet, zweite Jahresernte, wenig Ertrag liefert, so wurde sie durch Umreißung des Bodens und die Kultur größtenteils verdrängt, um anderen ertragsfähigeren Wiesenpflanzen, namentlich verschiedenen Gräsern Platz zu machen." Nun könnte man meinen, der Sauerampfer — übrigens eine Tautologie, denn ampfer bedeutet von sich aus „Bitteres" — sei eine zu häufige Pflanze, um danach eine Flur zu benennen, aber das nahe Graswang, das schon bei Gründung des Klosters so hieß, mahnt uns zur Vorsicht. Neuerdings hat Dr. Wolf-Arnim Frhr. v. REITZENSTEIN, der Vorsitzende des Verbandes für Orts- und Flurnamenforschung in Bayern, eine Verbindung mit dem Fluß Amper abgelehnt, dafür ein Amphar-wanga postuliert, wobei allerdings das w wie im Falle Amerang geschwunden sei, das im 8. Jahrhundert noch amerwange hieß. Wang ist der Name für ein bewachsenes, leicht geneigtes Gelände (siehe Graswang oder Wank, bei dem eine solche Wiese am Gipfel dem Berg den Namen gegeben hat), bewachsen mit Ampfer[6].

Die Erklärung wird dadurch nicht leichter, daß wir einen Vorläufer für Ampferang aus dem 8. Jahrhundert haben:

Antfranga

Als ein Mönch von Benediktbeuern im 12. Jahrhundert die Geschichte seines Klosters im Chronicon Burense niederschrieb, verwertete er dabei auch ältere Texte und Urkunden, die uns nicht mehr erhalten sind[7]. Dies Chronikon hat wiederum der berühmte Geschichtsschreiber P. Carl MEICHELBECK (1669—1734) in seine Geschichte von Benediktbeuern[8] aufgenommen. Demnach hat um 750 ein wohlhabender junger Kriegsmann

---

4) J. A. *Schmeller*, Bayerisches Wörterbuch, 1837, II S. 119.
5) F. R. *Bühnlen*, Ettaler Kirchenführer, 1910, S. 11/12.
6) Brief vom 1. 4. 1979.
7) Monum. Germ. SS. IX (1851), S. 210 ff., hg. von *Wattenbach*; besonders S. 230.
8) C. *Meichelbeck*, Chronikon Benedictoburanum, München 1753, I S. 8.

namens Graman in einer Erkrankung gelobt, sich Gott und dem hl. Benedikt zu weihen, wenn er wieder gesund würde. Er wurde zwar gesund, erüllte jedoch sein Gelöbnis nicht. Erst als die Krankheit wiederkehrte, ging er reumütig nach Benediktbeuern zu Abt Lantfrid und ließ sich einkleiden, wobei er seinen Besitz, nämlich drei Höfe in Au mit der Wiese Antfranga (dato praedio suo, tribus mansibus in villa Ouwa cum prato Antfranga) in Gegenwart nicht weniger Edler als Zeugen darbrachte. Am 30. Tage starb er, wobei er offen sagte, der hl. Benedikt rufe ihn. MEICHELBECK setzte hinzu: „Est Ovva viculus ad Libusam fluvium inter Germisium et Eschenlocham situs. Pratum Antfranga videtur esse idem in ea vicinea locus, qui tempore Ludovici Bavari appellabatur Ampherang, prope quem idem Imperator monasterium longe celeberrimum Ettalense excitavit." Es handelt sich also nicht um das flußabwärts an der Einmündung der Loisach in den Kochelsee liegende Au, das immer schon dem Kloster Schlehdorf gehörte[9], sondern um das heutige Oberau zwischen Garmisch und Eschenlohe. Die Erwähnung der Edlen als Zeugen weist auf eine vorliegende Urkunde hin, denn diese Zeugen wurden immer namentlich aufgeführt. Auch der Name Graman klingt echt und bodenständig; er mochte der Sippe des Germar oder German angehören, von dem Garmisch seinen Namen ableitet[10]. Daß das r bei dem Jüngling Graman vor dem a steht, verwundert den nicht, der den Rhotazismus, d. h. das springende r kennt; vgl: ahd hros = Roß; angelsächsisch horsa, engl. horse.

Wie erklärt sich aber Antfranga als Vorläufer von Ampferang? Etymologisch führt kein Weg dorthin, so daß ich mutmaßte, es handle sich um einen Lesefehler und es müßte heißen Amfranga. Aber die genaue Untersuchung des Originals[11] zeigte, daß nur oberflächlich ein m zu lesen sei, das aus drei gleich hohen senkrechten Strichen besteht, daß aber in Wirklichkeit der dritte Strich durch einen leichten waagrechten Strich als t zu gelten hat. Auch REITZENSTEIN ist zum gleichen Ergebnis gekommen, wobei er den Querstrich des t als Verlängerung des Querstriches im nachfolgenden f begründen zu können glaubt. Auch er neigt der Annahme zu, daß es sich um einen Lese- oder Schreibfehler des Chronisten des 12. Jahrhunderts handle und ursprünglich wohl Amfranga dagestanden sei[12].

Auch *Antfranga* läßt sich deuten. Die Vorsilbe *ant-* gab es früher häufiger als heute, wo wir sie nur noch in Worten wie Antlitz, Antwort, oder Antwerpen vorfinden; sie besagt ein „gegenüber" (z. B. ein Gegen-Wort oder eine Siedlung gegenüber den Werften). *Franga* entspricht dem mittelhochdeutschen „phrange", das Beengung, Einschließung, Nötigung bedeu-

9) Mitteilung von P. Karl *Mindeira* aus Benediktbeuern vom 4. 2. 1970.
10) G. *Buchner*, Die Ortsnamen des Werdenfelser Landes, Obb. Archiv 62 (1921), S. 141.
11) Bayer. Hauptstaatsarchiv. Kl. L. Benediktbeuern 9 f. 7'.
12) Brief vom 1. 4. 1979. — Daß auch heute noch ähnliche Abschreibfehler passieren, beweist *Bührlen*, der a. a. O. stets „antfraga" bringt.

tet. Nun taucht die Bezeichnung „Enge" im Gebiete öfters auf; am berühmtesten ist die Eng beim großen Ahornboden im Karwendelgebirge. Die für Oberau in Frage kommende Enge ist der auch als Ettaler Sattel bezeichnete Moränenhügel zwischen Noth und Mühlberg, der das Ammertal seit der Gletscherschmelze gegen das Loisachtal abriegelt und sogar die Ammer gezwungen hat, sich einen neuen Weg in die Ebene zu suchen. Auch Franz ERTL[13] neigt dieser Ansicht zu und deutet Antfranga als „jenseits der Enge liegende Wiese", was plausibel klingt. Vielleicht läßt sich von Franga aus auch der benachbarte Bergnamen Noth deuten[14].

In einer Ettaler Chronik findet sich eine sonderbare, für uns aber aufschlußreiche Schreibung: „Und do er kam gen Partenkürch, fragt er nach der Gelegenhait, die man nennet den *Ampffrang*"[15]. Hier hätten wir beides beisammen: ampf und frang, und das ergäbe „Engstelle bei der Ammer".

Aus der Schenkung des Graman läßt sich auch die erste wirtschaftlich nutzbare Verbindung zwischen Oberau und dem über 200 m höher gelegenen Ettal erschließen, sicher noch keine Bergstraße, aber doch ein Saumweg. Wer benutzte diesen Weg? War Antfranga nur ein Grundstück oder eine Siedlung?

1963 stieß man bei Erdarbeiten im Garten bei der Volksschule Ettal auf mehrere Schichten Abfall, zuletzt jedoch auf frühgeschichtliche Skelettreste. Das Landesamt für Denkmalpflege schrieb darüber am 2. 12. 1963 an das Landratsamt in Garmisch-Partenkirchen: „Eine von uns vorgenommene Besichtigung der Stelle erwies den frühgeschichtlichen Charakter der Knochenfunde. Nach den sichergestellten Skelettresten und zutage gekommenen Kamm-, Messer und Perlenbeigaben handelt es sich um ein oder zwei Reihengräber der Merovingerzeit (6. Jhd. n. Chr.), die in Gemeinschaft mit weiteren Gräbern der Art zu denken sind."

Die Prähistorische Staatssammlung München teilte auf Anfrage am 21. 1. 1970 mit: „Funde von Ettal: Einfaches Eisenmesser, Reste eines zweireihigen Kammes, 1 Glasperle (Inv. Nr. 1964, 857). Es soll sich um zwei Gräber gehandelt haben, unter denen sich (wegen der Perle) mit Sicherheit ein Frauengrab befunden haben muß. Die Zeitstellung ist 6. oder 7. Jahrhundert nach Christus, eine präzisere Datierung ist in diesem Falle leider nicht möglich. — Oberau: Tatsächlich besitzen wir von dort den Inhalt von Reihengräbern (Inv. Nr. 1929, 31—33) und zwar ein Skramasax (einschneidiges Schwert), 1 einfaches Eisenmesser und 1 Klappmesser — Dinge, die für die Datierung in die Zeit um 700, spätestens in das frühe

---

13) Brief vom 11. 2. 1978; er wohnt in Kremsmünster und ist Fachmann für keltische und bayerische Ortsnamen, rechnet aber unser Gebiet mehr zum schwäbischen Bereich.

14) G. *Buchner* a. a. O. S. 149; er nimmt den 1554 erstmals bezeugten Bergnamen wörtlich.

15) J. A. *Schmeller* a. a. O.

8. Jahrhundert sprechen."[16] Das waren also die Vorfahren des Kriegsmannes Graman.

Orte mit gesicherten Reihengräbern sind in unserer unmittelbaren Umgebung: Oberammergau, Oberau, Farchant, Garmisch[17]. Hatte auch unser Tal Reihengräber? Gab es nicht nur gelegentlichen Almbetrieb, sondern eine Siedlung?

Hier kommt uns die Gründungslegende zu Hilfe, gemäß der Kaiser Ludwig zu Pferd zu einer großen Tanne kam; das Pferd fiel nieder, und der Kaiser erkannte, daß er hier das geplante Kloster erbauen sollte. „Also styg der Kayser von seinem Roß ab, unnd hieß den Baum abhawen, unnd mit wurtzen außgraben. Darunter sy funden ain Todten menschen Cörper, wölchen die mörder vor lang ermördet hetten, noch unverwesen." Auf diese böse Überraschung folgten weitere. „Nach dem also fienge man das Closter an zubawen, und wie man die grunduest thet graben, erfanden sy vil der Todten menschen Cörper . . . Nach dem fing man an zu graben den grund zum Conuendt hauß, in dem auch biß in acht todte Cörper erfunden warden, und wie man aines gaden hoch auch gebawet hette, fiel es ernieder. Demnach den grund noch tieffer muoßt graben, und erfanden widerumb neün todten Cörper, das derhalben, solcher einfall der mauren nit vergebens sich begeben hat."[18]

Wie sollte man sich dies erklären? Es konnte sich nur um die Opfer einer Mörderbande handeln, die in jenem dichten Wald ihr Unwesen getrieben hatte. Ein Ettaler Kirchenführer von 1709 weiß zu berichten, daß bei dem Bau der Grundfeste von Kirche und Kloster eine Menge Gruben und Mordgrüfte war, wo die Mörder sich aufgehalten und die Ermordeten zusammengeworfen haben. Es scheinen immerhin pietätvolle Mörder gewesen zu sein, die ihre Opfer nicht irgendwo am Wegrand oder in unzugänglichen Bergklüften vermodern ließen, sondern sie zusammentrugen und sozusagen in Reih und Glied bestatteten. Verwunderung erregte immerhin die unverweste Leiche unter der mächtigen und damit sehr bejahrten Tanne; nach unseren heutigen Kenntnissen handelte es sich um eine Moorleiche, die von den Gerbsäuren konserviert war. Das Ettaler

---

16) Der unterzeichnete Oberkonservator Dr. *Dannheimer* stellt gegenüber H. A. *Ried*, Oberammergauer Köpfe: Mitteilungen der Akademie zur wissenschaftlichen Erforschung und Pflege des Deutschtums, Heft 3 (1930), S. 121 ff. (wo eine rassenkundliche Linie über die Huosi zurück zu den Illyrern gezogen wird) fest, daß wir „bis heute nicht in der Lage sind, prähistorische Funde irgendwelcher Art mit ihnen in Verbindung zu bringen (also auch nicht Funde der Hallstatt-Kultur)".

17) M. *Spindler*, Bayerischer Geschichtsatlas, 1969, Karte S. 9. — Auf Karte S. 14 „Das bayerische Stammesherzogtum 788" ist Oberau und ein Ort am Ammerknie (vermutlich Antfranga) als Besitz Benediktbeuerns ausgewiesen.

18) Text bei *Glasthaner* a. a. O. — Gelegentlich eines Erweiterungsbaues fand man 200 Jahre später nochmals mehrere Tote, die nebeneinander begraben waren.

Moor war früher sicher größer als der heutige naturgeschützte Restbestand. Daß die Ausgräber aus der Tiefe des Wurzelwerkes der mächtigen Tanne schlossen, daß der Tote vor langer Zeit ermordet worden sei, spricht für die Echtheit der Geschichte. Ätiologisch ließ sich das gut verwerten, wie wir es noch bei P. Adalbert SALBERG[19] lesen können: „Vielleicht schläft noch mancher im Gebiet unseres Dorfes, der damals räuberischer Habsucht zum Opfer fiel. So ruhte also auf dem Boden des heutigen Ettal der Fluch verbrecherisch vergossenen Menschenblutes; doch es war bestimmt, daß eine Stätte des Gottesdienstes und des Segens aus ihr werden sollte."

Und noch ein weiterer legendärer Zug der Gründungsgeschichte bekommt einen realen Sinn: Das Pferd des Kaisers fiel bei der Tanne nieder, um anzuzeigen, daß hier das Kloster gebaut werden sollte. Nun galt das Pferd seit alters als weissagendes Tier[20], und der Kaiser achtete nicht das erste Mal darauf[21], aber hier können wir als nüchternen Kern annehmen, daß das mit Kaiser und Marienbild belastete Pferd durchbrach bzw. in eine Höhlung trat, und jedes Pferd, das auf unsicheren Grund tritt, scheut und bleibt stehen. Daß es gleich dreimal auf die Knie gefallen sein soll, wollen wir als fromme Erweiterung eines für die Wahl des Ortes so entscheidenden Vorganges verstehen und verzeihen.

Wir können also annehmen, daß Antfranga wenigstens ein Gehöft mit einer Dauerbesiedlung und einer eigenen Grablege (Reihengräber) hatte. Was zum Ende der Besiedlung führte — und zwar so früh, daß selbst die Erinnerung daran erlosch —, wissen wir nicht. Mure, Seuche, Unwirtschaftlichkeit des Betriebes, Gewalt usw. — wir wissen es nicht. Der Wald eroberte sich mindestens am Hang das Gebiet zurück, so daß aufs neue gerodet werden mußte. Es gab keine Unterkunftsmöglichkeit, so daß der Kaiser dem Jäger Fendt erst ein Häuschen bauen lassen mußte, damit er die Rodung beaufsichtigen konnte. Es ist auch dunkel, wie das Gebiet aus dem Besitz des Klosters Benediktbeuern kam und schließlich zum Staufischen Erbe gehörte, aus dem es Kaiser Ludwig herauslöste, als Ampferang.

Mag auch dieser Name nicht eindeutig zu erklären sein, der neue Name, den der Kaiser seiner Stiftung gab

êtal

hat noch viel mehr Rätsel aufgegeben[22]. Auf keltisch wäre das zwar ein-

---

19) *Salberg* a. a. O., S. 22.

20) R. *Beitl*, Wörterbuch der deutschen Volkskunde, 1955, S. 605.

21) Er gründete 1322 nach der siegreichen Schlacht von Ampfing und Mühldorf die Sattelkapelle, wobei der Sturz des kaiserlichen Pferdes die Stelle bestimmte.

22) F. *Bock*, Die Gründung des Klosters Ettal, Obb. Archiv 66 (1929), S. 1—116; P. *Glasthaner*, Der Name Ettal, und R. *Bauerreiss*, Der Name Ettal und die „Frau Stifterin", in StMBO 67 (1957), S. 254—260; P. *Fischer*, Die Gründungsidee: in Festschrift zum 600jährigen Weihejubiläum der Klosterkirche Ettal, Ettaler Mandl 49 (1970), S. 5—63.

fach gewesen; aith-dail = Hohe Burg[23]. Aber Ludwig ging es um einen neuen Namen für dieses Tal, das lateinisch immer mit vallis übersetzt wurde: vallis legis[24], weil ê das Gesetz heißt; vallis matrimonii[25], weil ê auch Ehe heißt und der Kaiser zugleich ein Stift für verehelichte Ritterpaare und Ritterwitwen gründete. In einem Passionsspiel jener Zeit[26] spricht Christus beim Abendmal:

Ich wil ewch geben ain newe ee
Das osterlamp sol nicht me
Für was ich sag ewch, das
Es ain betzaichung was
Der newen ee und anderst nicht.

Hier steht es also für Bund, Testament. Hatte der Kaiser nicht auch eine Art Bund mit der Gottesmutter geschlossen, um eine glückliche Heimkehr zu erlangen?

Ich möchte mir erlauben, den verschiedenen Hypothesen eine neue anzufügen: Der Kaiser wollte sich gar nicht auf eine einzige Deutung festlegen, sondern wählte ein vieldeutiges Wort, das in seiner Tiefe Raum für alles bot, was er seiner Stiftung mitgab und von ihr erwartete.

---

23) W. *Obermüller*, Deutsch-Keltisches Wörterbuch, 1868, I S. 81.
24) Abt Johann von Viktring, Liber certarum historiarum II (ca. 1342).
25) Heinrich von Diessenhoven (bald nach 1347).
26) J. E. *Wackernell*, Altdeutsche Passionsspiele aus Tirol, 1897, S. 28.

Zur Chronik des Ordens

Das Arbeitsjahr 1978/79 der Bayerischen Benediktinerakademie

Die Jahrestagung 1978 war für den 11. November nach München (St. Bonifaz) einberufen worden und begann mit einem Choralamt zu Ehren des Tagesheiligen Martinus, wobei der neue Abtpräses Albert Brettner (Augsburg) als Hauptzelebrant die Ansprache hielt, die sich auf die Lesungen der Messe bezog. Die öffentliche Sitzung bot zwei Vorträge: *P. Bonifaz Miller* (Metten) behandelte die Frage „Gibt es eine positive Vorform des z. Zt. des hl. Benedikt entarteten Gyrovagentums?" ebenso gründlich wie verständnisvoll; daran schloß sich eine rege Aussprache über den Sinn christlicher Pilgerschaft bis in die Neuzeit herein. Der Präsident *P. Dr. Albert Siegmund* machte mit einem Kapitel seines speziellen Forschungsgebietes bekannt: „Relationen über die bayerische Benediktinerkongregation während der Zeit des Präses Bernhard Wenzel (1692—98), verfaßt von P. Quirin Millon aus Tegernsee." Bereits vor ein paar Tagen hatte P. Albert dem Abtpräses schriftlich mitgeteilt, daß er aus Alters- und Gesundheitsgründen sein Amt als Präsident der BBA niederlegen werde; bei diesem Beschluß blieb er, so daß nachmittags in der geschlossenen Versammlung ein neuer Präsident gewählt werden mußte. Bereits im 1. Wahlgang vereinigten sich 18 von 21 Stimmen auf *P. Dr. Stephan Schaller* (Ettal). Dieser nahm im Hinblick darauf, daß er mit dem Ende des laufenden Schuljahres die Leitung des Benediktinergymnasiums Ettal abgeben dürfe, die Wahl mit Zustimmung seines anwesenden Abtes an. Seine erste Amtshandlung war der Dank an seinen Vorgänger, der seit der Neufassung der Akademiestatuten (1964) als erster das neue Amt des gewählten Präsidenten innegehabt und durch 14 Jahre vorbildlich geführt hatte. Zugleich stellte P. Stephan seinen alten Plan, auch den Künsten in der Akademie einen Platz einzuräumen, der allgemeinen Überlegung anheim.

Zur leichteren Führung der Geschäfte eröffnete er sich alsbald ein Girokonto bei der Bayer. Vereinsbank in München, erbat und erhielt von der Äbtekonferenz eine finanzielle Ausstattung und besorgte für die Archivalien der Akademie einen feuersicheren Schrank. Eine zusätzliche Aufgabe erwuchs ihm aus dem Umstand, daß die BBA die für alle bayerischen Abteien (incl. Ottilianer und Rohr) gemeinsam zu begehende *1500-Jahr-Jubiläumsfeier der Geburt des hl. Benediktus* federführend vorbereiten soll. Sie soll in Augsburg (Ulrichsmünster und Haus St. Ulrich) stattfinden; man ging vom ursprünglichen Sommertermin ab und konzentrierte sich auf den Abend des Benediktusfestes (21. März) und den anschließenden Samstag (22. März,

so daß die Feier in den einzelnen Klöstern nicht zu kurz kommt. Unter dem Motto „Benedikt und Scholastika sollen wieder einmal beisammen sein" wurde der Kreis der Einladungen auf alle Abteien der Benediktinerinnen und Cistercienserinnen in Bayern ausgedehnt, desgleichen auf die Schwesternschaften, die nach der Benediktusregel leben. Das hat bei den Eingeladenen großen Anklang gefunden.

Ein weiteres Jubiläumsprojekt, das sich die „Studien" vorgenommen haben, die *Bio-Bibliographie* aller deutschsprachigen Mitglieder des Ordens seit 1880, wurde vom Hauptredaktor P. Ägid Kolb in mehreren Tagungen mühevoll vorangetrieben.

Nach einer Vorsondierung durch ein Rundschreiben fand am *1. Mai 1979* in München eine Tagung mit Gründung einer neuen *Sektion der Künste* statt. Am Anfang stand eine kurze geschlossene Sitzung mit der Aufnahme der neuen Mitglieder P. Augustin Keßler (Ettal), P. Anselm Mayer (Augsburg), P, Adalbert Seipolt (Metten), zu denen der bereits vorher aufgenommene P. Rupert Fischer (Metten) und als außerordentliches Mitglied P. Constantin Mach (Rohr) kamen. Schon beim Amt zu Ehren der Patrona Bavariae steuerten die Künste Wesentliches bei, indem der Chor des Gymnasiums bei St. Stephan in Augsburg vier Motetten und die deutsche Messe zu Ehren des hl. Stephan aus der Feder seines Dirigenten P. Anselm Mayer aufführte, P. Augustin seine Virtuosität an der Orgel zeigte und der Präsident als Hauptzelebrant über das Heimatrecht der Künste im Benediktinerkloster von der Liturgie her predigte. Nach einer Ehrung von Altabt Emmanuel Heufelder wegen seiner unwandelbaren Treue — er besuchte die Akademietagungen zum 50. Mal seit seiner Aufnahme (1928) — und von P. Dr. Albert Siegmund wegen seiner langjährigen treuen Dienste als Präsident griff *P. Irenäus Totzke*, Archimandrit des byzantinischen Ritus in Niederaltaich, das Thema des Tages „Benediktinische Kunst und Benediktinische Künstler" in einem Festvortrag auf, indem er kühn den monastischen Platz der Künste aus den Worten der hl. Regel ARS und ARTIFEX ableitete, die er im weiteren Sinne der Antike nahm, also nicht nur als Handwerk, sondern auch als Kunsthandwerk und künstlerische Tätigkeit.

Der Akademische Rat tagte in halbjährigem Abstand am 16. 12. 1978 und 17. 6. 1979.

Am 6. 10. 1979 hielt *die Philosophische Sektion* eine hauptsächlich für Lehrkräfte der Kollegstufe gedachte Tagung in Augsburg (St. Stephan) über „Menschenbild und Normenbegründung" ab, wobei die Dominikanerin Dr. Benedikta Hindersberger über die Bedeutung der vergleichenden Verhaltensforschung für die normative Vernunft sprach, P. Dr. Egino Weidenhiller (Augsburg) über Psychologie und sittliche Normen, während P. Dr. Gabriel Heuser (Ettal) Fragen der autonomen Moral und der Glaubensethik behandelte. Die Aussprache war so ergiebig, daß der Dekan der Sektion P. Dr. Theodor Wolf auf sein geplantes Referat über marxistische Normenkritik verzichtete.

Den Reigen der Veranstaltungen beschloß die *Jahresversammlung am 17.*

11. 1979 in München (St. Bonifaz). Das Choralamt zum Hl. Geist war sorgfältig vorbereitet, wobei eine ohnehin beim kommenden Jubiläum mitwirkende Choralschola aus St. Ottilien ihren guten Ruf rechtfertigte. Abt Dr. Edelbert Hörhammer (Ettal) ging als Hauptzelebrant in seiner Ansprache von der Frage des Tagesevangeliums aus: „Wird der Menschensohn Glauben finden, wenn er wiederkommt?" und zeigte auf, was wir dazu beizutragen haben. Zur eigenen Vorbereitung auf das Benediktusjubiläum hatte man einen kritischen Historiker „von draußen" gewünscht; Professor *Dr. Karl Suso Frank* von der Universität Freiburg (Breisgau) bewährte sich als hervorragender Kenner des frühen Mönchtums, als kritischer Verwerter antiker Biographie und der Regelquellen, war aber doch einer der Unsern, indem er in seinem spannungsreichen Referat „Vom Kloster als scola dominici servitii zum Kloster ad servitium imperii" darlegte, daß Benedikts Klöster ursprünglich nur zur Selbstheiligung der Mönche konstruiert waren, daß aber alsbald im Lauf der Entwicklung zuerst kirchliche Autoritäten die Brauchbarkeit dieser Mönche für kirchliche Aufgaben (z. B. Missionen) erkannten und dann auch weltliche Große (bis hinauf zu den Kaisern) den Klöstern Aufgaben der Kultur (im weitesten Sinne) und der Reichsverteidigung zuwiesen. Wie die Diskussion zeigte, ist dies nicht nur ein historisches Problem; heute fehlen solche direkten Eingriffe wohl ganz, an ihre Stelle ist aber der durch die Massenmedien verbreitete Druck der öffentlichen Meinung getreten, daß ein Kloster nicht für sich allein existieren dürfe, sondern über seinen religiösen Zweck hinaus nützlich sein müsse.

Nach diesem Referat stellte der Präsident P. Dr. Bernhard Sirch (St. Ottilien) vor, den Leiter des *EOS Verlages* der Erzabtei St. Ottilien. Nachdem das Winfried-Werk in Augsburg den Kommissionsvertrag für die Publikationen der Akademie gekündigt hatte, fand sich nach längeren Verhandlungen St. Ottilien bereit, diese in Kommission zu übernehmen. In diesem Verlag erschien nun kürzlich *Band VI der GERMANIA BENEDICTINA (Norddeutschland);* sein Redaktor P. Dr. Dr. Ulrich Faust (Ottobeuren — Salzburg) erhielt Gelegenheit, in einem eigenen Referat über die Probleme dieses Gebietes zu sprechen und die ersten Exemplare denen zu schenken, die ihn besonders gefördert hatten. Das Auditorium spendete ihm demonstrativen Dank.

P. Dr. Albert Siegmund äußerte gelegentlich seinen Zweifel, ob er den von ihm übernommenen Band I dieser Reihe (allgemeine Geschichte der Benediktiner in Deutschland, Kongregationen, Reformbewegungen) herausbringen könne. Er ahnte so wenig wie wir alle, daß er an diesem Tage mit uns seine letzte hl. Messe feierte. In der nachfolgenden Nacht erlitt er eine Herzschwäche, der er trotz aller ärztlichen Bemühungen im Krankenhaus Pfaffenhofen am 19. 11. erlag. Zu seiner Beerdigung in Scheyern am 23. 11. kamen auch viele Akademiemitglieder; der Präsident hielt ihm einen Nachruf, der seine Persönlichkeit aus eigenem Erleben nachzeichnete. Eine ausführliche Würdigung seiner Leistungen wird in dieser Zeitschrift erfolgen, sobald seine Bibliographie vorliegt. R. I. P.

Ettal *Stephan Schaller OSB*

Vestigia Patrum

12. Bericht von Stephan Schaller OSB — Ettal

Herbsttagungen haben ihren besonderen Reiz. Die großen Jubiläumsfeste sind verrauscht, die Wallfahrtszüge heimgekehrt, die Festreden und Predigten bereits gedruckt und abgeheftet. Nun trifft die sogenannte Spätlese, aber gerade diese wird von Kennern besonders geschätzt.
Das Bistum Eichstätt hat 1979 die 1200. Wiederkehr des Todes seiner zweiten Patronin gefeiert, der heiligen Walburga. So folgten wir gerne einer Einladung des Dekans der Historischen Sektion der Bayerischen Benediktinerakademie, *P. Ägidius Kolb* für den 13. und 14. Oktober 1979 nach

EICHSTÄTT.

Der Altweibersommer zeigte sich von seiner besten Seite, die herbstlich gefärbten Bäume des Altmühltales wetteiferten mit den vielen zartgetönten Barockfassaden der Altstadt, um uns den Weg in die Vergangenheit zu erleichtern. Ein Hauch von Nostalgie breitete sich aus, wozu dann auch die gemütlichen Wirtsstuben das Ihre beitrugen, daß wir uns rasch heimisch fühlten.

War bisher meist eine große Gestalt thematisch an der Spitze unserer Tagungen gestanden wie Bonifatius in Fulda oder Magnus in Füssen, so war es diesmal das seltene Gruppenbild einer heiligen Familie, wie sie auf Eichstätter Altarwerken und Bildern gerne dargestellt wird. Heilig die Eltern Richard und Wuna, heilig die Kinder Willibald, Wynnebald (= Wunibald) und Walpurgis, Andehörige eines edlen, wenn auch nur in der Legende königlichen Geschlechtes in England, wie man schon aus den Nachsilben -bald und aus den stabreimenden Anfangsbuchstaben merkt (ähnlich wie die unheilige Nibelungenfamilie das G als Anfangsbuchstaben hatte: Gunther, Gernot, Giselher und Gudrun, wie die Schwester in der älteren nordischen Überlieferung noch heißt). Der angelsächsische (und schon iroschottische) Drang in die Ferne, aszetisch gestützt auf das „Alles-Verlassen" der Bibel, bewirkte auf Anstiften Willibalds, daß sich der Vater mit den Söhnen Willibald und Wynnebald auf die große Pilgerschaft nach Rom machte. Der Vater starb unterwegs in Lucca und wird dort bis heute als San Riccardo verehrt; Willibald erreichte unter vielerlei Gefahren das Heilige Land, dann Byzanz, und kehrte nach Italien zurück, wo ihn sein Verwandter Winfrid (man beachte das anlautende W!) für die Germanenmission anwarb, um ihn später in das neue Bistum Eichstätt am Schnittpunkt dreier Stämme (Bayern, Franken und Schwaben) einzusetzen; Wunibald kehrte zwar nach England zurück, kam aber dann erneut nach Rom und

wurde ebenfalls von Winfrid für die Germanenmission gewonnen; er gründete ein Benediktinerkloster in Heidanheim am Hahnenkamm und ist dort begraben. Erst sein Tod rief 761 seine Schwester Walpurgis auf den Plan; sie trat sein Erbe in Heidanheim an und leitete dort bis zu ihrem Tode 779 ein Doppelkloster. Willibald begrub und überlebte beide Geschwister und starb erst 787. Wann Walpurgis nach Germanien gekommen war, wissen wir nicht; sie dürfte wohl eine der Pflanzstätten Winfrids besucht haben, die er für die weibliche Jugend errichtete, etwa Tauberbischofsheim. 879 wurden ihre Gebeine von Bischof Otgar in Heidanheim erhoben und nach Eichstätt überführt, was einer Heiligsprechung gleichkam.

So gibt es also in Eichstätt zwei Kultstätten der Geschwister: das Grab des hl. Willibald im Dom und das seiner 10 Jahre jüngeren Schwester in der Kloster- und Pfarrkirche St. Walburg, sozusagen zwei religiöse Brennpunkte der Stadt. Es war deshalb gut disponiert, daß wir am ersten Tage unseren gemeinsamen Gottesdienst am Grab des hl. Willibald als des ersten Bistumspatrons hielten, am zweiten aber in St. Walburg.

Prälat Professor Dr. Andreas Bauch begrüßte uns lateinisch und führte uns als Hauptzelebrant im frühbarocken Willibaldschor so eindringlich und begeistert in die religiös-historische Bedeutung gerade dieses Ortes und dieses Mannes ein, daß der Gottesdienst die vorgesehene Zeit erheblich überschritt; aber er mußte es selbst später bei der Domführung büßen und die Zeit wieder einsparen. Er ist als Herausgeber der Biographien von Willibald, Wynnebald, Sola (Gründer von Solnhofen) und der „Wunder der hl. Waldburgis" des Mönches Wolfhard (Quellen zur Geschichte der Diözese Eichstätt 1962) so sehr im Leben und im Geiste der Eichstätter Heiligen zu Hause, daß die Überfülle des Wissens kaum zu bändigen war.

Eichstätt verfügt aus der fürstbischöflichen Zeit über eine Reihe reizvoller Repräsentationsräume, die nicht zu groß sind und somit einer Gemeinschaft wie unserer historischen Sektion mit Freunden und Gästen konvenieren. Der Graubündner Meister Gabrieli hatte dem Fürstbischof 1736 an der Ausfallstraße nach Osten eine kleine Sommerresidenz gebaut. Da vor kurzem Rektorat und Verwaltung der Kirchlichen Gesamthochschule hier Einzug hielten, war alles auf Hochglanz restauriert worden. Aber wir hatten wenig Zeit, uns den luftig ausgemalten Festsaal anzusehen, denn Dekan *P. Ägidius Kolb* eröffnete alsbald die Tagung und belohnte alle, die für die Nr. I/II der „Studien und Mitteilungen" 1979 Aufsätze über Eichstätt und St. Walburg geliefert hatten, unter dem wiederholten Beifall des Auditoriums mit festlich gebundenen Sonderausgaben dieser Zeitschrift. Professor *Dr. Rudolf Mosis* begrüßte als Hausherr und Präsident der Kirchlichen Gesamthochschule die Anwesenden herzlich und ordnete ihr Bestreben gewandt in die großen geistigen Züge der Entwicklung des Eichstätter Wissenschaftsstrebens ein, das nicht nur gleich nach dem Tridentiner Konzil die erste deutsche Seminarhochschule kannte, sondern gerade durch die Errichtung und den Ausbau einer katholischen Gesamtschule einen verheißungsvollen Höhepunkt erreicht habe und aus dem Kontakt mit dem Benediktinerorden weitere Impulse erwarte.

Zunächst kam jedoch ein Impuls in eigener Sache. Leider muß ich nun aus der bisherigen Rolle des stillen, reflektierenden Zuhörers schlüpfen und in eigener Person auftreten. Am 11. 11. 1978 war ich zum Präsidenten der Bayerischen Benediktinerakademie gewählt worden; als solcher hatte ich ihr am 1. 5. 1979 nicht nur eine neue Sektion der Künste angegliedert, sondern auch die Aufnahme der ersten Frau in unseren Männerbund beantragt und einstimmig erhalten. Schon im Werk des hl. Bonifatius spielten Frauen eine große Rolle. In seinen Briefen erbat er sich dreierlei von ihnen: einmal ihr Gebet, sodann Bücher und schließlich Helferinnen, besonders bei der Erziehung der Mädchen. Er sah, daß sein Bekehrungswerk nicht von Dauer sei, wenn es ihm nicht gelänge, im Germanentum eine neue Wertschätzung der Frau zu begründen. Ich habe noch lebhaft ein Bild vor Augen, das uns Studenten der Vorgeschichte etwa 1938 Professor Dr. Hock in Würzburg zeigte: das Grab eines germanischen Fürsten mit allen Abzeichen seines Standes, seitwärts in der Ecke das hockende Skelett einer Frau, die lebendig mit ihm begraben wurde, die Hände anscheinend auf dem Rücken zusammengebunden, so daß die Gelenke aus den Achselhöhlen gesprungen waren, den Kopf qualvoll nach oben gereckt. Vielleicht hatte der Betäubungstrunk nicht lange genug gewirkt. Dieses Dia löste sofort lebhaften Protest bei den uniformierten Angehörigen des NS-Studentenbundes aus; das sei unvereinbar mit der hehren gesellschaftlichen Stellung der Frau bei den Germanen. Der Professor blieb ruhig und erklärte mit Bestimmtheit, die sei unzweifelhaft nach den Grabbeigaben ein frühes germanisches Fürstengrab; der Boden lüge nicht. Die Proteste verstummten. Ich verstand nun Bonifatius. Er hämmerte seinen Leuten unentwegt ein, strigas non esse, es gebe keine Hexen. Sein besonderes Augenmerk gehörte der Mädchenbildung, wofür er die Lehrerinnen und Erzieherinnen aus seiner zivilisierten Heimat holte. Walburga war eine Verwandte des Bonifatius und hatte seinen Ruf vernommen. Welch schöne Fügung, daß die erste Frau in unseren akademischen Reihen eine Tochter der hl. Walburga sein sollte: die Nonne *Maria Anna Birgitta zu Münster OSB* aus der Abtei St. Walburg in Eichstätt. Sie hatte wiederholt an unseren Tagungen teilgenommen, erstmals in Banz, und uns einmal einen liebenswert fraulichen, sehr einfühlsamen Vortrag über die Nonnen des Klosters Holzen gehalten (abgedruckt in dieser Zeitschrift 84 [1973], S. 407 ff.), von ihren sonstigen zahlreichen Publikationen ganz abgesehen. Es war fast ein historischer Augenblick, als ich ihr unter dem demonstrativen Beifall der Anwesenden das Diplom und die Medaille überreichte; das Umhängen der Medaille besorgte die Äbtissin Frau *Augustina Weihermüller OSB* eigenhändig.

Nach einer kurzen Erfrischung begaben wir uns durch den Hofgarten in die nahe moderne Hochschulbibliothek. Zwar war die große Jubiläumsausstellung nicht mehr vorhanden, aber man zeigte uns doch in den Vitrinen des Erdgeschosses eine Dokumentation: AUREATUM BENEDICTINUM, was soviel besagt wie „Benediktinisches Eichstätt". 1200 Jahre Benediktinerleben im Bistum wurden durch einzelne ausgewählte Archivalien und Cimelien lebendig gemacht; heute sind nur noch die beiden Abteien Plankstetten

und St. Walburg übrig. Bibliotheksdirektor *Dr. Hermann Holzbauer* hielt uns eine instruktive Einführung, worauf einzelne Stück durch den Diözesanarchivar *Brun Appel* gesondert gewürdigt wurden.

Nun hatten wir aber noch einen großen Brocken für den Vormittag übrig: die Führung durch den Willibaldsdom, gehalten von *Professor Prälat Dr. Andreas Bauch*. Hier war er nicht nur als Historiker kompetent, sondern noch mehr als Spiritus rector der Ausgrabungen und der Restauration. Wie auch anderwärts (wie z. B. im Niedermünster zu Regensburg) stand am Anfang der dringende Wunsch des Dompfarrers nach einer Bodenheizung. Also mußte aufgegraben werden, und da kam nun die ganze christliche Vorgeschichte zum Vorschein: 741 das Kloster des hl. Willibald, ein Rundbau (Baptisterium) aus dem 10. Jh.; eine halbkreisförmige Außenkrypta, wohin 899 die Gebeine des hl. Willibald übertragen wurden. Im 11. Jh. folgte ein großer romanischer Dom, wovon die beiden Türme noch übrig sind, während sonst auf den Fundamenten ein neuer gotischer Dom (der jetzige) errichtet wurde. Nach einer gründlichen Bestandsaufnahme wurde alles wieder zugeschüttet, um die Altertümer nicht der Korrosion durch die Luft auszusetzen, wie dies anderwärts (z. B. in Niedermünster) durch teure Anlagen und eingebaute Gehstege kompensiert werden muß. So bietet der Eichstätter Dom jetzt wieder ein einheitliches Bild. Über die Lösung der Orgelfrage kann man geteilter Meinung sein (mir z. B. gefällt sie), einmütig aber wurde der Eingriff in der Vierung gutgeheißen, wo die verlängerten Chorwände herausgenommen wurden, um dem neuen (Konzils-)Altar ein freies Blickfeld nach allen Seiten zu verschaffen. Trotz der drängenden Zeit blieben wir vor dem marmornen Bildnis des hl. Willibald stehen, das Loy Hering 1514 geschaffen hat und das nunmehr von der Rückwand des Willibaldaltares in das weite Kirchenschiff schaut. Was hat der Künstler alles in dieses edle Greisenantlitz hineingelegt! Weisheit, Güte, aszetischer Ernst und milde Abgeklärtheit — Abglanz eines Lebens, das zuerst in die Weite geschweift war, den Erdkreis kannte und sich dann in einer langen, demütigen stabilitas loci Eystettensis erfüllte. Ein solches Gesicht spricht wirklich mit dem Beschauer; es ist ein echtes Ant-litz.

Im gotischen Mortuarium zwang uns ein weiteres Kunstwerk aus der gleichen Epoche (1502) zum Verweilen: Hans Holbeins d. Älteren Glasgemälde vom Jüngsten Gericht. So erschreckend die Bedingungslosigkeit ist, mit der alle Stände der Kleriker und der Laien sowohl dem himmlischen Jerusalem wie auch dem Höllenrachen zugeteilt werden, so ergreifend wirken aber drei schmale Hände, die sich genau in der Mitte des farbenprächtigen Gemäldes treffen: die ausgestreckte Hand eines Engels, an die sich die Hände einer Magdalena klammern, die in dem Höllenstrudel zu versinken droht. Welcher Trost mag von der Schutzmantelmadonna ausgegangen sein, die in einem anderen Fenster leuchtet, die auch als Vollplastik von 1520/30 von dem ungebrochenen Vertrauen auf die Gottesmutter kündet! Kreuzgang und Kreuzgarten atmen Frieden; die neue Grablege des Domkapitels deutet ein modern vereinfachter übergroßer Guter Hirte.

Vom Nachmittag an konzentrierte sich unsere Tagung ganz auf das Thema

Walpurgis. Ihre goldene Statue auf dem hohen Turm leitete uns sicher zu ihrem Heiligtum am Rand der Stadt, wo uns der unermüdliche und unerschöpfliche Diözesanarchivar *Brun Appel* die Geschichte von Kloster und Kirche St. Walburg erläuterte. Seit 1035 leben und beten hier Benediktinerinnen; auch die Säkularisation von 1806 bedeutete keine Unterbrechung, da die Nonnen im Kloster bleiben und ihr Leben fortsetzen durften, bis König Ludwig I. wieder die Aufnahme von Novizinnen erlaubte und 1835 die Abtei zunächst als Priorat restituierte, freilich unter der Auflage, Schulen zu übernehmen. Während die Kirche selbst heute ein barockes Kleid zeigt, geht der Altar der sogenannten Gruft (hinter dem Hochaltar) in älteste Zeiten zurück; Frau Priorin Walburga übernahm dort die Führung und öffnete uns auch den Schrein, so daß wir selbst den Stein sehen konnten, auf dem die Reliquien ruhen und der soeben begonnen hatte, jene heilkräftige Flüssigkeit auszuschwitzen, die als Walpurgisöl so begehrt ist. Vom Tag der Translatio (12. 10.) bis zum Todestag (15. 2.) dauert alljährlich dieser Vorgang. Aus alten Zeiten bis heute bekunden Votivtafeln und Weihegeschenke an den Wänden das ungebrochene Vertrauen des Volkes in die Hilfe der Heiligen.

Dann wurden wir in das Sprechzimmer des Klosters geführt, wo sowohl hinter dem heute mehr symbolischen alten Gitter als auch im Zimmer selbst weitere Kostbarkeiten aus der Geschichte des Klosters ausgestellt waren; wir waren doch etwas zu viele, als daß alle alles sehen konnte, was Frau Äbtissin Augustina und Frau Birgitta uns zeigten und erklärten. Natürlich kam auch die Rede auf die weithin bekannte Äbtissin Benedicta von Spiegel († 1950), mitunter als „Königin von Saba" apostrophiert, aber auch als „der einzige Mann in Eichstätt" wegen ihrer unerschrockenen Tatkraft nicht zuletzt bei der Übergabe der unversehrten Stadt an die Amerikaner (1945) gepriesen. Als verschiedene den Wunsch äußerten, an ihr Grab zu gehen, erlaubte die Frau Äbtissin „wegen des Jubiläums" das Betreten der Klausur, um in den Klostergarten zu kommen, wo wir auf einer Terrasse einen Friedhof fanden, der aus lauter geschmiedeten Eisenkreuzen bestand, die anderswo aus der Mode gekommen, von den Schwestern aber sachkundig restauriert worden waren und nun die Namen der Verstorbenen lebendig erhielten, mitten drinnen ein kleines Denkmal an die bedeutende Äbtissin, die uns als Übersetzerin der Schriften des heiligmäßigen Abtes Marmion bereits im Noviziat ein Begriff gewesen war. Und alle Gräber waren liebevoll geschmückt, keineswegs zur Besichtigung, die ja nicht vorgesehen war.

Nach einer lateinischen Komplet in der Schutzengelkirche — ehedem Jesuitenkirche, aber auch für Akademiker einer Benediktinerkongregation zu den hl. Schutzengeln nicht unpassend — versammelten wir uns zu später Stunde (20 Uhr) im sogenannten Jeuitenrefektorium des Priesterseminars, wo viele ohnehin wohnten und dessen Regens *Ludwig Mödl* uns freundlich begrüßte, zu einem Vortrag von Diözesanarchivar *Brun Appel* über „Die Abtei St. Walburg und die Bürgerschaft von Eichstätt im Wandel der Jahrhunderte". Hier schöpfte der Redner aus dem vollen, vermochte aber trotz der themabedingten Details die große Linie der für beide ersprießlichen Zusammenarbeit aufzuzeigen — kein Wunder, daß gerade dieses Referat in der Lokal-

presse besondere Beachtung fand. Nun ergab sich auch die erwünschte Gelegenheit, Herrn Appel für seine große Hilfe bei der Vorbereitung unserer Veranstaltungen zu danken.

Es bedeutete den Höhepunkt der Tagung, daß wir den Gottesdienst am nachfolgenden Sonntag, dem 14. Oktober, um 9 Uhr in St. Walburg selbst hatten, und zwar ein Hochamt zu Ehren der hl. Walburga, wobei die Nonnen von ihrem Chor aus das Proprium „Olivam uberem, pulchram" sangen — sehr klar und flüssig, ohne Tremolo und Gefühlsakzente — und wir mit dem Volk die 8. Choralmesse (de Angelis). Hauptzelebrant war der Bischof von Eichstätt *Dr. Alois Brems*, der zur Feier des Tages das Rationale trug, einen an das hohenpriesterliche Ephod des Alten Bundes erinnernden Schulterumhang, auf den die lateinischen Namen der wichtigsten Tugenden eines Bischofs gestickt sind und der dem Bischof von Eichstätt seit alters zusteht. Ihm assistierten drei Äbte, (darunter auch der eigens eingeladene Abt Dominikus Madlener von Plankstetten) und 14 weitere Konzelebranten, aber auch Frau Äbtissin Augustina Weihermüller mit Begleiterinnen und der Frau Priorin, die beim Ein- und Auszug die Armreliquie der hl. Walburga trug. Der Bischof hielt selbst die Predigt, ohne Pathos, aber mit väterlicher Eindringlichkeit; hier sprach der Nachfolger des hl. Willibald in der Sorge um die Seelen. Er hielt Rückblick auf das Jubiläumsjahr und dessen Devise „Walburga, offen für den Anruf Gottes", der ein Anruf zur Liebe sei, was sich sehr schön an der Ortsheiligen aufzeigen ließ und zugleich ein Programm für jeden Zuhörer und ein Ausdruck der Sorge um den geistlichen Nachwuchs für Altar und Kloster war. Er gedachte der verschiedenen Zielgruppen, die damit angesprochen werden wollten; können wir uns nicht auch als eine solche betrachten, obwohl wir nicht genannt wurden? Welchen Sinn hätte sonst eine Tagung, ein Wandern auf den VESTIGIA PATRUM?

Der Bischof gab uns auch die Ehre, als wir uns um 11 Uhr zur Schlußsitzung im festlichen Spiegelsaal der ehemaligen fürstbischöflichen Residenz einfanden; heute ist dort das Landratsamt untergebracht. Deshalb begrüßte uns der Landrat *Konrad Regler* als Hausherr, indem er auf die besonders günstigen Umstände für solch ein Tagung in Eichstätt hinwies. Als ich auch ihm noch ein Exemplar der Festschrift überreichte, nahm ich den Grundgedanken seiner Begrüßung auf und wünschte dem Ort, daß er immer eine Stätte ruhigen Lebens bleibe, wo die Autos in den engen Straßen vorsichtig um die Ecke schleichen müssen und der Fußgänger noch ein Existenzrecht habe, desgleichen daß das Naherholungsgebiet des Altmühlgrundes die Stadt gesund erhalten möge und keine allzu modernen Baublöcke das einmalige Stadtbild beeinträchtigten.

Professor Prälat *Dr. Andreas Bauch* ergänzte nun seine mehr mittelalterlichen Ausführungen vom Vortag durch einen tiefgründigen Vortrag „Die Abtei St. Walburg vom Barockzeitalter bis zur Gegenwart im Spannungsfeld zwischen Auftrag und Verwirklichung", wobei schon im Titel eine gewisse Problematik angedeutet ist. Diese löst sich aber positiv, wenn man als Hauptkomponenten des klösterlichen Lebensauftrages drei Dinge herausstellt: das Opus Dei (Gotteslob im Chor), das Vorbild des geistlichen Lebens

und die Pflege der Walburgisverehrung. So konnte auch die anwesende Äbtissin in den lebhaften Beifall einstimmen, den der Redner für seine Ausführungen erntete.

Noch einmal rief er demonstrativen Applaus hervor, als ich bei meinen Schlußworten unsere Absicht bekundete, ihn ähnlich wie Frau Birgitta an uns zu binden. Im übrigen war es nicht schwer, allen Anwesenden für ihre Mitwirkung, ihr Interesse und ihre Gastfreundschaft zu danken. Und da mir P. Ägidius diese Schlußworte, die eigentlich für ihn reserviert waren, zugeschoben hatte, benützte ich die Gelegenheit, ihm, der etwas abgekämpft in der hintersten Reihe saß, als dem Mann, der alles geplant und vorbereitet hatte, den letzten und besonders kräftigen und dankbaren Applaus des Auditoriums zuzuwenden.

Der Einheit verpflichtet

Zum 30. Jahrestag der Abtweihe von Altabt Emmanuel M. Heufelder

Am 21. August 1979 konnte Altabt Dr. h. c. Emmanuel Maria Heufelder den 30. Jahrestag seiner Abtweihe begehen. Die Leitung seines Klosters, der Abtei Niederaltaich, hat er freilich schon vor mehr als 10 Jahren in jüngere Hände gelegt, wenige Tage nach Vollendung seines 70. Geburtstages. Gerade angesichts der bevorstehenden Amtsniederlegung wurde dieser Geburtstag am 30. März 1968 zum Anlaß öffentlicher Ehrungen: Abt Emmanuel erhielt den Bayerischen Verdienstorden und das Große Verdienstkreuz des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland. Und in der Festschrift „HÖREN SEIN WORT", die die Abtei Niederaltaich ihm damals bereitete, stand eine lange Reihe von Gratulanten aus allen Schichten der Bevölkerung — Menschen, die ihm einfach in dankbarer Verehrung ihre Glückwünsche zum Ausdruck bringen wollten.

Emmanuel Heufelder selbst hatte sich für die neue Regelung in der Bayerischen Benediktiner-Kongregation eingesetzt, daß die Äbte nach Vollendung ihres 70. Lebensjahres von ihrem Amt zurücktreten. „Resigniert" hat er deshalb jedenfalls nicht. Der letztverantwortlichen Entscheidung enthoben, konnte er in der neuen Rolle eines Altabtes um so mehr werden, was er immer war: ein geistlicher Vater — nicht nur innerhalb seiner Niederaltaicher Klostergemeinschaft, mehr noch dadurch, daß er als begehrter Exerzitienmeister, durch zahlreiche Schriften und vor allem durch sein gelebtes Vertrauen auf den Heiligen Geist „so etwas wie ein Spiritual von uns allen" wurde, wie Abtpräses Odilo Lechner es für die Äbte-Konföderation der deutschsprachigen Benediktinerklöster in der Festgabe „EINS IN CHRISTUS" formulierte, die die Abtei Niederaltaich Abt Emmanuel zu seinem 80. Geburtstag 1978 gewidmet hat. Als der Katholische Fachbereich der Universität Regensburg am 8. November 1977 Altabt Emmanuel zum Doktor der Theologie honoris causa promovierte, fanden somit gerade auch die fruchtbaren Jahre des Alters eine angemessene Würdigung.

Am 30. März 1898 als Sohn eines Gastwirtes und Metzgermeisters in Bad Tölz geboren, war Emmanuel Heufelder nach Teilnahme am 1. Weltkrieg in die Benediktinerabtei Schäftlarn eingetreten, 1934 jedoch als Prior nach Niederaltaich gesandt worden, um diesem erst 1918 wiederbesiedelten altehrwürdigen Kloster in einer Zeit der Krise eine tragfähige geistliche Ausrichtung zu geben. Dabei griff er eine Anregung Papst Pius XI. auf, der 1924 dem abendländischen Mönchtum nahegelegt hatte, sich mit „Sprache, Geschichte, Charakter und Geistesart, besonders aber Theologie und Liturgie" der christlichen Völker des Ostens zu befassen, um so „das Werk der Einheit zu fördern". Aus dieser Initiative ist die ökumenische Arbeit der Abtei Niederaltaich erwachsen, vor allem ihre Besonderheit, daß hier in einem abendländischen Kloster eine Gruppe von Mönchen im byzantinischen Ritus bemüht ist, sich in die kirchliche Tradition

des christlichen Ostens hineinzuleben und zugleich deren Reichtum im Westen präsent zu machen und den vielen Besuchern — Gläubigen wie Suchenden — zu vermitteln.

Zwischen dem Anfang 1934 und der heutigen Zielsetzung liegt freilich ein langer Weg. Es ist heute nahezu vergessen, daß sich vor dem Zweiten Vatikanischen Konzil ökumenisches Interesse — das bei Abt Emmanuel ja keineswegs auf den Osten beschränkt blieb — im wesentlichen nur als Initiative einzelner äußerte. Erst das Echo auf die große Una-Sancta-Veranstaltung während des Eucharistischen Weltkongresses 1960 in München brachte Abt Emmanuel zum Bewußtsein, wie sehr sein Anliegen inzwischen auch in weiten Teilen der katholischen Bevölkerung Wurzeln gefaßt hatte.

Das Wort „Eins in Christus" (IN CHRISTO UNUM), das Emmanuel Heufelder zum Leitmotiv wählte, als er 1949 Abt von Niederaltaich wurde, entstammt der Regel des hl. Benedikt und hat zunächst die Einheit der klösterlichen Gemeinschaft im Blick. Doch gerade hier will sie gelebt werden als eine geistliche Wirklichkeit jeder Verbundenheit mit Christus. So entstammt es der gleichen Wurzel, wenn vor allem zwei Initiativen Abt Emmanuels besondere Würdigung verdienen: sein Einsatz für eine Erneuerung des Laienmönchtums in den Benediktinerklöstern und das Angebot „Kloster auf Zeit", daß es denen, die danach verlangen, erlaubt, für einige Wochen in der klösterlichen Lebensordnung mitzuleben und so die wichtige Erfahrung verdichteten kirchlichen Lebens machen zu können.

Das ist vielleicht das Erstaunlichste an Altabt Emmanuel: Ein Mensch, der als Schüler mit zehn Jahren ins Kloster kommt, dessen Leben im wesentlichen auf sein Kloster beschränkt bleibt, der aber mit prophetischer Sicherheit Ideen aufgreift und verficht, die sich dann im Lichte der weiteren Entwicklung als bahnbrechend für die notwendige Erneuerung der Kirche in der Welt von heute erweisen. Ein Mensch, der zum Wegweiser wird, weil er kein welterfahrener Taktierer ist, weil er über Schwierigkeiten nicht lange nachgrübelt, sobald er irgendwo ein Zeichen erkennt, das ihm die unerschütterliche Gewißheit gibt: so ist es der Wille Gottes. Diesem einmal erkannten Willen Gottes gehorsam, geht er seinen Weg mit der Unbefangenheit eines Kindes. Und wo andere den Kopf schütteln, erfährt er als Geschenk die „herrliche Freiheit der Kinder Gottes" (Römer 8,21), die ihn unbeirrt alle Widerstände überwinden läßt.

Niederaltaich *Gerhard Voss OSB*

Die Abtei Maria Frieden in Kirchschletten, Kreis Bamberg

Zu Beginn der fünfziger Jahre entstanden in Deutschland kurz hintereinander zwei neue Frauenabteien, die sich beide „Abtei Maria Frieden" nannten.

Die Trappistenabtei Mariawald in der Eifel gründete Ende 1952 auf der sogenannten Dahlemer Binz bei Kall in der Eifel eine Trappistinnen-

abtei und berief dazu aus der holländischen Abtei Koningsoord in Berkel-Enschot bei Tilburg die ersten Schwestern. Schon 1955 wurde das neue Kloster zur Abtei erhoben. Nach dem Bau einer neuen Klosterkirche (1957/58) und der Wohngebäude des eigentlichen Klosters (Abschluß 1968) zählte die Abtei 1974 bereits 40 Schwestern. Sie leben von ihrer Hände Arbeit, bebauen ihr 110 Morgen großes Stück Land, unterhalten eine Paramenten-Werkstatt und stellen ein Gesundheits-Elixier her. Für die Lebendigkeit ihres geistlichen Lebens zeugt eine Artikelfolge in der Benediktinischen Monatsschrift „Erbe und Auftrag" 54 (1978), 134–144, 217–225: Abtei Maria Frieden, Die Jungfräulichkeit in der Heiligen Schrift (I u. II).

Im Mai 1953 erwarb die Äbtissin Edeltraud Danner OSB aus der Abtei „Unbeflecktes Herz Mariä" in Fatima auf der Insel Luzon in den Philippinen von der Benediktinerabtei Niederaltaich das Klostergut Kirchschletten bei Bamberg, um hier ein neues Kloster zu gründen. Sie hatte, von den Missionsbenediktinerinnen von Tutzing herkommend, 1931 die Gemeinschaft der Benediktinerinnen vom Eucharistischen König auf den Philippinen ins Leben gerufen. Aus einem kleinen und bescheidenen Anfang ist diese Ordensgemeinschaft heute zu einem wichtigen geistigen und religiösen Zentrum der Philippinen geworden, das entscheidend zur wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung der Philippinen beigetragen hat. Die Gemeinschaft besteht derzeit aus der Abtei „Unbeflecktes Herz Mariä" mit 21 Außenstationen, einem Priorat in Calapan auf der Insel Mindoro mit 4 Außenstationen und einem weiteren Priorat auf der Insel Mindanao mit 6 Außenstationen. Das Ziel der Gründerin war, durch ein monastisches Leben die apostolische Arbeit zu befruchten. Diesem großen Ziel sollte auch die Neugründung in ihrer bayerischen Heimat dienen.

Der Ort Kirchschletten, heute nach Zapfendorf eingemeindet, liegt an einer Seitenstraße Zapfendorf-Scheßlitz. Er zählt zu den ältesten Siedlungen in der Diözese Bamberg. Darauf weist schon der Patron der Pfarrkirche, der hl. Johannes der Täufer, hin. Die Herren von „Sletene" waren Ministerialen der Bischöfe von Bamberg. 1143 erscheint der Ort „Sletene" erstmals in Urkunden. Der Name könnte von dem in dieser Gegend häufig vorkommenden Stangenholz abgeleitet sein (slet = Stangenholz, mittelniederdeutsch).

In den späteren Jahrhunderten wechselte das Gut häufig die Besitzer. 1695 kaufte der kurkölnische Minister und Obristkanzler Johann Friedrich Karg von Bebenburg das reichsfreie Rittergütlein und erstellte den noch heute vorhandenen hufeisenförmigen zweistöckigen Schloßbau. Bis zum Aussterben derer von Bebenburg blieb das Gut im Besitz der Familie.

1849 wurde das Gut an einen gewissen Ohlmüller aus Bamberg verkauft. 1896 erwarben die Englischen Fräulein das Gut, verkauften es jedoch 1914 an den Christlichen Bauernverein weiter. Sein Leiter, der „Bauerndirektor" Georg Heim, der „ungekrönte König" der bayerischen Bauern, gewann die Kinderfreund-Benediktiner von Innsbruck-Volders zu seiner Bewirtschaftung. Sie richteten 1918 auf dem Gut eine Landwirtschaftliche

Lehrlingsanstalt ein und leisteten darüber hinaus der Diözese Bamberg wertvolle Seelsorgshilfe. Eine ganze Anzahl von Priester- und Ordensberufen konnte gewonnen werden.

Nachdem 1927 die Gemeinschaft der Kinderfreund-Benediktiner nach Niederaltaich versetzt worden war, erwarb die Abtei Niederaltaich 1931 das 66 ha große Gut und rettete es über die eigenen wirtschaftlichen Schwierigkeiten und den Zweiten Weltkrieg hinüber. Die Schule freilich war durch die nationalsozialistischen Machthaber geschlossen worden und konnte nicht mehr eröffnet werden. Da zudem die Abtei ihre ganze personelle und finanzielle Kraft für den Aufbau in Niederaltaich einsetzen mußte, konnten die notwendigen Erneuerungen und Verbesserungen in Kirchschletten nicht durchgeführt werden.

Als daher Mutter Äbtissin Edeltraud Danner auf der Suche nach einem Ort für eine Neugründung in Bayern Anfang Mai 1953 nach Niederaltaich kam, gab das Konventkapitel am 13. Mai 1953 nicht ungern seine Zustimmung zum Verkauf von Kirchschletten. Am 28. Mai 1953 wurden die Benediktinerinnen vom Eucharistischen König durch den Bamberger Erzbischof Josef Otto Kolb auf einstimmigen Beschluß des Domkapitels in die Erzdiözese Bamberg aufgenommen.

Am 23. Juni 1953 übergab Abt Emmanuel Maria Heufelder von Niederaltaich das Gut seinen neuen Besitzerinnen. In prophetischer Schau sprach er davon, daß ein Leben des Gebetes, der Arbeit und des Opfers reiche Frucht bringen werde.

Nun setzte unter der zielstrebigen und tatkräftigen Leitung der Mutter Äbtissin Edeltraud ein staunenswerter Um- und Ausbau ein, der in zwei Jahrzehnten das einstige Rittergut zu einem Nonnenkloster und zu einem mustergültigen landwirtschaftlichen Betrieb machte. Behörden und die Bevölkerung unterstützten mit Rat und Tat das mutige Unternehmen. Im August 1953 meldeten sich die ersten Kandidatinnen. Da es aber das Ziel der Äbtissin war, das Gut nach einigen Anlaufjahren ganz mit eigenen Kräften zu bewirtschaften, ließ sie aus den Philippinen einheimische Schwestern kommen, die sich bald durch ihre Bescheidenheit und ihren unermüdlichen Fleiß die Hochachtung der ganzen Bevölkerung erwarben. Das Aufbauwerk wurde durch den Ausbau von drei Gästehäusern und den Einbau einer eigenen großen Kirche in den Westflügel des ehemaligen Schloßgebäudes gekrönt.

Auch die apostolische Tätigkeit wurde vom Gründungsjahr an aufgenommen. Einzelne Schwestern arbeiteten in der Katechese und nahmen sich besonders um den Religionsunterricht der Kinder der amerikanischen Soldaten in Bamberg an. Später konnten auch den neugebildeten Verbandsschulen der Umgebung Katechetinnen zur Verfügung gestellt werden. In die Abtei selber kamen immer zahlreicher Gruppen zu Einkehrtagen, Tagen der Stille und des Gebetes und zu Meditationskursen. Kein Wochenende ohne Jugend in Kirchschletten, formulierte es ein befreundeter Pfarrer.

Am 5. Mai 1973 wurde das Priorat Maria Frieden vom Heiligen Stuhl zur Abtei erhoben. Kurz zuvor war die Gründerin Mutter Äbtissin Edeltraud im Alter von fast 85 Jahren am 28. Januar 1973 gestorben. Zu ihrer Nachfolgerin wurde am 15. Juni 1973 ihre langjährige Gefährtin und treue Mitarbeiterin, Mutter Gertrud V. Calderon, gewählt. 1978 zählte die Abtei 21 Schwestern.

Am 24. Juni 1978 konnte die Abtei Maria Frieden von Kirchschletten ihr 25jähriges Bestehen feiern. In diesen 25 Jahren ist aus dem einstigen Rittergut ein Ort des Friedens und eine Stätte der Zuflucht geworden für alle, die in den Verirrungen der Zeit Erquickung für ihre Seele und Erholung für ihren Leib suchen. Die klösterliche Gemeinschaft hat ihre Lebensfähigkeit bewiesen. Sie ist aufgenommen und beheimatet in Kirche und Volk der Erzdiözese Bamberg.

Niederaltaich *Bonifaz Pfister OSB*

Doppeljubiläum in Metten

Am 27. Mai 1979 feierte die Abtei Metten ein Doppeljubiläum ihres Gotteshauses: die Weihe des spätgotischen 1479 und die Konsekration des barocken 1729. Sicher stand die Kirche des 766 gegründeten Klosters immer auf dem heutigen Platz. 1157 wurde sie — wohl nach dem Hirsauer Bauschema — in romanischem Stil umgestaltet. Die Brandkatastrophe von 1236 veranlaßte einen gotischen Neubau, der am 5. 6. 1264 durch den Regensburger Bischof Leo den Thundorfer geweiht wurde. 1450 bis 1479 erfolgte die Um- bzw. Neugestaltung im spätgotischen Stil. Als Weihetag wurde wahrscheinlich der Pfingstdienstag des Jahres 1479 gewählt. 1712 entschloß sich Abt Roman II. Märkl zu einem weiteren Um- bzw. Neubau der bestehenden Kirche in spätbarockem Stil. Die erste Bauphase (1712—1715) brachte Erneuerungsarbeiten im Presbyterium nach den Plänen des Straubinger Stadtbaumeisters Ruesch; die Bauleitung hatte Maurermeister Benedikt Schöttl von Egern, der seit 1712 in Metten wohnte. 1715 wurde der neue Hochaltar von Jakob Schöpf aufgestellt. Cosmas Damian Asam fertigte das Hochaltarbild (Sturz Luzifers durch St. Michael), weiterhin das Deckenfresko im Presbyterium und Bilder an der nördlichen Chorwand. In der zweiten Bauphase (1720 bis 1729) erfolgte der Um- und jetzt auch Neubau des Langhauses. Der Stukkateur Franz Josef Holzinger aus Schörfling am Attersee begann mit der Ausgestaltung der Kirche. Besonders wertvoll sind seine aus Glanzstuck geschaffenen Heiligenfiguren Heraklius und Helena, die den Kreuzaltar flankieren, und gegenüber Joachim und Anna am Marienaltar. Seit einigen Jahren ist nachgewiesen, daß die Fresken des Langhauses nicht (wie in älteren Kunstführern zu lesen) von Innozenz Waräthi, sondern von Wolfgang Andreas Haindl (auch Heindl) aus Wels stammen. Auch das große Deckenfresko Begegnung St. Benedikts mit dem König Totila) ist sein Werk. Am 31. Mai 1729 brachte die Weihe der fertiggestellten barocken Kirche durch den

Regensburger Weihbischof Gottfried von Simmern den glanzvollen Abschluß dieser Bautätigkeit.

Die Feier des Doppeljubiläums wurde vom 21. bis 26. Mai durch ein Triduum vorbereitet. Den Morgengruß zum Hauptfest bot die Turmmusik der Blaskapelle Kalliope, um 10.00 Uhr hielt der Regensburger Bischof Dr. Rudolf Graber das Pontifikalamt mit Predigt. Dabei musizierten Chor und Orchester des Gymnasiums (Valentin Rathgeber OSB: Missa F-Dur op. 1/1 — Fritz Goller: Motette „Jubelt dem Herrn, alle Lande!" — Heinrich Ignaz Biber: Canzone für Streicher). Nach einem Hofkonzert der Blaskapelle und dem Festmahl fand um 15.00 Uhr im Rokokosaal eine Festakademie statt, unter Leitung von P. Walter Ringlstetter und Lothar Greilich wiederum gestaltet von Chor, Orchester und Bläsergruppe des Gymnasiums. Auf dem Programm standen: Samuel Scheidt (1567—1654) Intrade (Allemande) für Bläser — Johann Caspar Ferdinand Fischer (1665—1746) Suite d-moll für Streichorchester (Ouvertüre, Rondeau, Gavotte, Passacaille) — Wolfgang Amadeus Mozart (1756—1791) Divertimento B-dur KV 137 für Kammerorchester (Andante, Allegro di molto, Allegro assai) — Hans Kracke „Musikanten wollen wandern" (Th. Storm), gemischter Chor — Georg Friedrich Händel (1685—1759) Einleitung, Choral und Chor aus Psalm 42 für Chor und Orchester.

In seiner Festpredigt ging Bischof Dr. Graber von der Gründungslegende aus, derzufolge Kaiser Karl den seligen Utto im Urwald von Uttobrunn bei Metten antraf, wie er zur Gebetszeit sein Beil an einem Sonnenstrahl aufgehängt hatte. Er interpretierte das Rundschreiben Pauls VI. über die christliche Freude als eine theoretische Darlegung des Barockzeitalters, würdigte im Hinblick auf das Deckengemälde des Langhauses die Bedeutung des Benediktinertums für den Aufbau Europas und wünschte, daß wie in der Gründungslegende auch vom modernen Metten als einem Zentrum der Wissenschaft, Erziehung und Spiritualität Sonnenstrahlen ausgehen.

Programmatische Bedeutung hatte der Festvortrag von Prior Dr. P. Benedikt Busch „Barock und unsere Zeit". Das 20. Jahrhundert habe eine besinnliche Rückwendung zu den expressionistischen Kräften des Barocks vollzogen, aus der ein begeisterter Pilgerstrom zu den Stätten dieser Epoche entsprungen sei. Vom höfisch-absolutistischen unterschied er deutlich den bayerischen Barock und seine aus dem Volk gewachsenen gestaltenden Kräfte, insbesondere C. D. Asam, F. J. Holzinger und den Maler der Mettener Kirche W. A. Haindl, der bei seinem nur wenig älteren Landsmann und Kollegen, dem Stukkateuer F. J. Holzinger, gerade in Metten viel dazugelernt habe. Es sei das Besondere des bayerischen Barocks und hier wieder gerade der Mettener Kirche — ohne sie zu den Spitzenleistungen des Jahrhunderts rechnen zu wollen — daß hier ein schlichter, im Leben und Leiden bewährter, von natürlicher Schaffensfreude erfüllter Glaube bekundet werde und zum Bekenntnis der Tat rufe.

Metten *Anselm Wimmer OSB*

In Memoriam

Hildebrand Dussler OSB — Ettal

Am 2. Mai 1979 starb im Kreiskrankenhaus Marktoberdorf, dessen Chefarzt Dr. Wanner ihn seit Jahren wiederholt stationär behandelt hatte, P. Dr. Hildebrand Dussler OSB aus Ettal, seit 1962 Mitglied der Bayerischen Benediktinerakademie in der historischen Sektion. Sein Leben ist insofern be- und verwundernswert, als er erst in späten Jahren zur historischen und speziell heimatkundlichen Forschung überwechselte.

Am 8. 10. 1893 in Augsburg geboren, zeitlebens von bewußt schwäbischer Art, hochbegabt und scharfsinnig, Primus des Absolventenjahrganges 1913 der Oberrealschule Augsburg, wollte er zunächst Maschinenbau- und Elektroingenieur werden, noch dazu im Zarenreich, aber der ausbrechende 1. Weltkrieg holte ihn von der TH München weg in den Schützengraben der Westfront und ließ ihn bis zum Schluß nicht los, obwohl zweimal wegen Verwundung im Lazarett. 1919 trat er ins Kloster Ettal ein und mußte zunächst Latein und Griechisch nachlernen. Am 15. 2. 1920 legte er in Ettal Profeß ab; in den beiden Schuljahren 1920/22 studierte er an der Ordenshochschule Sant 'Anselmo in Rom Philosophie, eine Leistung, wenn man bedenkt, daß der ganze Unterricht incl. Examina in Latein gehalten wurde. Dann ging's an die Universität München, um Theologie fortzusetzen und sich zugleich auf das Lehramt in Mathematik und Physik vorzubereiten. Schon 1923 durfte er die Priesterweihe empfangen; 1928 schloß er das Fachstudium mit einem Ergebnis ab, das vor allem im Praktischen hervorragte, und begann seinen Dienst am Gymnasium seiner Abtei. 1930 promovierte er in Würzburg summa cum laude zum Dr. phil. mit einer Dissertation „Über die didaktische Verwendung von Spiel und Spielzeug im Physikunterricht höherer Lehranstalten"; diese Arbeit wurde vom Verlag Salle (Frankfurt) 1932 übernommen und erlebte 1933 bereits eine zweite, vermehrte Auflage — bei Dissertationen eine Seltenheit. Auch später veröffentlichte P. Hildebrand noch öfters einschlägige Artikel in Fachzeitschriften (z. B. im „Archimedes").

Der Schulalltag ernüchterte ihn sehr. Gewohnt, an sich selbst hohe Anforderungen zu stellen (auch beim geliebten Bergsteigen, wo er beim „Wänd-Abkratzen" extreme Schwierigkeiten meisterte), förderte er Hochbegabte sehr (bis zur Aufnahme in die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Naturwissenschaften), hatte aber wenig Geschick und Geduld, den Durchschnittsschülern die Geheimnisse der Mathematik zu enthüllen. Nur die Hochbegabten rechtfertigten „den Opfermut, die Arbeit an den Minderbegabten als *das* Schulkreuz weiterzutragen." In so manche Fehde verwickelt, wehrte er sich energisch: „Ich bin nicht klösterliche Lehrkraft geworden um Nürnberger Trichter zu sein, sondern um Schüler zu bilden, von denen ich weiß, daß sie später einmal zur geistigen Führerschicht unseres Volkes gehören und zwar ihrer Begabung, nicht ihres materiellen Erbes oder ihrer gesellschaftlichen Beziehungen wegen."

Die Verhältnisse waren schließlich trotz des Ausweichens an ein anderes Benediktinergymnasium so unerquicklich geworden, daß er 1938 von sich aus einen Strich darunter machte, mit römischer Erlaubnis aus dem Kloster, das er mitsamt seiner Schule im Dritten Reich gefährdet sah, austrat und sich als Offizier bei der neuen Wehrmacht reaktivieren ließ. Dort schätzte man bald seine physikalischen Kenntnisse hoch ein und verwandte ihn hauptsächlich im Waffenamt des Luftfahrtministeriums in Berlin und bei Versuchen über Kälteeinwirkung auf Waffen und Geräte in Norwegen. Ein Gallenleiden veranlaßte ihn, sich im Sommer 1944 als Oberstleutnant pensionieren zu lassen. Bis Kriegsende wirkte er als Oberstudienrat an der M. Theresia-Schule in Augsburg, kehrte in Stötten am Auerberg in die Seelsorge zurück und half in Füssen bis 1949 als Oberstudiendirektor beim Ausbau der Oberrealschule.

1949 trat er erneut ins Kloster Ettal ein, ließ sich wieder als Lehrkraft am Gymnasium verwenden — und hatte die gleichen Schwierigkeiten wie zuvor, ja noch größere, da er sich mit der weitaus humaneren Behandlung der Schüler in der schola semper reformanda der Nachkriegszeit nicht abfinden konnte. Um die Duplizität vollzumachen, kam es wieder zu einem kurzen Zwischenspiel in einem anderen Benediktinergymnasium. 1956 streikten die Nerven endgültig.

Ein wahres Glück, daß er bereits mit Kriegsende begonnen hatte, seinem stets wachen und kritischen Geist autodidaktisch ein neues Betätigungsfeld zu eröffnen: die historische Heimatforschung aufgrund des archivalischen Quellenmaterials. Dieser Aufgabe konnte er sich nun voll widmen, zumal er von 1960 bis 1969 als Hausgeistlicher der Franziskanerinnen von Maria-Stern in Immenstadt mitten in seinem Forschungsgebiet saß. Bald gehörte er der Schwäbischen Forschungsgemeinschaft bei der Kommission für bayerische Landesgeschichte an; ein von ihr zu seinem 80. Geburtstag in Druck gegebenes Verzeichnis aller seiner größeren und kleineren Veröffentlichungen umfaßt bereits über 140 Titel. Im gleichen Jahre wurde er Ehrenbürger der Marktgemeinde Lechbruck, deren Ortsgeschichte er erforscht und erstmals dargestellt hatte. Beiträge zur Ortsgeschichte lieferte er außerdem für Bayersoien, Benediktbeuern, Bernbeuren, Buchloe, Füssen, Kaufbeuren, Kochel, Leeder, Martoberdorf, Nesselwang, Pfronten, Rottenbuch, Saulgrub, Schongau, Steeg, Steingaden u. a. In den von der Schwäbischen Forschungsgemeinschaft herausgegebenen Sammelbänden „Lebensbilder aus dem Bayerischen Schwaben" ist er seit 1956 in sämtlichen Bänden mit Beiträgen vertreten, die ein breites Spektrum seiner Interessen verraten: Der Barockbaumeister Johann Jakob Herkomer; der Sailerfreund Erweckungspriester Martin Boos; der Chirurg Alois v. Fröhlich; die beiden Lambacher Reformäbte Burkard Furtenbach und Placidus Hieber aus Füssen; der Bildhauer Roman Anton Boos; der Führer der Allgäuer pietistischen Erweckungsbewegung Johann Michael Feneberg; der Freisinger Professor Magnus Jocham, der sich selbst „Obskurant" nannte; der Bildschnitzer Jörg Lederer; der nach den USA ausgewanderte Redemptoristen Franz Xaver Seelos und der nicht minder heiligmäßige Kapu-

zinerbruder Georg Erhart aus Pfronten. Einige davon hat er noch gesondert und ausführlicher in den „Allgäuer Heimatbüchern" des Verlags für Heimatpflege in Kempten herausgestellt, wobei der Pfarrer Magister Hieronymus Tauler hinzukam, dessen Erlebnisse vor und während dem 30jährigen Krieg die Leiden des Allgäus widerspiegeln. Bei den Künstlermonographien liegt das Schwergewicht nicht im Ästhetischen, sondern in den genealogischen Wurzeln, in den Lebensfakten. — Kein Wunder, daß P. Hildebrand auch größere geistige Bewegungen darstellte wie die Erweckungsbewegung pietistischer Art im Allgäu oder die Auswirkungen der Französischen Revolution bei den Untertanen des Hochstifts Augsburg im Bezirk Marktoberdorf. Eine Fundgrube bildeten schließlich die Reiseberichte aus früheren Jahrhunderten, von denen er nicht nur zwei Bände edierte, sondern auch viele lokale Artikel speiste. Fast zwangsläufig mußte er sich mit den Weg- und Straßenverhältnissen jener keineswegs romantischen Postkutschenzeit befassen; daraus resultierte die überaus gründliche „Geschichte der Ettaler Bergstraße", die nicht nur uns in Ettal sehr interessierte und freute, sondern auch viele andere; sie gilt als Muster für ähnliche Untersuchungen.

Er selber reiste nur noch ungern, angewiesen auf eine spezielle Diät und Pflege. Sogar als die Historische Sektion in seiner Nähe tagte (Kempten, Füssen), ließ er sich entschuldigen. Trotzdem steuerte er Artikel für besondere Anlässe bei, z. B. für Benediktbeuern ein Lebensbild über P. Ägidius Jais (nach Jocham) oder die auf Marktoberdorf hinweisende genealogische Abstammung des P. Carl Meichelbeck. Er durfte sein Lebenswerk als abgeschlossen betrachten, in keiner Beziehung frustriert.

Vor Jahren sagte er bei einer Klosterbeerdigung in seiner unbekümmerten Art: „Ich verstehe nicht, warum wir da so ein trauriges Getue haben. Alleluja sollten wir singen, wenn wir wieder einen von uns glücklich im Kreuzgang abgeliefert haben." Sein Wunsch ist in Erfüllung gegangen. Nun ruht er selbst im Ettaler Kreuzgang, und in der nachkonziliaren Liturgie brennt beim Requiem die Osterkerze und wird das Alleluja gesungen. R. I. P.

Ettal *Stephan Schaller OSB*

Willibrord Neumüller OSB — Kremsmünster

Felix Neumüller wurde am 8. Dezember 1909 in Wien geboren. Da schon sein Vater in Kremsmünster studiert hatte, kam auch der kleine Felix 1919 an das Stiftsgymnasium, wo er 1927 die Matura ablegte. Im gleichen Jahre bat er um Aufnahme in das Kloster, wobei er den Namen des Friesenapostels Willibrord erhielt. Mit seinem Konnovizen Fr. Willibald Bammer studierte er dann Philosophie und Theologie in Salzburg. Nach der Priesterweihe am 29. Juni 1932 sandte ihn Abt Ignaz Schachermair zum Studium an die Universität Wien (Geschichte und Germanistik). In den Jahren 1933—1935 studierte P. Willibrord auch am Institut für Österreichische Geschichtsforschung, zu dessen Mitgliedern er dann seit

dem letzgenannten Jahre zählte. Nach 1938 versah der junge Ordensmann zeitweilig die Ämter des Gast- und Kellermeisters und eines Bibliotheksadjunkten. Vor allem machte er sich aber als Jugendseelsorger im Kloster verdient. Er betreute damals die Studenten der NS-Oberschule, die ihrem Glauben treu bleiben wollten. Die Michaelskapelle, die in dieser Zeit nach Katakombenart aus einem Keller in einen Gottesdienst-Raum umgestaltet wurde, zeugt noch heute von dieser Tätigkeit. 1940 ernannte Bischof Johannes Maria Gföllner von Linz P. Willibrord zum Diözesanjugendseelsorger, wodurch der junge Pater den damaligen Machthabern bald ein Dorn im Auge wurde. So wurde er denn auch nach der Aufhebung des Stiftes 1941 gleichzeitig mit seinem Abt aus Österreich ausgewiesen. Bischof Simon Konrad Landersdorfer wies dem Heimatvertriebenen den Kaplansposten in Neukirchen im Bayerischen Wald (Diözese Passau) zu, jedoch schon im gleichen Jahre wurde Neumüller als Sanitäter zur Wehrmacht eingezogen. Er blieb bis zu seiner Entlassung im Jahre 1944 Soldat und kehrte dann nach Neukirchen zurück. Nach Kriegsende eilte er wieder in sein geliebtes Kloster, wo er sich mit seinen Mitbrüdern sofort dem Wiederaufbau widmete. So wurde er 1945 Professor für Deutsch und Geschichte am Stiftsgymnasium (bis 1977), Konviktspräfekt (bis 1954), Bibliothekar (bis 1958), Kustos der Stiftssammlungen (bis 1978) und Gastmeister (bis 1954). P. Willibrord war als Professor in den Anforderungen, die er an die Schüler stellte, milde, wußte sich aber jederzeit Respekt zu verschaffen. Interessierten vermittelte er aber manches Wissen, das sie später auf der Universität gut gebrauchen konnten. Immer aber ließ er in seinem Unterricht die Liebe zu seinem Kloster und zu seiner Heimat Österreich durchscheinen. Trotzdem aber unterrichtete der von den Nazis Verfolgte auch in den Jahren das Fach Deutsch, in denen Lehrplan und Zeugnisformular nur eine „Unterrichtssprache" kannten. Durch 20 Jahre hindurch betreute P. Willibrord die Internationale Studienwoche der Katholischen Hochschuljugend Österreichs, die damals alljährlich in Kremsmünster abgehalten wurde. Dabei gewann er sich und seinem Hause viele treue Freunde. Während eines Studienaufenthaltes in Rom (1954–1956) dozierte er 1955/56 als Gastprofessor an der Päpstlichen Hochschule S. Anselmo Paläographie. Nach seiner Rückkehr ernannte ihn 1959 Abt Ignaz auch zum Stiftsarchivar. Im folgenden Jahr habilitierte sich Neumüller als Dozent für Kirchengeschichte an der Universität Salzburg, wo er auch kurz vor seinem Tode zum a. o. Universitätsprofessor für diese Disziplin ernannt wurde. In den Jahren 1960–1963 bemühte sich P. Willibrord zusammen mit ersten Fachkräften der staatlichen Museen um eine Neuaufstellung der Kunstsammlungen, um deren wissenschaftliche Bearbeitung im Rahmen der Österreichischen Kunsttopographie er sich als liebenswürdiger Koordinator und Mitarbeiter bleibende Verdienste erwarb. Als das Kloster 1969 im Hinblick auf seine 1200-Jahr-Feier beschloß, die brasilianische Großpfarre Barreiras zu übernehmen, bot sich P. Willibrord als Religionslehrer an der gewerblichen Berufsschule für Tischler in Kremsmünster an, um dadurch Mitbrüder für den Einsatz in der Dritten

Welt freizustellen. Er erteilte diesen Unterricht dann bis 1972. Die letzten Lebensjahre P. Willibrords waren zusehends vom Nachlassen seiner Sehkraft und schließlich von einem Krebsleiden beeinträchtigt. Im März 1977 brachte eine Operation vorübergehend spürbare Erleichterung, wobei sicherlich das Jubiläumsjahr psychologisch seine Wirkung tat. Dankbar nahm er die ihm noch geschenkte Lebenszeit aus der Hand des Herrn an und widmete all seine Kräfte freudig und hingebungsvoll seinem Kloster. Leider aber machte der Fortschritt der Krankheit immer längere Krankenhausaufenthalte notwendig. Die letzte Strecke seines Lebens- und Leidensweges ging er tapfer und gläubig, bis ihn der Herr am 17. Juli 1978 zu sich rief.

Neben seinen vielen Aufgaben widmete sich P. Willibrord zeit seines Lebens auch der wissenschaftlichen Tätigkeit, wobei er vielfach mit Prof. Kurt Holter zusammenarbeitete. Das Verzeichnis der von ihm veröffentlichten Werke umfaßt bei 70 Nummern. Seine Vorliebe galt dabei der frühesten und frühen Geschichte der Tassilostiftung, sowie dem mittelalterlichen Buchwesen. Erwähnt seien hier nur sein wissenschaftlicher Beitrag für die Kultanerkennung des sel. Abtes Berthold von Garsten, seine Arbeit über den Kremsmünsterer Haushistoriographen Bernardus Noricus und über die Martyrer von Lorch.

Für seine vielfältige Tätigkeit wurden P. Willibrord auch zahlreiche Ehrungen zuteil: Diözesanrat (1940), Geistlicher Rat (1951), o. Mitglied des Adalbert-Stifter-Institutes des Landes Oberösterreich (1958), Wissenschaftlicher Konsulent der oberösterr. Landesregierung (1964), geistlicher Beirat des Souveränen Malteserritter-Ordens, Kreuz „Pro piis meritis" des Souveränen Malteserritterordens (1965), a. o. Mitglied der Bayerischen Benediktinerakademie (1965), Konsistorialrat (1970), Oberstudienrat (1971).

Kremsmünster *Benedikt Pitschmann OSB*

Abt Wenzel Johannes Pokorny von Raigern (1894—1979)

Am 2. März 1979, wenige Tage vor seinem 85. Geburtstag, starb in Žernůvka in Mähren nach neunundzwanzigjähriger Internierung der Abt des mährischen Benediktinerstiftes Raigern (Rajhrad), Wenzel Johannes Pokorny. Zwei Jahre vor seiner Internierung und der Unterdrückung aller Klöster in der Tschechoslowakei (1950) hatte er noch das neunhundertjährige Jubiläum der Gründung seines Klosters (1948) begehen können.

Abt Wenzel Johannes Pokorny wurde geboren am 7. März 1894 in Dobročkovice. 1913 trat er in das Kloster Raigern ein und legte 1914 die einfache und 1918 die feierliche Profeß ab. Nach dem Theologiestudium in Seckau und Brünn wurde er 1918 zum Priester geweiht. Nach Kaplansjahren in Schwarzkirchen (Ostrovačice) und Raigern erhielt er 1934 die Seelsorge der Pfarrei Syrowitz (Syrovice) anvertraut. Sein Interesse an der Geschichte bewog seinen Abt, ihm schon bald nach der Priesterweihe neben der Seel-

sorge auch die Verwaltung des Klosterarchivs zu übertragen, das durch über ein halbes Jahrhundert von P. Maurus Kinter betreut worden war. Nach Kinters Tod 1928 übernahm er zusätzlich auch die Bibliothek. Erstaunlich schnell und gut arbeitete er sich in diese Aufgaben ein, so daß er schon bald kleinere Arbeiten teils selbständig teils in Zeitschriften veröffentlichen konnte. So erschien bereits 1925 die Schrift *Klášter Rajhrad. Jeho dějiny a pamatnosti* (Kloster Raigern. Seine Geschichte und Denkwürdigkeiten). Im 1. Jahrgang (1926) der von den Emautiner Benediktinern in Prag herausgegebenen Zeitschrift *Pax* erschien sein Beitrag *První český překlad života sv. Benedikta a jeho řehole* (Die erste tschechische Übersetzung des Lebens des hl. Benedikt und seiner Regel). Im Jubiläumsjahr von Monte Cassino schrieb er *Přehledné dějiny benediktinských klášterů v českých zemích* (Überblick über die Geschichte der Benediktinerklöster in den Böhmischen Ländern): *Pax* 4 (1929) 68–97. Schon im Kriegsjahr 1942 veröffentlichte er in Prag zusammen mit Zoroslava Drobná *Benediktinský klášter v Rajhradě* (Das Benediktinerkloster Raigern) als Heft 48 der *Poklady umění v Čechách a na Moravě* (Kunstschätze in Böhmen und Mähren). Nach dem Tod seines Mitbruders Dr. theol. P. Paul Vychodil redigierte er die 1884 von P. Placidus Mathon gegründete Raigerner Zeitschrift *Hlídka* (Die Wacht), eine religiös-kulturelle Zeitschrift, etwa „Hochland" vergleichbar, bis sie im 2. Weltkrieg ihr Erscheinen einstellen mußte.

Nach dem Tod von Aloys Kotyza wurde P. Wenzel Pokorny am 7. August 1947 zum Abt gewählt. Doch es war ihm nicht vergönnt, seine Abtei in eine neue Zeit zu führen. Bereits in sein erstes Regierungsjahr fiel der kommunistische Umsturz vor 1948, und zwei Jahre später mußte er die Aufhebung seines und aller Klöster des Landes in einer Polizeiaktion erleben und in die Internierung gehen. Einige Zeit verbrachte er in einem Altersheim in Hostin bei Znaim, die längste Zeit aber war ein Altersheim für Priester in Žernůvka bei Brünn sein Zwangsaufenthaltsort, wo auch der Brünner Bischof Karel Skoupý leben mußte.

Wenzel Johannes Pokorny ist der letzte in der Reihe der Raigerner Historiker, die beginnend mit Propst Bonaventura Piter im 18. Jahrhundert mit Gregor Wolny und Beda Dudík im 19. Jahrhundert zu höchstem fachlichen Rang aufstieg und uns mit Maurus Kinter die „Studien und Mitteilungen" schenkte. Besonders mit Gregor Wolny und Beda Dudík war in Raigern so etwas wie eine Historische Schule entstanden, auf die man später den Begriff des vaterländischen Historismus anwandte. Doch das wissenschaftlich-schriftstellerische Engagement beschränkte sich keineswegs auf die Historie. Die Benediktiner von Raigern publizierten seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit eigener Druckerei eine ganze Reihe von Periodica für unterschiedliche Zielgruppen: Neben der genannte *Hlídka* (seit 1884) stand die populär-religiöse Zeitschrift *Škola Božkého Srdíe Páně* (Schule des göttlichen Herzens des Herrn) (seit 1867); neben dem Hauskalender *Moravan* (Der Mährer) (seit 1852) erschien das christlich-soziale Zweiwochenblatt *Dělník* (Der Arbeiter) (seit 1885). Die Jugendzeitschrift *Anděl Strážný* (Der

Schutzengel) (seit 1881) wurde nach dem 2. Weltkrieg erneuert und erlebte mit moderner Aufmachung und Zielsetzung bis 1948 eine Auflage von 100 000 Exemplaren. Die Abtei Raigern hat sich mit dieser publizistischen Tätigkeit um die Erneuerung des Katholizismus in Mähren verdient gemacht.

In den Jahren seiner Internierung wirkte Abt Wenzel Pokorny als Hausgeistlicher für die gleichfalls internierten Schwestern des Heimes in Žernůvka und arbeitete an einer Geschichte seines Klosters Raigern; sie ist wohl unvollendetes Manuskript geblieben. Trotz offizieller Einladungen erhielt er nie die Reiseerlaubnis zum Äbtekongreß nach Rom. Ein päpstliches Schreiben zu seinem 85. Geburtstag hat ihn wahrscheinlich nicht mehr erreicht. Ein Beitrag von Abt Dr. Anastasius Opasek, dem im Exil lebenden Abt von Břevnov, in der Zeitschrift *Nový život* 31 (Rom 1979) 96, gleichfalls zum 85. Geburtstag gedacht, wurde als Nachruf ausgedruckt. Nach einem Trauergottesdienst in Žernůvka wurde seine sterbliche Hülle am folgenden Tag nach Raigern zurückgebracht, wo er nun wenigstens im Tode in seiner Abteikirche zu St. Peter und Paul ruhen darf.

Rohr *Johannes Nep. Zeschick OSB*

Literarische Umschau

PETER CLASSEN: *Die Gründungsurkunden der Reichenau.* Vorträge und Forschungen, herausgegeben vom Konstanzer Arbeitskreis für mittelalterliche Geschichte, Band XXIV. 88 Seiten, 2 Facsimilia. Jan Thorbecke Verlag, Sigmaringen 1977.

Anläßlich des Reichenau-Jubiläums von 1974 veranstaltete der Konstanzer Arbeitskreis eine Tagung über Mönchtum, Episkopat und Adel zur Gründungszeit des Klosters. Zwar sind die Ergebnisse der Untersuchung von Karl Brandi aus dem Jahre 1890 über die Urkundenfälschung der Reichenau im 12. Jahrhundert noch heute im allgemeinen angenommen, hingegen stoßen sie im einzelnen auf Zweifel. Im vorliegenden Band XXIV des Konstanzer Arbeitskreises haben drei Historiker ihre Spezialforschungen zu den zwei Gründungsurkunden der Reichenau veröffentlicht.
Beide Urkunden, A 2 und A 3, beziehen sich auf den Hausmeier Karl Martell und die Verhandlungen mit diesem am 25. April in Joppilla bei Lüttich. Beide Urkunden stimmen in ihrem Rechtsinhalt im wesentlichen überein: Schutz für Pirmin und seine Mönche, Schenkung der Reichenau zur Klostergründung, Schenkung von fünf Orten im Steuerbereich Potamico, Schenkung von Ermatingen und Schenkung von 24 namentlich aufgeführten Leuten im Thurgau. Bei beiden Urkunden handelt es sich um Fälschungen.
Hansmartin Schwarzmaier kommt zuerst auf das äußere Bild der Urkunden zu sprechen: schmucklose Minuskelschrift des 12. Jahrhunderts mit betonten Ober- und Unterlängen, womit der Schreiber den Eindruck einer altertümlichen Urkundenschrift erwecken wollte. Dann befaßt er sich mit dem Schreiber Udalrich. Einige bis jetzt ihm zugeschriebene Urkunden müssen von anderen Fälschern stammen. Udalrich war der einzige mit seinem Namen bekannte Fälscher und zwar der letzte. Er wollte nicht die Reichenau in ihrem Ansehen nach außen erhöhen, vielmehr ging es ihm um die Verteidigung näher liegender Rechte. Wahrscheinlich haben wir die Gründungsurkunden der Reichenau in der heutigen Form nur dem Umstand zu verdanken, daß Udalrich in ihnen den ältesten Text fand, dem er Probleme seiner eigenen Zeit einverleiben konnte. Ingrid Heidrich behandelt die urkundliche Grundausstattung der elsässischen Klöster, St. Gallens und der Reichenau in der ersten Hälfte des 8. Jahrhunderts. Aus dieser Schau ergibt sich eine den Umständen angepaßte Politik Karl Martells. In seinen Anfangsjahren versucht er zunächst mit dem einheimischen Hochadel zusammenzuarbeiten. Er gibt dort nach, wo er sich nicht durchsetzen kann. Er hat zwar seine Parteigänger in der Kirche, die er aber gar nicht ausschließlich an sich binden kann. So nimmt auch Pirmin Verbindungen zu den Etichonen und dann zu den Widonen auf. Die Reichenau ist in dieser Sicht nicht, wie man früher annahm, ein karolingischer Stützpunkt in Alemannien, sondern ein Kloster, das mit Unterstützung des alemannischen Herzogshauses und des Hausmeiers Karl Martell gegründet wurde und erst nach dem Ende des alemannischen Herzogtums die enge Beziehung zu den Karolingern suchte und fand, die allein im Stande waren, Schutz zu gewähren.

Karl Brandi war der Auffassung, daß Udalrich bei der Nennung der geschenkten Orte und Leute eine echte Urkunde des 8. Jahrhunderts vor sich gehabt habe. Heidrich kommt zu einer anderen Feststellung, daß der Fälscher die Ortsnamen einem früheren Güterverzeichnis des Klosters, die Personennamen einem früheren Verzeichnis abgabenpflichtiger Leute entnommen habe. Die Verfügungen über die Rechtsstellung des geschenkten Besitzes und der geschenkten Leute und die Regelung der Heerfahrt atmen so deutlich die Probleme des 12. Jahrhunderts, daß man hier auf urkundliche Vorlagen verzichten kann.
Das Formular in den Gründungsurkunden der Reichenau wird im einzelnen untersucht und festgestellt, daß sicher zeitgemäße Formularelemente für die Gründungszeit des Klosters auf Königs- und Hausmeierurkunden zurückgehen. Das Datum der Klostergründung im Jahre 724 ist durch Vergleich mit anderen Urkunden von Karl Martell sehr wahrscheinlich. Als echte Vorlagen für die Fälschung können eine Schutzurkunde Karl Martells und eine merowingische Königsurkunde gedient haben.
Eugen Ewig befaßt sich mit den Immunitätsbestimmungen und den Schenkungsinserten den Reichenauer Fälschungen. Danach hat der Fälscher Udalrich den Wortlaut der Immunitätsurkunden Ludwigs des Frommen und Karls III. weitgehend verwendet. Was das Schenkungsinsert mit der Gebetsklausel betrifft, zeigt er einen ähnlichen Fall in einer Urkunde Karls des Großen an Fulda (DK I Nr. 127). Heidrich und Ewig widersprechen sich nicht, sondern ergänzen einander. Die nach Heirich auf den Schutzbrief Karl Martells und auf eine Merowingerurkunde zurückgehenden Stellen finden sich fast ausschließlich im Protokoll und im Eschatokoll der Fälschungen. In der Dispositio wechselt das Bild. Wie Ewig eindrücklich darstellt, hat Udalrich den Wortlaut der Immunitätsbestimmungen den Immunitätsurkunden Ludwigs des Frommen und Karls III. übernommen. Für die Interpolation, daß weder Herzog noch Graf die Mönche beunruhigen dürfen, hat Ulrich eine weitere Vorlage des 9. Jahrhunderts herangezogen. Das dürfte der besonderen Arbeitsweise Udalrichs entsprechen, der auch sonst mosaikartig kleinste Teile aus älteren Dokumenten in seinen Fälschungen verwendet.
In diesen drei Untersuchungen werden die beiden gefälschten Gründungsurkunden der Reichenau bis ins einzelne genauestens untersucht. Für die von Udalrich beabsichtigte Aufgabe der Fälschungen ergibt sich eine neue Sicht: Sicherung des Besitzes und der Rechte auf der Insel und den weiteren Besitzungen aus den Notwendigkeiten des 12. Jahrhunderts. Weiter läßt sich eine größere Anzahl von Vorlagen ermitteln, nach denen Udalrich gearbeitet hat. Schließlich erscheint die Gründung in einer differenzierteren Situation der Politik Karl Martells in Alemannien, als man dies bis dahin angenommen hat. Die drei Untersuchungen stellen ein Musterbeispiel dar, wieviel sich heute noch aus scheinbar erforschten Dokumenten herausholen läßt.

Einsiedeln *Joachim Salzgeber OSB*

Das Verbrüderungsbuch von St. Peter in Salzburg. Vollständige Faksimile-Ausgabe im Originalformat der Handschrift A 1 aus dem Archiv von St. Peter in Salzburg. Einführung von Karl Forstner. Akadem. Druck- und Verlagsanstalt Graz, 1974.

Die hervorragend ausgestattete Ausgabe dieses Werkes hat einen Vorläufer in der Erstausgabe aus der Feder des Theodor Georg von Karajan (Wien 1852). Diesem

folgte zeitlich in den MG, Necrol. Germ. Bd. 2 (Berlin 1904), in der Bearbeitung von S. Herzberg-Fränkel. Der Hüter der Schätze in Bibliothek und Archiv der Erzabtei St. Peter, Karl Friedrich Hermann OSB, umreißt in seinem Geleitwort klärend den Begriff „Verbrüderung" und verweist darauf, daß die „ungeheure Spannweite der Verbrüderungsformen" gerade dieses petrische Verbrüderungsbuch aufzeige, die gerade in Salzburg von besonderer Bedeutung war, da sich erst 987 die Personalunion zwischen dem bischöflichen und äbtlichen Bereich des Abtbischofs auflöste. Es wird dabei hingewiesen, daß nach einer Neuordnung der Verbrüderung 1104 die Weltweite eine Beschränkung erfuhr nur auf die Klöster, deren immerhin im 12. Jahrhundert noch 90 zugehörig sind.
Karl Forstner bringt nach einer Einleitung eine ausführliche paläographische Untersuchung (S. 15—29), in der 1. auf die Beschreibung der Handschrift und 2. auf die Schreiber eingeht, die Provenienz des älteren Salzburger Schriftstils untersucht, ferner die Stellung innerhalb der karolingischen Schriftentwicklung und der südostdeutschen Skriptorien. Hiebei wird auf Salzburger Parallelen verwiesen, die Beziehungen zu St. Denis und die Anonymität des Schreibers. 3. folgt eine Analyse und Chronologie später, zeitlich fixierbarer Schreiber.
Von der hiebei aufgestellten Hypothese, daß auch Virgils Hand am Buche mitgewirkt habe, rückt der Autor ab in seinem Aufsatz in der Festschrift „1200 Jahre Dom zu Salzburg 774/1974": „War Virgil der Schreiber des Verbrüderungsbuches?" (S. 26—30).
Eine „Inhaltliche Untersuchung" befaßt sich mit dem Virgilischen Diptychon und dem jüngeren Verbrüderungsbuch (S. 30—33). Neben einem Verzeichnis der umfangreichen einschlägigen Literatur (S. 35—36) geben auf 2 Tafelseiten die 30 Schriftproben interessante Aufschlüsse.
Der Hauptteil des Werkes besteht aus den 39 originalgroßen Faksimile-Tafeln, wobei die S. 29 und 31 in Farbwiedergabe hervorzuheben sind. Wer eines Namensregisters bedarf, wird allerdings auf die Ausgabe Karajans oder Herzberg-Fränkels angewiesen sein, die jedoch nicht allerorten greifbar sein werden.
Das Werk als volumen LI der Reihe „Codices selecti" wird in dieser Form jedem Liebhaber des mediaevistischen Buches als auch für den Schöpfer aus diesen ehrwürdigen Quellen Freude und Augenweide sein. Dem Bearbeiter gebührt Dank und Anerkennung.

Ottobeuren *Aegidius Kolb*

Die Salzburger Armenbibel. Codex a IX 12 aus der Erzabtei St. Peter zu Salzburg. Einführung, Übertragung, Übersetzung von Karl Forstner. Verlag Anton Pustet, Salzburg — München.

Einer 1. Auflage im Jahre 1961 konnte 1976 eine weitere folgen, die den eingelegten und herausnehmbaren Textband (81 S.) unverändert übernahm. Dessen Autor, Direktor der Universitätsbibliothek Salzburg und Professor für Paläographie und Mittellatein, befaßte sich in der Einführung mit dieser Gruppe typologischer Bilderhandschriften mit erklärendem Text; so ganz im Dienst der Homiletik und Katechetik. In seinen weiteren Ausführungen zur Salzburger Armenbibel ist auf die Zusammenhänge und auch speziellen Unterschiede mit den Pendants zu Wolfenbüttel (cod. Guelf. 35 a Helmst.) und vor allem dem näherstehenden Codex 328 aus Kremsmünster hingewiesen, dessen Entstehungszeit um 1360/70 liege, die Salzburger aber etliche Jahre jünger anzusetzen sei. Auf den S. 32—39 sind in

knapper Form die Erläuterungen zu den 36 Bildern geboten, denen auf den S. 43 bis 60 die Übertragung der jeweiligen lateinischen Texte und Beschriftungen folgt; in Rot und Schwarz wie im Original. Ein weiterer Teil bietet auf den S. 63—80 in derselben Anordnung die deutsche Übersetzung.
Umschlag und Faksimile sind in Größe und Farbigkeit völlig dem Original entsprechend, wobei man der 2. Auflage die bessere typographische Qualität zuzusprechen hat. Der Kunsthistoriker wird eine diesem Fachbereich entsprechende Würdigung vermissen. Dem Verlag als auch der Salzburger Druckerei darf man hinsichtlich des Druckes und der Herstellung ein Meisterwerk bestätigen.

Ottobeuren *Aegidius Kolb*

JOACHIM WOLLASCH: *Mönchtum des Mittelalters zwischen Kirche und Welt.* Münstersche Mittelalter-Schriften Band 7. 201 Seiten. Wilhelm Fink Verlag, München 1973.

In der Vorbemerkung weist W. darauf hin, daß, trotz der „schier unübersehbaren Literatur über das Mönchtum im Mittelalter", bis heute eine Gesamtdarstellung fehle. Dies sieht er darin begründet, daß die bisherige Forschung vieles als selbstverständlich voraussetze, was tatsächlich wissenschaftlichen Fragens wert sei: aus welchen Elementen setzt sich die Herrschaft der Äbte in den Klöstern des mittelalterlichen Abendlandes zusammen? Welcher Personenkreis bildete die Konvente? Wie gestaltete sich das Verhältnis von Abt und Konvent? Unter welchen Voraussetzungen ergriff mönchisches Leben über die Mauern eines Klosters hinweg andere Gemeinschaften und wurde zur mönchischen „Reform"-Bewegung?
Die Studie sucht Antworten auf solche Grundfragen zu ermitteln, und so Kriterien zu gewinnen, die einer künftigen Gesamtdarstellung des Mönchtums im Mittelalter den Weg bereiten. — Die Arbeit sei also ein Entwurf, eine „im ursprünglichen Sinn des Wortes problematische Schrift".
Bereits eine Fragehaltung, die bisherige Selbstverständlichkeiten durchstößt, und ungeklärte Voraussetzungen zum Gegenstand des Forschens macht, muß man uneingeschränkt begrüßen. — Die Studie selber folgt in ihren Kapiteln den angesprochenen Problemkreisen. Zunächst untersucht sie „die Herrschaft der Äbte", wendet sich dann den „klösterlichen Gemeinschaften" zu, um schließlich Aspekte der „mönchischen Bewegung" aufzugreifen.
Unter dem Gesichtspunkt der Ereignisgeschichte sind solche Themen — ohne jede zeitliche und räumliche Begrenzung innerhalb des Mittelalters — zu weit gefaßt, um eine fruchtbare Behandlung zu ermöglichen. Von dort aus sind sie jedoch nicht zu sehen. Alle Einzelausführungen dieser Studie beruhen auf einem entscheidenden methodischen Fortschritt in der Necrologforschung. Hier bereiten sie ein neues, vertieftes Verständnis, und damit die Möglichkeit der Edition und Interpretation bisher unausgewerteter oder sogar kaum verständlicher mittelalterlicher Quellen vor.
„Das Edieren setzt forschendes Verstehen nicht bloß der einzelnen Mitteilungen des Textes voraus, sondern die Lösung oder wenigstens die Erfassung der Frage, wohin dieser im ganzen der größeren geschichtlichen Zusammenhänge gehört. Ohne das sind auch, wie man jetzt weiß, die eigentlich editorischen Entscheidungen nicht zu treffen, also etwa über den Ort, der jeder Handschrift in der Gesamtüberlieferung zukommt. Es liegt mir viel daran zu betonen, daß Edieren, Forschen Einheit sind." (Gerd Tellenbach in: DA 29 (1973)[3].
und Geschichte Schreiben, jede dieser Tätigkeiten in ihrer Reife, eine unlösbare

Nachdem viele Zeugnisse der Faktengeschichte bereits seit dem 19. Jahrhundert klassische Editionen erhalten haben und damit für die Forschung zugänglich sind, und nachdem in den letzten Jahrzehnten viele dingliche Überreste (z. B. Symbole, Pfalzen, Burgen) aus dem Mittelalter auf anderen methodischen Wegen erschlossen worden sind, ist hier eine gegenüber beidem neue methodische Ebene erreicht: für eine bisher vernachlässigte Quellengruppe, die W., S. 54[178], einmal zusammenfassend „Gebrauchstexte" nennt, ist hier an einem wichtigen Punkt jener Durchbruch gelungen, der „Edieren, Forschen und Geschichte Schreiben" erlaubt. W. erreicht ein „forschendes Verstehen" der Necrologien, der liturgischen Gedächtnislisten der mittelalterlichen Konvente. „Was uns das Totenbuch aus einem mittelalterlichen Kloster gibt, ist die klösterliche Gemeinschaft in ihrer je eigenen geschichtlichen Umgebung, die, von Personen und Gemeinschaften repräsentiert, durch das liturgische Gedächtnis ins Kloster hineingenommen wurde. Damit werden die Quellen liturgischen Gedächtnisses aus den Klöstern des Mittelalters zu eminent historischen Zeugnissen. Die Necrologie bildet die Basis einer neuen Erforschung des mittelalterlichen Mönchtums ..." (W., S. 123). Es geht W. um eine neue Methode, die die necrologischen Quellen in ihrer Eigengesetzlichkeit angemessen als Geschichtsquellen ausschöpft (vgl. S. 63). In einer geduldigen und selbstlosen, neuen Annäherung an die Necrolog-Hss, welche durch anderswo angemessene methodische Postulate nicht behindert ist, wird dieses Ziel für eine Reihe von Namenlisten erreicht. Die Gemeinschaften, die darin überliefert sind, werden nach und nach identifiziert und erschlossen. Zahlreiche Beispiele, vom Bamberger Michelsberg über das Schwarzwaldkloster St. Blasien bis nach Cluny und dessen Klöstern gestreut, zeigen dies. — Der reichhaltige Ertrag, vor allem für die Personengeschichte, kann hier nicht im einzelnen angesprochen werden. Was sich jedoch mehr noch vor uns auftut, sind Grundstrukturen mittelalterlichen Mönchtums. In diesem Sinne sind der Titel und die Kapitelüberschriften der Studie gemeint.

W. sieht also die Necrologie in ihrer liturgischen Funktion, geht ihrem „Sitz im Leben" nach und weist ihnen als historische Quellen eine zentrale Rolle zu. Von daher fordert er Editionen, die — im Gegensatz zu vielen bisherigen Angaben — den Provenienzzusammenhang der Quellenüberlieferung wahren (vgl. S. 59[188]), und erreicht damit eine Plattform, von der aus man nicht nur sozusagen Einzelgipfel, sondern vor allem die geologische Struktur des Gegenstandes überblicken kann.

Sogleich fällt der Blick auf andere Gebrauchstexte, die ebenfalls mit den „herkömmlichen Regeln der Textkritik" nicht angemessen zu edieren und zu deuten sind, etwa auf die Quellengattung der Consuetudines (vgl. S. 54[178]). Man könnte hier auch auf die bei Unterricht und Lehre sowie in der Rechtsprechung benötigten Texte (Sammlungen, Notizen, Entwürfe, Übernahmen) hinweisen.

Gewiß werden andere Necrolog-Einträge wieder neue Probleme stellen können, deren Lösung weitere Erhellung von Personen und Strukturen verspricht. Aber auf dem von W. eingeschlagenen Weg muß weitergegangen werden. Es gibt kein Zurück hinter seinen methodischen Ansatz! — W. bleibt dabei nicht im Methodischen stehen. Er erschließt von dieser seiner „Basis" aus so fruchtbar sowohl politische wie spirituelle Dimensionen des mittelalterlichen Mönchtums, daß man wünschen möchte, er werde nun, nachdem die Fundamente gelegt sind, seine Kraft dem Bau leihen, damit wir der mit Recht von ihm vermißten Gesamtdarstellung näher kommen.

Weingarten *Karl Pellens*

MATHÄSER WILLIBALD OSB: *Andechser Chronik.* Die Geschichte des Heiligen Berges nach alten Dokumenten und aus neueren Quellen, ergänzt durch persönliche Erinnerungen. Süddeutscher Verlag 1979.

Der Weg der Literatur verankerte die Schicksale über das erste Werk des Abtes Joachim Kircher 1572: „Cronica vom hochwürdigen und löblichen Heiltumb auff dem heiligenberg Andechs genannt, im obern Bairn". Fortsetzungen führten 1595 über Abt David Aichler und weitere 1602 und 1611. Historiala-s nahmen ihren Weg, vor allem erschien über Augsburg 1755 ein opusculum zum 300jährigen Klosterjubiläum. Das Wirken des Chronisten wurde weitergeführt, doch mehr auf dem archivalischen Weg, dessen Quellen doch das Wichtigste über die Säkularisation überlebten — und dann erschien durch den Prior des wiedererstandenen Klosters P. Magnus Sattler die erste Andechser Chronik 1895, neben weiteren Quellen dieses für damalige Verhältnisse und vielseitige Tätigkeit zu bestaunenden Autors.
Andechs erfuhr einen heutig anderen Weg dieses angesprochenen Autors — weil nun den heutigen vielen Lesern auf neuen Schritten die übrige ausgesprochene Bibliotheken-Fachliteratur erschlossen werden kann. Das Inhaltsverzeichnis wird schon über seine Untertitel Etliches wecken in der dreifachen Einteilung: Das Grafengeschlecht von Dießen-Andechs — die Abtei Heiligenberg — Das neue Kloster Andechs. Mag man im 1. Teil finden: „Steiler Aufstieg — rascher Niedergang" und „Licht und Schatten" (S. 7—31). Das Mittelstück (S. 33—193) ist eingeleitet: „Was eine kleine Maus vermochte" — und führt dann bis „Im Würgegriff" und „Der Garaus von 1803".
Was in den vorigen Andechser Chroniken zwischen den Zeilen manches für den Wissenden und Ahnenden, ist nun in dieser Erklärung allerhand zu lesen. Wenn der derzeitige Geschichts-Darsteller über „Das neue Kloster Andechs" (S. 195 bis 287) dieses 3. Kapitel auch geschichtsträchtig „Ein königlicher Stifter" eröffnet, werden sich die nun wohl anstehenden Fragen ergeben: „Was wird einmal?" Was zwischen den Zeilen wieder war, wird ebenfalls zu überlegen sein. Auch dieser Weg der Ordensgeschichte erschließt Vieles, neben und über hinaus an Lehrbüchern und Lebenserfahrung.
Neben den Prioren P. Magnus Sattler oder P. Augustin Engl und so manchem mag auch im Hintergrund zu lesen oder zu vermuten sein im Kloster innerhalb, der Wallfahrtskirche, den Pfarreien und deren Leute — und dem Bräustüberl, mit Vielartigen den Gekommenen und Kommenden.
Mag man diese Art von 2. oder gar 3. Literaturweg beurteilen wollen (und beachtlich mehr Echo findet), — über die erschlossene „Literatur" (S. 289—293) und noch mehr das „Register" (S. 295—319) helfen zu Vielerlei des Wissens und Wollens.

Ottobeuren *Aegidius Kolb OSB*

ECKHARD MICHAEL: *Beiträge zur Geschichte des Benediktinerklosters Steina (Marienstein), Krs. Northeim, im ausgehenden Mittelalter.* Mit eine Edition des „Negotium monasterii Steynensis" von 1497. 242 Seiten, 14 Abbildungen, 1 Karte. Herausgegeben (1978) vom Flecken Bovenden.

Diese erweiterte Facharbeit für das Lehramt an Gymnasien, betreut von Prof. Dr. H. Patze, Direktor des Instituts für Historische Landesforschung der Universität Göttingen, erreicht in vieler Hinsicht das Niveau einer Klostermonographie der „Germania sacra", geht aber in der Darstellung der Wirtschaftsgeschichte weit

über das heute geforderte hinaus. Es wurde die Mühe nicht gescheut, ein ausführliches Gutachten der Bursfelder Visitatoren über die Verschuldung der Abtei im Jahre 1497 (= Negotium) sorgfältig zu edieren und zu kommentieren. Diese Sorgfalt hat sich vielleicht anstecken lassen von dem Fleiß, den das Gutachten erkennen läßt, wo alle finanziellen Möglichkeiten aus Besitz und vorhandenem Inventar bis ins Kleinste beschrieben und ausgerechnet sind. Der Historiker kann an dieser gut edierten Quelle nicht mehr vorbeigehen, so sehr er vielleicht sonst die Wirtschaftsakten gering schätzen möchte. Zwischen den Zeilen dieser Rechnungsbücher erfahren wir manches aus der Geistesgeschichte der Abtei.

In der Zeit zwischen 1102 und 1105 gründete Ruthard, Erzbischof von Mainz, am Ort der zum Kollegiatstift St. Petri zu Nörten gehörigen Marienkapelle ein Benediktinerkloster, das auf Mainzer Territorium lag und somit erzbischöflichem Eigenkirchenrecht unterstand. Ruthard gewährte Seelsorgsrechte wie Tauf- und Begräbnisrecht, die materiell nutzbar waren. Steina liegt auf einem Hügel unmittelbar südlich Nörten, 20 km südlich von Northeim und ebensoweit nördlich von Göttingen bzw. dem Stift Geismar, verkehrsgünstig am Übergang der Leine. In der Nähe der alten Missionszentren und Archidiakonaten Nörten und Geismar konnte der Erzbischof wahrscheinlich relativ frei über Liegenschaften verfügen. Ruthard setzte einen seiner Mainzer Ministerialen als Vogt ein, ähnlich wie er mit seinen anderen Gründungen verfuhr: Höchst (zu St. Alban), Johannisberg, Disibodenberg und Lippoldsberg. Doch schon in der Mitte des 12. Jahrhunderts mußte sich Mainz aus dem Raum Oberweser-Leine zurückziehen. Einzelne Dynastengeschlechter, z. B. die Grafen von Northeim, starben aus, die Welfen erbten und die Herzöge von Braunschweig-Lüneburg erhielten die Vogteien über die Mainzer Klöster Northeim und Reinhausen und fügten auch Bursfelde in das welfische Territorium ein; Steina blieb als Relikt der Mainzer Territorialpolitik im Weser-Leine-Raum zurück. Zwar war es genügend mit Streubesitz ausgestattet worden, und bis 1330 erhielt dieser Zuwachs vom umliegenden Adel, den Herren von Plesse, Hardenberg, Bovenden, Harste, Rosdorf und Gladebeck. Ländereien im Umfang von mindestens 100 Hufen (= 30 000 Morgen), Zehntrechte und andere kleine Renditobjekte bildeten eine tragfähige Grundlage für die Existenz des Klosters. Doch um 1447 war Steina so verschuldet und der Besitz so sehr entfremdet, daß es von Mainz in ein Kollegiatstift umgewandelt wurde; die Schulden wurden vom Kalandstift in Münden übernommen. Doch nach drei Jahren zogen sich die Kalandsherren zurück und der ehemalige Abt erlangte seine Herrschaft zurück, bis die Stiftsherren von St. Petri in Nörten um 1470 sich Steina inkorporierten. Doch die Benediktiner vermochten Steina zurückzuerobern. Auf dem ersten Kapitel, das das Konzil von Konstanz angeordnet hatte, in Petershausen 1417 waren fünf Äbte aus der Erzdiözese Mainz anwesend, einer von ihnen der Abt von Steina. Im Rezeß des Provinzialkapitels von 1476 findet sich die Bemerkung, daß neben anderen auch der Abt des Klosters Steina für contumax erklärt wurde, da er weder persönlich anwesend gewesen sei noch einen Vertreter geschickt habe; 1479 und 1482 wurde der Tadel wiederholt. Doch seit ihrem Generalkapitel 1480 in Erfurt nahm sich die Bursfelder Kongregation Steinas an, hoffend, es als Benediktinerkloster wieder reformieren zu können. Die Äbte von Northeim und Reinhausen griffen ein, erstellten schließlich 1497 das Negotium, das positiv ausfiel. Der Abt resignierte, die wenigen Mönche wurden durch andere aus den benachbarten Abteien vermehrt: Steina überstand die Reformation Luthers, ja zeitweise wurde es Zufluchtsstätte für aus ihren Klöstern vertriebene Mönche, bis es 1619 vom welfischen Amtmann von Harste besetzt und für das Herzogtum Braunschweig-Lüneburg in Besitz genommen wurde. Die

Geschichte Steinas erscheint als ein jahrhundertelanger Kampf um die wirtschaftliche Existenz, von immer neuer und größerer Verschuldung und schließlichem Erliegen. Dieser Eindruck führt dann wohl zu leicht zu negativen Urteilen über das Versagen der Mönche. Nun fehlen jedwede Aussagen über kulturelle oder monastische Tätigkeit bei dem völligen Mangel an derartigen Quellen. Einziges Argument ist eben die jahrhundertelange Existenz. Ein gerechteres Urteil könnte aus einem Vergleich mit der Wirtschaftsgeschichte der umliegenden Großgrundbesitzer erarbeitet werden, wozu aber Quellen von der Art dieses Negotiums vorhanden sein müßten und ein Glücksfall sie erhalten hätte. Verfasser hat auch weitere Fragen nicht beantworten bzw. bearbeiten können: ob der damals übliche niedrige Zinsfuß — höchstens 4% — nicht immer eine schnelle Sanierung als möglich erscheinen ließ, oder welche Gründe vorlagen, die den Klosterbetrieb als kreditwürdig erscheinen ließen. Nicht selten haben doch die eigenen Gläubiger neue Kredite gewährt. Offene Fragen, aber dem Autor ist zu danken, daß sie aufgrund seiner intensiven Quellenaufbereitung überhaupt gestellt werden können.

Siegburg *Rhaban Haacke OSB*

BUR MICHEL (Hrsg.): *Saint-Thierry.* Une Abbaye du VIe au XXe siècle. Actes du Colloque international d'Histoire monastique, Reims-Saint-Thierry. Association des amis de l'abbaye de Saint-Thierry 1979. 643 Seiten.

Vom 11. bis 14. Oktober 1976 fand im Rathaus von Reims ein bedeutendes wissenschaftliches Symposion statt, das die Geschichte der unweit der Stadt gelegenen Abtei Saint-Thierry zum Gegenstand hatte. Die Akten dieses Kongresses liegen nunmehr in einem großzügigst ausgestatteten, umfang- und inhaltreichen Band vor. Der Bogen der Arbeiten war weit gespannt; sollte er doch die Zeit zwischen dem 6. und dem 20. Jahrhundert umfassen. Einunddreißig Mitarbeiter hatten sich unter verschiedenen Gesichtspunkten um das Thema versammelt. Eine günstige Vorbedingung für das Zustandekommen des Kongresses lag darin, daß die alte Abtei, die im Jahre 1777 aufgehoben und in der Folgezeit bis auf wenige Reste zerstört worden war, im Jahre 1968 durch Benediktinerinnen von Vanves (bei Paris) neu belebt worden ist. Der wissenschaftlichen und technischen Vorbereitung und Mitwirkung dieser Kommunität ist sowohl der Kongreß selbst wie die sorgfältige Drucklegung und Ausstattung der dargebotenen Untersuchungen und Mitteilungen in erster Linie zu danken.

Ein solcher Längsschnitt durch anderthalb Jahrtausende monastischer Vergangenheit, dargetan am Beispiel einer konkreten Abtei, ist schon an sich von höchstem Interesse, da sich hier ein großes Stück europäischer Geistes-, Kultur- und Wirtschaftsgeschichte widerspiegelt. Die Autoren verfolgen dann auch minutiös alle diese Aspekte sowie die Rückwirkungen der wechselvollen politischen Ereignisse auf das klösterliche Leben. Die Gründung des Klosters, wohl als Kanonikerstift, durch Thierry (Theoderich), einen Schüler des hl. Remigius, um das Jahr 534, die Weiterentwicklung unter dem zweiten Abt Thion (Theodulf), die Einführung der Benediktinerregel durch Erzbischof Adalbero von Reims und mit Hilfe von Mönchen der großen Abtei Saint-Remi um 972, — alles das erweist sich rückblickend als Vorbereitung auf das Erscheinen jenes Mannes, der, indem sein Name mit dem seines Klosters verbunden blieb, seiner Abtei selbst ein dauerndes Andenken sicherte: Wilhelm von Saint-Thierry, Freund und Mitstreiter des hl. Bernhard von Clairvaux und Autor polemisch-theologischer, vor allem aber monastisch-mystischer Schriften von höchstem Rang. Er war Abt von Saint-Thierry in den Jahren 1121 bis 1125; dann zog er sich auf der Suche nach einem schlichten, be-

schaulichen Leben zu den Cisterziensern von Signy zurück, wo er bis zu seinem Tode im Jahre 1149 weiterhin schriftstellerisch tätig war. Kein Wunder, daß der Hauptteil und das Mittelstück der vorliegenden Veröffentlichung (SS. 261—454) diesem Mann, seiner geistlichen Physiognomie, seinem Wirken und seinen Werken gewidmet ist.

Die Seitenflügel des Triptychons wären, bildlich gesprochen, zur Linken: „Die Abtei von den Ursprüngen bis zum 12. Jahrhundert" und zur Rechten „Das Ende des Mittelalters und die Neuzeit". Unmöglich, die Namen aller Mitarbeiter zu nennen und die Fülle des Stoffes hier auszubreiten. Es genüge der Hinweis, daß wohl kaum ein Interessengebiet innerhalb der Gesamtthematik ausgelassen worden ist. So ergibt sich, aus Mosaiksteinen zusammengesetzt, das farbige Bild einer Benediktinerabtei im Auf und Ab ihrer langen Geschichte und der strahlenden Mitte jener Jahre, in denen ein Mönch und Abt an ihrer Spitze stand, der durch seine Schriften auch uns heute noch etwas zu sagen hat: der selige Wilhelm von Saint-Thierry.

Beuron — Salzburg *Paulus Gordan OSB*

GEBHARD SPAHR OSB: *Oberschwäbische Barockstraße, Band I und II*, jeweils 261 Seiten samt Anmerkungen, Register, Literatur- und Quellenverzeichnis und 132 Farbtafeln. Isa Berbaum Verlag, Weingarten ²1979 und 1978.

Die beiden Bände behandeln die Hauptroute der Oberschwäbischen Barockstraße, deren Name erst 1966 geprägt wurde. Zunächst wird als Inhalt die Strecke von Ulm bis Tettnang und von Wangen bis Ulm-Wiblingen geboten. Dabei kommen etliche Benediktinerabteien und indirekt auch solche der Benediktinerinnen zur Sprache, vor allem Zwiefalten, Weingarten, mit seinem ehemaligen Priorat Hofen (Friedrichshafen), Isny, Ochsenhausen und Wiblingen.

Aber auch andere Gemeinschaften, die nach der Regel St. Benedikts lebten, z. B. die Zisterzienserinnenklöster Heiligkreuztal und Gutenzell finden eine eingehende Würdigung. Da die Prämonstratenser in Oberschwaben stattlich vertreten waren, legte man auf die Abteien Rot an der Rot, Obermarchtal, Schussenried und Weißenau ein besonderes Augenmerk.

An diesem dargebotenen Material wird gleichsam Anfang und Ende der barocken Stilentwicklung, hauptsächlich beeinflußt von Vorarlberg, Bayern, Italien und nicht zuletzt von der Kollegienkirche in Salzburg, aufgezeigt anhand der imponierenden Klosteranlagen und Gotteshäuser mit ihrer Architektur, Malerei und Plastik. Dabei ragen besonders die Thumb, Beer, Dominikus und Johann Baptist Zimmermann, Johann Georg und Johann Michael Fischer, Asam und Spieler wie Christian und Carlone hervor.

Zugleich läßt der Verfasser die Vielfalt barocken Lebens Revue passieren in Gotteslob, Seelsorge, Schule, Theater, Prozessionen, Wallfahrten, Predigt, Musik und Bibliotheken. Wiblingen, Schussenried und vereinzelt Weißenau wird heute gerade wegen der prächtig ausgestalteten Büchersäle, die zwar nicht mehr ihre eigentlichen Schätze bergen, besucht. Die Musikpflege äußert sich bildlich im Chorfresko von Weißenau und an der Emporenbrüstung von Schussenried. Hierbei kann glänzend das Instrumentarium der Barockzeit abgelesen werden. Unter den Predigern des 18. Jahrhunderts überragte der schwäbische Cicero, Sebastian Sailer aus Obermarchtal, alle anderen.

Es mag auffallend sein, daß manche Wallfahrtskirchen noch schöner und kostspieliger ausstaffiert wurden als die eigenen Klosterkirchen. Dies gilt insbesondere von Steinhausen und Schussenried. Was die einzelnen Klöster auch baulich

für inkorporierte Pfarreien geleistet haben, wird eigentlich erst in den beiden Bänden anschaulich gemacht an den Beispielen von Ochsenhausen, Weißenau, Rot und Obermarchtal u. a. Jährlich ziehen Pilgerströme immer noch nach Gutenzell, um während der Weihnachtszeit die kostbar gekleideten Krippenfiguren zu bestaunen. Aber auch Kunstgegenstände der Romanik, Gotik und Renaissance kamen im Zusammenhang mit der Barockstraße ins engere Blickfeld, so daß man klar erkennen kann, daß jede Generation einen Beitrag leistete zum Weiterbau der Gemeinschaft. Dies wird von allem bei den beigegebenen prächtigen Farbaufnahmen von Isa Beerbaum und den Strichätzungen mit Grund- und Aufrissen sichtbar.
Nicht daß die Städte und Schlösser mit ihren barocken kulturellen Kleinodien, z. B. Ulm, Biberach, Ravensburg, Kißlegg, Wolfegg, Warthausen und Wurzach vernachlässigt worden wären, doch Tatsache bleibt, daß die auf fünf Bände vorgesehene „Oberschwäbische Barockstraße" hauptsächlich das blühende monastische Leben dieser Landschaft, die von Kempten bis nach St. Gallen und von Ottobeuren bis über Birnau reicht, bietet. Der moderne Reisende kommt auch auf seine Rechnung durch die Karten im Vorsatz.
Das Zeitalter der Augenfreude nicht nur beim Erleben am Ort selbst, hat im Buch einen Bereich erschlossen, der zu weiteren Schritten aus den Quellen bisheriger — bisher manchmal trocken scheinender — Literatur weiterhelfen.

Ottobeuren *Aegidius Kolb OSB*

ANDREAS BAUCH: *Ein bayerisches Mirakelbuch aus der Karolingerzeit.* Die Monheimer Walpurgis-Wunder des Priesters Wolfhard. Quellen zur Geschichte der Diözese Eichstätt Bd. 2. Reihe: Eichstätter Studien — Neue Folge Bd. XII 372 Seiten, 2 Faltkarten, 1 Kunstdruckblatt. Verlag Friedrich Pustet, Regensburg

Im 1200. Gedenk- und Jubeljahr des Bistums Eichstätt wurde der Hl. Walpurgis ein Werk gewidmet von einem Historiker, der aus den tiefen Gründen der Wissenschaft schöpft und vom Herzen seiner Heimat zur Feder geführt wird. Aus der Legendenliteratur des Mittelalters ergab sich nach langer, harter Arbeit in die Auseinandersetzung mit der „Denk- und Weltanschauung" das Bemühen der Erfassung um die Quelle des Priesters Wolfhard von Herrieden im 9. Jh.
Der 1. Teil liefert ein gründliches Kommentar, das in den verschiedenen Kapiteln erschließt: Das Leben und Werk, dann dieser Arbeitsweise des Schreibers Wolfhard, der Textgeschichte und die vorliegende Gesamtausgabe. Kritisch werden erfaßt die Fragen des mittelalterlichen Menschen und die Heilige — und die Wallfahrtsmotive der Monheimer Pilger im 9. Jh. Mehrfach „Wie" stellen die Fragen um die Pilger dorthin auf dem Weg, deren Erleben am Wallfahrtsort. Kritische Fragen stellt unser Bearbeiter im Spannungsfeld des Wunders: aus den Bereichen der Theologie, Naturwissenschaften, Psychologie und der historischen Forschung. Die in Monheim gelieferten Heilungswunder, mit denen sich medizinhistorisch der Arzt auseinandersetzt und weiteres zu den Mirakelgeschichten. Das Kloster Monheim wird als Träger des Kulturzentrums erklärt, ferner der Hintergrund der reichs- und kirchenpolitischen Ergebnisse. Eine Kultkarte (die allerdings Kempten an der Iller zu suchen hat) umreißt zugleich die Kulträume (S. 19—140).
Der 2. Teil bringt den lateinischen Text und deren Übersetzung erschließt die vier Mirakelbücher (S. 141—348), jeweils mit gründlichen Anmerkungen bearbeitet. Ein Literaturverzeichnis und Register wird allseits begrüßt und dem Werk und Autor vielseitige Dankbarkeit widmen.

Ottobeuren *Aegidius Kolb OSB*

BORST ARNO: *Mönche am Bodensee 610—1525.* Bodensee-Bibliothek 3. 1978. 584 Seiten mit 89, teils farbigen Abbildungen. J. Thorbecke Verlag Sigmaringen. Geb. DM 68,—.

Verf. hat mit einer Personengruppe von 20 Mönchen und Nonnen ein umfassendes Bild vom Leben im Bodenseeraum für gut 900 Jahre gegeben; für die Zeit von 610 mit Gallus und Otmar beginnend bis zu den Kartäusern in Ittingen im 16. Jahrhundert. Was der Titel des Buches ankündigt, ist am konkreten Beispiel durch die Jahrhunderte entfaltet, zumal die Mönche und Nonnen im kirchlichen und politisch-sozialen Leben ihrer Zeit und ihres Landes um den See gegeben sind und die Möglichkeit der gestalterischen Kraft der Einzelnen und ihrer klösterlichen Gemeinden oder auch die Unmöglichkeit dazu ausdrücklich gesucht und beschrieben ist. Hier liegt der besondere Reiz und der bleibende Verdienst des Buches, das aus einer „öffentlichen Vorlesung" an der Universität Konstanz hervorgewachsen ist. Der kaum überschaubare Stoff ist sinnvoll in vier Abschnitte gegliedert: zunächst das frühe Mittelalter mit den Klöstern St. Gallen, Reichenau und Einsiedeln, Gallus und Otmar; das 11. und 12. Jahrhundert mit Hermann d. Lahmen, Eberhard von Nellenburg mit Allerheiligen in Schaffhausen sowie Petershausen, Kreuzlingen und Bischof Diethelm von Krenkingen-Konstanz. Das Hohe Mittelalter mit den Zisterziensern, Eberhard von Rohrdorf aus Salem, die Prämonstratenser mit Weißenau, die Deutschhernn mit Mainau, Seuse als Dominikaner in Konstanz und die Franziskaner in Lindau. Das vierte Kapitel gehört dem späten Mittelalter: Katharinental, Reute, Karmeliter in Ravensburg, Ulrich Rösch in St. Gallen und der Kartäuser Peter Thaler in Ittingen. A. Borst hat es verstanden, nicht nur viele Quellen und Literatur zur Sache zu lesen, sondern abzuhören und zum Sprechen zu bringen, gelegentlich „zugespitzt", um auf diese nicht alltägliche Weise den ganzen Entwurf mit den Mönchen von einst als Mitte in Berührung zum heutigen Menschen zu bringen. Das ist vorzüglich gelungen, zumal die Darstellung gut lesbar und lebendig ist. Das Buch ist deswegen mit dem „Bodensee-Literaturpreis der Stadt Überlingen 1979" ausgezeichnet worden. A. Borst fragt dabei auch nach der Aktualität des Mönchtums über das Mittelalter hinaus so wie etwa die „Idee" der Universität ihre Aktualität noch immer hat, obwohl sie dem Mittelalter entstammt. Hier der kurze Hinweis, daß die Mönche von allen Anfängen an nicht einer Idee nachgelebt haben. Der Verf. selbst betont ihr konkretes Leben. Oder es wäre zu bedenken, daß das Mittelalter aus vielerlei Gründen die geschichtliche Stunde der benediktinischen Mönche gewesen ist und in der Darstellung mancherlei andere Akzente gesetzt werden müßten. Dazu nur als Beispiel die Versprechen der Benediktsregel, die anders als Armut, Keuschheit und Gehorsam aussagen, wenn diese drei auch eingeschlossen sind. Hier wäre die christologische Linie zu sehen, nicht die patriarchalische! Wenn Borst in seinem Schlußkapitel „Mönche im Mittelalter" feststellt, „die Zeit der Mönche ist vorbei und kehrt nicht wieder" (S. 389), ist ihm zuzustimmen. Ein „servitium imperii" der Abteien wie im Mittelalter, auch in abgewandelter Form ist ausgeschlossen. Aber Verf. hätte hinzufügen sollen, daß die Zeit des Evangeliums nicht vorbei ist, und auch im 19. und 20. Jahrhundert Mönche nach der Regel Benedikts und ihrem Wort „per ducatum Evangelii" leben und für diese hier erster Anstoß und Angelpunkt ihres Lebens mitten unter den Menschen liegt und nicht vorrangig nach gesellschaftspolitischen Bezügen gefragt ist, so sehr es diese danach heute auch gibt, wenn auch anders als im Mittelalter.

Beuron *Ursmar Engelmann OSB*

17. MRZ. 1981

30. APR. 1982

11. DEZ. 1984

21.51